Princeton University Library
32101 064469669

902
407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germ

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 27.

Ausgegeben am 3. Juli 1868.

Inhalt:

Am zweiten Jahrestag der Schlacht von Königgrätz . . . Seite 1
Norddeutsche Kriegshäfen. 4. Das künftige Depotsystem 8
Die Auswanderung unter dem Schutze des norddeutschen Bundes . 18
Richard Wagner's „Meistersinger in Nürnberg" 23
Pariser Briefe 36
Kunstblätter 40

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

27. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Friedr. Wilh. Grunow.)
1868.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Schs. 27, pt. 3
1868

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1868. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Am zweiten Jahrestage der Schlacht bei Königgrätz. S. 1.

Die Auswanderung unter dem Schutz des norddeutschen Bundes. S. 18.

Pariser Brief. S. 36.

Die Czechenagitation in Prag. S. 41.

Ein Wort für den häuslichen Frieden in der liberalen Partei. S. 49.

Wirthschaftliche Zustände Nord-Amerika's. S. 55.

Bunsen's Denkwürdigkeiten I. S. 107. II. S. 461. III. S. 488.

Die pariser Budgetdebatten. S. 114.

Ein englischer Grenzkrieg im Pendjab. S. 121.

Die Armengesetzgebung des preußischen Staates. S. 140.

Aus Schwaben: Die Wahlen zum württembergischen Landtage. S. 147. S. 228.

Die Beschlaglegung auf künftigen Arbeitslohn. S. 156.

Politischer Monatsbericht (Ende Juli). S. 189. (Ende Aug.) S. 344.

Aussichten der skandinavischen Einheit. S. 201.

Finnland und die Finnländer. S. 218.

Die deutschen Feste der ersten Augustwoche. S. 241.

Finnland und das Nationalitätsprincip. S. 310.

Vom hannoverschen Harze. S. 341.

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien vom Jahre 1866. S. 361.

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien vom Jahre 1866 (Schluß). S. 421.

Die Chimäre einer polnischen Abstimmung. S. 430.

Der volkswirthschaftliche Congreß. S. 441.

Die Theilhaberschaft des Arbeiters am Unternehmen. S. 470.

Aus Königgrätz I. S. 476. II. S. 506.

Die wirthschaftliche Lage Nord-Amerika's. S. 481.

Aus Schleswig-Holstein. S. 494.

Der Besuch des Königs in den Nordprovinzen. S. 503.

Bericht der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. S. 518.

Bilder und Schilderungen.

Norddeutsche Kriegshäfen: Das künftige Depotsystem. S. 8.

Kiel, seine Föhrde und deren Befestigung. S. 128.

Die Marine-Etablissements bei Kiel. S. 201.

Danzig. S. 321.

Die Jahde, Wasserverhältnisse und Binnenhafen. S. 445.

Das heutige Palästina. S. 70.

Die Delagoa-Bucht. S. 232.

Die Marine-Ausstellung im Havre. S. 262.

Noch ein Zeugenverhör über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand. S. 273.

Abseit der Heerstraße: Eschwege. S. 300.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner's Meistersinger in Nürnberg. S. 23.

611941

Digitized by Google

Importirte Socialökonomie: Carey's Socialökonomie. S. 63.
Der gegenwärtige Stand der Runenkunde. S. 81.
Die alte Kunst und die Mode (v. Otto Jahn). S. 161.
Port-Royal (v. Otto Jahn). S. 179.
Der Troveor Rutebeuf. S. 246.
Der pariser Salon von 1868 I. S. 281. II. S. 330.
Hausrath's Neutestamentliche Zeitgeschichte. S. 293.
Die griechische Kunst und die Monarchie. S. 373.
Ein deutsches Wörterbuch als particularistische Demonstration. S. 390.
Paul Louis Courrier. S. 401.
Eine Biographie Rousseau's. S. 513.

Kritiken und Besprechungen.

Führich: Der bethlehemitische Weg. S. 40. — Gaber und Oertel: Er ist auferstanden. S. 40. — Ueberweg: Grundriß der Geschichte der Philosophie. S. 80. — Eberhard: Die aristotelische Definition der Seele. S. 80. — v. Zahn: Jahrbücher der Kunstwissenschaften. S. 119. — C. Wittich: Das römisch-deutsche Kaiserreich und der deutsche Nationalstaat. S. 200. — Kurz: Correspondenz Napoleon's I. S. 231. — Nippold: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. S. 236. — Collection of British Authors. S. 238. — Zur Reuter-Literatur. S. 238. — Glaser's Jahrbücher. S. 239. — Mager: Volkswirthschaft. S. 240. — Graf Münster: Der norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reiche. S. 359. — Bernstein: Deutscher Kalender für 1869. S. 440.

Digitized by Google

Am zweiten Jahrestag der Schlacht von Königgrätz.

✕ „Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen, untröstlich iſts noch allerwärts, doch ſah ich manches Auge flammen und klopfen hört ich manches Herz.“ Mit dieſem Wort tiefbewegter Klage ſchloß Uhland das Lied, welches der dritten Wiederkehr des Tages von Leipzig galt. Uns, die wir heute den Jahrestag der Schlacht begehen, welche den zweiten deutſchen Befreiungskrieg entſchied, uns wird nahe liegen, an dem Maßſtabe dieſes Wortes zu prüfen, wie die beiden Jahre, welche den 3. Juli 1866 vom heutigen Tage trennen, benutzt worden ſind und ob wir zu „rühmen“ oder zu „verdammen“ haben, wenn wir auf die jüngſte Phaſe deutſcher Entwickelung zurückblicken.

Als ſich der Pulverdampf des letzten Krieges verzogen hatte, waren es vornehmlich zwei Fragen, welche denen gegenüberſtanden, die ſich für die Conſolidation der neugeſchaffenen Verhältniſſe mitverantwortlich wußten: „Was wird aus dem Süden?“ und „Wie wird ſich das Verhältniß der preußiſchen Regierung zu der großen liberalen Partei geſtalten, welche die öffentliche Meinung Norddeutſchlands weſentlich vertritt?“ Für die Gegner ſtellte die Frage ſich anders; die überhaupt wußten, was ſie wollten, blickten über den Rhein und fragten nach dem Termin für die franzöſiſche Intervention, welche ihnen unausbleiblich ſchien. Der Anſpruch auf franzöſiſchen Schutz für die durch den erſten Napoleon geſchaffenen kleinen Souveränitäten gehört ja von Alters her zu den „Grundrechten“ des deutſchen Particularismus.

Liegt auf die Frage, welche das Herz des deutſchen Volks damals zu Hoffnung und Furcht bewegten, heute eine Antwort vor oder ſind wir dazu verurtheilt, 1868 weiter zu conjecturiren, wie wir es 1866 gethan? Sehen wir die Dinge rein äußerlich an, ſo muß die Antwort zweifelhaft erſcheinen. Es iſt in jeder Beziehung anders gekommen, als damals erwartet und berechnet worden. Alles mögliche hatte man in Rechnung gezogen, — nur ein Moment nicht: jene vis inertiae, die in Augenblicken der Erregung regelmäßig überſehen wird und ihr Recht doch jedesmal geltend macht, wenn

Digitized by Google

das Maß menſchlicher Kräfte wieder auf ſein gewöhnliches Niveau zurückgeſunken iſt. Weder hat es der Süden über ſich gewinnen können, aus der prekairen Lage herauszutreten, in welche er durch die Auflöſung des alten Bundes gerathen war und welche ſchon am erſten Tage für unhaltbar galt, noch läßt ſich behaupten, daß das Verhältniß des norddeutſchen Liberalismus zu der Siegerin von Königgrätz ein abgeklärtes und feſtſtehendes geworden ſei. Selbſt die Franzoſen, denen gewaltſame Entſchließungen ſonſt leichter werden als uns, ſelbſt die Franzoſen ſind über das Verhältniß, das ſie zu dem neuen Deutſchland einnehmen ſollen, noch nicht ſchlüſſig geworden. Sie ſtehen noch immer mit gekreuzten Armen an der Brücke von Kehl ſtill und harren der Dinge, die da kommen ſollen.

Daß 1866 auf die längere Dauer von Proviſorien ſo unhaltbarer Art nicht gerechnet worden, iſt ſchon aus der Stimmung erklärlich, welche damals herrſchte. Der Tag, an welchem ſich der Umſchwung dieſer Stimmung vollzog, läßt ſich aber noch heute ziemlich genau beſtimmen. Es war der Tag von Luxemburg. Nicht als ob wir ein wirkliches Gewicht auf dieſen Fetzen Landes legten, der dem Particularismus zum ſtammverwandten erſt geworden, nachdem er von den preußiſchen Garniſonen geräumt ward. Läugnen aber läßt ſich nicht, daß Preußens Entſchluß, die Pforten des Krieges um Luxemburgs willen nicht noch einmal zu öffnen, in und außerhalb Deutſchlands von nachhaltigem Einfluß geweſen und mit dem Zeitpunkt der Ernüchterung zuſammengetroffen iſt, welche der Geſchichte des letzten Jahres ihr ſpecifiſches Gepräge aufgedrückt hat. Trotz des Erfolges, den die Freunde der nationalen Sache beim Schluß des conſtituirenden Reichstags aufzuweiſen hatten, war die Stimmung ſchon beim Auseinandergehen deſſelben von der des Eröffnungstages gründlich verſchieden. Die Ereigniſſe, welche dann folgten, waren nicht dazu angethan, die großen Leidenſchaften neu anzufachen, welche die Deutſchen während des Winters 1866—67 bewegt hatten. Stete Furcht vor neuen kriegeriſchen Verwickelungen lähmte Handel und Verkehr, die überdies unter den Wirkungen einer ziemlich allgemeinen Mißernte zu leiden hatten; in Frankreich machte die Unzufriedenheit mit der auch in Mexiko gedemüthigten Regierung ſo reißende Fortſchritte, daß die Beſchwichtigung der inneren Gährung durch einen auswärtigen Krieg mehr wie wahrſcheinlich wurde. Dazu kam, daß die von der Organiſation des neuen Bundes und ſeiner Armee in Anſpruch genommenen Opfer größer waren, als man irgend erwartet hatte, und daß die Säckel der Steuerzahler gerade in einem Augenblick allgemeiner Geſchäftsſtockung zum erſtenmale für den Bund in Anſpruch genommen werden mußten. In den kleinen Bundesſtaaten ſtellte man unliebſame Vergleiche zwiſchen den Abgabeaquoten von ſonſt und jetzt an, in den neupreußiſchen Ländern war des berechtigten und unberechtigten Murrens über die neuen adminiſtrativen

Digitized by

Einrichtungen kein Ende, in den alten Provinzen wurde in unerquicklichster Weise zwischen Fortschrittsmännern und Nationalliberalen parlamentirt und gehadert. Dann kamen die Tage des salzburger Kaiserbesuchs, die Kämpfe um die Erneuerung des Zollvereins, die parlamentarischen Debatten der Baiern und Würtemberger über die Allianceverträge, die Wochen allgemeiner Spannung auf den drohenden italienisch-französischen Conflikt, die periodisch wiederkehrenden Gerüchte von einer französischen Einmischung in die Verhandlungen um Nordschleswig.

An Gründen zur Depression mangelte es überhaupt nicht. In Sachen des neuen Bundes machte man namentlich außerhalb Preußens die Erfahrung, daß die mangelhafte Ausbildung der Exekutivorgane der Ausführung vieler Bundesbeschlüsse hemmend in den Weg trat und daß die wichtigsten neuen Gesetze durch Einfälle und Gewohnheiten kleinstaatlicher Beamten reformirt und modificirt wurden. Die Neuheit der gegebenen Verhältnisse bedingte ferner eine rücksichtsvolle Zartheit des Bundespräsidiums gegen die verbündeten Regierungen und Höfe, welche zu der Rücksichtslosigkeit dieser in eben so peinlichem Contrast stand, wie zu der Entschiedenheit, mit welcher Volkswünsche für bundesmäßige Intervention in inneren Fragen abgewiesen wurden. Endlich wurde das Verhältniß des Bundeskanzlers zur nationalliberalen Reichstagspartei, das bis dazu ein mindestens erträgliches gewesen war, im April d. J. ernstlich getrübt und als der Bundesrath dem Miquèlsche Amendement zu § 17 seine Zustimmung versagte, konnte der Particularismus jubelnd den Beginn eines neuen Conflicts verkünden.

Wenige Wochen später trat das Zollparlament zusammen, auf welches die Freunde der nationalen Sache die Hoffnungen gesetzt hatten, die bis dazu unerfüllt geblieben waren. Das Resultat ist gewesen, daß die von den Verträgen bezeichnete Linie nicht um eines Haares Breite überschritten ist und den Vertretern des Südens dennoch für die äußerste Grenze der dem Einigungsbedürfniß zu machenden Concessionen gilt. Nur der Eifersucht und dem kleinlichen Mißtrauen, welches die blos in ihrem Gegensatz gegen den Norden festgeschlossene süddeutsche Opposition zersplitterte, hatte man es zu danken, daß die deutsche Frage nicht durch Constituirung eines selbständigen Südbundes in antinationalem Sinne ihre Lösung fand.

So scheint die Geschichte der letzten Jahre ein Abbild desselben Entwickelungsganges zu bieten, den die Deutschen in der Zeit nach der großen Erhebung von 1813 durchmachten: hochgespannte Hoffnungen und Erwartungen, die sich zu kleinlicher Zerfahrenheit und eigensinniger Selbstgenügsamkeit ebben, sobald die durch frisches Siegesgefühl erzeugte Begeisterung verflogen ist. Denn weder läßt sich behaupten, daß die Regierung, welche an der Spitze des neuen Bundes steht, beständige Fühlung mit den Führern des

gitized by Google

Volks behalten hätte, noch daß die Opferbereitschaft der kleinen Staaten und ihrer Höfe zugenommen hat, noch daß von den Schranken, welche der Krieg von 1866 bestehen ließ, eine gefallen ist. „Doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz", ist heute wie damals der Trost derer, welche ihre Hoffnungen für die Einigung des Vaterlandes auf das „unabweisliche" Verständigungs- und Einigungsbedürfniß der Nation gründen.

Wenn wir keine anderen Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Situation hätten, als diese, es stünde schlimm mit unseren Aussichten in die Zukunft. Daß diese Zukunft aber nicht von den wechselnden Strömungen des Tages abhängig ist, — das ist's wofür das Jahr 1866, wofür der Tag von Königgrätz uns ein für allemal Bürgschaft geleistet hat. Nicht darauf kommt es an, daß der nationale Gedanke die leitende Stimmung des Volkes ist, sondern darauf, daß hinter diesem Gedanken ein starker Wille, eine reale Macht steht, an welche sich im entscheidenden Augenblick diejenigen anlehnen können, welche nicht nur überhaupt, sondern immer wissen, was sie wollen. Deutlicher wie irgend ein anderer Abschnitt der deutschen Geschichte hat der jüngste gezeigt, was der Besitz einer solchen Macht werth ist, selbst für diejenigen, welche ihn thöricht oder böswillig bekämpfen.

Der auf tausend verschiedene Punkte zersplitterte Kampf der deutschen Parteien hat sich seit 1866 um die eine Frage concentrirt: für Preußen oder wider Preußen. So leidenschaftlich Radicale und Conservative des Südens auch bemüht sind, die gesammtdeutsche Bedeutung des Tages von Königgrätz zu leugnen und die Stiftung des neuen Bundes als bloße Erweiterung der preußischen Machtsphäre herabzusetzen, — ihr gesammtes öffentliches Leben bewegt sich nur noch um die Entscheidung darüber, ob auf der im Norden gewonnenen Grundlage fortzubauen ist oder nicht, alle anderen Unterschiede sind verblaßt, der Mann, der im politischen Leben mitreden will, wird nur noch darnach gefragt, ob er für oder wider Preußen ist. Jene grenzenlose Verwirrung der Begriffe, welche von 1859 bis 1866 ihr Wesen trieb und täglich neue Blasen warf, die gestern schwarz-roth, heute schwarz-roth-gold, morgen roth schillerten, sie hat ein Ende genommen und einer gesunden Gährung Platz gemacht; die Kämpfer welche sich südlich vom Main gegenüberstehen, streiten nicht mehr um Theorien und Systeme, sondern um Gegensätze höchst realer Natur, um Dinge, die Fleisch und Bein haben und die jedes Kind mit Händen greifen kann. Im Norden hat sich der gleiche Prozeß noch rascher und noch energischer vollzogen. Weder die alten Parteigegensätze, noch die Verstimmungen, welche hie und da das Verhältniß des Bundeskanzlers zu den einzelnen Fractionen trübten, haben hindern können, daß Liberale und Conservative in einer unabsehbaren Schlachtreihe hinter dem

Digitized by Google

Träger der nationalen Idee stehen. Die Ueberzeugung, wie es vor allem und um jeden Preis darauf ankomme, das 1866 begonnene Werk durchzuführen, ist so stark und so zwingend gewesen, daß die noch im Herbst jenes Jahres vielerwogene Frage nach der persönlichen Stellung der Volksführer zur preußischen Regierung eigentlich gar nicht mehr in Betracht kommt. Mag man sich im einzelnen noch so scharf und erbittert entgegentreten, man weiß, daß man in der Stunde der Entscheidung auf einander rechnen kann, daß nur über die Mittel, nicht über den Zweck Meinungsverschiedenheit obwaltet, und die nationale Partei hat ein ebenso lebhaftes Bewußtsein davon, wie die Regierung, daß das preußische Königthum und die Nation mit „Blut und Eisen" aneinander geschmiedet sind. Die Unzufriedenheit in den neuen Provinzen ist viel zu wenig politischer Natur, um diese Gesundheit des preußischen Staatswesens anfressen und auf die Dauer schädigen zu können. Die Fortschrittspartei, deren Einfluß noch vor Jahresfrist viel gefürchtet war, hat aufgehört eine Gefahr zu sein, seit sie keine selbständige Macht mehr bildet. Die besten und einflußreichsten ihrer Glieder spielen die Rolle schmollender Freunde, die, was sie schelten, doch nicht bessern können, der Rest ist in das radicale Chaos zurück gesunken und sucht wechselsweise bei der kosmopolitischen Revolution und bei der kleinstaatlichen Reaction Dienste. Der norddeutsche Particularismus zählt trotz des Einflusses, den er in der Presse und an den Höfen ausübt, nur 21 parlamentarische Vertreter; die Massen, welche sonst seine Gefolgschaft bildeten, haben sich mehr und mehr in die neugeschaffenen Verhältnisse gefunden und beginnen schon gegenwärtig einzusehen, daß auf eine gewaltsame Aenderung nicht zu rechnen ist und daß ihre Interessen bei einer solchen schlechter fahren würden als bei der Aufrechterhaltung des Status-quo. Trotz aller Anstrengungen, welche die vertriebenen Fürsten aufgewandt haben, nimmt die Zahl derer, welche ihnen Opfer zu bringen bereit sind, täglich ab; zu gelbweißen Kokarden, verstohlen ausgestoßenen Drohworten, im günstigsten Fall zu in der Tasche geballten Fäusten hat die legitimistische Agitation es gebracht, sie kennt ihre Pappenheimer aber zu genau, um an den Beutel oder gar an die heile Haut derselben zu appelliren. In Norddeutschland steht es thatsächlich so, daß es nur eine Partei gibt, welche einen deutlich ausgesprochenen Willen und die Entschlossenheit hat, für diesen Gut und Blut einzusetzen; die übrigen Fractionen sind entweder zu schwach, um in Betracht zu kommen, oder sie haben den Muth ihrer Meinung nur, so lange es nicht zum Handeln kommt.

Sehen wir uns weiter im Kreise der deutschen Regierungen um, so finden wir, daß keine derselben Fähigkeit, Einfluß und Muth genug besitzt, um an die Spitze einer Bewegung gegen den neuen Bund treten oder je eine selbständige Lösung der deutschen Frage versuchen zu können. Das königliche

Digitized by Google

Preußen überragt als wirklicher Bronzefelſen alles, was von Monarchie in Deutſchland übrig geblieben iſt. Trotz der gewaltigen und zum Theil erfolgreichen Anſtrengungen, welche Oeſtreich gemacht hat, ſich von ſeinem tiefen Falle zu erheben, wird es ſelbſt in Süddeutſchland bei Combinationen für die deutſche Zukunft kaum mehr in Betracht gezogen, iſt ſein Ausſcheiden aus Deutſchland von den eigenen Anhängern ſchneller als man irgend glauben konnte verwunden worden. Die großdeutſche Demokratie, welche noch beim letzten Jahreswechſel von Lobpreiſungen der liberalen Wiener Herrlichkeit überfloß, trägt ſchon ſeit längerer Zeit eine lebhafte Verſtimmung gegen die Begründer derſelben zur Schau und kann es den Giskra, Breſtl und Auersperg nicht vergeſſen, daß ſie offen und ehrlich mit den Träumen öſtreichiſcher Oberhoheit über Deutſchland gebrochen und „Erhaltung des Friedens" auf ihre Fahne geſchrieben haben. Während die Großdeutſchen früherer Zeit ſtets mit den liberalen Deutſch-Oeſtreichern Hand in Hand gingen, werden neuerdings im Kreiſe derſelben Stimmen laut, welche auf einen Umſchwung im Sinn des Föderalismus rechnen und von dieſem das Werk der „Befreiung Deutſchlands" hoffen, das der öſtreichiſche Liberalismus ungethan ließ — ein ſicheres Zeichen für die Größe der großdeutſchen Hoffnungsloſigkeit. Von den verſchiedenen Entwürfen, welche von ſüddeutſchen Höfen und Parteien ausgeſponnen wurden, hat keiner Oeſtreich in Rechnung zu ziehen gewagt, zumal ſeit dieſer Staat aufgehört hat, das Bollwerk des Ultramontanismus zu ſein. Die ſtärkſte der ſüddeutſchen Monarchien, die bairiſche, ſteht dem Gedanken an eine Verſtändigung mit Preußen näher als je zu Zeiten des Bundestags; Baden hat ſeine Bereitwilligkeit zum Eintritt wiederholt ausgeſprochen, Würtemberg, der Hauptſitz der Oppoſition, nimmt eine rein negative Stellung ein und gibt das Bild einer Plan- und Rathloſigkeit ab, wie ſie ſchlimmer und widerwärtiger kaum gedacht werden kann. Die heſſen-dalwigk'ſche Regierung iſt im eigenen Lande ſo verhaßt, daß ihre Doppelſtellung nur mühſam aufrecht erhalten werden kann — den Großherzog von Baden ausgenommen, kann keiner der außerhalb des neuen Bundes ſtehenden Fürſten ſich rühmen, auch nur in ſeinem eigenen Staate populär zu ſein und irgend das Zeug zur Führung einer gegen den Norden gerichteten Volksbewegung zu haben. Dieſe Regierungen leben von der Hand in den Mund, entwürdigen ſich durch ſchwachherziges Liebäugeln mit den radicalen Parteien, ſchrecken vor jedem im Norden geſprochenen kräftigen Wort zuſammen und richten ihren Credit langſam aber ſicher zu Grunde.

Plan- und Ideenloſigkeit dieſer Politik findet ihres Gleichen nur in dem Gebahren jener ſogenannten Volkspartei, welche gleichfalls blos den Mund aufzumachen braucht, um ſich ein Armuthszeugniß der ſchlimmſten Art auszuſtellen. Das Höchſte, wozu ſpecifiſch-ſüddeutſche Volks- und Regierungs-

parteien es bringen, sind verschämte Rheinbundsideen. Mögen sie sich den norddeutschen Bund auch eine Zeitlang vom Halse halten, zu einer Organisation, welche demselben die Führung Deutschlands streitig machen könnte, werden die süddeutschen Staaten und Völker es nimmermehr bringen. —

Was die norddeutschen kleinen Höfe anlangt, so läßt sich behaupten, daß die Mehrzahl derselben sich in ihre neue Stellung erträglich rasch hineingefunden hat. Die Bundesgenossen de la veille waren bereits mit gutem Willen in die veränderten Verhältnisse getreten, den Verbündeten du lendemain hat Preußen die Sache zurecht gelegt, daß ihnen nichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen — in der Mehrzahl lebt zudem die Erinnerung an die überwundene Todesgefahr zu deutlich fort, als daß sie ihrer schlimmen Neigung freien Lauf zu lassen wagten. Wir sind weit davon entfernt, den Glauben an die gute Gesinnung auch nur der meisten Glieder des Bundesraths zu theilen, den die officiöse berliner Presse zur Schau trägt, wir wissen zu genau, daß und wo die Abneigung gegen das 1866 geschaffene Verhältniß in der Stille genährt und gepflegt wird, um darüber im Zweifel zu sein, daß das von dem Bundespräsidium gezeigte großmüthige Vertrauen vielfach übel angebracht ist, — wir sehen aber nirgend auch nur den Keim zur Consolidirung einer Macht, welche eine selbständige Rolle spielen und den Uebelwollenden zum Mittelpunkt und Anhalt dienen könnte. Mag noch so viel raisonnirt und gescholten, laut und leise conspirirt und intriguirt werden, weder diesseit noch jenseit des Main ragt eine feinliche Gewalt, ragt auch nur ein feindlicher Mann über dem bestimmbaren und unselbständigen Haufen so deutlich hervor, daß er an Führerschaft der Gegner Preußens denken könnte. In den Massen thut sich vielmehr ein starkes Gefühl davon kund, daß das Gebahren der Parteien, welche auf eigene Hand Politik treiben wollen, eitel Dunst und Schein ist und daß es in Deutschland nur einen Mann und nur eine Macht gibt, auf den Wollen und Nichtwollen es ankommt. Und diese Macht ist Träger der deutschen Geschicke, weil das Volk in ihr den Repräsentanten einer Nothwendigkeit sieht, die sich wohl hemmen und kreuzen, auf die Dauer aber nicht mehr aufhalten läßt. Freund und Feind müssen eingestehen, daß Preußen der Träger einer wirklichen Politik ist und daß diese — mag sie im übrigen gebilligt oder gescholten werden — die einzige sei, die in Deutschland überhaupt noch getrieben wird.

Nicht „flammende Augen und klopfende Herzen" sind es, auf welche der deutsche Patriot sich zu berufen hat, wenn er am zweiten Jahrestage der Schlacht von Königgrätz nach den Bürgschaften für die Zukunft seines Vaterlandes gefragt wird, aber er kann auf einen Staat verweisen, der unter einer Welt von Trümmern groß und gefürchtet dasteht und die Hälfte seines

Digitized by Google

Volkes umfaßt: er hat den festen Punkt gefunden, an welchem die Hebel zur Verwirklichung seiner Hoffnungen und Wünsche angesetzt werden können.

Das Ziel, das den Patrioten von 1815 in den Wolken zu liegen schien, steht heute auf fester Erde und nur die Blinden können den Weg, der an dasselbe leitet, verfehlen, seit jene Irr- und Nebenwege früherer Zeit verschüttet und zerstört sind, die einzig an den Abgrund der Staatslosigkeit führen konnten. Nur zwischen dieser und der Nachfolge Preußens haben die Deutschen zu wählen, welche noch nicht am Ziel stehen. Wählen sie nicht selbst, so wird für sie gewählt werden müssen.

Norddeutsche Kriegshäfen.

4. Das künftige Depotsystem und sein Schutz.

Durch den Beschluß über die Marineanleihe, welche der norddeutsche Reichstag während der letzten Hälfte seiner Session gefaßt hat, sind die Befürchtungen glücklich beseitigt worden, welche sich in Sachen unseres Marine- und Küstenbefestigungswesens an den Conflict geknüpft hatten, der durch die Annahme des Miquèlschen Amendements zum § 17. und die Stellung des Bundesraths zu demselben heraufbeschworen worden war. Indem wir unsere Besprechung der seit Jahren für nothwendig erkannten Pläne zur Befestigung unserer Nord- und Ostseeküsten neu aufnehmen, geben wir uns der Hoffnung hin, in einer nicht all' zu fernen Zukunft über die Ausführung dessen berichten zu können, was zur Zeit des Bundestages immer nur Gegenstand patriotischer Wünsche und Hoffnungen gewesen war. —

Nach den Ausführungen des vorigen Artikels hätten wir danach zu streben, daß außer dem Hauptkriegshafen Kiel noch fünf Hauptmarinestationen in der Ostsee angelegt werden, befestigte Stationen, welche zwar keine Vorrichtungen für Neubauten, aber doch einen für die größten Schiffe genügenden Liegehafen mit wenigstens einem Dock sowie Reparaturwerkstätten enthielten, um jede Beschädigung ausbessern zu können, ferner Magazine zur Ergänzung ausgegangener Vorräthe u. s. w. Diese Stationen würden sein: für Schiffe bis zu 20 Fuß Tiefgang: Swinemünde (in Verbindung mit Wolgast und rückwärts Stettin) und für Schiffe jeder Größe: Oxhöft, der jasmunder Bodden auf Rügen (in Verbindung mit Stralsund und Greifswald), das wohlenberger Wiek bei Wismar, Höruphaff-Alsensund (in Verbindung mit der apenrader und der flensburger Föhrde) sowie allenfalls

Digitized by Google

Eckernförde. Außer diesen Hauptmarinestationen gälte es aber noch, die geeigneten größeren Flußmündungen an unseren Küsten zur sicherer Aufnahme kleinerer Fahrzeuge einzurichten und hier befestigte Marinedepots anzulegen, wo die Schiffe ihre Vorräthe, namentlich ihre Kohlen ergänzen, leichte Beschädigungen der Takelage unbehelligt ausbessern und wo Kanonenboote vielleicht sogar aufgeschlippt werden könnten.

Solche befestigte Marinedepots anzulegen würde sich nun an den folgenden Orten empfehlen. Zunächst wäre im äußersten Osten Memel mit seinen Befestigungen, welche den Eingang ins kurische Haff vertheidigen, zu nennen; solche Befestigungen sind hier schon von Preußen auf seine eigene Hand begonnen und während des Nothstandes im letzten Winter durch 210 Arbeiter fortgeführt worden, sodaß es nicht allzuviel Schwierigkeiten bieten würde, Memel zu einem derartigen befestigten Marinedepot umzugestalten. Dasselbe gälte demnächst von Pillau, dessen Befestigung gleichfalls bereits in Angriff genommen worden ist und den Eingang ins frische Haff deckt, also mittelbar Elbing und Königsberg schützt. Die Befestigungsarbeiten und die Hafenbauten in Pillau, die im letzten Winter während des Nothstandes trotz des Frostes 75 Arbeiter dauernd beschäftigten, dauern noch immer fort: die Vordermole, aus Feldsteinen und Cement ausgeführt, wird bei 1800 Fuß Länge und bei 22 Fuß Breite in der Sohle, 10 Fuß auf der Krone sowie bei 10 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel etwa 300,000 Thlr. kosten und im Ganzen voraussichtlich 3 Jahre Bauzeit in Anspruch nehmen. Der frühere Ausfluß des frischen Haffs, das Lochstädter Tief, ist jetzt versandet, sodaß die Eisenbahn von Pillau nach Königsberg darüber geht; statt dessen ist ein neuer Hafen mit Leuchtthurm angelegt. Das nächste Marinedepot wäre Neufahrwasser-Weichselmünde in Verbindung mit Danzig und seiner Werft, die jedenfalls im gegenwärtigen Umfang erhalten bleiben muß und dann durch die Nähe der schützenden Station Oxhöft an Werth gewänne. Besonders lebhaft hat sich für die Handelsmarine wie für die kleineren Fahrzeuge der Kriegsmarine immer der Wunsch nach einem Sicherheitshafen nahe der kassubischen Spitze von Pommern (Beeser-Hoofd) geltend gemacht, und man hat deshalb vorgeschlagen bei dem Küstenörtchen Leba am gleichnamigen Küstenfluß, welcher sich westlich der Stadt zum 50,000 Morgen großen Lebasee erweitert, einen Nothhafen anzulegen. Da indessen der ½ Meile lange Durchbruch vom Lebasee nach der Ostsee an der Mündung bis auf 3 Fuß versandet ist und jeder andere Durchstich einer gleichen Versandung ausgesetzt wäre, so hat man projectirt, den östlich von Leba gelegenen Sarbskersee hierzu zu benutzen, der 1 Meile lang, ¼ Meile breit ist und sehr wenig Zuflüsse enthält, also in sehr geringem Grade der Ablagerung von Sinkstoffen ausgesetzt ist. Ein Durchstich nach der See würde nur 1000

Digitized by Google

Schritt Länge haben müssen, und eine Austiefung dieses schmalen Durchstichs sowie des westlichen Theiles des Sees auf 21 Fuß würde diesen Hafen auf gleichen Werth wie den swinemünder bringen, falls man die Einfahrt zwischen zwei 1500 Schritt langen Molen genau nördlich bis zur 4 Fadentiefe hinausführte, einen Leuchtthurm erbaute und am Westufer des Sees ein Bollwerk anlegte. Da indessen allein die Molen mit Faschinenbettung 810,000 Thlr., mit Betonbettung über 1 Million kosten würden, so scheint uns das Project dieses allerdings sehr wünschenswerthen Noth- und Zufluchtshafens zwischen Oder und Weichsel nicht viel Aussicht auf Verwirklichung zu haben. — Weiter nach Westen kommen noch drei Punkte der pommerschen Küste, an welchen man die Anlage von Nothhäfen gewünscht hat, und wo im Fall der Ausführung solcher Anlagen natürlich Marinedepots errichtet werden müßten, obwohl gegenwärtig noch nicht einmal die flachgehenden Panzerfahrzeuge mit 13½ Fuß Tiefgang in die Mündung dieser Küstenflüsse einlaufen können. Stolpmünde am Küstenflüßchen Stolpe, unterhalb der gleichnamigen Stadt, Rügenwalde am Küstenflüßchen Wipper, und Colberg nahe der See an dem Küstenflüßchen Persante; jedenfalls verdient von diesen drei Punkten Colberg als die größte Stadt (13,000 Einwohner) den Vorzug, da es schon Festung ist und bereits einen, wenn auch unbedeutenden Hafen und Eisenbahnverbindung mit dem Hinterlande besitzt. Die unbedeutenden Strandschanzen, deren die Mündung der Dievenow zum Schutz von Cammin gegen leichte feindliche Fahrzeuge bedarf, und die Werke, welche die Peenemünde zum Schutz von Wolgast (dem Stammort der pommerschen Herzöge) und der Einfahrt ins kleine Haff bereits angelegt worden sind, können wir füglich als Flankenwerke der Marinestation von Swinemünde auffassen. Auch Greifswald und Stralsund würden in die Vertheidigungssphäre der Marinestation Rügen fallen.

Der Saaler Bodden dagegen, ein tief eingeschnittener Meerbusen einige Meilen weiter westlich, den das Marineministerium früher zur Anlage eines Kriegshafens in Rücksicht gezogen hatte, könnte möglicherweise als ein befestigtes Marinedepot leicht von hohem Nutzen sein, das dann auch die Stadt Barth mit ihrer bedeutenden Rhederei decken würde. Aehnliches gilt von Warnemünde am Ausfluß der Warnow, dem lebhaftesten meklenburgischen Handelshafen, den jährlich über 700 meist große Schiffe besuchen. Warnemünde ist eigentlich der Hafenort für das 2 Meilen südlicher gelegene Rostock, einer Stadt von 27,000 Einwohnern, welche der größte deutsche Rhedereiplatz der Ostsee ist und in dieser Beziehung noch über Danzig und Stettin steht, wie es auch durch seinen 420 Fuß hohen Petrithurm als eine 5 Meilen in See sichtbare Landmarke für die Seefahrer einzig dasteht und poetische Gemüther an die Statue der Athene Polias im

Digitized by Google

alten Athen erinnert, die auch den Schiffen beim Dupliren des Cap Sunion als Landmarke diente. Die Warnow ist bei Rostock noch 8—10 Fuß tief und daher durch Kanonenboote direct zu erreichen. Als während des dänischen Krieges 1864 der Plan ventilirt wurde, von Dornbusch unsere Kanonenboote nach Schleswig oder wenigstens zunächst nach Fehmarn zu schicken und mit den Landarmeen cooperiren zu lassen, kam auch Warnemünde wie weiterhin Wismar und Travemünde als einer der drei Häfen in Betracht, in welchen die Kanonenboote während ihrer 30 Meilen langen Ueberfahrt vor überlegenen Feinden Deckung finden konnten. Bekanntlich ist die Ausführung dieses Plans unterblieben, weil die Entfernung zwischen Dornbusch und Warnemünde immer noch über 15 Meilen beträgt, die Formation der preußischen und meklenburgischen Küsten an dieser Stelle aber so steil zur See abfällt, daß zu wenig flaches Wasser übrig bleibt, in welches die Kanonenboote sich weit genug vor den Schüssen größerer tiefgehender Schiffe zurückziehn könnten. Andererseits war aber eine directe Ueberfahrt nicht zu wagen, weil die Kanonenboote höchstens 9 Knoten Schnelligkeit erreichten und behufs Zusammenbleibens mit den schlechtesten Läufern nur 7½ Knoten machen durften, bei westlicher Brise und Seegang noch weniger (5—6 Knoten) machten, während die größeren dänischen Schiffe von ihrer 10—11 Knoten Fahrt durch den Seegang viel weniger verlieren und auch im Gebrauch der Geschütze nicht gehindert werden wie die Kanonenboote. — Da Wismar vollständige Marinestation werden muß, wäre das nächste befestigte Marinedepot in Travemünde, dem Hafen der schönen alten Hansestadt Lübeck anzulegen, wo sich ja im letzten dänischen Kriege (ebenso wie in Wismar und an verschiedenen Punkten Rügens und Holsteins) ein Kohlendepot befand. Dagegen würde, falls der Nordostseecanal in der neustädter Bucht seinen Ausgang erhält und dann durch den hämelsdorfer See als Binnenbassin geführt wird, Travemünde zu einer bloßen Flankenbefestigung für die große Marinestation werden, welche an der östlichen Canalmündung anzulegen wäre und ihren sicheren Binnenhafen eben im hämelsdorfer See erhielte. Vorläufig aber, vor der Vollendung des Nordostseecanals ist hier an der Mündung der Trave mit ihrer Erweiterung zum portnitzer Wiek und ihrem (2 Meilen von Lübeck entfernten) Leuchtthurm auf jeden Fall ein befestigtes Marinedepot zu etabliren, um so mehr, als Travemünde jetzt von der Handelsmarine weniger in Anspruch genommen ist wie früher, wo die Trave nur 14 Fuß tiefgehenden Schiffen Eingang gestattete. Seit der Anlage umfassender Wasserbauten kommen aber große Schiffe bis zur Stadt Lübeck, die natürlich durch die Befestigung des Depots in Travemünde gegen feindliche Flottenangriffe mit gedeckt würde.

Da die kieler Föhrde selber Hauptkriegshafen ist, Eckernförde zur Ma-

rineſtation werden dürfte, und die flensburger Föhrde — die ſich übrigens nach dem Urtheil competenter Marineofficiere ebenſo wie Kiel oder das wohlenberger Wiek binnen zwei Jahren in einen vollſtändigen Kriegshafen verwandeln ließe und deshalb noch im Anfang d. J. behufs Anlage einer Flottenſtation in Betracht gezogen wurde — ebenſo wie die apenrader Föhrde in die Vertheidigungsſphäre der Station Höruphaff-Alſenſund fallen, bliebe als einziger Punkt zur Anlage eines Marinedepots und zwar als weſtlichſtes Depot dieſer Art noch die Schlei mit Kappeln übrig, das den Zugang zur Stadt Schleswig beherrſcht und ſich namentlich gut zur Stationirung eines Theils unſerer Kanonenboote eignet, während allerdings die Nordſee mit ihren Watten das für Fahrzeuge dieſer Claſſe beſtbeſchaffene Terrain iſt.

Die Anlegung derartiger befeſtigter Kohlenſtationen für kleinere Schiffe nördlich von Apenrade in der gjenner Bucht hinter der Inſel Barſöe, in der haderslebener Föhrde und in Heilsminde bei Chriſtiansfeld dürfte bei der Nähe der Alſenſundpoſition nicht gar zu nöthig ſein: überdies wären dieſelben wegen der Nähe Fühnens ſtets gefährdet, wenn man nicht Befeſtigungen von einer Stärke anlegen will, deren Koſtſpieligkeit zu ihrer Wichtigkeit in gar keinem Verhältniß ſteht.

Die Befeſtigung der ganzen, mehr als 180 Meilen langen Küſtenſtrecke Norddeutſchlands von Memel bis Emden war in den letzten Jahrzehnten ſchon mehrfach Gegenſtand von Ermittelungen und Verhandlungen zwiſchen den einzelnen Regierungen der deutſchen Küſtenſtaaten und der ehemaligen deutſchen Bundesverſammlung geweſen, ohne daß es zur Feſtſtellung, geſchweige denn zur Ausführung eines gemeinſamen und einheitlichen Vertheidigungsſyſtems gekommen wäre. Preußen erkannte damals nur zu deutlich, daß an dem Schutz der großen Handels- und Stapelplätze der norddeutſchen Flüſſe und Ströme nicht nur die Küſtenſtaaten, ſondern auch die Binnenſtaaten Deutſchlands weſentlich intereſſirt ſeien, ſowie daß die Zerſtörung eines Hafens und eine feindliche Landung an der Küſte den Handel und die Gewerbethätigkeit bis tief in das Innere zu gefährden im Stande ſei. Infolge deſſen ergriff Preußen 1859 die Initiative zu einer gemeinſamen Behandlung der Sache durch Einſetzung einer Commiſſion, welche zunächſt die allgemeinen für die Vertheidigung der Küſte anzuwendenden Principien feſtſtellte. An dieſe Commiſſion ſchloſſen ſich dann unmittelbar auf Anregung der preußiſchen Regierung zwei andere Commiſſionen, von denen die eine mit Zuſtimmung der deutſchen Bundesverſammlung arbeitete, indem ſie, aus Vertretern der ſämmtlichen norddeutſchen Küſtenſtaaten beſtehend, eine gründliche Recognoscirung der ganzen Küſtenſtrecke vornahm und demnächſt die Bearbeitung der generellen Entwürfe für die erforderlichen fortificatoriſchen Anlagen ausführte. Die zweite jener Commiſſionen ward von der deutſchen

Bundesversammlung selbst niedergesetzt und am 12. April 1862 nach Hamburg berufen, um als Specialcommission eine nochmalige Prüfung der genannten Vorschläge vorzunehmen. Obgleich diese Arbeiten ein reiches Material zur Beurtheilung aller auf die Küstenvertheidigung und speciell die Küstenbefestigung bezüglichen Verhältnisse lieferten, so konnte die Verwirklichung der aufgestellten Projecte doch nicht erzielt werden, da die Verhandlungen der Specialcommission sehr bald den Boden der rein militärischen Suppositionen verließen und die Seperatinteressen einzelner Küstenstaaten in den Vordergrund zogen.

So strebte namentlich Hannover dahin, den von ihm mit schwerem Gelde künstlich geschaffenen, aber wegen der geringen Tiefe, der Verschlickung und der gewundenen Eingangsschleuse zum Kriegshafen für schwere Schiffe doch nicht geeigneten Hafen Geestemünde zum Bundeskriegshafen der Nordsee zu machen und sich die 1½ Millionen zur Einrichtung desselben von Bundeswegen zusichern zu lassen. Die Mehrheit der Regierungen war, aus Besorgniß vor preußischen „Machtgelüsten" diesen Wünschen geneigt, obgleich Preußen seinen Kriegshafen an der Jahde, der von allen genannten Mängeln frei ist, und dessen Vollendung damals für das Jahr 1864 in Aussicht stand, mit weit geringeren Kosten anbot. Es geschah das zu derselben Zeit, wo man über die Erbauung eines Werkes bei der Jungfernbrücke in der Wesermündung (für 5—600,000 Thlr.) und ebenso über Aufstellung einer Nordseeflotille von 6 Panzerfahrzeugen und 3 Kanonenbooten nur mit Mühe schlüssig geworden war und verfügt hatte, daß die Ostseeflottille nur 2 Panzerfahrzeuge erhalten sollte. Früher, vor dem Aufkommen der Panzerschiffe hatte man, wie wir in einem früheren Artikel erwähnten, sogar nur hölzerne Schraubenkanonenboote erbauen wollen, 70 für die Ostsee (davon 20 für die preußische, 40 für die pommersche, 10 für die mecklenburgische und lübische Küste) und 40 mit 2000 Mann Besatzung für die Nordsee (10 für die Elbe, 10 für die Weser, 15 für die Jahde, 5 für den Dollart d. h. Emden), und zwar 10 solche zu 3, 20 zu 2, 10 zu 1 Geschütz, letztere bei 4 Fuß Tiefgang, während von der Gesammtzahl, 110, überhaupt 20 Boote je 3 Geschütze, 50 je 2 Geschütze, 40 je 1 Geschütz führen und bei einer Gesammtstärke von 200 Geschützen 5 Mill. Thlr. kosten sollten. Nun hat sich zwar seitdem und namentlich im letzten dänischen Kriege gezeigt daß Kanonenboote dieser Art nicht so viel Schnelligkeit und Fähigkeit zu Offensivstößen haben, als man früher annahm, aber wir glauben doch, daß man gegenwärtig den Werth dieser Fahrzeuge im allgemeinen zu sehr unterschätzt. Gerade auf ihrem eigentlichen Terrain, in den Watten der deutschen Nordseeküsten mit ihrer wechselnden und stets geringen Wassertiefe, werden sie gegenüber tiefer gehenden Schiffen eine große Ueberlegenheit zeigen, während im letzten dänischen Kriege, der nur Actionen in tiefem Fahrwasser bot,

Digitized by Google

umgekehrt die großen Schiffe durch ihre Schnelligkeit und die Fähigkeit, ihre Geschütze auch bei Seegang ruhig zu bedienen, entschieden das Uebergewicht hatten und die Kanonenboote an den Küsten fest legten. Anders ist es bei einem Angriff feindlicher Schiffe auf unserm rügenschen Binnengewässer oder unsern Nordseeküsten, namentlich wenn die Kanonenboote von Offizieren geführt werden, die seit den neuerdings ausgeführten Vermessungen an dieser Küste eine vollkommene Kenntniß aller jener vielverschlungenen Canäle haben, welche sich zwischen den Inseln, dem Festlande und den für den Feind so gefährlichen Sandbänken hinziehen. Hier gilt immer noch, was man früher an den Kanonenbooten gerühmt hat: da, wo es sich um die genaue Kenntniß des Eintritts von Ebbe und Fluth handelt oder um die Benutzung der tieferen Rillen wird selbst der beste feindliche Seeoffizier bei aller Vorsicht seine leichtesten Schiffe oft aufsitzen und dem Vertheidiger zur Beute werden sehen. Die deutschen Kanonenboote aber, bei Fluth über die Bänke wegdampfend, bei Ebbe sich in die tieferen Canäle zurückziehend werden ihm dermaßen zu thun machen, daß er von dem Gedanken ablassen muß, seine eigentlichen Landungsboote auszusetzen. Ueberdies ist der Feind gezwungen, nur bei Fluthzeit zu operiren: sobald die Ebbe eintritt, haben seine Operationen ein Ende und etwa gelandete Truppen würden von seiner Flotte abgeschnitten sein. Gute mit schweren gezogenen Geschützen bewaffnete Kanonenboote können selbst der außenliegenden Flotte manchen Schaden thun.

Man denke sich z. B. eine feindliche Fregatte, oder wenn die Kanonenboote je einen 300 Pfünder führen, selbst ein Panzerschiff, von mehreren Kanonenbooten angegriffen. Die schwere Fregatte bietet eine große, leicht zu treffende Zielscheibe dar, während ihre Gegner mit dem niedrigen Rumpfe schwer zu treffen sind, wenn sie sich in gehöriger Distanz halten; das Feuer des großen Schiffs ist excentrisch, während das seiner Gegner concentrisch ist und leicht wird es dem letzteren möglich sein, ein paar Granaten in der Wasserlinie so richtig anzubringen, daß das große Schiff gezwungen ist, den Kampf aufzugeben. Das beste praktische Beispiel hierfür liefert das Seegefecht von Helgoland aus dem Jahre 1864, wo unsere Kanonenboote „Blitz“ und „Basilisk“ ohne Schaden zu nehmen die dänischen Schiffe beschossen und mit ihren Sprenggeschossen die beiden dänischen 44 Kanonenfregatten „Niels Juel“ und „Jylland“ (Jütland) so beschädigten, daß die erstere den Kampf ganz abbrechen mußte. Vor allen Dingen ist aber für diese Aufgabe bei der Küstenvertheidigung, Panzerschiffen gegenüber, ein ganz schweres Kaliber nöthig. Neuerdings hat man in England ein kleines Kanonenboot, die „Staunch“, gebaut, das im Bug einen 300-Pfünder trägt und bei seiner niedrigen Lage über Wasser, obwohl es nicht gepanzert ist, dennoch Panzerschiffen sehr gefährlich werden kann. Während wir für den auswärtigen

Digitized by Google

Dienſt größere Kanonenboote (600 Tons) vorſchlugen, finden wir ſpeciell für die Küſtenvertheidigung in der „Staunch“ das Modell, nach dem man fortan die Kanonenboote für Küſtenvertheidigung zu bauen hat, ſobald es nicht Panzerboote wie „Arminius“ ſind. Zwar iſt die „Staunch“-Claſſe nicht ſeefähig — aber unſere jetzigen Kanonenboote zweiter Klaſſe ſind es auch nicht, und überdies iſt es nicht nöthig, weil bei ſchlechtem Wetter auch der Feind in den Watten keine Landungsboote ausſetzen kann. Eine größere Schnelligkeit als die von 7½ Knoten, wie die „Staunch“ ſie hat, erſcheint für ſpecifiſche Küſtenvertheidigungs-Kanonenboote, wenn ſie nicht gepanzert ſind, kaum nöthig, da ſie doch keine Offenſivſtöße in die offene See machen können. Unſere bisherigen Kanonenboote 2. Claſſe machen nicht über 8 Knoten. Dafür hat aber die „Staunch“ zwei Eigenſchaften, die gerade für das Gefecht im flachen beſchränkten Fahrwaſſer von allergrößtem Werthe ſind: geringen Tiefgang (vollſtändig beladen nur 6 Fuß) und eine ſtaunenswerthe Beweglichkeit, da ihre ganze Länge nur 79 Fuß beträgt und außerdem ihre 25-Pferdekraftmaſchine von 2 Zwillingsſchrauben getrieben wird. Ein anderer günſtiger Umſtand für ſolche Kanonenboote beſteht darin, daß, wenn eines ſinkt, die nächſten ihm leicht Beiſtand leiſten können. Ueberdies haben gerade Kanonenboote der „Staunch“-Claſſe den Vorzug, daß ſie ſich bei Fluthzeit über die Watten hinweg faſt bis an die Mündung der Siele unter Land zurückziehen, oder aber ſich in die Flüſſe ſoweit aufwärts flüchten können, daß ſelbſt ein Feind im Beſitz der Strandbatterien ſie nicht beläſtigt.

In Verbindung mit Kanonenbooten dieſer Claſſe und mit ſchnellen Aviſos, welche bei Helgoland oder an der holländiſchen Küſte bei Helder ſtationirt, ſo zeitig die Ankunft des Feindes melden könnten, daß man durch den Telegraphen aus den Binnenfeſtungen auf der Eiſenbahn Truppen nach den bedrohten Punkten zu werfen vermöchte, werden unſere Küſtenbefeſtigungen erſt ihren vollen Werth erhalten. Zwar haben gerade in den letzten Jahren die Fortſchritte der Technik Aenderungen nöthig gemacht, wie z. B. eben in der Conſtruction der Kanonenboote, der Erdſchanzen mit Panzerung ſtatt der Steinforts oder mit Einrichtung unterſeeiſcher Sprengminen, die ſich im amerikaniſchen Kriege bewährt haben und hinſichtlich deren umfaſſende Verſuche noch im Gange ſind, da ſie gegenüber den verbeſſerten Angriffsmitteln fremder Flotten durchaus nothwendig erſcheinen, — aber im Großen und Ganzen haben die Arbeiter jener Küſtenvertheidigungscommiſſionen aus den Jahren 1859—1862, an denen unſer berühmter General v. Moltke bedeutenden Antheil hat, unſchätzbaren Werth, und wenn ſie auch zur Zeit ihrer Entſtehung keine Ausſicht auf Verwirklichung hatten, ſo werden ſie jetzt unter der Herrſchaft des Nordbundes ihre Früchte tragen.

Als ſich während der Berathungen jener Commiſſionen zeigte, daß es

doch nicht zu einem einträchtigen Zusammenwirken der verschiedenen Regierungen kommen würde, sah Preußen sich genöthigt, allein vorzugehen, und zwar an derjenigen Strecke, wo es allein Gebiet besaß, an der Ostseeküste, unter Zugrundelegung der ursprünglich von der Küstenvertheidigungscommission gemachten Vorschläge. Die erforderlichen fortificatorischen Bauten sind seitdem ausgeführt worden und dauern noch theilweise fort in Memel, (Einfahrt ins kurische Haff), Pillau (Einfahrt ins frische Haff), Swinemünde (Einfahrt ins große Haff), Peenemünde (Einfahrt ins kleine Haff), Stralsund (rügensche Binnengewässer — Hafenetablissement), während nach den Anordnungen des Bundespräsidiums nunmehr zunächst an der Fortführung der Bauten in Memel und Pillau gearbeitet und zur Befestigung der Elbmündung und der Wesermündung nach den von der Commission bereits angefertigten speciellen Voranschlägen, in zweiter Linie zur Befestigung der Ems- und Travemündung sowie einiger mecklenburgischer Punkte (namentlich Wismars) geschritten werden soll. — Diese sämmtlichen Befestigungsanlagen sind im Ganzen auf $3^1/_2$ Mill. Thlr. veranschlagt, deren Beschaffung sich übrigens auf eine Reihe von Jahren vertheilt, da eine übermäßige Beschleunigung der Bauten nur auf Kosten ihrer Solidität stattfinden könnte; eine halbe Million jährlich wird genügen. Hierzu kämen nach den Erläuterungen der Regierung für die 1868 beabsichtigte Marineanleihe noch 1 Mill. Thlr. für Beschaffung schwerer gezogener Reservegeschütze in den Jahren 1868—71, und für unterseeische Hafenvertheidigung mittelst Seeminen oder Torpedos einem 10jährigen Zeitraum 190,000 Thlr., also jährlich etwa 20,000.

Man könnte nun allerdings bei Betrachtung der beabsichtigten Küstenbefestigungsbauten die Frage aufwerfen, ob nicht durch die fortificatorischen Anlagen aus früherer Zeit, z. B. die von Seiten Hannovers ausgeführten Bauten, bedeutend vorgearbeitet sei. Aber das war eben das Elend der deutschen Kleinstaaterei, daß von Seiten der Einzelregierungen nie Maßregeln getroffen oder auch nur gebilligt wurden, die das Interesse des großen Ganzen im Auge hatten: selbst unter dem Drange kriegerischer Ereignisse, wie im letzten Jahrzehnt, wurden nur an einzelnen Punkten und blos unbedeutende Befestigungen aufgeführt, die ohne Zusammenhang untereinander lediglich nach momentanen und localen Bedürfnissen bemessen und deshalb für die Gesammtvertheidigung fast ganz ohne Werth waren. So baute Hannover das Fort William, ein kleines halbrundes Steinfort an der Weser, und zwar nicht etwa unterhalb Bremerhafen, um dieses vor einer feindlichen Flotte zu schützen, sondern oberhalb desselben, zwischen dieser Stadt und Geestemünde, sodaß nur letzteres einigermaßen geschützt, ersteres aber dem Feinde schutzlos preisgegeben war. Vielleicht war es Absicht, die Concurrentin bei Gelegenheit der Vernichtung durch die feindlichen und auch die eigenen Ge-

Digitized by Google

ſchoſſe zu weihen: erſt der preußiſchen Beſitznahme blieb es vorbehalten, von allgemein deutſchen Intereſſen ausgehend auch Bremerhafen durch Schänzen unterhalb zu decken. Ueberhaupt iſt nach Begründung des norddeutſchen Bundes und einer einheitlichen Bundeskriegsmarine die baldige Ausführung der Küſtenbefeſtigungen nach einheitlichem Syſtem zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden, wie dies die Regierung bei der Motivirung ihrer letzten Marinevorlagen mit Recht betonte. Die durch Zuſammenwirken der Land- und der Seemacht ermöglichte active Vertheidigung der Küſten kann ihre volle Wirkſamkeit für den Küſtenſchutz erſt entfalten, wenn ſie durch die locale Küſtenvertheidigung unterſtützt wird.

Selbſtverſtändlich ſind die Hauptkriegshäfen an der Jahde und in Kiel am wichtigſten. Durch ihre Zerſtörung würde der Kriegszweck des Feindes, die Vernichtung der diesſeitigen Streitmittel und Vorräthe auf directem Wege erreicht werden; dieſe Hauptkriegshäfen ſind deshalb zunächſt zu befeſtigen. Ferner handelt es ſich noch um Sicherung der Mündungen der größeren Flüſſe und Ströme Norddeutſchlands, in deren Nähe die Haupthandelsſtädte und die eigentlichen Hilfsquellen für den Wohlſtand des Landes und die Erhaltung ſeiner Streitkräfte liegen. Dieſe Depotplätze gegen die Unternehmungen einer mit den Angriffsmitteln der Neuzeit ausgerüſteten Seemacht zu ſchützen, iſt weder die Landarmee noch die Flotte ohne Befeſtigungen im Stande. Landtruppen können wohl eine feindliche Landung verhindern, gegenüber einer Flotte, welche ſich die Zerſtörung eines Hafens zur Aufgabe ſtellt, ſind ſie aber ohne alle wirkſamen Vertheidigungsmittel. Die maritimen Streitkräfte dagegen würden, wenn ihnen der Schutz der Küſte ohne Fortificationen anheimfiele, in ihren Operationen völlig gelähmt ſein.

Um ein genügendes Eingreifen der Landtruppen in die Küſtenvertheidigung, eine raſche Heranſchaffung von Kriegsmaterial an jeden bedrohten Punkt zu ermöglichen, um alſo die Küſtenvertheidigung, auf deren Einzelheiten wir ſpäter eingehen werden, nachhaltig zu unterſtützen, iſt endlich noch directe Telegraphen- und Eiſenbahnverbindung dieſer Punkte unter ſich und mit dem Hinterlande nothwendig. Für die Marineetabliſſements der Oſtſee ſind die Verhältniſſe in dieſer Beziehung ſchon jetzt ziemlich günſtig: das Telegraphen- wie das Eiſenbahnnetz an der Oſtſeeküſtenlinie wird bald bis auf wenige Punkte den Hauptanforderungen entſprechen. Zwar fehlt noch eine Eiſenbahn von Memel über Tilſit (und womöglich über Labiau ſtatt über Inſterburg) nach Königsberg; aber von Pillau führt bereits die Oſtbahn über Königsberg, Elbing und Dirſchau nach Danzig; von Danzig iſt neuerdings die Herſtellung einer Eiſenbahn nach Cöslin (mittelbar auch Colberg) und weiter nach Stettin geſichert worden, eine Eiſen-

Digitized by

bahn, deren Hauptstrang man nach Möglichkeit über Oxhöft legen sollte; ist dies aber nicht ausführbar, so wird man sie wenigstens später durch eine Zweigbahn mit Oxhöft verbinden müssen. Von Stettin führt bereits die vorpommersche Bahn (mit einer Zweigbahn nach Wolgast und der Peenemündung) über Greifswald nach Stralsund. Weniger günstig steht es mit der ferneren Fortsetzung der Küsteneisenbahn, sobald dieselbe das altpreußische Gebiet verläßt: die Strecke von Stralsund über eine Station am saaler Bodden nach Rostock (Warnemünde) fehlt gänzlich, Rostock und Wismar sind nur in einem weiten Bogen verbunden, und die Bahn von Wismar nach Lübeck (Travemünde), sowie von hier nach Kiel fehlt wiederum, wenn auch durch die Eisenbahn von Lübeck nach Hamburg das Bahnnetz der Ostseeküste mit dem der Nordseeküste bereits verknüpft ist. Von Kiel aus ist eine Linie über Eckernförde, Schleswig (Arnis, Kappeln) und Flensburg zwar noch nicht sicher gestellt, aber doch projectirt und von der Regierung sichtlich begünstigt; von Flensburg endlich führt bereits die Eisenbahn nach Apenrade, während ihre Verbindung mit der Nordsee durch die Bahn von Schleswig nach Husum und Tönning sowie von Kiel nach Glückstadt auf mehreren Wegen hergestellt wird.

Die Verbindung der Hauptmarinstationen mit den größeren Waffenplätzen des Hinterlandes ist dagegen schon weit vollkommener als die Küsteneisenbahn selbst: Pillau ist mit Königsberg direct verbunden, ebenso Neufahrwasser mit Danzig und weiterhin in directer Verbindung mit Posen und Thorn; Swinemünde wird hoffentlich bald durch die Haffbahn mit Stettin in Verbindung gebracht sein und dieser Hauptwaffenplatz hat wieder directe Bahnen nach Posen, Thorn und Glogau einerseits, nach Berlin und Spandau andererseits; auch Stralsund wird durch die Berliner Nordbahn bald direct mit Berlin verbunden sein. Endlich können Wismar, Kiel und Lübeck sowie die übrigen schleswigschen Plätze ohne allzugroße Schwierigkeiten über Hamburg aus Berlin oder Magdeburg Verstärkungen und Kriegsmaterial beziehen. Es bleibt also für die Vollendung der Küstenbahn nicht mehr allzuviel zu thun übrig: aber das Fehlende muß bald ausgeführt werden, wenn anders eine wirksame Küstenvertheidigung überall möglich sein soll.

Die Auswanderung unter dem Schutze des norddeutschen Bundes.

Die Antwort, welche Präsident Delbrück in der Reichstags-Sitzung vom 17. Juni auf die Interpellation von Löwe, Harkort und Genossen wegen

Digitized by Google

der beabsichtigten Maßregeln zum Schutze der Auswanderer ertheilte, enthält zweierlei bedeutungsvolle Ergebnisse. Erstens hat sich das maßlos gesteigerte Mißtrauen, welches die beklagenswerthen Vorfälle auf dem „Brougham“ und dem „Leibnitz“ im ersten Augenblicke gegen die gesammte deutsche Auswanderer-Beförderung hervorriefen, bei näherer vorurtheilsfreien Prüfung nicht bestätigt. Und zweitens ist es keine so leichte, im Handumdrehen zu bewältigende Aufgabe, wie man anfangs glaubte, eine zweckmäßige und wirksame Bundesgesetzgebung zum Schutze der Auswanderer zu schaffen.

Bis zum Beginn dieses Jahres hatte es in Deutschland ziemlich allgemein als Axiom gegolten, daß Bremen und Hamburg mit den Auswandrern so menschlich wie möglich umgingen, während vor der Reise über fremde Häfen, namentlich über Liverpool, aber auch über Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Havre eher zu warnen sei. Den Niederschlag dieser allgemeinen Ansicht findet man z. B. bei Brater, Art. „Auswanderungs-Politik“ in seinem und Bluntschli's Staats-Wörterbuch. Daß sie wenigstens bei der vergeßlichen großen Masse des Publikums, so plötzlich in ihr Gegentheil umschlagen konnte, als ein paar allerdings krasse Ausnahmefälle bekannt wurden, wäre kaum zu erklären, wenn andere Gedankenreihen nicht gerade damals eine gewisse schlummernde Antipathie gegen die beiden großen Hansestädte an die Oberfläche getrieben hätten. Man verdachte es ihnen in weiten Kreisen ernstlich, daß sie auch nach Begründung des Macht und Sicherheit gewährenden Norddeutschen Bundes und nach der parlamentarischen Umgestaltung des Zollvereins keine Lust zeigten, sich in die nationale Zollinie aufnehmen zu lassen. Was sie für die zunächst noch fortbestehende Nothwendigkeit dieser Sonderstellung vorbrachten, entzog sich seiner Natur nach der allgemeinen Würdigung und galt als Vorwand. Die Höherbelastung, welche ihnen dafür unter dem Titel eines Aversums für nicht mit zutragende Zölle auferlegt wurde, erschien nicht im Lichte einer gerechten Ausgleichung, sondern eines geringen Abzugs von den Vortheilen des Freihafen-Rechts. Gleichviel, ob diese Anschauungsweise begründet ist oder nicht, ob sie einfach der thatsächlichen Lage der Dinge entspricht oder aber aus Nachwirkungen des alten schutzzöllnerischen Gegensatzes binnenländischer Kreise zu den auf freiesten Verkehr angewiesenen und gegründeten deutschen Welthandelsplätzen hervorgeht, — sie war nun einmal weit verbreitet; sie wurde durch die bevorstehenden Entscheidungen des Zollparlaments in den Gemüthern lebhaft angefacht und suchte instinctiv auch in den aufregenden Vorgängen auf Passagier-Schiffen nach Stoff, um einen Conflict der hanseatischen Interessen und Tendenzen mit den allgemeinen deutschen darzuthun. Unter der Mitwirkung dieses natürlichen, wenn auch nicht gerade edlen und weisen Triebes wurde der Funke der Aufregung zu einer Flamme angeblasen, welche von der Selbständigkeit Hamburgs und Bre-

mens in Bezug auf Zwischendecks-Beförderung nichts übriglassen zu wollen schien.

Die Initiative des Bundeskanzlers zur Constatirung der etwa vorhandenen wirklichen Uebel ist schwerlich der Theilnahme an dieser Aufregung zuzuschreiben gewesen. Ihn bewog zu raschem Einschreiten, wie man wohl annehmen darf, hauptsächlich der Umstand, daß die alarmirenden Ereignisse sich in einem transatlantischen Hafen zugetragen hatten, daß durch sie gewissermaßen die Augen der Welt auf einen Mangel nationaler Umsicht und Fürsorge gelenkt wurden, und daß ihre schlimme Bedeutung von einigen jener ehemaligen Revolutions-Flüchtlinge bezeugt ward, welche den jüngsten Erfolgen Preußens am begeistertsten zugejauchzt hatten. Graf Bismarck sandte daraufhin einen höheren Marine-Offizier, einen sächsischen Ministerialbeamten und einen Rostocker Kaufmann erst nach Hamburg, dann nach Bremen und Bremerhaven, um ihrer Prüfung die Gesammtheit der vorhandenen Einrichtungen zu Gunsten von Auswanderern zu unterwerfen. Die drei Commissäre wandten an diese Aufgabe ein paar Wochen und erstatteten darauf durch die Feder des Geh. Raths Körner, ihres sächsischen Collegen, einen Bericht, welcher später auch an die Oeffentlichkeit gelangt ist. Es war nicht gerade ein Meisterstück treuer und scharfer Beobachtung, übersichtlicher klarer Darstellung und praktisch kluger Andeutung vorzunehmender Reformen; aber darauf kam ja am Ende soviel nicht an. Genug, daß für die Erörterung im Schoße des Bundesraths ein Ausgangspunkt gewonnen war, von welchem aus sich weiter vorwärtskommen ließ. Den Eindruck, welchen diese vorläufige Verhandlung der Sache auf unbefangene und überlegene Köpfe gemacht haben mag, hat Präsident Delbrück ausgesprochen, indem er von der bundesmäßigen Ueberwachung des Beförderungswesens auf Grund der geltenden einzelstaatlichen Gesetzgebung als einer Einrichtung sprach, welche größere Garantie entweder wirklich oder wenigstens nach einer weitverbreiteten Ansicht darzubieten verspreche. Mit anderen Worten: es hat sich keineswegs herausgestellt, daß in Hamburg und Bremen die bestehenden Vorschriften mit Bewußtsein oder in ungewöhnlichem Grade lax gehandhabt werden.

Die Vermuthung des Gegentheils stand denn auch von vornherein sowohl thatsächlich als logisch auf schwachen Füßen. Die triftigsten Gründe der Selbsterhaltung haben Bremen und Hamburg von jeher bewegen müssen, für eine gute Behandlung der Auswanderer, nicht etwa blos zum Scheine durch humane Gesetzerlasse, sondern in Wirklichkeit durch stricte Durchführung derselben zu sorgen. Sie wußten ja, wie die deutschen Regierungen durchschnittlich vom Auswanderungswesen dachten. Ungern, wie sie dasselbe mehr oder weniger alle theils, theils wegen des dadurch auf ihre Staatszustände fallenden üblen Lichtes sahen, hätten sie irgend einen plausibeln Vorwand,

gitized by Google

um es zu erschweren oder ganz zu untersagen, zumal in der vormärzlichen Zeit oder während der Reaction der fünfziger Jahre begierig ergriffen. Da ein particulares Verbot keine Wirkung versprach, wurde am Bundestage alles Ernstes der Versuch gemacht, die Auswanderungsfreiheit in spanische Stiefel zu schnüren. Diesen Tendenzen gegenüber konnte die hanseatische Politik keine andere sein als die, der Auswanderung ihren Weg über Elbe und Weser so leicht, bequem und sicher wie möglich zu machen. Eben dahin drängte der Druck der Concurrenz ausländischer, zum Theil viel günstiger gelegener Häfen. Die regelmäßige und massenhafte Passagierbeförderung war nicht allein überhaupt lohnend, sondern geradezu eine Vorbedingung für den Aufschwung des Handels mit Nordamerika, für welchen es sonst an Ausfrachten fehlte. Der Auswanderung, kann man sagen, dankt Bremen, daß es der erste europäische Tabaksmarkt geworden ist. Und einen so wichtigen Geschäftszweig hätte man nicht mit aller wünschenswerthen Sorgfalt behandeln sollen? hätte sich durch fahrlässiges Zusehen zu der Willkür der einzelnen Betheiligten der Gefahr aussetzen sollen, daß entweder im Schoße der auswanderungslustigen Bevölkerung eine Abneigung gegen die Fahrt über Bremen entstehe, oder aber die deutschen Regierungen Anlaß erhielten, der Stadt diese Quelle des reichlichsten und regelmäßigsten Gewinns ganz oder theilweise abzugraben? Man muß keinen Begriff davon haben, in welchem Grade die Hansestädte das Thun und Lassen ihrer Staatsgewalt von handelspolitischen Gesichtspunkten bestimmen lassen, um auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß ihre Gesetzgebung und Verwaltung von jeher alles aufgeboten hat, um den Auswanderern in den Einschiffungshäfen wie in den Schiffen selbst die beste Behandlung zu sichern. Die nach dieser Seite hin geübte Wachsamkeit hat natürlich dadurch nicht ab-, sondern nur zugenommen, daß der norddeutsche Bund erst in der Verfassung principiell, und darauf praktisch durch das Organ des Bundeskanzlers erklärt hat, sich der Auswanderer seinerseits annehmen zu wollen.

Wenn demgemäß verfahren und eine Bundescontrolle sowohl in Hamburg als im Bremerhafen bestellt wird, so kommen die Bundesorgane in den Stand, sich ein zuverlässiges und selbständiges Urtheil über die Punkte zu verschaffen, in welchen die hanseatische Gesetzgebung das Vorbild der künftigen Bundesgesetzgebung abzugeben vermag und in welchen nicht. Dauernde ruhige Beobachtung zweier sorgsam ausgesuchter Persönlichkeiten wird dafür ganz andere Ergebnisse liefern, als die nothwendig oberflächliche Prüfung einer rasch berufenen und nach heterogenen Gesichtspunkten zusammengesetzten Commission. Der Bundesrath sollte sich mit der Aufstellung dieser beiden Beobachter jedoch nicht begnügen. Er sollte gleichzeitig andere in Liverpool, Havre, Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam aufstellen, um durch die

Digitized by Google

dortigen Proceduren für unsere heimischen brauchbare Vergleichungspunkte zu gewinnen, er sollte nicht minder an Plätzen wie Newyork, Quebec, Boston, Baltimore, Neworleans u. s. f., wo regelmäßig deutsche Einwanderer gelandet werden, für die Sammlung beglaubigter Angaben über den Ablauf der verschiedenen Reisen sorgen. In den meisten Fällen werden die Bundesconsuln zu diesem Geschäft verwendbar sein. In anderen müßte man sich entweder durch stationirte Marine-Offiziere oder sonst geeignete Agenten helfen.

Während diese Vorbereitungen für den beabsichtigten Bundesgesetzgebungs-Act getroffen werden, brauchen aber andere nicht zu ruhen. Man kann die gesammte Auswanderungs-Gesetzgebung der civilisirten Welt zusammentragen und vergleichen. Man kann die principiellen Vorfragen — wie z. B. die, weshalb denn eigentlich der Auswanderer ein Recht auf mehr Schutz und eine Pflicht, sich mehr Bevormundung gefallen zu lassen, habe als der gewöhnliche Reisende —, zu vorläufigen theoretischen Austrage zu bringen suchen. Ebenso die verwandten Fragen: ob ein bestimmtes Ziel und welches der nationalen Auswanderung anzuweisen sei, oder die damit einigermaßen zusammenhängende: was geschehen könnte, um eine Art sicherer und fruchtbarer nationaler Verbindung mit den ausgewanderten Landsleuten aufrecht zuerhalten. Endlich aber wäre alle Aufmerksamkeit und Energie darauf zu richten, die gesetzliche Regelung des Auswandererwesens in die internationale Sphäre zu erheben.

Gegenwärtig operirt in dieser Hinsicht bekanntlich jeder Staat auf eigene Faust. Die Folge ist, daß über einen gewissen elementaren Zustand der Gesetzgebung nicht hinauszukommen ist. Sollte man z. B. in Deutschland Vorschriften in Bezug auf die Nahrung unterwegs oder auf den durchschnittlichen Luftraum für je eine Person ertheilen, welche das in den concurrirenden fremden Hafenplätzen übliche Maß weit hinter sich ließen, so würde die Folge sein, daß ungleich niedrigere Fahrpreise die Auswanderer massenhaft nach den fremden Häfen lockten, und man hätte sie schließlich schlechter, nicht besser gebettet. Ein anderer ähnlicher, obwohl anscheinend umgekehrter Fall ist die vielbesprochene ärztliche Begleitung der mit Auswanderern fahrenden Segelschiffe. Sie ist in Deutschland nicht vorgeschrieben, wohl aber in Frankreich und England. In Deutschland dagegen, oder wenigstens in Bremen, werden die Schiffsführer auf der Steuermannsschule zu medicinischen Behandlungen der gewöhnlichsten Krankheiten und Wunden ausgerüstet, und so lax ist in Havre und Liverpool die Examinal-Praxis für Schiffsärzte, daß schon mehr als ein Bremer Steuermann die Prüfung bestanden und als Steuermann oder Capitän und „Arzt" zugleich von dort gesegelt ist. Damit aber nicht genug. Nicht Europa allein nimmt sich der Auswanderung mit

gitized by Google

Geſetzen, Verordnungen und überwachenden Behörden an, ſondern auch Amerika. Ein Schiff, das Zwiſchendecks-Paſſagiere in Newyork oder einem anderen Hafen der Union landen will, muß den ziemlich ſtrengen und theilweiſe ſelbſt unnöthig, ja nachtheilig beengenden amerikaniſchen Vorſchriften ebenſo gut nachkommen wie den dieſſeitigen. Allein es gibt ein Mittel, ſie zu umgehen: indem man in Quebec oder einem anderen canadiſchen Hafen die ja doch meiſt nach dem fernen Weſten beſtimmte Menſchenfracht ans Land ſetzt. Schon aus dieſem Grunde iſt eine Verſtändigung, welche mindeſtens Deutſchland, England und Nordamerika, womöglich auch Frankreich, Belgien und die Niederlande, im günſtigſten Falles noch die ſkandinaviſchen Länder mit umfaßte, im höchſten Grade wünſchenswerth. Nachgerade ſind wir ja wohl in vorurtheilsfreier brüdlicher Geſinnung und praktiſchem Geſchick weit genug vorgeſchritten, um an einer verhältnißmäßig ſo einfachen Aufgabe nicht zu ſcheitern.

Richard Wagners „Meiſterſinger in Nürnberg".

Zum erſtenmale in München aufgeführt am 21. Juni 1868.

Wieder hat wahrhaft königliche Huld und Freigebigkeit die würdige, ja glänzende Darſtellung eines Werkes ermöglicht, deſſen Erſcheinen ſeit langer Zeit das Publikum mit geſpannter Erwartung entgegenſah. Wie allen früheren Werken Wagners ging auch den Meiſterſingern ein Ruf voraus, der die Neugierde nicht ruhen, das Intereſſe nicht erkalten ließ. Textbuch und Muſik pries man als das bedeutendſte, was auf dem Gebiete der komiſchen Oper je geleiſtet worden, die Dichtung als ein nicht zu übertreffendes Meiſterwerk, den Componiſten als denjenigen, der nicht nur die Kraft und Genialität aller ſeiner Vorgänger in ſich vereinigte, ſondern der auch den glücklichen und naiven Humor Haydns zur vollſtändigen, wahrhaft erquickenden Ausbildung gebracht haben ſollte. Wagner wußte ſich von jeher begeiſterte Anhänger zu gewinnen, und zahlreiche unerſchrockene Kämpfer betraten, ehe er ſie ſelbſt beſchritt, für ihn die Arena. Wie alle früheren, ſo war auch dieſes jüngſte Werk durch maßloſe Reclame eingeleitet worden. Ob dem Componiſten in ſeinen Werken durch die Dienſtfertigkeit ſeiner übereifrigen Freunde mit den üblichen, beinahe meſſianiſchen Weisſagungen ein wirklicher Gefallen erwieſen wurde? Wir bezweifeln es. Je mehr man bemüht iſt, den Componiſten und ſein Werk über alle ſeine Vorgänger hinaus zu heben, um

so strenger wird eine ruhige und besonnene, von Parteileidenschaft nicht hingerissene Kritik darüber zu Gericht sitzen. Je größer die Anstrengungen der Reclame sind, um so energischer wird der Widerstand derer werden, die nach der Aufführung eine andere Meinung gewonnen haben. Ein ächtes Werk muß und wird sich stets durch sich selbst loben. Trotz der volltönenden Posaunenstöße, mit denen man nicht müde wurde, die Welt zu erfüllen, ist bis zur Stunde die Partei der Zukunftsmusiker doch eine kleine geblieben, und weder diejenigen Städte, deren Publikum man ein künstlerisches Urtheil zutrauen darf, noch die einsichtsvolle, gemäßigte, den Dingen aber auf den Grund gehende Kritik hat sich bisher für die Offenbarungen Wagnerschen Geistes zu begeistern oder gar zu fanatisiren vermocht.

Wie zu allen seinen übrigen dramatischen Werken hat der Componist auch zu den Meistersingern den Text selbst geschrieben. Wir wollen hier auf das Bedenkliche einer solchen Doppelarbeit nicht näher eingehen. Setzt sie schon eine unter Musikern selten zu findende Vielseitigkeit und Begabung voraus, so dürften überdies alle scheinbaren Vortheile, die sich für ein solches, Einem Geiste entsprungenes Werk anführen lassen, weitaus durch das Bedenken überwogen werden, daß nach Einer Seite hin ein Erschlaffen, ein Nachlaß der poetischen Kraft immer stattfinden wird, und daß entweder die Dichtung oder, da sie später entsteht, die Musik darunter leidet. Das Textbuch zu den Meistersingern liegt seit Jahren dem Publikum vor. Es hat enthusiastische Lobredner gefunden und darf sich einer Anzahl bewundernder und erläuternder Broschüren rühmen, hat aber auch ebenso viele verdammende Beurtheilungen hervorgerufen.

Wagner sucht in allen seinen Textbüchern den Ton der Zeit zu treffen, in welcher seine Sujets spielen. Welchen schwülstigen und sonderbaren Gallimatthias hat er uns im Tristan und im Nibelungenring aufgetischt! Aber beide Texte sind eigentlich nur schwache Vorläufer des neuesten, der an Weitschweifigkeit, Wortschwall und ungenießbarem Reimklingklang wirklich Alles übertrifft, was — für die Bühne wenigstens — je geschrieben wurde. Natürlich ist das ganze Textbuch im Meistersingerton abgefaßt. Wir bekommen eine geschraubte Nachahmung aller jener langweiligen, verzwickten Weisen, die man im Original der Kuriosität halber liest, die nachzuahmen aber weder dankbar noch vernünftig ist. Denn ist es Wagner auch gelungen, die ganze Steifheit und all den Zwang zu reproduciren, den die der Reimkunst beflißenen ehrsamen Handwerker des 16. und 17. Jahrhunderts in ihren Dichtungen zu entfalten wußten, seine Musik entfernt sich dafür um so weiter von den einfachen Weisen und Harmonien einer Kunstperiode, in der das volksthümliche Element gerade in der Musik zum endlichen Durchbruch kam. Die Meistersängerzeit bietet doch nur einen Nachhall der echten Poesie der Minnesängerperiode, sie erscheint

Digitized by Google

wie ein abgestorbener Baum, wie eine verblühende Blume. Man hat in unseren Tagen die Dichtungen der Minnesänger neu belebt, man konnte an diesem Stück ächter Poesie sich wieder begeistern, erheben und erfreuen, die Reimereinen der Meistersänger aber werden zum allergrößten Theile für unsere wie für alle späteren Zeiten ungenießbar bleiben. Selbst der hervorragendste unter ihnen, Hans Sachs, dessen Einfluß für die Entwickelung der deutschen Poesie durchaus nicht zu unterschätzen ist, vermag nur mit wenigen seiner zahlreichen Dichtungen das Interesse unserer Zeit zu erregen.

Warum nun mit solchen Handwerkstönen ein ganzes Buch und noch dazu ein Opernbuch füllen? Wagner zeigt, daß er sich die Technik der dichtenden Handwerksgenossen mit einer gewissen Virtuosität angeeignet hat, aber die Kunst der Nachahmung ist nur eine untergeordnete. Wie man nun ohne Gähnen keines jener endlosen Originalstücke der Meistersängerzeit lesen kann, so wird sich auch bei der Lektüre des 140 Seiten umfassenden Wagnerschen Libretto's Niemand vor Ermattung zu schützen wissen.

Wagner entwarf, wie er selbst im Vorwort zu den drei Operndichtungen (L. 1852) berichtet, den Plan zu den Meistersingern unmittelbar nach Vollendung des Tannhäuser und übergab ihn in dem ebengenannten Buche bereits der Oeffentlichkeit. „Wie bei den Athenern ein heiteres Satyrspiel auf die Tragödie folgte, — so drückt sich der Verfasser aus, — erschien mir plötzlich das Bild eines komischen Spiels, das in Wahrheit als beziehungsvolles Satyrspiel meinem Sängerkrieg auf der Wartburg sich anschließen könnte. Es waren dieß die Meistersinger zu Nürnberg mit Hans Sachs an der Spitze. Ich faßte diesen als die letzte Erscheinung des künstlerisch produktiven Volksgeistes auf und stellte ihn der meistersingerlichen Spießbürgerschaft entgegen, deren Pedantismus ich in der Figur des Merkers persönlichen Ausdruck gab. Dieser Merker war der von der Zunft bestellte Aufpasser, der die den Regeln zuwiderlaufenden Fehler mit Strichen aufzeichnen mußte; wem so eine gewisse Anzahl von Strichen zugetheilt war, der hatte *versungen*." Auf diese Persönlichkeit gründete nun der Verfasser die komische Seite seiner Dichtung, welche, da Lohengrin, der Ring der Nibelungen und Tristan und Isolde ihr vorausgehen mußten, erst 1861 beendigt wurde, so daß dann im folgenden Jahre mit der Composition begonnen werden konnte.

Die neue Oper sollte eine komische werden und darauf legen die Freunde des Tonsetzers ein großes Gewicht, indem sie nun den Componisten, der nach ihrer Meinung die höchsten Aufgaben des Dramas bereits glücklich gelöst haben sollte, auch die glänzendste Begabung für die komische Oper vindiciren und so auf die Allseitigkeit hinweisen, die nach ihrer Meinung dem Genius charakteristisch ist. „Mit den Meistersingern", — so lauten die Worte seiner Vorkämpfer, — durchbricht er als glücklicher Sieger die Misère der Rath- und

Digitized by Google

Thatlosigkeit, in der wir Deutsche uns in Hinsicht der komischen Oper so lange schon befinden, erschließt der national-deutschen komischen Oper ein neues, kaum geahntes Gebiet und vollbringt hierdurch eine That, deren Tragweite von höchster Bedeutung für die Entwicklung des Musikdramas ist." — Sehen wir die Sache selber an. Was Ausstattung und Inscenirung seiner Opern anlangt, übertrifft Wagner alle seine Vorgänger. Decorationen und Costüme sind im Textbuch mit größter Genauigkeit angegeben, alle scenischen Veränderungen sorgfältig besprochen; auf in die Augen springende Aeußerlichkeiten z. B. Aufzüge, rasch in einander greifende Situationen u. s. w. ist überraschender Fleiß verwendet. Kein anderer Componist — Meyrbeer vielleicht ausgenommen, hat je den Muth gehabt, solche Ansprüche an die Ausstattung seiner Werke zu erheben. Er stellt Forderungen, die alles bisher gekannte Maß ins Unglaubliche übersteigen. Er überwacht persönlich mit rastlosem Eifer alle Vorbereitungen und widmet selbst dem Unbedeutendsten eingehende Aufmerksamkeit. Aber eben in dieser Sorge für Nebendinge erkennen wir eine der Schwerpunkte, in die er das Gelingen seiner Werke verlegt. Vergleicht man die Einfachheit, mit der Mozarts, Webers, Spohrs Opern bei ihren ersten Aufführungen ausgestattet waren; eine neue Zimmer- oder Saaldecoration, eine Waldgegend, eine Felsenschlucht und dergleichen war das Höchste, wozu sich eine Direktion bei der Inscenirung neuer Werke sonst verstand. Sie sollten durch ihre Musik, durch ihren inneren Gehalt wirken. Und siehe da, sie gefielen. Man ging begeistert, beseligt, trunken von Entzücken von ihnen hinweg; man erwartete ungeduldig ihre Wiederholung; man fühlte sich nach einem solchen Kunstgenuß erhoben, gekräftigt angeregt. Allerdings deckt die beste Musik grobe Mängel des Libretto's nicht ganz und umgekehrt vermag das beste Textbuch eine interesselose Musik nicht zu retten; ebenso wenig aber wird eine nur charakteristische oder dramatische Musik, der es an fließendem schönen Gesang mangelte die allgemeine Aufnahme eines Werkes gelingen lassen. Nun sollen wohl in einer Oper alle Künste zu schönem, wünschenswerthem Erfolge einträchtig zusammen wirken. Zu einer fesselnden, spannenden Handlung, die wohlgegliedert und künstlich wirkungsvoll gestaltet ist und in schöner Sprache sich darstellen soll, hat eine entsprechende, charakteristische, tiefe und doch schöne und verständliche Musik zu treten. Die Künste der Sänger und Darsteller, die Geschicklichkeit der Maler, die Kenntniß des Costümiers, Alles soll sich vereinen, um lohnende Erfolge zu erzielen. Es wäre unrichtig, wenn ein Tonsetzer solche Nebendinge völlig außer Acht lassen wollte, und wir wissen, welches Gewicht z. B. Gluck und andere Meister auf dieselben legten. Aber man darf sie nicht zur Hauptsache machen, und am allerwenigstens darf der Zuhörer die Absicht, durch sie bestochen werden zu sollen, durchfühlen. „Man sieht sich bald an Feld und Bäumen

Digitized by Google

satt", sagt der Dichter, und die schönste Decoration, die prachtvollste Ausstattung hat ihren Reiz verloren, sobald man sie einmal gesehen hat. Nach großen für Nebendinge gemachten Anstrengungen erwartet man um so mehr von der Musik und der Handlung.

Versuchen wir es, zunächst den äußern Eindruck, den die Meistersinger machen, zu schildern. Der erste Akt spielt in einer Kirche. Die Decoration ist sehr hübsch, hat aber nichts Außerordentliches. Bewundernswürdig ist freilich die Sorgfalt, mit der die Costüme der Kirchengänger hergestellt sind, aber unendlich ermüdend ist das Treiben der Lehrburschen, die in einer fortwährend hüpfenden Bewegung sind, ohne daß für dieselbe ein Grund einzusehen wäre. Sobald sich beim zweiten Akt der Vorhang hebt, stoßen alle Zuschauer bewundernde Rufe aus. Die Straßendecoration ist ebenso neu als überraschend schön. Man blickt in eine jener alterthümlichen, unendlich malerischen engen Gassen Nürnbergs. Die wechselnde Beleuchtung vom hereinbrechenden Abend bis zur völligen Nacht und endlichem Mondaufgang, gewähren einige Unterhaltung, vermögen jedoch nicht vor dem Wunsche zu bewahren, in diesem Rahmen ein anziehendes Bild zu sehen. Der Akt endet mit einer nächtlichen Rauferei, die sehr geschickt in Scene gesetzt ist, aber in tollem Tonlärm ganz untergeht, musikalisch mithin nichts bietet. Der dritte Akt führt uns zuerst in H. Sachsens bescheidene Werkstätte und dann nach einer raschen Verwandlung plötzlich in das reich bewegte Volksleben des Johannisfestes auf einer Wiese an der Pegnitz mit entzückender Fernsicht auf das alte Nürnberg. Das Arrangement dieser Scenerie ist unbeschreiblich prächtig und anziehend. Das Auge, fortwährend beschäftigt, lenkt uns lange von der Musik ab. Man vermag die rascher sich drängenden Bilder kaum zu überblicken. Aufzüge, Tänze, Gruppen, wie sie bunter und bewegter nicht gedacht werden können, zaubern uns lebendige Volksscenen des 16. Jahrhunderts vor. Dieser Theil ist zum Glücke kurz, auch musikalisch nicht ohne alles Interesse und so gewinnt die Oper mit ihm wenigstens einen versöhnenden Abschluß. Trotzdem fühlen wir uns, nachdem wir fünf Stunden vor dem Werke gesessen und manches Schöne gesehen und gehört haben, im höchsten Grade ermüdet, erschöpft, abgespannt, — im völligen Gegensatz zu der Stimmung, mit welcher uns die Classiker entlassen. Etliche verglichen ihre Empfindung während der folgenden Nacht mit der eines Reisenden, der seekrank ein schwankendes Schiff verlassen hat und nun fortdauernd noch den unsichern Boden des feuchten Elementes unter seinen Füßen zu haben wähnt. Soll und darf eine Oper, insbesondere eine komische Oper, eine solche Wirkung üben? und was nehmen wir aus einer derartigen Vorstellung mit uns? Wo wird die zweite Bühne zu finden sein, die an ein so undankbares Werk ungeheure Kosten, unendliche Mühe verwendet?

Digitized by

Die Handlung der Meiſterſinger iſt unendlich einfach. Vier Perſonen theilen ſich in die Hauptpartien: Eva (Sopran), Walther von Stolzing (Tenor), Beckmeſſer (Baßbuffo) und Hans Sachs (Baß). Neben ihnen gewinnen noch einige Bedeutung Magdalene (Sopran), Evas Amme, verliebt in den Lehrburſchen David (Tenor) und Pogner, Evas Vater. Walther und Eva lieben ſich; ihrer Verbindung ſteht jedoch eine Zuſage Pogners entgegen, wornach Eva demjenigen als Preis zu Theil werden ſoll, der im Meiſterſang den Sieg davon tragen wird. Im übrigen iſt Pogner kein harter Vater. Er hat nichts gegen die Heirath ſeiner Tochter mit Walther, ja er wünſcht ſie ſogar, fühlt ſich durch ſie geſchmeichelt, und um ſein einziges geliebtes Kind durch ſein Verſprechen ja nicht unglücklich zu machen, fügt er ihm vorſichtig die Klauſel hinzu, daß Eva den Sieger nur dann nehmen ſolle, wenn er ihr auch gefiele. Das hübſche Mädchen wird nun aber auch noch von dem Stadtſchreiber Beckmeſſer zärtlich angebetet, einem dummen, groben, häßlichen alten Geſellen. Hans Sachs hat im ganzen Stücke nichts zu thun als Moral zu predigen, lange Reden zu halten, gute Lehren zu geben. Er beſchützt zugleich die Liebe der beiden jungen Leutchen, ärgert den albernen Merker Beckmeßer und nimmt außerdem die Verehrung der Bewohner Nürnbergs mit Rührung entgegen. Er iſt wie jedermännig-lich bekannt, der ſeit dem Jahre 1513, wo er ſeine erſte Bar dichtete, bis zu ſeinem Tode ein Mann, der über 6000 Gedichte (eine halbe Million Verſe) gemacht hat, als Sohn eines Schneiders 5. Nov. 1494 in Nürnberg geboren war, und als Schuſter am 20. Jan. 1576 daſelbſt verſtarb. Sein Charakter iſt ſanft, ſchwärmeriſch, edel; im entſcheidenden Moment findet er wohl ein kräftiges Wort, aber da er perſönlich gar nichts thut und bedeutet, in die Handlung kaum eingreift, ſo vermag er auch kein wachhaltiges Intereſſe zu erregen, vielmehr möchte man ihm häufig wünſchen, daß er mit ſeiner Red-ſeligkeit beſſer haushielte. Noch unbedeutender iſt die Rolle, welche die übrigen zehn Meiſterſinger finden. Sie ſind nur Staffage und könnten ebenſo gut fehlen. Wenn ſie nicht im erſten Akt die Koſten der Unterhaltung trügen, ſo könnte man das Stück ebenſo gut Walther und Eva betiteln. Der Dichter hat ſein eigentliches Thema, das komiſch-humoriſtiſche Element, das in der engherzigen ſpießbürgerlichen Meiſterſingerei liegt, nicht genugſam auszubeuten verſtanden. Walther und Eva ſind beide junge, hübſche, aber höchſt über-ſpannte Perſonen, die jenes bekannte hyperideale Gepräge aller Wagnerſchen Liebesleute tragen, immer ſchmachten, ſeufzen und verzückt ſind, ſich entweder regungslos anſtarren oder in Küſſen und Umhalſen untergehen. Unnatür-lichere, geſchraubtere Charaktere ſind kaum denkbar. Von der erſten Scene an weiß jeder Zuſchauer, daß ſie Braut und Bräutigam ſein werden, ehe der Vorhang zum letzten Male fällt und wirklich legt ſich ihren Wünſchen

nichts in den Weg, als der bemitleidenswerthe Beckmesser, der dem hübschen Ritter gewiß keine Concurrenz zu machen vermag. Im ganzen Stücke ist keine Intrigue, keine Spannung, keine Steigerung. Nach dem eigentlich dramatischen Element sieht man sich vergeblich um. Auf gelehrten und doch interesselosen Kram, auf hübsche Bilder und blendende Effecte läuft zuletzt immer Alles wieder hinaus. — Dem Musikalischen der Oper kommen die zahlreichen Lieder, welche der Ritter, Sachs und Beckmesser zu singen haben, sehr zu gute. Sie hat mehr von dem, was man Melodie zu nennen pflegt, als irgend ein anderes Werk Wagners. Aber um dieses melodiöse Element zu erquicklicher Wirkung gelangen zu lassen, hätte der Tonsetzer sich selbst beherrschen lernen müssen. Daß Wagner Melodien erfinden und bilden kann, wie das Gefühl sie begehrt, beweist er mehrfach im Tannhäuser und Lohengrin. Aber alle glücklichen Melodienanfänge verdirbt er sich alsbald selbst, indem er sie durch geschraubte Wendungen gefühlswidrig macht, sie streckt und dehnt und dadurch die ihnen an sich innewohnende Wirkung hemmt; er nergelt so lange daran herum, bis sie nach seiner Ansicht originell, nach der Anschauung Anderer manirirt geworden sind. Tritt nun zu einer solchen Arbeit eine barocke Reimspielerei des Texts, (und das Versmaß in den Meistersingern ist das unglücklichste, das man sich vorstellen kann) so wird jede günstige Wirkung zum Voraus unmöglich gemacht. Die liederartigen Gesänge haben vor allem den Fehler, daß sie zu ausgedehnt und vielstrophig und im Accompagnement viel zu überladen sind. In den komischen Liedern erscheint der Componist nun gar unglücklich, denn den Humor, den er gerne hinein bringen möchte, holt er nicht aus dem innersten Kern und Wesen der Charaktere hervor, sondern sucht ihn vielmehr in allerlei Aeußerlichkeiten, Läufen und Schnörkeln, die nicht mehr komisch und humoristisch, sondern trivial und karikiert sind. Die meisten der vielen hoffnungsvollen Ritornelle, bei denen der Zuhörer auflebt, verlaufen in eine Täuschung. Sie lassen uns eine erquickliche frische Melodie erwarten und diese wird im weiteren Verlauf regelmäßig zur trügerischen Fata Morgana. Diese fortwährenden Enttäuschungen tragen nicht wenig dazu bei, den Eindruck der Wagnerschen Musik peinlich zu machen.

Sonst offenbart die neue Oper keinerlei Fortschritt gegen frühere Werke. Der Gesang ist holperig, gezwungen, undankbar und äußerst schwierig. Gewöhnlich liegt der musikalische Schwerpunkt im Orchester, dessen Aufgabe im höchsten Grade complicirt und sehr schwer ausführbar ist. Die Streichinstrumente gelangen selten zu einem frischen, frohen Klang, die Holzbläser mühen sich ab, ungewöhnliche Schattirungen hervorzubringen, die Blechinstrumente treten in bekannter Weise und mit bekannt anklingenden Sätzen häufig schroff ein und geben der sonst so raffinirten Instrumentation nur all-

zu häufig etwas hartes und rohes. Motiv häuft ſich auf Motiv. Während der Sänger in den geſchlechtsloſen Harmonien, die weder Dur noch Moll, weder Tonart noch Accord beſtimmt erkennen laſſen, vergebens den leitenden Faden feſtzuhalten ſuchte, ergeht ſich das Orcheſter in den künſtlichſten Verflechtungen widerſtreitender Themate, die der Componiſt aufgreift und wieder fallen läßt, ohne zu einer wirklichen Durcharbeitung gekommen zu ſein. Alle dieſe Motive ſind aber nur Malereien, welche die Worte der Sänger illuſtriren ſollen. So entſteht denn eine Moſaikarbeit, die es zu keinem großen, bedeutenden Tonſtück kommen läßt und das ganze umfangreiche Werk in unüberſehbar viele Theile zerbröckelt. Jeden Augenblick taucht ein anderes Bild auf, das ſofort wieder zerrinnt, um neuen Tonverbindungen Platz zu machen. Dieſer Umſtand macht dem aufmerkſamen Hörer den Genuß der Wagnerſchen Muſik ungemein ſchwer und anſtrengend, es wird ihm ſehr bald unmöglich, dieſer Maſſe von Tönen und Verſchlingungen im Gedanken zu folgen. Eine Oper, die fünf Stunden ſpielt, darf ihre Wirkung nicht faſt ausſchließlich in der Feinheit der Harmonik, in der künſtlichen Verflechtung motiviſcher Arbeit, in der ängſtlichſten Sorgfalt der Ausarbeitung jedes beſonderen Theiles und Theilchens ſuchen, ſie erfordert vor Allem plaſtiſche Formen, prägnantes Hervortreten einzelner Hauptpartien, energiſche, große, freie Züge. Wagner ſcheint ſeine Opern ähnlich wie unſere modernen Phantaſiecomponiſten ihre Claviermodeartikel, nach einem gewiſſen Schema zu arbeiten. Daher begegnen wir in allen gewiſſen bekannten Dingen. So hat auch in den Meiſterſingern jede Perſon ihr beſtimmtes Motiv, das wie der Schatten neben ihr hergeht. Eine ſolche Manier beeinträchtigt die geiſtige Freiheit des Autors. Er ſchafft nicht mehr von innen heraus, er verändert nur bekannte Bilder durch neue Zuthaten. Die Charaktermalerei, die ihre Motive je nach Lage, Situation und Empfindung neu geſtalten ſollte, verblaßt und verſchwimmt unverſehens. In den Meiſterſingern finden wir Orcheſter- und Geſangspartien in unendliche Theile geſpalten. Die Streichinſtrumente, von ältern Componiſten gewöhnlich vier, höchſtens ſechsſtimmig behandelt, theilen ſich bei Wagner in zwölf bis ſechzehn Stimmen; die Blasinſtrumente ſind drei und vierfach vermehrt um zu den vom Tonſetzer beliebten auffallenden Tonmiſchungen das Material zu liefern. Ebenſo iſt der Chor nicht ſelten in zwölf Partien zerſetzt, jede Stimme in drei. Der Männerchor hat in der Regel ſechs Stimmen zu vertreten. Durch ſolche Zerſplitterung aber wird faſt jede Stimme zur Solopartie; ſie vermag nicht mehr als Chorſtimme zu wirken und der Zuhörer kann gegenüber dem ſtarken Orcheſter nicht nur die einzelnen Stimmen nur unklar unterſcheiden, er merkt häufig blos an den in Bewegung befindlichen Lippen der Choriſten daß der Chor ſingt. Einmal treten fünf Chöre zuſammen, nämlich Lehr-

Digitized by Google

burſchen (Alte und Tenöre, drei und vierſtimmig), Nachbarinnen (vier und fünfſtimmig), Nachbarn (Tenöre und Bäſſe, vier und fünfſtimmig), Geſellen (Tenöre und Bäſſe, zweiſtimmig) und Meiſter (Bäſſe). Dazwiſchen hinein ſingen faſt ſämmtliche in der Oper vorkommende Soliſten. Jede Stimme ſingt gleichzeitig andere Töne, andere Motive, andere Worte. Bei einem ſolchen ſiebzehn- oder zwanzigſtimmigen Geſang kann das Reſultat kein anderes als ein Chaos ſein, das für ein Normalohr zu entwirren unmöglich iſt. Liegt doch die eigentliche Kunſt des muſikaliſchen Satzes nicht in ſeiner Vielſtimmigkeit, ſondern in ſeiner Klarheit, Ueberſichtlichkeit und Wirkſamkeit. In den Solopartien kommen vierzehn Männerſtimmen vor. Zwölf derſelben, die Meiſterſinger, ſingen in der Regel gleichzeitig. Selbſtverſtändlich läßt Wagner die vier Tenöre und acht Bäſſe immer auch in einem polyphonen zwölfſtimmigen Satz ſingen. Die tiefe Lage der Männerſtimmen iſt einer ſolchen Verwendung überhaupt ungünſtig, werden nun die Stimmen nicht in einfachen Harmonien klar gruppirt und glücklich vom Orcheſter unterſtützt, ſo entſteht ein unverſtändliches Durcheinanderſchreien. Treten noch Chormaſſen zu dieſen zerſplitterten Soloſtimmen, ſo iſt das Einzelne vollends nicht mehr zu unterſcheiden. Und ſo ſehr es Wagner liebt, vielſtimmig zu ſchreiben, ſo beſteht doch darin ſeine geringſte Kunſtfertigkeit. Er häuft die Motive zu ſehr, weiß ſie nicht auseinander zu halten und in feſte Gruppen zuſammenzufaſſen, ja er ſcheint die Leiſtungsfähigkeit der einzelnen Stimmen überhaupt gar nicht berechnen zu können.

Wie in der Behandlung des Geſangs und Orcheſters iſt der Tonſetzer auch in der Anlage ſeiner Sätze maßlos; dieſelben haben in der Regel eine Ausdehnung, daß alle menſchliche Geduld vor ihnen zu Schanden wird. Eine Oper ſollte überhaupt nie länger als höchſtens drei Stunden ſpielen. Den Sängern werden überdies phyſiſche Anſtrengungen auferlegt, die ſie zu Grunde richten. Und zu ſolchen äußern Anſtrengungen für die Ausführenden kommen nun noch die faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten einer jeden, auch der kleinſten Partie. Keine Geſangsnummer fällt ins Ohr, läßt ſich harmoniſch oder rhythmiſch eintheilen, verſpricht dem Sänger Dank oder Anerkennung. Immer in Gefahr, vom Orcheſter übertönt zu werden, muß er fortwährend ſtark und mit voller Stimme ſingen. Nur bei hingebendſter Aufopferung für die Sache oder bei einem eiſernen Druck von oben wird es nach unſäglichen Mühen möglich werden, ſolche undankbare Anſprüche zu befriedigen. Die Schwierigkeiten eines Werkes bilden an und für ſich allerdings keinen Ausſtellungsgrund, aber ſie müſſen doch einen Zweck haben, eine erhöhte Wirkung ermöglichen, der Sache eine brillante Außenſeite ſichern. Wo ſie nutzlos auf einander gehäuft ſind, ſpurlos verhallen, die Kräfte zwecklos ermüden und verderben, werden ſie Barbarei.

Digitized by Google

Die Ouvertüre bildet ein Orchestervorspiel, das, wie eine freie Phantasie gestaltet, nichts mit den älteren Formen gleicher Gattung gemeinsam hat. Sie ist aus den typischen Motiven zusammenstellt, welche das Auftreten der Hauptpersonen in der Regel begleiten. Es hat in so fern nichts charakteristisches, als es bei seinem Instrumentenlärm das leichte Spiel des Humors, wie es eine Lustspielouvertüre haben sollte, nicht aufkommen läßt, sondern ebenso gut jedem Trauerspiele vorausgehen könnte. Ein bizarrer, unschöner Mittelsatz vermag für den verfehlten Charakter des Stückes nicht zu entschädigen. Das Vorspiel leitet zu dem ersten Chore hinüber, der beim Aufziehen des Vorhangs vor der in der Katharinenkirche zahlreich versammelten Gemeinde ertönt. Dieser Gesang in der Weise eines Chorals ist würdig und einfach, aber er wird durch Zwischenspiele des Orchesters unterbrochen, die ihm heterogen sind.

Walther, an eine Säule gelehnt heftet mit stummem Gebärdenspiel die Blicke auf die sich wiederholt zu ihm umkehrende Eva. Der Chor singt mit Orgelbegleitung, das Orchester sucht das Gebärdenspiel musikalisch zu versinnlichen. Folgen wir den Angaben des Clavierauszugs:

Chor: „Da zu dir der Heiland kam"

(Walther drückt durch eine Gebärde eine schmachtende Frage an Eva aus.)

„Willig seine Taufe nahm",

(Eva's Blick und Gebärde sucht zu antworten, doch beschämt schlägt sie die Augen wieder nieder.)

„Weihte sich dem Opfertod,"

(Sehr ausdrucksvoll.)

(Walther zärtlich, dann dringender.)

„Gab er uns des Heils Gebot:"

(Eva Walthern abweisend, aber schnell wieder seelenvoll zu ihm aufblickend.)

„Daß wir durch dein' Tauf' uns weih'n,
Seines Opfers werth zu sein."

(Walther entzückt, höchste Betheuerungen und Hoffnungen. Eva selig lächelnd, dann beschämt die Augen senkend.)

„Edler Täufer,
Christ's Vorläufer!
Nimm uns freundlich an,
Dort am Fluß Jordan."

(Walther dringend — aber schnell sich unterbrechend. Er nimmt die dringende Gebärde wieder auf, mildert sie aber sogleich wieder, um dadurch sanft um eine Unterredung zu bitten u. s. f.)

Digitized by Google

Wie viele Worte um eine einfache Sache, um ein Liebäugeln und stummes Mienenspiel! Doch wird dadurch das Wesen der beiden Hauptpersonen vortrefflich charakterisirt. Die folgenden Scenen sind ohne Reiz und musikalisches Interesse. Es fällt Walthers heftige Frage auf: „Fräulein, sagt, seid ihr schon Braut?“ Die Lehrbuben, in fortwährend hüpfender Bewegung, ordnen die Vorhalle zu einer Freiung, welche die Meistersinger abzuhalten gedenken. Nun hebt jene Abhandlung über das Wesen des Meistergesangs an, wie sie der alte altdorfer Professor J. Chr. Wagenseil in seinem berühmten 1697 erschienenen Werke: „de germaniae phonascorum, von der Meister-Singer origine, praestantia, utilitate et institutis“ nicht besser gegeben hat. Erquicklicher wird die Sache erst, wenn Walther zu den Meistersingern tritt, um selbst in die Zunft aufgenommen zu werden, und jetzt kommt jenes Lied Walthers: „Fanget an! So rief der Lenz in den Wald,“ das, von Herrn Nachbauer vortrefflich gesungen, sich den ersten Beifall erwarb. Welche Zumuthungen Wagner an das Gehör seines Publikums stellt, geht aus einer hierher gehörigen Bemerkung des Clavierauszuges hervor. Beckmesser, der auf die Verstöße in dem Gesange des Ritters zu merken hat, ist im Gemerk hinter Vorhängen eingeschlossen; während nun das ganze Orchester fortissimo einsetzt, soll man wiederholte unmuthige Seufzer des Merkers und sein heftiges Anstreichen mit der Kreide vernehmen! Der erste Akt endet mit einem unentwirrbaren Durcheinander sämmtlicher Meistersinger und Lehrburschen.

Der zweite Akt bringt jene schöne Decoration, von der wir oben bereits gesprochen. Zuerst treiben wieder die Lehrbuben ihren Scherz, David verhöhnend, der die alte Magdalene zur Liebsten hat. Dann folgt die poetischeste Scene der ganzen Oper, ein Zwiegespräch zwischen Eva und Sachs, das auf einem reichen, weichen Instrumentalsatz hingleitet, in Folge seiner Länge aber von dem ihm innewohnenden Reiz beträchtlich einbüßt. In diesem Auftritt wurde eine Stelle mit lebhaftem Applaus aufgenommen, die wohl als Selbstbekenntniß des Dichters zu gelten hat:

Sachs: Mein Kind, für den ist Alles verloren,
und Meister wird der in keinem Land;
denn wer als Meister ward geboren,
der hat unter Meistern den schlimmsten Stand.

Eva willigt ein, sich von Walther entführen zu lassen, Sachs beschließt dies zu verhindern, das Auftreten Beckmessers, der in der Absicht kommt, Eva ein Ständchen zu bringen, vereitelt das Vorhaben der Liebenden, und das Publikum hat nun das Vergnügen, sie unter der Linde während der ganzen Dauer des Aktes kosen zu sehen. Dann beginnen die komischen Scenen. Der alberne Merker wird von Sachs gehänselt, der ein heiteres,

Digitized by Google

aber schwülstiges Lied beginnt: „Jerum! Jerum! Halla, halla, je!“ Die folgende Scene könnte sehr amusant sein, wäre sie nicht wieder in einer Weise ausgedehnt, die jede Geduld erschöpft. Der Gesang Beckmessers „Den Tag seh' ich erscheinen“ hat unstreitig komische Elemente, aber das äußerlich Barocke ist so übertrieben und so ausgesponnen, daß das Ganze zu einer Carricatur wird. So beträgt sich kein Liebhaber unter dem Fenster seiner Angebeteten und wäre er selbst der beschränkteste Patron. Der Akt schließt mit einer tumultuarischen Scene, die an musikalischem Lärm und Durcheinander alles übertrifft, was selbst der erste Akt geboten.

Der dritte Akt führt uns in die Arbeits- und Poetenstube Sachsens. Obwohl gerade diese Scene einige der ansprechendsten Gesänge hat, so wird sie doch zum non plus ultra von Langweiligkeit und lächerlicher Uebertreibung. Man begreift wirklich nicht, wie man Derartiges einem Publikum bieten konnte und gewiß ist Aehnliches noch nie dagewesen. Zuerst singt David seinen geistesabwesenden Meister lange Zeit an, ohne gehört zu werden, dann beginnt Sachs einen endlosen Monolog, darauf folgt ein Zwiegespräch zwischen Sachs und Walther, dessen Schluß man nicht zu erleben fürchtet und in dem sich nur ein ironischer Vers auszeichnet:

Sachs: Nur mit der Melodei
seid ihr ein wenig frei;
doch sag' ich nicht, daß es ein Fehler sei;
nur ist's nicht leicht zu behalten,
und das ärgert unsre Alten.

Um das Maß voll zu machen, kommt noch Beckmesser und hat eine lange Unterredung mit Sachs. Er wird von Eva abgelöst, welche die neuen Schuhe drücken, die ihr der „Schuh' — macher und Poet dazu“ gefertigt hat. Eva auf einem Fuße festgebannt stehend, — (bezaubert, bewegungslos, — bis Sachs dem größten Mangel abgeholfen) muß so die glühenden Liebesergüsse Walthers anhören. In dieser langen Scene (28 Seiten) findet der Geist glücklicherweise einige Ruhepunkte. Zuerst ein kleines volksthümliches Liedchen Davids: „Am Jordan St. Johannis stand,“ das bestconstruirte erquicklichste Gesangstück der ganzen Oper. Minder glücklich verläuft Sachsens Weise: „Mein Freund! in solcher Jugendzeit.“ Dagegen ist Walthers Preislied „Morgenlicht leuchtend in rosigem Schein“ sehr ansprechend, nur schade, daß es so oft wiederkehrt und noch dazu in einem und demselben Akte. Von weicher und erfolgreicher Tonfärbung ist das Quintett, womit diese Scene schließt: „Selig, wie die Sonne meines Glückes lacht,“ — es hat zudem den Vorzug der Kürze, nur wird es in seiner Complicirtheit nie klar und deutlich vorzutragen sein.

Wie durch Zauber sehen wir uns hiernach auf die Festwiese und mitten

in das fröhliche Treiben des Volkes versetzt. Die Gesänge der Gevatter Schneider und Handschuhmacher sind, wenn auch geschraubt und karikirt, doch nicht ungenießbar. Der Tanz, obwohl im Orchester mit allen Kunstmittelchen aufgeputzt, kommt zu keinem glücklichen Zug, dagegen ist der Festmarsch wieder sehr gelungen und ein Chor: „Wach auf, es nahet gar der Tag" würde bei geringerer Steifheit des Textes eine der wirkungsvollsten Nummern der Oper sein. Wir haben nun noch zwei Reden Sachsens, die Parodie Beckmessers und das schon bekannte Lied Walthers, sowie einige jener nebelhaften Chöre zu hören, die so häufig in der Oper vorkommen, und der Kunstgenuß ist — überstanden.

Man hat sofort behauptet, daß das Werk die Runde auf allen deutschen Bühnen machen würde. In Anbetracht der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der Aufführung entgegenstellen, bezweifeln wir das. Ueberall zwar kann man die öffentliche Meinung zum Voraus bearbeiten, wie in München geschehen ist, aber nicht überall dürfte es Erfolg haben, und noch seltener wird sich ein König finden, der den Componisten während der ganzen Aufführung mit Auszeichnung überhäuft, an seiner Seite Platz nehmen läßt und dadurch schon jede Opposition unmöglich macht; nicht allerwärts ist das Haus mit begeisterten Freunden des Tonsetzers, mit Personen, die aus den verschiedensten Gründen sich ihm gefällig erweisen möchten, mit einer durch Dick und Dünn ihm zujauchzenden Jugend zu füllen. Der während der Aufführung selbst gespendete Applaus galt wohl zumeist den vortrefflichen Gesangsleistungen: dem Fräulein Mollinger (Eva), einer reich begabten Sängerin, die alles, was sie berührt, mit dem Hauche lebendiger Poesie erfüllt, Herrn Nachbauer, der die dankbarste Partie (Walther) zu voller Geltung brachte, Herrn Beez, (Sachs) dem ausgezeichneten Baritonisten der berliner Oper. Herr Hölzl (Beckmesser) wußte allen an ihn zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden, wurde aber im letzten Akte so heiser, daß er seine Aufgabe kaum zu Ende zu führen vermochte, Frau Diez (Magdalene) half undankbaren Rolle durch ihre Persönlichkeit auf, den Uebrigen wurde je nach ihren Aufgaben reichlicher Dank. So viel man davon hören konnte, sangen auch die Meistersinger ganz wacker. Der Chor leistete Vorzügliches, das Orchester war vollendet. —

Wenn das Endresultat eines unbefangenen und nicht im Voraus eingenommenen Urtheils trotzdem ungünstig lautet, so liegt die Ursache einzig am Werke des Dichtercomponisten, der keinem der Hauptgesichtspunkte, nach denen die Kritik ihren Spruch stets zu bemessen haben wird — Maß, Form und Schönheit — gerecht zu werden wußte. Man hat oft behauptet, daß dasjenige, was an Wagners Musik originell erscheint, unschön, geschraubt, ja häßlich, dagegen alles ansprechende nicht neu sei. So wirken auch die spar-

samen Melodien weniger durch den Reiz der Frische und Neuheit, als vielmehr durch ihr sporadisches Erscheinen und den Reichthum ihres Accompagnements. Wagner weiß mit seinem Orchester unbegreifliche Effecte zu erzielen, sowohl Klänge, die der Natur abgelauscht scheinen, als sphärenhafte, wahrhaft ätherische Tonverbindungen, aber alles dies eint sich nicht zu einem vollendeten, in sich abgeschlossenen, nach Außen befriedigenden Kunstwerke, welches sich mit innerer Nothwendigkeit vor unsrer Empfindung entfaltet. Alles ist künstlich gezwungen und verräth schwere Geburt. Die theilweise Originalität, die einzelnen Effecte vermögen für den Mangel an geistiger Freiheit und ursprünglichem Leben nicht zu entschädigen. Wir bewundern den Fleiß und die Sorgfalt, beklagen aber die geringe Summe wahrhaft genialer Begabung des Componisten, der, ohne dieselbe zu besitzen und nachdem ihm so viele geniale, ihn weit überragende Meister vorausgegangen sind, es doch wagte, sich zum Reformator der Tonkunst aufzuwerfen. Ein Spruch, den Wagner seinem Hans Sachs in den Mund legt, darf ihm selbst zur Beherzigung empfohlen werden:

„Wollt Ihr nach Regeln messen,
Was nicht nach Eurer Regeln Lauf,
Der eignen Spur vergessen: —
Sucht davon erst die Regeln auf!“ —

Pariser Brief.

Paris, Mitte Juni 1868.

Sie geben in Ihrem Aufsatz „Frankreich und der Friede“ (Nr. 24) die Nachricht, daß der Kaiser Napoleon wenige Wochen vor Eröffnung des Zollparlaments an das auswärtige Amt in London die Zumuthung gerichtet habe, sich mit Frankreich zu einem Protest gegen die Uebergriffe Preußens in Süddeutschland zu vereinigen. Ueber diese Anfrage möchte ich nach glaubwürdigen Autoritäten nur bemerken, daß sie nicht in officieller Form beim auswärtigen Amt gemacht sein dürfte, weil der Kaiser nach dem ausgesprochenen friedlichen und deutschfreundlichen Charakter der Stanley'schen Politik von vornherein auf eine ablehnende Antwort gefaßt sein mußte. Nichtsdestoweniger stimme ich der Auffassung französischer Politik, wie sie in dem betreffenden Artikel, sowie früher in „die Rüstungen des Kaisers Napo-

Digitized by Google

leon" dargelegt, vollkommen bei, nachdem ich mich hier orientirt. — Zwar was der Kaiser in letzter Instanz beabsichtigt, weiß niemand; konnte man ihm schon früher nicht gerade Redseligkeit vorwerfen, so ist er jetzt vollständig stumm geworden, alle die geflügelten Worte, die ihm von Zeit zu Zeit in den Mund gelegt werden und welche die Runde durch die Zeitungen machen, sind mehr oder weniger gut erfunden, selbst die Minister wissen nicht, wohin der Steuermann seinen Curs richten will. Man fragt sich, ist dies das alte Brüten über weitangelegten Plänen, oder birgt sich hinter dieser Verschlossenheit die Unentschlossenheit, von der Napoleon in neuerer Zeit so merkwürdige Proben abgelegt hat? Für den Augenblick spricht Alles dafür, daß der Kaiser das verhängnißvolle Würfelspiel, welches über die Zukunft seiner Dynastie entscheiden würde, zu vermeiden wünscht, denn darüber macht er sich sicher am wenigsten Illussionen, daß der Thron der Napoleoniden eine Niederlage im Kriege mit Deutschland nicht überdauern würde. Aber die Frage ist, ob er in seiner Lage glaubt, den Kampf auf die Länge vermeiden zu können? Er weiß zu gut, daß die Franzosen ihm vorwerfen, durch seine zugleich hinterhaltige und unentschlossene Politik mehr als jemand zu der Bildung jenes neuen Deutschland beigetragen zu haben, welches sie jetzt so sehr beunruhigt. Man wird schwerlich irre gehen, wenn man die jetzige kaiserliche Politik so interpretirt, daß sie den Status quo acceptirt, daß sie aber einem Weitergehen nicht mehr zusehen wird und eben weil der gegenwärtige Zustand in Deutschland auf die Länge nicht haltbar ist, weil der unnatürlichen Lage des Südens ein Ende gemacht werden muß, besteht die Kriegsgefahr und lastet die Unsicherheit auf allen Gemüthern. Napoleon fühlt seine europäische Stellung, welche ihm das Prestige in Frankreich gegeben, tief erschüttert, er sinnt und wartet auf eine Gelegenheit, sie herzustellen, und als Werkzeug dazu soll die neue Heeresorganisation, sollen die hiervon wohl zu unterscheidenden Rüstungen dienen, welche Sie früher durchaus richtig charakterisirt haben. Daß die französische Armee nach den Erfahrungen von 1866 umgestaltet ward, brauchte noch nicht zu beunruhigen, aber die Rüstungen, welche seit Anfang dieses Jahres stattgefunden haben, lassen sich kaum anders als durch eventuell aggressive Absichten erklären. Der Pferdebestand, welcher allerdings durch die mexikanische Expedition starke Ausfälle erlitten, ist mit unverhältnißmäßigen Kosten auf 95,000 gebracht, nur 15,000 hiervon sind an Landwirthe zur zeitweiligen Benutzung ausgeliehen, 80,000 Pferde also füttert die Regierung Tag für Tag! außerdem soll das Kriegsministerium mit den Messageries in der Stille einen Vertrag geschlossen haben, wodurch sich dieselben verpflichten, ihren ganzen Pferdebestand auf kurze Notiz zur Disposition zu stellen. Die Armee ist mit neuen Chassepots versehen, bis Ende dieses Jahres denkt man die zweite Garnitur fertig zu haben, sie sind in

Frankreich, England, Belgien, Italien und Spanien verfertigt, die lütticher und mailänder haben sich schlecht bewährt, die englischen und spanischen vorzüglich. Der Soldat setzt unbedingtes Vertrauen in diese Waffe, welche nach französischer Angabe 400 Metres weiter trägt, als das Zündnadelgewehr; es wird zugegeben, daß das Chassepot complicirt ist, aber man versichert, es werde eine Campagne dauern, ohne einer Reparatur zu bedürfen. Die Mobilgarde wird mit den zu Hinterladern umgearbeiteten alten Gewehren bewaffnet; die Anfertigung der famosen „Mitrailleuse" wird mit großem Geheimniß umgeben, alle dabei Beschäftigten müssen den Eid auf Geheimhaltung ablegen, ihre Wirkungen werden als mörderisch geschildert. Und nicht weniger Sorgfalt wird auf die Flotte verwendet, weil in ihr Frankreich seine stärkste Seite gegen Deutschland haben würde. Alles das sieht wenig friedlich aus; wenn man sagen darf, daß Frankreich vielleicht noch niemals so gerüstet war, als es jetzt ist, und wenn man auf der andern Seite in Betracht nimmt, mit welchen ungeheuren Kosten dieser Zustand zu Wege gebracht und aufrecht gehalten wird, so wird man doch zu dem Resultat kommen, daß die offiziösen Versicherungen, wonach alles dies nur zur Erhaltung des berechtigten Einflusses Frankreichs bestimmt sein solle, keinen Augenblick ruhiger Prüfung aushalten. Solche Rüstungen können im Gegentheil nur den Zweck haben, plötzlich activ einzugreifen; wenn sich dazu die Gelegenheit findet, ist allerdings noch nicht abzusehen und weiß der Kaiser wahrscheinlich ebensowenig, aber er liegt auf der Lauer und im gegebenen Moment wird auch die Stimmung des Heeres in Frage kommen; das Eisen zieht den Mann an; wozu, wird es heißen, sind die Millarden ausgegeben, wenn die Armee nicht gebraucht werden soll? —

Wichtiger aber als dies ist die innere Lage überhaupt. Napoleon hat von Anfang an das instinktive Gefühl gehabt, daß sein persönliches Regiment keine ernsthafte Discussion ertragen könne, wiederholt hat er befreundeten auswärtigen Staatsmännern erklärt, er könne sich niemals zu einer wirklich constitutionellen Regierung verstehen, die Franzosen würden die Freiheit nur brauchen, um ihn zu stürzen. Dennoch hat er sich zu Concessionen veranlaßt gesehen, welche nicht mehr zurückzunehmen sind, charakteristisch genug haben die Mameluken, die Imperialisten der Rue de l'Arcade im Corps législatif wie im Senat heftig gegen die neuen Gesetze opponirt, sie haben das Gefühl, daß das Kaiserthum sich nicht mit der Freiheit verträgt, selbst wenn sie in homöopathischen Dosen zugemessen wird, aber die Regierung war zu weit gegangen, um mit Ehren zurück zu können. Das Preß- und das Vereinsgesetz sind in Kraft getreten und werden trotz aller Restrictionen eine große Wirkung üben; man muß es den Franzosen lassen, daß sie die Kunst verstehen, in Ketten zu tanzen und muß hier gesehen

Digitized by Google

haben, welchen Eindruck das Erscheinen der ersten Nummern der Lantcone von Rochefort machte! Ueberall tauchen neue Journale auf und fast alle sind von der Opposition gegründet, um auf die kommenden Wahlen zu wirken, die kleine Phalanx der vereinigten Liberalen im Palais Bourbon ist sehr zuversichtlich gestimmt und hofft ihre Zahl auf 100 zu bringen, was eine sehr stattliche Minorität wäre, zumal wenn man bedenkt, welchen Einfluß schon die Wenigen geübt. Die große Frage ist jetzt: werden die Wahlen in diesem Herbst stattfinden oder erst im nächsten, wo das Mandat der gegenwärtigen Versammlung abläuft? Die Minister sind für baldige Auflösung, weil sie wahrscheinlich mit Recht glauben, daß die Chancen im nächsten Jahre nicht besser, sondern ungünstiger sein werden, der Kaiser schwankt noch, aber scheint für die Vertagung, woraus man schließen könnte, daß er auf einer Coup sinnt, welcher seine Stellung verbessern würde. Sie werden von dem Project der sogenannten union dynastique gehört haben, wonach die Regierung alle die Candidaten acceptiren sollte, welche sich verpflichteten, die gegenwärtige Dynastie zu erhalten. Der Minister des Innern Pinard, und die Kaiserin waren hiefür gewonnen, aber der Scharfblick Rouhers und seiner rechten Hand, des Direktors im Ministerium des Innern St. Paul durchschauten, wie wenig mit einem solchen vagen Glaubensbekenntniß gewonnen, auch J. Favre und Glais Bizoin haben den Eid auf die Verfassung geleistet und wer glaubt wohl, daß sie den Kaiser halten würden? Rouher sprach sich im Ministerrath bestimmt gegen das Projekt aus und St. Paul verlangte für den Fall der Annahme seine Entlassung; der Kaiser entschied sich dagegen und die Sache hat nun Pinards Stellung so erschüttert, daß er die Wahlen schwerlich noch leiten wird. — Die gesammte liberale Partei ist für Auflösung, um mit verstärkten Kräften dem gegenwärtigen Regiment zu Leibe zu gehen und eben darum gegen Krieg; sie weiß, daß ein glücklicher Feldzug den Absolutismus auf Jahre hinaus befestigen würde, und die Folgen eines unglücklichen wünscht sie begreiflicherweise Frankreich zu ersparen, umsomehr, als es sehr zweifelhaft wäre, ob der Sturz des Kaisers dem Liberalismus zu gute käme, es wäre vielmehr weit wahrscheinlicher, daß wir vorerst eine neue Auflage der socialen Republik erlebten. Beiläufig möchte ich übrigens warnen, in Deutschland nicht zu großes Vertrauen auf die Freundschaft der französischen Liberalen zu setzen, und nicht nach den Reden von Garnier Pages und E. Ollivier zu urtheilen, die große Menge theilt vielmehr Thiers' Ansichten und ich bin sehr zweifelhaft, ob eine republikanische oder orleanistische Regierung sich zu dem werdenden Deutschland freundlicher verhalten würde als Napoleon. Man wird gut thun, sich der Unterredungen des Generals Lamoricière mit dem Kaiser Nicolaus von 1848 über die deutsche Einheit zu erinnern, und der Graf von

Digitized by Google

Paris würde als König der Franzosen schwerlich seinen wohlwollenden Gesinnungen für Deutschland folgen können; sein Brief wird scharf als beaucoup trop allemand getadelt. Doch das sind spätere Sorgen, für jetzt hängt noch alles vom Kaiser ab und die Unzufriedenheit ist groß. Im allgemeinen herrscht der Wunsch, den Krieg zu vermeiden, aber die Regierung beherrscht die Situation doch noch vollkommen und sie kann in jedem Augenblick das Land in Krieg stürzen, sie würde die benöthigten Millionen finden und alles würde ihr folgen — so lange sie glücklich wäre. So sehe ich die hiesige Lage an.

Kunstblätter.

Joseph Ritter von Führich: „Der bethlehemitische Weg". Zwölf Zeichnungen mit Titelblatt in Holz geschnitten von A. Gaber.

„Er ist auferstanden", fünfzehn Zeichnungen in Holzschnitten von A. Gaber und K. Oertel. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr.

So unerfreulich es ist, den Maler Führich um Ritterſporn auf literarischem Gebiete werben zu sehen — wie es leider kürzlich wieder der Fall war — um so lieber begrüßen wir ihn, wenn er das zweischneidige Schwert des katholischen Eiferers bei Seite legt und den einfachen Griffel zur Hand nimmt. Freilich hat er die in obigen Cyklen behandelten Stoffe mit mancher ungenießbaren Zuthat an Symbolik und Dogmatik behängt, aber seine ungewöhnliche Gestaltungskraft bewährt sich nichtsdestoweniger in der Mehrzahl dieser Blätter aufs trefflichste. Könnte sich der hochbegabte Mann entschließen, nur Künstler zu sein, er würde mit seinen Leistungen im weitesten Umfang wirken, während sie in der That wenigstens bei uns auf einen ungebührlich engen Kreis beschränkt sind. Wo die kirchliche Absichtlichkeit zurücktritt — und allenthalben verräth sich schöner Sinn des ästhetischen Weltkindes — ist ihm eine einfache Hoheit der Charakteristik, eine Gewalt des Stiles in der Composition eigen, die heute sehr vereinzelt dasteht. Die 6 ersten Blätter des bethl. Wegs, die schon früher bekannt waren, gehören zu den anmuthigsten und edelsten Darstellungen der modernen Bibelmalerei und Bilder wie die Scenen in Emaus und besonders der Hauptmann am Grabe Christi im zweiten Cyklus offenbaren bei echt malerischer Wirkung den weihevollen Zauber der Legendenpoesie in einer Schönheit, die deutlich zeigt, wo die wahre Stärke des Künstlers liegt. Die Zeichnung ist durchweg von der gewissenhaften Sauberkeit und zarten Empfindung für das Detail, welche in dieser Verbindung mit Größe der Composition den Meister bekundet. Die feinere Individualisirung, namentlich der Christusgestalt, wird überhaupt nur protestantischer Empfindungskraft gelingen. — Die Holzschnitte geben im Vergleich mit der modischen Verflachung der Xylographie treffliche Beispiele, wie diese zum Aschenbrödel der Kunst gewordene Technik zu handhaben ist und man muß dem Verleger Dank zollen für den mit diesem Werke glücklich unternommenen Beweis, daß es zur Wiedereinsetzung in ihre ursprüngliche Würde noch nicht zu spät ist. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

gitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 28.
Ausgegeben am 10. Juli 1868.

Inhalt:

Die Conföderationsakte in Prag . . . . . Grün 41
Ein Wort für den friedlichen Frieden der liberalen Presse. Duo 49
Die K. Bayern 49
Wirthschaftliche Zustände Niederösterreichs 55
Imperator Constantinopels 63
Das heilige Feuerloch 70
Literatur 80

Stempelcontrolirung: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Dr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Czechenagitation in Prag.

⋌ An die Wahrheit des etwas trivial gewordenen alten Spruches, daß zwei dasselbe thun können, ohne daß es doch dasselbe ist, sind neuerdings alle diejenigen gemahnt worden, welche Gelegenheit gehabt haben, den jüngsten czechischen Fest- und Demonstrationenschwindel mit den deutschen Turner-, Schützen- und Sängerversammlungen in Parallele zu stellen, welche in den Jahren 1861 bis 1864 bei uns in Blüthe standen und von denen man lange genug folgenreichen Einfluß auf die nationale Bewegung und das Einigungsbedürfniß unserer Nation erwartete. Während diese Feste und Versammlungen, an denen sich sämmtliche Stämme eines großen Culturvolkes betheiligten, so ungefährlich und bedeutungslos verliefen, daß sie schließlich von den reactionären Regierungen als willkommene Blitzableiter für den nationalen Thatendrang begünstigt wurden, hat das kleine Czechenvolk es fertig gebracht, durch eine Reihe ähnlicher Demonstrationen die Aufmerksamkeit des gesammten Welttheils zu erregen, und ein Wiener Ministerium, das für das populärste seiner Zeit galt, in Unruhe zu versetzen. Ob in Frankfurt, Leipzig und Dresden Tausende und aber Tausende deutscher Männer darüber einig wurden, daß ihr Vaterland „größer" sein müsse, keinem deutscheu Minister ist es je in den Sinn gekommen, mit ihren Führern über die Grundlagen gegenseitiger Verständigung zu verhandeln. In Prag wurde der Grundstein zu einem neuen Theater gelegt, das Jubiläum einer gelehrten Gesellschaft gefeiert, und der 70. Geburtstag eines verdienten nationalen Historikers begangen, und der bei diesen Gelegenheiten aufgewirbelte Staub genügte dazu, die Grundmauern des jungen östreichischen Constitutionalismus wenigstens vorübergehend zu erschüttern und die Leiter der Geschicke des Kaiserstaats zu Transactionen mit den czechischen Führern zu veranlassen.

Freilich sind diese Demonstrationen mit einem Geschick inscenirt worden, das seines Gleichen sucht und zu unliebsamen Vergleichen zwischen deutschem und slavischem Talent für politische Intrigue reiches Material bietet. Gleichsam als Ouverture für das aufzuführende Schauspiel wird im Mai eine Volksversammlung auf dem Georgsfelde ausgeschrieben, von der die Führer fern bleiben; ein polyphones Tutti von Instrumenten der verschiedensten Art

Digitized by Google

ſucht dem Zuhörer zu imponiren und ſein Intereſſe auf die folgenden Solovorträge zu ſpannen. Dann geht der Vorhang auf, um das Bild der feierlichen Grundſteinlegung einer ſlaviſchen Kunſtanſtalt (des Nationaltheaters) zu zeigen: das Auge erſtaunt zunächſt über die mächtige Verſtärkung, welche der Chor erfahren hat, der in maleriſcher Gruppe die Wiege des künftigen Kunſttempels umſteht. Ruſſen, Kroaten, Ruthenen, Slowenen, Raitzen und Slowaken drängen ſich in buntem Gewimmel und jauchzen dem Dioskurenpaar Rieger und Palazky ein nicht endenwollendes „Slava" zu, das die Mißlaute, welche die Spaltung zwiſchen Polenfreunden und Anhängern Rußlands hervorruft, mit lautem Donner übertönt. Es iſt ein Zukunftsfeſt, das gefeiert wird, und an einem ſolchen ziemt es nicht, der kleinen Händel der Gegenwart zu gedenken. Der Oberprieſter verkündet mit der Begeiſterung des Sehers, daß der Tag nicht fern ſei, an welchem die Sonne des neuen Weltreichs czechiſch aufgehen und die Schatten verſcheuchen werde, die noch auf der Gegenwart liegen: der Grundſtein des neuen Prager Theaters iſt zugleich der erſte Stein zu dem Rieſenbau des großen Slawenſtaats, der ſich über den Ruinen germaniſch-romaniſchen Culturlebens erheben ſoll, und wenn die Scene ſich ſchließt, ſind alle Theilnehmer von dem feſten Glauben erfüllt, daß die Leiden dieſer Zeit nicht werth ſind der künftigen Herrlichkeit, die ihnen verheißen iſt.

Der zweite Act gilt dem Rückblick auf die Vergangenheit. Die Leiden und Prüfungen, welche das Czechenvolk erduldet, laſſen ſich nicht beſſer illuſtriren, als durch die Geſchichte des Nationalmuſeums, das ein Deutſcher gegründet hat und das die Czechen mühſam erobern mußten. Man hat den dreizehnten Juni zur Feier des ſemiſäcularen Jubiläums dieſer Stiftung gewählt. Zwar ſind es ſchon im April fünfzig Jahre geworden, daß das Nationalmuſeum beſtand, aber Opportunitätsrückſichten der wichtigſten Art hatten geboten, die Feier nicht zu verfrühen. Zu dem iſt am vierzehnten deſſelben Monats Palazkys ſiebenzigſter Geburtstag: man befreit ſich von der läſtigen Feſſel des Kalenders — Geburtstage am Tage der Geburt des Gefeierten zu begehen iſt am Ende nur Convention — und feiert dafür ein Doppelfeſt, das ſeines Gleichen nicht hat noch gehabt hat. Es iſt dafür geſorgt, daß nur Acteure auf die Bühne kommen, die den beabſichtigten Effect mit Sicherheit verbürgen. Einladungen zur Feier des 13. Juni waren, (wir ſchließen uns dem ausführlichen Bericht der moskauiſchen Zeitung an) nur an die übrigen öſtreichiſchen Muſeen und die im Kaiſerſtaat lebenden Ehrenmitglieder des Prager Inſtituts ergangen. Und ſiehe da — während die Deutſchen unter den Geladenen nur höchſt ſpärlich erſchienen ſind, haben die nichtgeladenen Brüder aus dem ruſſiſchen Oſten ſich zur allgemeinen Ueberraſchung in großer Anzahl eingefunden. In der erſten Reihe der Ehrenmitglieder ſitzt mit dem ſtrahlen-

den goldgestickten Gewande des Priesters der rechtgläubigen orientalischen Kirche der Protopresbyter Michael Feordorowitsch Rajewsky, erster Geistlicher der russischen Gesandtschaft zu Wien; zu seiner Rechten Rieger, zur Linken Auersperg, ihm gegenüber der katholische Canonicus Rotter — wo es die Einheit des Stammes zu bekunden gilt, ist der Gegensatz tödtlich verfeindeter Confessionen ein überwundener Standpunkt. Die nach dem heiligen Wladimir benannte Universität Kiew ist durch die Herren Lissenko und Prof. Rennekampf, die moskauische Hochschule durch einen Candidaten Gubin, Petersburg dreifach durch die Herren Lewschin, Wlassew und Botschkarew vertreten. Die Wiener Bibliotheken und sonstigen gelehrten Anstalten sind weder durch Abgeordnete, noch durch Gratulationsschriften repräsentirt, während begeisterte Festgrüße der Petersburger Academie der Wissenschaften und des Moskauer Rumjänzow-Museums zur allgemeinen Erbauung verlesen und mit donnerndem Slavaruf begrüßt werden.

Die erste Rede hält Graf Clam-Martiniz, um die Parität der beiden Stämme symbolisch zu bezeichnen zum Theil in czechischer, zum Theil in deutscher Sprache. Der deutschen officiell-bombastischen Einleitung folgt ein kräftiger czechischer Schluß: wie zum Hohn betont derselbe die nothwendige Toleranz und Friedfertigkeit, welche Deutsche und Czechen zu bethätigen hätten, um das Werk der Wiedergeburt des geliebten czechischen Königreichs sieg- und erfolgreich zu Ende zu führen. Dann folgt die Verlesung des letzten Jahresberichts durch den Vicepräsidenten Tomek, — Canonicus Rotter spricht einige deutsche Worte über die Geschichte der Anstalt, — endlich ergreift Palazky unter lebhaftester Theilnahme der Versammlung das Wort zu längerer, natürlich czechischer Rede. Das Thema derselben ist die Mißhandlung der czechischen Sprache und des czechischen Volksthums durch die Regierung. „Das czechische Volk ist von Alters her ein zweisprachiges gewesen. Streiten wir nicht weiter darum, wann und auf welche Weise das geschehen ist — die Thatsache liegt vor uns. Seit dem dreißigjährigen Kriege gewann das deutsche Element unter directer Unterstützung der Regierung immer mehr die Oberhand, verstärkte seine Kraft und seinen Einfluß. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß hochstehende Personen darüber zu Rathe gingen, wie der Uebelstand der Zweisprachigkeit zu beseitigen sei. Es wurde beschlossen, dieses Werk vermittelst obrigkeitlichen Schutzes der Bildung und Aufklärung eines Stammes und Fernhaltung des Anderen durchzuführen. So geschah es, daß die czechische Sprache verfiel und verachtet wurde und daß nicht nur die Feinde, sondern selbst die wahrhaft treuen Söhne derselben den Zeitpunkt der Beerdigung der czechischen Nationalität vorbereiteten. Die göttliche Vorsehung aber, welche diese unerhörte Prüfung über unser Land gesendet hatte, war jenem Unternehmen nicht günstig — sie senkte in die czechischen Seelen so

viel Geschmeidigkeit und Kraft, soviel Kühnheit und Entschiedenheit, daß die drohende Gefahr dieselben nur nüchterner machte . . . . . Nach einem halben Jahrhundert haben die Beziehungen zwischen den beiden Nationalitäten sich so gestaltet, daß der Czeche aus eigener Kraft das erreichen konnte, was die Regierung ihm versagte (stürmischer Beifall) — daß beide Nationalitäten hinsichtlich der Aufklärung und Bildung auf derselben Stufe stehen und daß der Czeche, dessen Untergang beschlossen war, bereit ist in der Begeisterung neuen Lebens die Erbschaft seiner herrlichen Vorfahren zu übernehmen."

Die zweite Hälfte dieser Rede ist ausschließlich dem Verhältniß der Czechen zu den Deutschen gewidmet. Der Redner vermeidet es sorgfältig, politischer Fragen zu gedenken, die Ansprüche auf die Länder der Wenzelskrone oder die Stellung der Nationalpartei zum östreichischen Constitutionalismus zu berühren — er handelt nur von dem Sträuben einzelner Deutscher („und sie werden die Minderzahl unter ihren Stammesgenossen bilden") gegen die Anerkennung der sprachlichen Parität. Als hätte der östreichische Absolutismus mit dem Czechenthum niemals etwas gemein gehabt, wird von der „durch absolutistische Willkür" geschaffenen Herrschaft der deutschen Sprache geredet und feierlich jede Gemeinschaft mit denen verläugnet, welche das Recht der Sprachgleichheit bestreiten. — Unter stürmischem Slavaruf ist der oratorische Theil der Feier beendet, der Sieg des czechischen Elements widerspruchslos besiegelt. Man schreitet zur Wahl der Ehrenmitglieder und mit wunderähnlicher Uebereinstimmung gehen aus der Wahlurne, ein Pole (Romuald Hube) ein Slovake (Stefan Moissey) ein Croate (Bischof Raczky), ein Serbe der (Canonikus Iwan Schafarik), ein Däne (Torsson) ein Deutscher (Essenwein in Nürnberg) und sieben Russen (Pogodin, Solovjew, Bußlajew, Sresnewsky, Hilferding, Semenow und Mazejewski) hervor. Die Namen der übrigen Ehrenmitglieder werden nicht genannt. — Graf Clam-Martinitz spricht einige farblose Worte in deutscher Sprache und der erste Theil des Festes ist geschlossen.

Nachmittags um 4 Uhr findet man sich wieder zusammen. Ein czechischer Gesangverein singt den „Choral des czechischen Volks" und das Freiheitslied, der Serben. Palazky enthüllt in schonungsvoller Rede die Büste Caspar Sternbergs, des Begründers der jubilirenden Anstalt. Dann werden die Gäste durch die Räume des Museums geführt und mit den Heiligthümern der Anstalt bekannt gemacht: andachtsvoll stehen Russen und Czechen vor der Königinhofer Handschrift und dem Manuscript von Grünberg (Zelenahorsky Rukopis) — Schätzen die sonst vor dem Auge profaner Beschauer sorgfältig verschlossen sind, — gläubig werden „Libussas Urtheil" und Stefan Dužans Gesetzbuch als Reliquen einer Vergangenheit verehrt, deren Erbschaft zu übernehmen man sich das Wort gegeben hat. Segnend blicken

Digitized by Google

die Standbilder, welche der Patriotismus des Gutsbesitzers Fait im vorigen Jahre gestiftet hat, auf die mächtig bewegte Versammlung herab: Ziska, Huß, Georg Podiebraed, Ernst von Pardubitz, der erste Erzbischof Prags, Libussa und Przemysl ragen vor den übrigen mächtig hervor, sie sind bereits Bewohner jenes czechischen Pantheons, das sich in naher Zukunft zu einer ganzen Welt erweitern soll.

Die kurze, dem Rundgang durch das Museum gewidmete Zeit ist unterdessen längst verstrichen: draußen harren ungeduldige Massen, die sich mit dem esoterischen Theil der Feier nicht genügen lassen, denen ihr Antheil an dem großen Tage reichlich und mit der Speise, nach der sie verlangen, zugemessen werden muß. Mit richtigem Tact vermeidet man das Volk für den Jahrestag einer gelehrten Anstalt in Anspruch zu nehmen, dasselbe mit Ausführungen über die Wichtigkeit eines Museums zu belästigen. Die Masse ist am raschesten orientirt, wenn sie einen bekannten Namen hört, sie ist am besten zu brauchen, wenn sie tumultuiren und demonstriren soll — sie hat es nur mit Personen und Schlagwörten zu thun, den gelehrten Kram, der drum und dran hängt, überläßt sie willig den Fanatikern der Reflexion. Für das profanum vulgus ist der 13. Juni der Vorabend von Palazkys 70stem Geburtstage, der mit einer Festvorstellung der Oper „Trovatore" begangen ward. Zwar ist die Musik nicht alt-czechischen, sondern neu-italienischen Ursprungs — was ihr an nationalem Colorit abgeht, wird aber ohne große Mühe durch Beschaffung eines czechischen Librettos ersetzt. Die Vorstellung bietet nur zwei hervorragende Momente: den Beginn und den Schluß — bei seinem Erscheinen, wie bei seinem Abgang wird Palazky mit einem Blumenregen und mit donnerndem Slava begrüßt.

Aber das Theater ist zu eng, um die Schaaren zu fassen, auf welche heute gewirkt werden soll. Zum Aktschluß gehört ein zahlreicher Chor, nur die Masse kann auf die Masse wirken. Kaum ist der Vorhang hinter dem „Trovatore" gefallen, so strömt alles auf den Wenzelsplatz, um sich zu mächtigem Fackelzuge zu formiren. Zehntausend Fackeln verwandeln die Finsterniß der Nacht in blendende Tageshelle — die Zuschauer, welche den riesenhaften Zug in freudigem Gewimmel begleiten, hat Niemand gezählt. Als Festordner fungiren die Vorsteher der Vereine und Gesellschaften, welche sich zu dieser Feier verbunden haben, ihre Adjutanten sind die Glieder des Turnerbundes „Sokol" („der Falke"), — kräftige junge Gestalten, die sich durch das rothe nationale Hemd, die weiten in die Stiefel gesteckten Beinkleider, die weiße schimmernde Kasaika (Oberrock) als echte Träger des nationalen Gedankens bekunden. Auf dem Balkon des Gesellschaftshauses Bezeda steht Palazky, den tausendstimmiger, von den Tönen einer Musikbande begleiteter Jubelruf begrüßt. An dem Fenster eines benachbarten Gasthofs ist

Digitized by Google

Prinz Napoleon sichtbar, der kein Auge von dem Auftritt verwendet, zu welchem sich die Acteure des 13. Juni verbunden haben. An der Spitze einer mächtigen Deputation betritt Bürgermeister Dr. Klaudy das Lokal der Bezeda, um den Jubilar in wohlgesetzter Rede zu begrüßen, mit dem Jubelruf „hoch Vater Palazky, hoch das Vaterland, hoch der König" zu schließen und Namens der Stadt eine Monstre-Adresse mit der Ueberschrift „An Vater Palazky" zu überreichen. Der Gefeierte dankt der Deputation „mit sichtlicher Rührung" und tritt auf Rieger gestützt auf den Altan, um dem Volke zu danken: „Ich werde mich bemühen Euren Erwartungen zu entsprechen, Eure Hoffnungen, die auch die meinigen, sind zu verwirklichen" lautet der Schluß seiner Ansprache. „Slava Palazky, Slava Rygr" — und unter Absingung des Liedes „Hei Slovane" begibt sich der Zug auf den Rückweg; vor dem Hause, an dessen Fenster der französische Prinz noch immer dasteht, wird einen Augenblick Halt gemacht und zur Vermeidung von Mißverständnissen von einer Schaar gut dirigirter Arbeiter französisch demonstrirt: „Honneur à la couronne de Bohème! Gloire! Vive la liberté" schallt es zu dem Vetter des Befreiers der Lombarden hinauf.*)

Das Stück hat eigentlich noch einen dritten Akt: durch diesen sollte auf die hussitischen Reminiscenzen des Volks gewirkt und gleichzeitig das auf der czechischen Sache ruhende Odium der Gevatterschaft mit den Ultramontanen entfernt werden. Diese Bestimmung ist neuerdings durch die Umstände verändert, aus dem dritten Akt ein Nachspiel gemacht worden. Denn noch bevor die Regisseure selbst das Gesetz der möglichen Effectsteigerung erfüllt glaubten, waren die Zuschauer bereits von jenen Empfindungen der Furcht und des Mitleidens erfüllt, welche jede tragische Handlung erzeugen soll. Der Kaiser selbst geht nach Prag, um zu versuchen, ob und in wie weit sein persönlicher Einfluß die Aufregung paralysiren kann, welche seine böhmischen Unterthanen beherrscht. Das bloße Gerücht dieser Reise ist hinreichend, um diesseit wie jenseit der Leitha Gerüchte, Hoffnungen und Befürchtungen aller Art ins Leben zu rufen. Während das „Vaterland" einen durch das Dunkel des Gewitterhimmels brechenden Lichtstrahl zu sehen glaubt, gerathen die Organe der Deutschösterreicher in Verwirrung, fühlen ministerielle und liberale Anhänger der neugeschaffenen Verfassung den Boden unter ihren Füßen wanken. Acht Tage lang erschöpfen die „Neue freie Presse" und deren Gesinnungsgenossen sich in Warnungen vor jedem Schritt, der auf den Cours der österreichischen Charte ungünstig wirken kann; in Ungarn werden die siegesgewissesten Optimisten unruhig, während Slovenen, Slovaken, Ruthenen und

*) Sollte es dem Prince-voyageur wider Absicht fremd geblieben sein, so empfehlen wir ihm zur Orientirung über den „wahren Sachverhalt" der böhmischen Geschichte das kürzlich in Prag erschienene französische illustrirte Werk „La Bohème", das in doppeltem Sinne in usum delphini verfaßt ist.

Digitized by Google

Croaten den Anfang des Endes der dualistischen Epoche gekommen wähnen. Aengstliche Gemüther bringen den Schluß des Reichstags bereits mit Wandlungen des k. k. Willens in Zusammenhang, und als der Telegraph den Reichskanzler nach Prag beruft, können sich selbst die Börsen ernsthafter Gedanken nicht erwehren. Die „neueste" Krisis in Oestreich wird das Thema aller großen europäischen Zeitungen und schwarzsichtige wiener Correspondenten melden nach Ost- und West, es sei nicht unwahrscheinlich, daß der nach Hause geschickte Reichstag den Rückweg in das Land, da constitutioneller Honig und parlamentarische Milch fließen, nicht wiederfinden werde.

Die Einzelheiten des kaiserlichen Besuches in der böhmischen Hauptstadt sind dem Leser in zu frischem Gedächtniß, als daß sie recapitulirt zu werden brauchten. Alle Welt weiß, daß die Anzahlungen, welche der Reichskanzler den Herren Palazky und Rieger angeboten, zurückgewiesen worden sind, und die leichtblütige wiener Journalistik, welche noch eben unter einem Damoklesschwert seufzte, sie hat bereits lächelnd verkündet, die schwere Krisis, welche den Kaiserstaat bedroht, sei siegreich überwunden, das Gespenst des Föderalismus für immer in sein frisches Grab zurückgekehrt. — Zu dem Glauben an diese Lösung wird sich Niemand aufzuschwingen vermögen, wer auch nur für die Geschichte der letzten Jahre ein Gedächtniß hat. Die siegesgewisse Miene, welche das Czechenthum zeigt, steht in bedeutungsvollem Gegensatz zu den angegriffenen, von wechselnden Affecten beherrschten Zügen des deutsch-östreichischen Constitutionalismus. Wenn Demonstrationen so äußerlicher und theatralischer Art, wie die der letzten beiden Monate hingereicht haben, den Gleichmuth der Lenker des Kaiserstaats zu erschüttern und ein Angebot von der Tragweite dessen zu erzwingen, das Herr v. Beust den czechischen Führern vorlegt zu haben scheint, wie soll einer Partei von dem agitarischen Geschick, dem Scharfblick und der Kühnheit der czechischen, ein freiwilliger Rückzug, ein gehorsamer Verzicht auf Güter, welche sie bereits ein Mal in Händen hielten, zugemuthet werden? Ist es denn nicht wahr, was Palazky rühmend am Geburtstage des prager Museums verkündete, daß die Czechen es in wenig mehr als einem Menschenalter zu thatsächlicher Parität mit den Deutschen und zu einem politischen Einfluß gebracht haben, der den unserer Stammesgenossen bereits überragt? Kann man sich über die Siegesgewißheit einer Partei wundern, die es mit Demonstrationen, wie sie in Deutschland jahrelang und in vergrößertem Maßstabe ohne jede Wirkung inscenirt worden sind, dahin gebracht hat, ein ganzes Volk in Aufregung zu versetzen, die Regierung eines großen Staats ins Schwanken zu bringen und den halben Welttheil zu beschäftigen? Daß die beiden czechischen Sprecher sich geweigert haben, auch nur ein Titelchen von ihren Forderungen zu vergeben, ist unter solchen Umständen durchaus in der Ordnung. Mit größerem

Digitized by

Rechte als weiland der Ritter von Schmerling können die Czechen von heute jenes omineuſe „Wir können warten“ und „die Zukunft gehört uns“ aussprechen im eigenen Lande ſind ſie unbeſtritten die Herren der Situation.

Von ſelbſtändigem politiſchen Vorgehen der Deutſch-Böhmen iſt ſchon ſeit lange nichts mehr zu hören. Dieſe haben es vielmehr geſchehen laſſen, daß jene Feſte, an denen nach Palazkys eigenem Ausſpruch beide Stämme gleichen Antheil haben ſollten, zu ausſchließlich czechiſchen Manövern wurden, während ihre eigenen dem kaiſerlichen Beſuch gebrachten loyalen Kundgebungen ohne jede größere Wirkung verliefen und einfach als Ausführungen eines officiellen Programms regiſtrirt wurden. Indeſſen der roheſte czechiſche Bauer mit den Schlagworten ſeiner Führer ſo genau bekannt iſt, daß es nur eines leiſen Druckes bedarf, um ihn in Bewegung zu ſetzen, hat der öſtreichiſche Conſtitutionalismus unter den Deutſch-Böhmen nicht tiefere Wurzel geſchlagen, als in den übrigen Theilen der habsburgiſchen Monarchie. Die czechiſche Nationalpartei hat es dazu gebracht, bald als gebietende Majorität, bald als unterdrückte Minorität, mit immer gleichem Erfolge aufzutreten: von dieſer hat ſie die Rückſichtsloſigkeit gegen durch „Vergewaltigung“ feſtgeſetzte Ordnungen und das feſte Zuſammenſtehen erborgt, welches unterdrückten Völkern eigen iſt, von jener den Schein eines guten, auf den thatſächlichen Volkswillen geſtützten Rechts. Jene unſchätzbare Eigenſchaft politiſcher Folgſamkeit, auf welche die Engländer die feſte Structur ihres Parlamentarismus zurückführen, iſt dem czechiſchen Volk in ſo hohem Grade eigen, daß die Palazky, Rieger, Braun, Harrach ꝛc., mit der Sicherheit bevollmächtigter Mandatare handeln und verhandeln, je nach Belieben Fluth und Ebbe decretiren können. Gegenüber der Zuſammenhangloſigkeit, an der die Factoren des deutſch-öſtreichiſchen Staatslebens noch gegenwärtig laboriren und welche ſie von unberechenbaren Wechſelfällen der äußeren und inneren Politik abhängig macht, iſt ſchon dieſer eine Umſtand von unſchätzbarem Werth, und man braucht nur die Feſtigkeit und glückliche Aufſtellung der hinter den czechiſchen Führern ſtehenden Plebs ins Auge zu faſſen, um die Wiederkehr der angeblich beendeten böhmiſchen Kriſis vorausberechnen zu können.

Noch ſind die letzten Spuren des Schmuckes, den die Hauptſtadt Prag ihrem Kaiſer-König zu Ehren anlegen mußte, nicht entfernt, die zum Grafen Clam-Gallas geſprochenen Warnungsworte Franz Joſephs nicht verhallt und jenes Schlußſtück der Demonſtrations-Trias, welches ſich nach dem urſprünglichen Programm direct der Palazkyfeier anſchließen ſollte, iſt ſchon in Angriff genommen. Die Nachkommen der Streiter Ziskas und Podiebrads, die Enkel der Gefallenen vom weißen Berge rüſten ſich, das Andenken des zugleich nationalen und religiöſen Märtyrers Huß durch Errichtung eines mächtigen Gedenkſteins zu ehren. Iſt dieſe Feier vorüber, ſo werden ſich Gelegenheiten

Digitized by Google

zur Fortsetzung ohne große Mühe beschaffen lassen, und jeder neue Tag wird dem Volk zurufen, daß seine czechischen Erinnerungen identisch sind mit mannhaften Kämpfen für politische und religiöse Freiheit, während die deutsche Herrschaft mit dem Siege pfäffischer und absolutistischer Willkühr und Knechtschaft zusammengefallen ist. Und jedes Wort das in Prag gesprochen wird, findet ein Echo, daß sich bis über die Karpathen hinüber nach Moskau und Petersburg fortsetzt und mit geringen Variationen außerdem in Agram und Neusatz wiederholt wird. Das erste innere oder äußere Ereigniß, das auf die östreichischen Verhältnisse störend einwirkt, bringt die nächste Krisis in der böhmischen Frage, wenn diese sich ihr Recht nicht selbständig zu schaffen weiß. So tüchtige und wohlgeschulte Kräfte, wie die, über welche das Czechenthum zu verfügen hat, können nur von Gegnern niedergeworfen werden, die ihnen an Begeisterung, Energie und politischer Erfahrung ebenbürtig sind. Nach diesen sehen wir uns vergeblich um und die Hoffnung, daß deutsch-böhmischer Eifer für constitutionelle Uniformität den Sieg über den Fanatismus einer ganzen Raçe davon tragen werde, dürfte in den eingeweihten Kreisen die wenigsten Gläubigen finden. Wenn es auch übertrieben ist, was ein russisches Journal neulich behauptete, daß die böhmische Frage alle Aussicht habe, eine europäische zu werden — eine östreichische Existenzfrage wird sie sicher noch lange bleiben — wenigstens noch so lange, bis die Deutsch-Oestreicher von ihren Feinden das Geheimniß der Macht derselben gelernt haben: Subordination unter die selbstgewählten Führer und festen, auf einen Punkt gerichteten Sinn und Willen.

Ein Wort für den Hausfrieden in der liberalen Partei.

In dem vormals naussauischen und jetzt preußischen Rheingaukreis (Rüdesheim) soll am 18. Juli für den Abgeordneten Wagner, welcher sein Mandat niedergelegt hat, eine Neuwahl zum Abgeordnetenhause stattfinden. Es ist dies derselbe Wahlkreis, in welchem ich in den Reichstag gewählt bin. Aus dieser Veranlassung macht ein dortiger Stimmberechtigter in einem Artikel „Aus dem Rheingau im Juni 1868“, (Nummer 27 des in Berlin erscheinenden „Volksfreundes, Wochenschrift für Stadt und Land“) von seiner Stimme Gebrauch, um die heimischen Zustände zu schildern, wie sie sich seit der Einverleibung Naussau's gestaltet haben. Namentlich bespricht er die Begehungs- und Unterlassungssünden, die dort vorgekommen sind, meiner Mei-

Digitized by Google

nung nach im wesentlichen richtig. Zwischen ihm und mir ist nur der Unterschied, daß ich Alles das schon ein Jahr früher gesagt habe, nämlich in den „Vier Briefen eines Süddeutschen an den Verfasser der Vier Fragen eines Ostpreußen", welche im Sommer 1867 in den „Grenzboten" einzeln und dann im Herbst bei S. Hirzel in Leipzig als Broschüre erschienen sind. Wer in letzterer die Seiten 48 bis 70 nachlesen will, wird sich von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen. Dieselbe Ansicht, welche ich dort ausgesprochen habe, ist von mir auch in dem Abgeordnetenhause vertreten worden, hier habe ich namentlich die in Nassau, jetzt Regierungsbezirk Wiesbaden, eingeführte schwerfällige Verwaltungsorganisation, die ganz übermäßige Zahl der Beamten, die Vielschreiberei, Vielregiererei und bureaukratische Bevormundung, die Ueberlastung mit indirecten Steueru u. s. w. einer scharfen Kritik unterzogen, wobei ich mich der ausdrücklichen Zustimmung des verehrten Abgeordneten Dr. Waldeck zu erfreuen hatte.

Jener Artikel „Aus dem Rheingau" schließt mit einer Warnung an die Wähler, „keinen Landrath und keinen Regierungsbeamten oder Präsidenten, und keinen der von diesen vorgeschlagen wird oder von der Regierung abhängig ist, zum Abgeordneten zu wählen." Nach diesem mit dem Inhalte des Artikels selbst vollständig übereinstimmenden und sich in logischer Ordnung daran reihenden Schlußsatze folgt nun aber noch ein kleiner Additionalartikel, welcher lautet, wie folgt:

„Die Wähler dürfen aber den zu Wählenden auch nicht im Kreise derer suchen, welche über Recht und Freiheit des Volkes schöne kräftige und auch spaßhafte Reden halten, sich aber immerdar hüten, durch ihre Abstimmung der Regierung Verlegenheit zu bereiten."

Ein Freund aus dem Rheingau schreibt mir, daß man diesen Passus des dort colportirten „Volksfreundes" auf mich deute und daß man sich baß darob wundere, sintemal der Volksfreund laut seiner Einladung zum Abonnement der ganzen liberalen Partei dienen wolle und die auf seinem Titel als Herausgeber genannten Reichs- und Landtagsabgeordneten Dr. Löwe-Calbe, Parisius-Gardelegen und Wiggers-Berlin auch zur liberalen Partei gehören, ja Herr Wiggers mit mir persönlich befreundet sei und öfters gemeinschaftlich mit mir und als mein politischer Gesinnungsgenosse meinen Wahlkreis und meine Wähler besucht und mit den letzteren verkehrt habe.

„Wenn es," so schreibt mein Freund, „dem Volksfreund und denjenigen, welche in gleicher Richtung arbeiten, gelingt, den Zweck zu erreichen und in unsere (dortige) bisher einige und ungetheilte liberale Partei einen solchen Zwiespalt zu bringen, dann wird sicherlich der hochconservative Landrath gewählt. Denn dieser hat die Katholiken, die Particularisten und die Regierung für sich, wie überhaupt unsere Regierung mit der altnassauischen

Digitized by Google

Partei auf dem besten Fuße steht, ohne Zweifel in der sehr löblichen Absicht, deren Sympathien zu gewinnen. Freilich gewinnt sie dieselben nicht, sondern verscherzt nur diejenigen der Nationalen und trägt das ihrige dazu bei, die öffentliche Meinung zu verwirren und zu verbittern."

Ich habe meinen Correspondenten über den eigenthümlichen Zustand, der in einem Theil der liberalen Presse herrscht, aufzuklären gesucht und ihm namentlich erzählt, daß während es nie vorkommt, daß eine conservative Fraction in der Presse die andere conservative Fraction und deren Mitglieder angreift, die liberale Presse oder wenigstens ein Theil derselben keinen höheren Beruf zu kennen scheint, als im Namen einer weiter vorgeschrittenen liberalen Fraction die Mitglieder der anderen minder weit fortgeschrittenen Fraction nach Kräften in den Augen des Publikums schlecht zu machen, daß die „Zukunft" ihre Angriffe nicht etwa gegen Herrn von Blankenburg, sondern gegen Herrn Dr. Waldeck, die „Volkszeitung" die ihrigen nicht gegen Herrn Wagener-Neustettin, sondern gegen meinen Freund Lasker und mich richtet u. s. w. mit Grazie in infinitum.

Ich werde nicht versuchen, meine Person gegen jenen Angriff zu vertheidigen. Darum handelt es sich nicht. Aber für die Gegenwart ist es nicht gleichgiltig, wie die verschiedenen liberalen Fractionen und deren Mitglieder sich überhaupt und namentlich in der Presse zu einander stellen.

Nun vermuthe ich, daß der Zusatz zu jenem Artikel nicht von dem Verfasser des Uebrigen herrührt, sondern daß er hier in Berlin hinzugefügt sei. Ich habe zu dieser Vermuthung folgende Gründe: Erstens machte sich der Volksfreund auch bisher schon öfters das Vergnügen, die Gelegenheit zu solchen Attaken gegen mich vom Zaune zu reißen und unter Nennung meines Namens dasselbe zu sagen, was er hier ohne Nennung meines Namens vorträgt. Zweitens paßt der Satz gar nicht zu dem Inhalt der vorhergehenden Auseinandersetzung. Drittens weiß im Rheingau Jedermann, daß ich gegen den königlichen Regierungspräsidenten in Wiesbaden schon in wer ersten Zeit seines Dortseins über die Art, wie er die Jagdfrage und andere dortige Angelegenheit behandelte, in die schärfste Opposition gerieth. Der Verfasser des Schlußsatzes weiß dies aber nicht und hat vorausgesetzt, daß wer in Berlin wohnt, auch gar keine Ursache habe, sich darum zu kümmern. Drittens weiß der Verfasser, daß ich seine Ansichten theile und daß ich sie schon seit geraumer Zeit in der Kammer, in der Presse, namentlich in den Grenzboten und in der Kölnischen Zeitung, die deshalb sogar einmal — ich glaube im Juni 1867 — confiscirt wurde, und wo ich sonst Gelegenheit hatte, öffentlich und privatim geltend gemacht habe; warum also sollte er, während er sich mir conformirt, mich attakiren?

Endlich ist der Artikel selbst ruhig, sachlich und verständig geschrieben,

Digitized by Google

während man ein Gleiches vom Emblema nicht sagen kann. Das Schlußsätzchen ist vielmehr sehr persönlich und auch ein bischen einfältig.

Wenn nun der Abgeordnete überhaupt gar keinen Beruf hätte, als „durch seine Abstimmung der Regierung Verlegenheit zu bereiten", so könnte man auch den dümmsten und schlechtesten Menschen dazu brauchen; und man dürfte namentlich nicht einen Patrioten wählen, wie Herrn Löwe-Calbe, der die Regierung in Verfolgung ihrer nationalen Aufgabe so oft auf das Kräftigste unterstützt hat.

Wenn es für den Abgeordneten eine Sünde wäre, schöne und kräftige Reden zu halten, oder überhaupt Reden zu halten, so fiele dieser Vorwurf doch weit schwerer auf das Haupt des (den Volksfreund mit herausgebenden) Herrn Dr. Löwe, als auf das meinige.

Und wenn endlich spaßhafte Reden unstatthaft wären, wie wollte Herr Parisius-Gardelegen die wirklich recht witzigen Ausfälle vertheidigen, die er während der letzten Sitzung einmal gegen den Professor Glaser richtete? Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. Ich habe öfters Lord Palmerston sprechen hören; er that es nie, ohne ein geflügeltes Wort, einen Scherz oder gar eine kleine liebenswürdige Malice einzuflechten. Was einem Palmerston an der Spitze der mächtigsten Regierung der Welt erlaubt war, sollte doch Herrn Parisius, der sich doch nicht in ganz so illüstrer Position befindet, auch erlaubt sein; und deßhalb nehme ich ihn hiermit ausdrücklich gegen seinen eigenen Volksfreund in Schutz.

Ich sage nur: sachlich ist jenes Sätzchen, wie so eben gezeigt, sinnlos. Bleibt also nur die persönliche Spitze; und da das Blatt einen liberalen Landtagsabgeordneten als Herausgeber und zwei liberale Reichstagsabgeordnete als ständige Mitarbeiter nennt, so dürfte es einiges Interesse haben, den Sachverhalt öffentlich zu constatiren und sine ira et studio dieses Symptom persönlichen Wohlwollens zu erörtern, welches mir erwiesen wird von dem Organ einiger Herren Collegen, mit denen ich, wenn ich mit ihnen zusammen im Land- und Reichstage sitze, in politischen Dingen sehr oft und in volkswirthschaftlichen beinahe immer übereinstimme, von dem Blatte eines Genossen, dem ich in der Volksvertretung sowohl als in der Presse in seinem Kampfe gegen die Mißstände von Mecklenburg so manches Mal getreulich beigestanden. Warum läßt er, während ich ihm in seinem Zweikampf mit den Grafen von Bassewitz oder dem Geheimen Staatsrath von Müller (dem einzigen Manne im Bundesrath, der gegen die Gewerbefreiheit gestimmt hat) secundire, just um die selbige Zeit mich von seinem kleinen „Volksfreunde" meuchlings in die Waden beißen, was zwar nicht den Tod zur Folge hat, aber doch auch gerade keine angenehme Empfindung hervorruft? Warum, frage ich, wollen diese Herrn Reichs- und Landtagsabgeordneten, diese aufrich-

Digitized by Google

tig liberalen Männer, daß in Rüdesheim lieber ein hochconservativer Landrath gewählt wird, als ein liberaler und unabhängiger Mann, von welchem sie vermuthen, daß er derselben Fraction angehören würde, wie ich?

Es ist schwer diese Frage zu beantworten. Persönliche Gehässigkeit kann es nicht sein. Ich stehe persönlich mit den genannten Herren auf dem besten Fuße, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so sind sie Gentlemen und würden ihren Gefühlen in anderer Form Ausdruck geben. Daher kann ich jenes Factum nur als Symptom eines dermalen noch allgemein, aber hoffentlich nur vorübergehend herrschenden Zustandes betrachten; und ich kann diesen Zustand nicht anders bezeichnen, als: In einem Theile der Presse grassirt wieder als Revenant jener polemisch-dogmatische Zopf, durch welchen sich die literarischen Klopffechtereien der Theologen, Philologen und sonstigen scholastischen Alexandriner in Deutschland während der vergangenen Jahrhunderte auszeichneten. Wir stecken hier noch tief in dem Niederschlag, welchen das sinkende Mittelalter zurückgelassen. Wir müssen bemüht sein, uns auch hierin, wie dies bei anderen civilisirten Nationen längst geschehen, auf einen menschlich freien Standpunkt empor zu arbeiten.

Zu der Zeit, als man sich mit Leidenschaft jener Beschäftigung hingab, als das Publikum mit angehaltenem Athem lauschte, wenn sich zwei Gelehrte in Betreff des Pünktchen über dem J stritten, einander mit Abhandlungen, Brochüren, Octavbänden, Quartanten und Folianten bombardirten und einen Staub aufwirbelten, als handle sich's um Sein oder Nichtsein des heiligen römischen Reichs, — damals hatte die Nation eine Entschuldigung. Sie war politisch eine Null und hatte nichts zu thun; da sie aber auch damals doch den Drang zur Thätigkeit in sich fühlte und immer einen Hang zu Idealen trug, so gerieth sie auf jene Silbenstechereien und Haarspaltereien; und die Gewalthaber sahen das nicht ungerne. Denn während sich die Unterthanen solcher Gestalt durch Repliciren und Dupliciren divertirten, thaten sie wenigstens nichts Böses und hinderten Niemanden zu regieren wie er Lust hatte.

Aber heutzutage ist das anders. Seit unserer politischen Wiedergeburt sind wir wieder auf dem Wege, eine Nation zu werden; und auf diesem Wege müssen wir rasch und fest voranschreiten, ohne das Ziel je aus dem Auge zu verlieren. Gerade die liberale Partei, die seit der Veröffentlichung von Paul Pfizer's „Briefwechsel zweier Deutschen" und von dem Bassermann'schen Parlamentsantrag in der badischen zweiten Kammer bis zu dem Abgeordnetentag von Pfingsten 1866 zu Frankfurt am Main, stets die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung gepredigt hat, darf sich der Mitwirkung am nationalen Neubau viel weniger entziehen, als irgend eine andere; jedenfalls aber weniger, als die conservative, welche erst seit den

großen Erfolgen von 1866 unter der Führung des aus ihren eigenen Reihen hervorgegangenen Staatsmannes zögernd und mit einigen Vorbehalten in die nationale Bahn eingelenkt ist und dabei, vom Parteistandpunkt aus betrachtet, nicht unerhebliche Opfer gebracht hat.

Wenn aber im Fortschreiten auf dieses Ziel die einzelnen Fractionen der großen liberalen Partei über untergeordnete Punkte einander in die Haare gerathen und der Streit stets nur hierüber führen, wenn diese Nebenpunkte stets in den Vordergrund geschoben werden, wenn man immer nur das betont, was trennt, nicht aber das, was vereinigt, wenn man sich fortwährend in kleine Fehden und Scharmützel oder in burschikosen Corps- und Landsmannschaftspaukereien zersplittert, wenn das Alles die Politiker vom Fach thun, wenn das am grünen Holze geschieht, — was soll dann am dürren werden? Wie soll sich die Masse aufklären, wenn von den Führern Alles geschieht, um sie zu verwirren? Wie soll sie die Haupt-, Richt- und Zielpunkte im Auge haben, wenn sie nichts sieht, als Streit über Nebensachen? Warum soll sie denn nicht endlich die Ueberzeugung gewinnen, daß es mit den liberalen Führern und folglich auch mit der liberalen Sache (denn die Masse unterscheidet nicht zwischen Person und Sache) nichts sei, da ihr dies ja täglich von liberalen Blättern versichert wird?

Tertius gaudet: Die Kreuzzeitung, die Norddeutsche Allgemeine und andere conservative Zeitungen können sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen nicht versagen, spaltenlange Blumenlesen aus den liberalen Blättern der verschiedensten Schattirungen zu bringen, in welchen dieselben einander bis auf's Messer bekämpfen; und diejenigen Blätter, welche das „Borussiam esse delendam" predigen, welche entweder die Restauration des legitimistisch-welfischen Kleinfürstenthums oder die Föderativrepublik oder auch beides zugleich verfolgen und daher Preußen vernichten wollen, weil es allerdings glücklicherweise für das Eine wie für das Andere ein Haupthinderniß ist, nehmen mit Genugthuung Act davon, daß in Norddeutschland sich der Liberalismus spaltet, je nachdem er mehr oder weniger national ist, und suchen den minder nationalen Zweig in die Alternative hinein zu manövriren, daß er entweder aufhören muß zu existiren oder anfangen muß antinational zu werden und direct oder indirect der Restauration des Welfenthums oder der Einführung der Föderativrepublik in die Hände zu arbeiten.

Hat aber die jetzige preußische Fortschrittspartei (nicht mehr identisch mit jener großen Vereinigung ad hoc, welche sich zur Conflictszeit so nannte) ein Interesse dabei, diesen Heckenkrieg fortzusetzen?

Am Körper des politischen Pferdes gruppiren sich rechts und links die verschiedenen Parteien, rechts und links von dem Reiter, der im Sattel sitzt und die Zügel führt. Unten am Bauche stoßen die extremen Richtungen bei-

Digitized by Google

der Parteien zusammen. Also gegenwärtig z. B. die radicale Republik und das legitimistische Welfenthum. Die Fortschrittspartei gehört selbst nicht zu diesen extremsten Extremen. Sie hat aber den letzteren gezeigt, wie man gegen gemäßigtere Schattirungen derselben Seite ficht; und dieselbe Kampfweise, die sie seit 1867 gegen uns anwendet, wird seit 1868 gegen sie selbst angewandt von denjenigen, die noch tiefer unten sitzen am Bauche des Pferdes. Auch ihr ruft man jetzt zu, sie müsse „weiter gehn, immer weiter gehn", ohne zu bedenken, daß sie dadurch schließlich um das Pferd unten herum von der linken auf die rechte Seite rutschen würde. Denn ins Unendliche kann ja der endliche Mensch nicht gehn.

Ohne Zweifel sind diese Erscheinungen zum großen Theile nothwendige Folgen des für alle Betheiligten unangenehmen Uebergangszustandes, den man nicht mit Unrecht mit dem Marsche durch die Wüste verglichen hat. Aber was nützt es uns, die wir in das gelobte Land des deutschen Nationalstaats wollen, wenn wir unterwegs fortwährend verweilen und uns zanken? Alle die sich wieder zurücksehnen nach den Fleischtöpfen des Bundestags, oder die seitwärts abschwenken wollen zum Dienst des goldenen Kalbes „Föderativrepublik, die sich an die Schweiz anlehnt" (die Schweiz selbst will nur freilich von dieser Anlehnung nichts wissen), Alle sollten darüber einig sein, daß es Männern unziemlich ist, in einer großen Zeit als kleines Geschlecht sich mit unsauberen Ketzerrichtereien zu beschäftigen.

Vor Allem aber ist es Aufgabe der liberalen Partei, den Schaden, den sie dadurch erlitten, daß sie 1866 in ihrer Masse die Nothwendigkeit des Krieges verkannte, wieder gut zu machen, indem sie wahrhafte Realpolitik treibt, daß sie ihr jeweiliges Ziel bemißt nach dem jeweiligen Umfange ihrer Kräfte, und daß sie anstatt Unbegrenztes zu erträumen oder zu fordern, Positives erstrebt und erreicht.

Berlin, den 7. Juli 1868. Dr. Karl Braun.

Wirthschaftliche Zustände Nordamerikas.

Die vielfach gehegte Hoffnung, daß der nordamerikanische Congreß noch in seiner jetzigen Session die Lösung seiner handelspolitischen Aufgaben energisch in Angriff nehmen werde, ist auf das bescheidenste Maß herabgedrückt worden. Wo die Leidenschaft fast unbestritten herrscht, da kann die zur Erörterung volkswirthschaftlicher Fragen unentbehrliche nüchterne Stimmung nicht zu ihrem Rechte kommen. Nichtsdestoweniger wird es auch jetzt nicht ohne

Digitized by Google

Interesse sein, zu erfahren, wie man in den leitenden Kreisen dort über die wichtigsten Fragen der Wirthschaftspolitik denkt. Es ist namentlich für die deutsche Industrie von nicht geringer Wichtigkeit, fortlaufend das Material zur Beurtheilung von Fragen zu erhalten, die auf die eine oder andere Weise, früher oder später gelöst, auf die deutsche Gewerbthätigkeit immer einen nicht zu unterschätzenden Einfluß üben müssen.

Was zunächst die Tarifreform betrifft, so empfahl der Schatzsecretair in seinem diesjährigen Bericht weder eine Erhöhung noch eine Ermäßigung der jetzt bestehenden exorbitanten Zölle, wohl aber eine Revision, die eine größere Harmonie zwischen den Zöllen und den einheimischen Fabrikationssteuern zum Zweck haben sollte. Die Thatsache, daß trotz der in vielen Fällen der Prohibition völlig gleichkommenden hohen Zollsätze der Import des vorigen Jahres den aller früheren Jahre um ein erhebliches übertroffen, erklärt sich neben der die Einfuhr begünstigenden, die Ausfuhr schmälernden Papierwirthschaft aus der Benachtheiligung, der die amerikanischen Fabrikanten durch zum Theil in sehr irrationeller Weise aufgelegte Steuern ausgesetzt sind. Manche Artikel können Dank der enormen Besteuerung des heimischen Produktes trotz der hohen Zölle vom Auslande immer noch wohlfeiler bezogen werden als sie das Inland zu liefern vermag.

Es scheint nur billig, daß die schreienden Ungerechtigkeiten der Fabrikationssteuer einer Revision unterzogen werden. Man hat bei Festsetzung derselben außer Acht gelassen, daß es eine Anzahl Fabrikate gibt, die aus Zusammensetzung nicht von Rohstoffen, sondern von anderen Fabrikaten bestehen, und daß eine Besteuerung der einzelnen Theile und schließlich auch noch des Ganzen doch des Guten zu viel thut. Als ein in die Augen fallendes Beispiel der aus so oberflächlicher Gesetzgebung entspringenden Uebelstände nennen wir die Schirmfabrikation, die durch Steuern jetzt nahezu ruinirt ist. Da ist der Stock einer besonderen Steuer unterworfen, die Reifen, Ueberzüge, die Troddeln, Bänder, Griffe ꝛc. sind jedes wieder ſpecielles Object der Steuernase, und schließlich wird der ganze Schirm noch einmal von der Fabrikationssteuer getroffen. Während die letztere fünf oder sechs Procent ihres Verkaufswerthes betragen soll, beträgt sie durch die vorherige Besteuerung der einzelnen Bestandtheile in Wirklichkeit 15, 20 bis 30 Procent. Und ähnliche Fälle ließen sich viele anführen. Die Untersuchungscommission empfahl daher auf Grund sehr vielseitiger und eingehender Erhebungen, die Fabrikationssteuer zu ermäßigen und sie allmählich ganz zu beseitigen, und zugleich viele Positionen des Zolltarifs mit den Besteuerungssätzen in größeren Einklang zu bringen. Der Bericht des Steuerdirektors gibt in dieser Hinsicht schon beherzigenswerthe Fingerzeige; ausführ-

Digitized by Google

lich aber verbreitet sich über alle einschlägige Punkte eine unlängst dem Congreß unterbreitete Denkschrift des Specialcommissars der Revenüen.

Die auf rohe Baumwolle gelegte Steuer von 3 Cents per Pfund hat in Europa bekanntlich vor der Kritik keine Gnade gefunden; in der Denkschrift wird sie indeß vertheidigt und die Erhebung als wenig schwierig und kostspielig bezeichnet. Man besorgt nicht, daß sie eine Abnahme der Production zur Folge haben werde, so lange sich der Preis auf etwa 25 Cents das Pfund halte; sei die Zeit gekommen, wo man die Steuer wirklich als eine die Producenten schwer beeinträchtigende Last empfinden werde, so würde man sie wahrscheinlich ohne erheblichen Schaden für die Staatseinnahmen entfernen können. Die Concurrenz der indischen Baumwolle sei erfahrungsmäßig dem amerikanischen Producte nicht gefährlich.

Die Denkschrift geht weiter zu dem Detail der Frage einer Tarifreform über, die schon in der letzten Congreßsitzung Gegenstand der Discussion war, aber nur theilweise im Sinne des Schatzsecretairs zum Austrag gebracht wurde. Wir lassen zuerst die Zahlennachweise über den Geldwerth des Imports und der Zollbeträge in den letzten 8 Jahren folgen, die in der That außerordentliche Schwankungen zeigen:

		Dollar		Dollar.
1859	Import	338,765,130,	Zolleinnahme	49,565,824
1860	„	362,163,941	„	53,187,512
1861	„	350,775,835	„	39,580,186
1862	„	205,819,823	„	49,056,398
1863	„	252,187,587	„	69,059,642
1864	„	328,514,559	„	102,316,153
1865	„	234,434,167	„	84,928,260
1866	„	637,638,966	„	179,916,630.

Wenn man den Tarif einfach und ausschließlich vom fiskalischen Gesichtspunkte aus betrachtet, so lassen sich in der That keine Gründe zu Gunsten einer durchgreifenden Aenderung anführen. Dagegen scheint eine solche allerdings geboten, wenn man die Lage und die Existenzbedingungen der verschiedenen industriellen Classen des Landes in Betracht zieht. Man wird da bald erkennen, daß namentlich die kleineren Gewerbe durch die Concurrenz von Ländern, mit denen die vereinigten Staaten in Verkehrsbeziehungen stehen, schwer bedroht sind. Auch die sehr complicirte Form des jetzt bestehenden Tarifs ist ein allseitig empfundenes Uebel und eine Vereinfachung scheint schon um dieser Willen dringend geboten.

Eine eingehende Untersuchung der industriellen Lage des Landes hat den Commissar zu folgenden Ergebnissen geführt. Große Thätigkeit herrschte im verflossenen Jahre auf dem Gebiete der Industrie und der kaufmännischen

Speculation und dem zufolge eine erhebliche Ausdehnung der geschäftlichen Unternehmungen. Um nur Eins anzuführen, hat die Minenproduction sehr zugenommen und die Ausfuhr von Kohlen, rohem und raffinirtem Petroleum überstieg die des Vorjahres um ein beträchtliches. Der Fortschritt in der Erfindung von Maschinen zur Arbeitsersparung, Vervollkommnung und Erleichterung der Production ist im letzten Jahre bedeutender gewesen, als zu irgend einer früheren Zeit. Während 1857 nur etwas über 2000 Patente ausgegeben wurden, betrug im vorigen Jahre deren Zahl 9000, oder 3000 mehr als im Jahre 1865. Dem wachsenden Bedarf nach Arbeitskraft ist die europäische Einwanderung in wachsender Ausdehnung entgegen gekommen, sie betrug 1864: 221,535, 1865: 237,397, und 1866: 250,000 Personen. Die jährliche Durchschnittszahl auf 225,000 Personen angenommen, die etwa 80 Dollars baar Geld per Person mitbringen, ergibt einen jährlichen Capitalzufluß von etwa 18 Millionen Dollars. Kein Wunder, daß der Unternehmungsgeist sich aller Orten regt und die Steuerlasten mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit trägt. Gleichwohl kann dem aufmerksamen Beobachter die Wahrnehmung nicht entgehen, daß der Krieg gewisse störende Einflüsse hinterlassen hat, die einer normalen Entwickelung der Hülfsquellen des Landes ernste Hindernisse bereiten, der Production und Consumtion Abbruch thun, das Wachsthum des internationalen Handels aufhalten und die gesammte Industrie des Landes in eine prekäre Lage versetzen. Ein Blick auf die Preisnotirungen der meisten Waaren genügt, um das klar zu machen und die Ursachen der ungesunden Wirthschaftslage zu begreifen. Vergleicht man die Preise einer Reihe der wichtigsten und nothwendigsten Artikel mit den Notirungen der Jahre 1859 und 1862, so ergibt sich die enorme Steigerung von nahezu 90%. Von Baumwollenmanufacturen ist dabei abgesehen, da der Preissteigerung derselben noch specielle Ursachen zu Grunde liegen. Mit dieser Preissteigerung hat aber, was hier hervorgehoben zu werden verdient, die Steigerung der Arbeitslöhne keineswegs gleichen Schritt gehalten, denn diese beträgt nur 60%. Die allgemeine Preissteigerung hat zur Folge eine zunehmende und gefährliche Concurrenz fremder Producte auf den heimischen und denjenigen fremden Märkten, welche in früherer Zeit die amerikanische Industrie in ausgedehnteren Maße sich zu erschließen vermochte. — Mit anderen Worten: europäische Industrieerzeugnisse bereiten dem amerikanischen Product eine gefährliche Concurrenz und die Ausfuhr amerikanischer Manufacte nach fremden Märkten hat erheblich abgenommen. Während 1860 die Ausfuhr von Baumwollenfabrikaten dem Werthe nach über 8 Millionen Dollar betrug, ist dieselbe im letzten Jahre auf eine Million zurückgegangen. Doch nicht blos auf Industrieproducte findet dies seine Anwendung; auch bei Brodstoffen

Digitized by Google

bemerken wir eine Abnahme. Die Ausfuhr von Mehl, welche 1863 mit 28 Millionen Dollars ihren Höhepunkt erreicht hatte, ist seitdem stetig zurückgegangen und betrug 1866 nur 18 Millionen Dollars. Der auswärtige Handel der Union ist in einer misslichen Lage und die Rhederei, welche die Folgen des Krieges noch nicht überwunden hat, kann unter solchen Umständen zu einer gedeihlichen Entwickelung nicht gelangen.

Die allgemeine Preissteigerung ist auf drei Ursachen zurückzuführen: Mangel an Arbeitskraft, uneinlösliches Papiergeld, dessen Circulation naturgemäß auf das eigene Land beschränkt ist, und hohe Steuern. Die Einwanderung hat dem Mangel an Arbeitskraft in der Industrie bis jetzt nur unvollkommen abgeholfen, denn der größere Theil der europäischen Einwanderer wendet sich der landwirthschaftlichen Thätigkeit zu; es wäre sonst schwer zu begreifen, wie trotz der colossalen Aushebungen für den Krieg, von denen die ackerbautreibenden Staaten schwer genug betroffen wurden, die agricole Production stetig zugenommen hat. In manchen Zweigen der Industrie macht sich freilich der Einfluß vermehrter Einwanderung geltend; während die Arbeiter in den Fabriken früher fast ausschließlich Amerikaner waren, begegnen wir jetzt mehr und mehr Fremden, denen ihre Arbeitgeber in Betreff ihrer Geschicklichkeit und ihres sittlichen Verhaltens ein günstiges Zeugniß ausstellen. Ueber die zweite Ursache ist kein Wort mehr zu verlieren. Die Uneinlösbarkeit und die übergroße Masse des Papiergeldes sind die Ursachen seiner Entwerthung. — Die Ernte von Weizen kommt dem Durchschnitt früherer Jahre gleich, das Erträgniß von Mais, auf über 800 Millionen Bushels geschätzt, ist größer als je zuvor. Der Gesammtertrag von Getreide wird um 60% höher geschätzt als 1860; obwohl aber die Bevölkerungszunahme nur etwa 13% betragen hat, sind Preise von Brodstoffen heute erheblich höher als damals, ein Beweis statt vieler, bis zu welchem Grade die Papierwirthschaft der Speculation Vorschub geleistet hat.

Was die Besteuerung betrifft, so erhellt aus folgender Aufstellung, daß von den modernen Ländern Nordamerika die schwersten Lasten zu tragen hat. Auf den Kopf der Bevölkerung vertheilt, betrug in:

	die Steuer	die Staatsschuld
Nordamerika	Doll. 11,40 Gold	Doll. 74,22 Gold
Großbrittanien	„ 10,92 „	„ 125,— „
Frankreich	„ 7,97 „	„ 53,— „
Preußen	„ 5,43 „	„ 12,— „
Oestreich	„ 5,27 „	„ 45,— „

Während aber in England die Besteuerung nur wenige Artikel trifft und die Industrie in ihrer gesunden Entwickelung nicht aufgehalten wird, gehört in der Union die Steuerfreiheit sowohl in Betreff von Capitalien als Waaren

Digitized by Google

zu den seltenen Ausnahmen. Von den hohen Steuern sind vor allen Dingen die arbeitenden Klassen schwer bedrückt und es gilt, deren Interessen vor nachhaltiger Schädigung zu beschützen. Der Industrie ist aber nicht, wie viele meinen, durch weitere Zollerhöhung aufzuhelfen, sondern zunächst durch Reduction der Zölle auf die industriellen Zwecken dienenden Rohstoffe und Hilfsfabrikate. Sollte eine Erhöhung in einigen Punkten gleichwohl geboten erscheinen, so sollte man aber doch auf alle Fälle Maß üben, überhaupt das Uebergangsstadium, in welchem sich Handel und Industrie der Union zur Zeit befinden, nicht durch allzuhäufiges legislatorisches Eingreifen in die wirthschaftliche Thätigkeit des Volkes ungebührlich verlängern.

Allen mit der Sachlage Vertrauten ist übrigens bekannt, daß einerseits das amerikanische Tarifsystem durchaus nicht principiell wirthschaftlichen, sondern mindestens ebenso sehr finanziellen und politischen Motiven seine Entstehung verdankt, und daß es eben aus diesem Grunde ein wiederholt wechselndes und schwankendes gewesen ist, sowie daß andererseits die Nachtheile der gegenwärtig bis aufs äußerste hinaufgeschraubten Erhöhung des Prohibitiv-Schutzsystems sich bereits in dem ganzen Wirthschaftsorganismus der Vereinigten Staaten so empfindlich fühlbar gemacht haben, daß deren Beseitigung nur als eine Frage der nächsten Zukunft betrachtet werden kann.

Neuerdings ist nun in dieser Richtung ein Urtheil abgegeben worden, das sowohl der Persönlichkeit wegen, die dasselbe ausgesprochen hat, als des Ortes wegen, an dem es, wie wir hören, unter Beifallbezeugungen veröffentlicht wurde, von Bedeutung erscheint. Im niederöstreichischen Gewerbeverein, der in der Majorität seiner Mitglieder freihändlerischen Anschauungen keineswegs huldigt, hat Herr C. F. Loosey, k. k. östreich. Generalconsul in Newyork am 21. Februar d. J. einen Vortrag über die Handelsbeziehungen zwischen Oestreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehalten, der in jeder Zeile nicht nur den über amerikanische Verhältnisse wohlunterrichteten Fachmann, sondern auch den denkenden, umsichtigen Volkswirth verräth. In diesem wenig bekannt gewordenen, aber sehr interessanten Vortrage sprach sich Herr Loosey über die Wirkungen der amerikanischen Zolltarifpolitik folgendermaßen aus:

„In landwirthschaftlicher Beziehung sind die Vereinigten Staaten das productivste Land der Welt, deren Korn- und Fleischkammer sie geworden, die sie mit der größten Quantität der unentbehrlichen Baumwolle und mit großen Quantitäten Tabak, Farbhölzern, Fischen und anderen Producten der See versehen. Dieser Export ist, wie der Gewinn der denselben bildenden Artikel, natürwüchsig und die wahre Quelle des großen Reichthums des Landes.

Ganz anders verhält es sich mit dem Gewinn von eigentlichen Artikeln

gitized by Googl

der Industrie. Die Amerikaner wollen sich nämlich nicht blos auf Agricultur und den Betrieb der gewöhnlichen, überall unentbehrlichen Gewerbe beschränken, sondern Industrie in ihrem ganzen Umfang treiben.

Sie haben auch, unterstützt durch eine Menge aus Europa eingewanderter Arbeiter, es unternommen, beinahe alle die mannigfaltigen Artikel der europäischen Industrie — Spitzen, Steck- und Nähnadeln fast allein ausgenommen — selbst zu erzeugen. Sie haben dabei in vielen Zweigen der Industrie bedeutende Fortschritte gemacht, blieben aber doch in Bezug auf Qualität und Preise weit hinter den fremden Producten zurück, sodaß der Import der letztern immer größer wurde. Vom Jahr 1844—1860 erhob er sich:

von Doll. 108,435,035
auf „ 362,163,941, also auf das Dreifache.

Und dieser Import muß immer höher steigen, weil eben die europäische Arbeit viel billiger ist als die amerikanische, weil Eisen und Steinkohlen, so reichlich sie auch im Schoße der Erde vorhanden sind, in Amerika viel höher zu stehen kommen als in der alten Welt, die Steuern hier viel kleiner sind als dort und endlich die Vorliebe für fremde Industrie-Erzeugnisse nicht unterdrückt werden kann.

Die hohen Tarife, welche in den letzten Jahren zum Schutze der inländischen Industrie erlassen wurden, haben übrigens die amerikanische Arbeit, die wir hier ins Auge fassen, nicht veredelt, wie leicht vorauszusehen war, sondern verschlechtert, und das Loos der Arbeiter so wenig verbessert, daß die Verkürzung der Arbeitszeit von 10 auf 8 Stunden erst neuerdings und mühsam durchgesetzt wird — eine Bewegung, die, wenn sie nicht blos theilweise, wie bisher, sondern gänzlich durchdringt, den Preis der inländischen Artikel abermals erhöhen muß.

Unter den hohen Tarifen leidet, wie man allgemein einzusehen beginnt, die ganze Nation zu Gunsten einiger Fabrikanten des Nordens.

Lange Zeit wird dieser Zustand nicht bestehen können und die Gegenpartei wird auch immer stärker und verlangt gemäßigte Schutzzölle.

Im weiten Westen, der sich immer großartiger entwickelt und keine Manufacturen hat, im Süden, wo es noch fast gar keine Industrie, ja an vielen Punkten nicht einmal die gewöhnlichen Gewerbe gibt, wird das bestehende Zollsystem mit gerechtem Unwillen betrachtet.

Offenbar kann dieses Prohibitivsystem nicht lange anhalten und der gegenwärtige Tarif wird ebenso fallen, wie in den letzten paar Jahren so viele seiner Vorgänger fielen, nachdem sie nur eine ephemere Existenz hatten.

Bei Schätzung ihrer Manufacturerzeugnisse befinden sich die Amerikaner in ganz seltsamen Irrthümern, indem sie beispielsweise Bauholz als Erzeugnisse von Sägemühlen, oder das Einkommen von den Fischereien zu den Pro-

Digitized by Google

ducten der wichtigen Manufacturen des Landes zählen und nicht selten eine Schätzung doppelt, ja dreifach machen.

So schätzen sie den Werth der erzeugten Wolle und bringen dieselbe bei Veranschlagung des Werthes der im Lande verfertigten Kleidungsstücke wieder in Rechnung. An dergleichen Selbsttäuschungen sind die officiellen Berichte über die inländischen Manufacturwaaren reich.

Gerade die Artikel, welche die Amerikaner mit größtem Eifer zu erzeugen suchen und auch erzeugen, werden in enormer Menge importirt.

Uebergehen wir die Bemühungen, Seidenwaaren zu produciren, die gar keinen Erfolg hatten, um uns zu andern zu wenden, die glücklicher ausfielen, dennoch aber den europäischen Import nicht verringern konnten.

Der Werth der im Jahr 1860 im Lande erzeugten Wollenwaaren wird officiell zu 68,865,963 Doll. angegeben, und doch betrug der Import dieser Artikel in demselben Jahre 27,735,914. Doll.

Obgleich die Amerikaner die Baumwolle zur Hand haben, so können doch ihre Baumwollfabrikanten inländischen Bedarf nicht decken und der Import von Baumwollenmanufacten betrug:

von 1840—1856 im Durchschnitt jährlich 16,705,418, Doll.
von 1856—1860 im „ „ 28,811,966. „

Die importirten Artikel sind eben von einer bessern Qualität und nicht selten bedeutend billiger, trotz des hohen Zolles, der auf ihnen lastet und der sonstigen Kosten des Imports.

Doch der amerikanische Producent versteht es, seine Waare in die verschiedenen Canäle des Groß- und Kleinhandels zu bringen, sie gehörig in anziehender Form zu präsentiren und ihre Qualitäten anzupreisen. Der Krämer gibt sie als ausländische aus und so brechen sie sich Bahn.

Indessen hindert diese erkünstelte Industrie keineswegs die fortwährende Zunahme der Einfuhr fremder Manufacte und diese wird auch in Zukunft mit der steten Vergrößerung der Bevölkerung, mit der Vervielfältigung ihrer Verbindungswege und Hilfsquellen immer höher anschwellen." —

Hier haben wir in wenigen mit authentischen Daten belegten Sätzen den ganzen Irrthum und die Nachtheile des Prohibitivsystems klar vor Augen gelegt. Dies System hindert jede gesunde Production, hemmt die natürliche wirthschaftliche Entwickelung und was bei alledem das Wunderbarste ist: den Import der durch den enormen Zolltarif betroffenen ausländischen Artikel kann es doch nicht hindern.

Die Reaction gegen diesen Schutzzolldruck macht sich in immer weiterer Ausdehnung geltend. Nachdem bisher nur einzelne Stimmen Seitens der Landwirthe, der Rheder und mehrerer durch den hohen Tarif vorzugsweise benachtheiligter Industrieller bemerkbar geworden, beginnt jetzt eine syste-

Digitized by Google

matiſche und conſequente Agitation gegen die gegenwärtig herrſchende „Theorie". Zunächſt von kleineren Kreiſe ausgehend, wirkt ſie mehr und mehr auf größere hinüber und wenn die Anzeichen nicht täuſchen ſo ſteht die Kriſis vielleicht ſchon in naher Zukunft bevor.

Importirte Socialökonomie.

E. Dühring, H. C. Carey's Socialökonomie. Nach dem amerikaniſchen Original überſetzt. Mit biographiſch-literariſchen Skizzen ꝛc. — Derſ.: Kritiſche Grundlegung der Volkswirthſchaftlehre. Berlin, A. Eichhoff.

Die nordamerikaniſche Union, deren politiſche Einrichtungen lange genug als Ideale demokratiſcher Staatsordnung galten, iſt — wie der vorausgehende Artikel dieſer Nr. von neuem darlegt — die feſteſte Burg der wirthſchaftlichen Unfreiheit und des Protectionismus. In Carey hat derſelbe bekanntlich ſeinen Philoſophen gefunden, und es iſt eine eigenthümliche Conſequenz der Täuſchungen über Amerika, daß neuerdings in Deutſchland Anſtrengungen gemacht werden, die Theorien jenes originellen Denkers bei uns zu importiren. Dieſen Zweck haben die oben verzeichneten Bücher, auf die wir im Nachfolgenden zurückkommen.

Dem Syſtem Carrey's, das nichts geringeres als die totale Umwälzung der bisherigen Nationalökonomie als ſein Verdienſt in Anſpruch nimmt, kommt es in erſter Linie auf Vernichtung der Ricardo'ſchen Lehre von der Grundrente an. Um die Entſtehung der Grundrente zu verdeutlichen, hatte Ricardo das Bild einer primitiven Anſiedelung gezeichnet, welcher guter Boden im Ueberfluß zur Verfügung ſtand, bis ſpäter in Folge der ſtets wachſenden Volkszahl auch die ſchlechteren Bodenarten zum Anbau benutzt werden mußten. Dieſe Annahme iſt in Carey's Augen grundfalſch; nach ihm hat überall das directe Gegentheil ſtattgefunden: alle Anſiedelung hat zuerſt fürlieb genommen mit dem ärmſten Boden und iſt erſt allmählich fortgeſchritten zur Bebauung des reicheren. Dieſe „große Thatſache" erweitert ſich zu dem allbeherrſchenden Geſichtspunkte ſeines reformatoriſchen Beginnens: „die natürliche Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft iſt nothwendig überall und zu jeder Zeit ein ſtetes Fortſchreiten zur Beſſerung ihrer Lage. Das ſogenannte Malthus'ſche Geſetz, daß die Volkszahl die Tendenz habe, in geometriſcher, die Menge der Nahrungsmittel aber nur in arithmetiſcher Progreſſion zu wachſen, iſt die unwahrſte Behauptung von der Welt. „Uebervölkerung" iſt ein Hirngeſpinnſt engliſcher Theoretiker. Wo könnte für eine ſolche im Ernſt

Digitized by Google

die Ursache liegen? Giebt es doch für die Naturproduction, wenigstens den menschlichen Bedürfnissen gegenüber, gar keine Grenze! Im Gegentheil, je dichter die Bevölkerung, um so günstiger die Vorbedingungen gesteigerter Naturproduction. Und so überall die Möglichkeit des Wachsthums der menschlichen Gesellschaft bis ins Unenendliche. Wie in dieser natürlichen Entwickelung keine Uebervölkerung, so ist auch keine Ueberproduction der menschlichen Arbeit denkbar. Der Werth der Dinge bestimmt sich nach den Hindernissen, die behufs Erlangung der durchaus unentgeltlichen Gaben der Natur überwunden werden müssen. Je leichter im stetigen Fortschreiten die Hindernisse zu besiegen, um so tiefer sinkt der Werth der Dinge, um so höher steigt der Werth des Menschen. Darum muß die Lage der Menschheit sich bis ins Unabsehbare verbessern."

Wie aber kommt es, daß wir diese Gestaltung der menschlichen Dinge bisher nirgends in voller Wirklichkeit wahrnehmen? Die Schuld daran trägt einzig und allein — der Handel. Handel ist das Gegentheil vom Verkehr, Handel erstrebt Centralisation, bewirkt Armuth, Entvölkerung, Sclaverei, Tod. Sein untrennbarer Genosse ist der Krieg. Das lehrt uns die ganze Geschichte. Von ihr könnte man „mit vollkommener Wahrheit sagen, sie sei wenig mehr als ein Verzeichniß der Bemühungen der Minderheit, die Mehrheit zu besteuern, selbst aber der Besteuerung zu entgehen" (S. 39). In der modernen Welt ist es England, welches das „händlerische" Princip handhabt und zwar in der ruchlosesten Weise. Sein Streben ist die allgemeine Unterjochung unter seine Handelsmacht, die Vernichtung des Verkehrs in allen Ländern der Welt; überall, wo es zur Herrschaft gelangt, Elend und Verderben die Folge. Um Englands Gewissen von dieser Schuld zu reinigen, erfand Ricardo seine Theorie von dem abwärts strebenden Gange der Bodencultur und Malthus sein berüchtigtes Populationsgesetz. Es sollte als Naturnothwendigkeit nachgewiesen werden, daß die große Masse auf ewig zur Sclaverei, zum Elend, ja theilweise zum Untergange verdammt blieb. Das ist der Ausgangspunkt der modernen Volkswirthschaftslehre, so entstand die „traurige Wissenschaft", welche am Menschen allein die Eigenschaften in Erwägung zieht, „die ihm gemein sind mit dem Pferde und dem Ochsen." Das ist das Resultat der Freihandelspolitik! Bedarf es weiterer Beweise, daß nur das Schutzsystem die einzige Rettung ist?

Wieviel von Carey's Angriffen gegen das englische System auf Rechnung des Nationalhasses zu setzen sei, haben wir nicht zu untersuchen. Uns liegt die Frage vor: hat Carey die Theorien Ricardo's und Malthus' in der That umgestoßen? und wir antworten darauf entschieden mit Nein. Angenommen, es sei die ursprüngliche Ansiedelung in der That allenthalben auf dem ärmeren Boden erfolgt, — was beweist das gegen Ricardo?

Digitized by Google

Wenn der Anſiedler nicht im Stande war, einen Sumpf zu entwäſſern, einen Urwald auszuroden, ſo waren für ihn die ſandigen Höhen eben der beſte Grund. Wurden ſpäter fruchtbarere Stellen urbar gemacht und die alten Aecker verlaſſen, ſo war das Verhältniß im Grunde doch wieder das alte. Sobald der neugewonnene reichere Boden für die ſtets wachſende Menſchenzahl nicht mehr ausreichte, mußte man auf die ſterilen Höhen zurückgreifen. Das Carey'ſche Axiom erſchiene gerechtfertigt, wenn es möglich wäre, in alle Ewigkeit von ſchlechtem zu beſſerem Boden fortzuſchreiten. Ein Bürger der Neuen Welt mit ihrer jungfräulichen Natur mag ſich dergleichen unter Umſtänden einreden können, einem Europäer iſt dieſer Gedanke unfaßbar. „Aber die künſtliche Bodenmelioration!“ — wird man uns entgegenhalten. Wir antworten mit der Frage, ob dieſe im Stande iſt, die Grundrente aufzuheben? Man bringe den ärmſten Boden durch ausgezeichnete Technik auf die gleiche Stufe der Fruchtbarkeit mit dem reichſten, — die Rente des letzteren wird ſich verringern, niemals aber wird der erſtere, da er die Zinſen des auf ihn verwandten Meliorationskapitals vorab vergüten muß, einen gleich hohen Reinertrag erzielen. Selbſt in dem Falle, daß man die Carey'ſche Anſicht über den Fortſchritt der Bodencultur im Sinne ſtetig fortſchreitender Vervollkommnung der Meliorationstechnik interpretirte, würde die Ricardo'ſche Grundrententheorie doch völlig unberührt bleiben. Oder hat Ricardo die Möglichkeit der techniſchen Verbeſſerung geleugnet? Dann freilich wäre ihm der Vorwurf nicht zu erſparen, ein Naturgeſetz aufgezeigt zu haben, welches das Menſchengeſchlecht dem unentrinnbaren Verderben entgegenführt. Welcher geſunde Menſch aber wird in der Belehrung über eine verderbendrohende Naturgewalt etwas anderes finden, als eine Aufforderung, die Gefahr mit Aufwand aller ſeiner Kräfte zu überwinden? Mit welchem Rechte behauptet Carey, daß die Ricardo'ſche Theorie den Menſchen „immer tiefer zum Sklaven der Natur hinabſinken“ laſſe?

Ebenſo unzulänglich erweiſt ſich die Carey'ſche Polemik gegen Malthus. Daß derſelbe noch nicht widerlegt iſt, wenn die mathematiſche Formulirung ſeines Geſetzes angegriffen wird, brauchen wir kaum zu erwähnen. Die Wahrheit ſeines Grundgedankens, beſonders wenn man das Wort „Tendenz“ richtig beachtet, liegt ſo ſehr auf der Hand, daß ein Streit darüber überhaupt nicht möglich iſt. Wie aber folgert man aus jenem Satz, daß nun für alle Ewigkeit ein Theil der jeweiligen Menſchheit nothwendig zu Grunde gehen müſſe? Wenn auch die Malthusſche Doctrin von übereifrigen Anhängern zu häßlichen Einſeitigkeiten utrirt worden iſt, ſo ſcheint es doch eines über das Gewöhnliche hervorragenden Geiſtes wenig würdig, die Excentricitäten der Nachtreter für die lautere Lehre des Meiſters auszugeben. Kann denn für den denkenden Menſchen in der Malthusſchen Theorie etwas Anderes

liegen, als ein Sporn, sich der gemeinen Naturnothwendigkeit durch die sittliche Kraft zu entziehen? Freilich, versteht man Malthus von dieser Seite, so zeigt sich, daß Carey in seinen Ausführungen kaum zu einem wesentlich andern Resultate kommt. Denn will man aus seiner ganzen Polemik überhaupt etwas Positives festhalten, so ist es eben dieses, daß der Mensch durch seine bessere Natur davor bewahrt sei, das Opfer thierischer Triebe zu werden. Im Uebrigen aber fehlt allerdings jede Aehnlichkeit zwischen beiden und sind die Wege ihrer Forschung einander diametral entgegengesetzt. Malthus untersucht die Dinge, wie sie wirklich sind; sein Interesse concentrirt sich auf eine gesellschaftliche Krankheitserscheinung, er enthüllt ihre Ursachen, zeigt die Mittel, sie zu heilen, ihr vorzubeugen. Carey sieht die Dinge, wie er sie seiner Theorie nach denkt; Krankheiten sind für seine Gesellschaft so zu sagen organisch unmöglich; wo sie vorkommen, sind sie künstlich, durch menschliche Willkür gemacht; der Zustand, mit welchem diese Theorie eigentlich ausschließlich zu rechnen hat, ist der gesunde. Malthus nimmt einen Standpunkt ein, den wir verallgemeinert den Darwin'schen nennen könnten seine Menschen stehen gegenüber ungünstigen Naturgesetzen, sie kämpfen den Kampf um's Dasein. Carey's Standpunkt ist der eines kosmologischen Optimismus, die Schöpfung ist untadelhaft, seine Menschen haben für alle Ewigkeit die Hülle und Fülle. Folgerichtig stützt Malthus seine Beweise auf die rein empirische Thatsache, Carey aber verfährt in den wichtigsten Dingen teleologisch: wenn nichts anderes mehr verfangen will, so müssen die weisen Absichten des Schöpfers, ja selbst die Gebote des Christenthums aushelfen, um gegen Naturgesetze zu beweisen! Unsere Auffassung weit entfernt von einem Tadel der Vorsehung — wie Carey ihn seinen Gegnern gern unterschiebt — achtet es vielmehr eines sittlich freien Wesens viel würdiger, daß ihm die Aufgabe wird, sich durch eigene Kraft sein Dasein erst zu erobern, als wenn ihm, wenigstens ohne sonderlich große Anstrengung, die Güter des Lebens nach einem unabänderlichen Naturgesetze in immer wachsender Menge gewissermaßen in den Schooß fielen.

Wir können in der That kaum annehmen, daß Carey im Ernst geneigt sein sollte, eine solche Consequenz seines Systems zu ziehen. Worin aber unterscheiden sich dann die Resultate seiner Gesellschaftslehre von denen der vielgeschmähten modernen Nationalökonomie? Zum mindesten sehen wir nicht, was die Wissenschaft durch diese revolutionäre Polemik gewonnen haben soll.

Und wie hier im Brennpunkte des Systems, so überall. Gewaltig viel Aufhebens macht man von seiner Werththeorie. Daß sie zu derjenigen der heutigen Volkswirthschaftslehre im energischsten Widerspruche steht, ist selbstverständlich. Die scharfen Begriffsunterschiede, welche uns hier geläufig sind,

Digitized by Google

fließen bei ihm durcheinander. „Gebrauchswerth" ist für ihn gar nicht vorhanden; sein Begriff umfaßt den „Tauschwerth" und das, was wir unter „Preis" verstehen. „Nützlichkeit" und „Werth" sind keineswegs identische Begriffe, sondern: „Nützlichkeit ist das Maß der Herrschaft des Menschen über die Natur, Werth das Maß der Herrschaft der Natur über den Menschen." Was soll die Wissenschaft mit diesen mystischen Formeln? — Besonders hoch gerühmt wird Careys Satz, daß der Werth (in unserer Sprache „Preis") sich nicht bestimme durch die Herstellungs-, sondern durch die Wiederherstellungskosten, und zwar durch diese allein. Diese „große reformatorische Entdeckung" läuft auf nicht viel mehr als auf eine bloße Wortklauberei hinaus. Ergötzlich aber ist jedenfalls, daß der Werth einer Jenny Lind sich lediglich bemessen soll nach der Höhe der Wiederherstellungskosten. — Will man nun wissen, was denn eigentlich Preis sei, so erfährt man S. 239, daß derselbe besteht in der „Kraft einer Waare, im Austausch über Geld zu verfügen." Tiefsinnig mag die Definition sein, klar und präcise gewiß nicht. Derselbe Mangel wiederholt sich an den wichtigsten Punkten. Oder haben wir etwas Festes in den Händen, wenn uns S. 69 „Reichthum" erklärt wird als die „Macht, über die stets unentgeltlichen Dienste der Natur zu verfügen"? Und dennoch ist es gerade Carey, der die herrschende Theorie aufs heftigste der Armuth an soliden und deutlichen Begriffen beschuldigt. Außer A. Smith bleibt kein Volkswirth übrig, an dem er ein gutes Haar ließe. Der Nerv seines Buches ist Opposition: die bestehende Doctrin muß unter allen Umständen bekämpft werden, koste es, was es wolle. Er hat das Bedürfniß, sein Räsonnement überall in Paradoxien zuzuspitzen, die Dinge auf den Kopf zu stellen. So wird polemisirt gegen den herrschenden Begriff von „Capital". Daß Capital nur durch Sparen gewonnen und vermehrt werden könne, ist ihm eine lächerliche Ansicht, „der Trieb zum Sparen ist ein Sclaventrieb". Was aber wird uns von Carey Besseres geboten? In seiner ganzen breiten Ausführung erfahren wir eigentlich nicht, was das Capital ist, sondern was es thut. Gewonnen wird durch diese Oppositionsmacherei hier wie allenthalben nicht mehr als eine gründliche Verwirrung.

Durchsichtigkeit, ja nur Uebersichtlichkeit ist bei diesem ewigen Durcheinander von Wahrem und Falschem unmöglich. Es fehlt alle systematische Strenge und Geschlossenheit. Wir wissen uns frei von scholastischer Pedanterie, allein was helfen uns all' die geistreichen Aperçus, die blendenden Analogien? Eine Wissenschaft ist damit nicht aufzubauen. Freilich, Carey hat sogar einen gewissen Hang zum Schematismus; selbst bildlich kommt derselbe in verschiedener Weise zum Ausdruck. Allein auch diesen Illustrationen gegenüber könnten wir nicht sagen, daß wir aus ihnen klare wissenschaftliche Einsichten geschöpft hätten. Der Verfasser redet viel von der Ein-

Digitized by

heitlichkeit aller Wissenschaft; aus diesem Grunde glaubt er sich berechtigt, den Gesetzen der Naturwissenschaften eine ganz allgemeine Bedeutung vindiciren zu können. Indeß zugegeben die Einheitlichkeit alles Wissens, ist es darum selbstverständlich, daß die in einer speciellen Disciplin beobachteten Thatsachen nothwendig auch in jeder andern vorauszusetzen sind? Ist es möglich, die Gesetze der todten Materie ohne Weiteres auf das psychisch-ethische Gebiet zu übertragen? Es ist klar, daß solch' metaphorisches Verfahren von höchst zweifelhaftem Werthe ist. Analogien haben in der strengen Wissenschaft immer ihre sehr mißliche Seite; statt einen Begriff aufzuhellen, verwischen sie ihn in der Regel.

Vielfach ist Careys Originalität gerühmt worden. Ob dieselbe dem tieferen Kerne seines Systems mit Recht zuzuschreiben, muß zum mindesten bezweifelt werden. Im Grunde macht das Werk den Eindruck einer Combination zweier längst überwundener Standpunkte, des Mercantilismus und des Physiokratismus. Wer z. B. Careys Ansichten über Ackerbau und über Geld betrachtet, der wird finden, daß jene ebenso sehr nach einer physiokratischen Ueberschätzung des Bodens, wie diese nach einer mercantilischen Ueberschätzung der edlen Metalle schmecken. An Careys Kritik der englischen Schule mag die maßlose Heftigkeit der Polemik getrost als Eigenthümlichkeit betrachtet werden. Soweit aber die Zurückweisung der britischen Ausschweifungen wirklich am Platze war, ist sie schon von anderer Seite besorgt worden. Unsere deutsche Wissenschaft bekennt sich *nicht* zu dem Dogma vom alleinseligmachenden Freihandelsprincip. Auch über die Auffassung der Menschheit als eines leeren Abstractums sind wir längst hinaus: wir sind gewohnt, concretes Volksthum zu würdigen, für die Gleichberechtigung der einzelnen Volkswirthschaften haben wir vollkommenes Verständniß. — Und endlich, wenn man es Carey als Verdienst anrechnet, daß er an die Stelle der Analyse die Synthese gesetzt habe, so halten wir auch hier entgegen, daß damit für Deutschland wenigstens keine neue Bahn eröffnet wurde.

Indeß es wäre ungerecht, wollte man bei Beurtheilung eines Schriftstellers die Umstände übersehen, unter deren Einflusse er schrieb, den Boden, in welchem er wurzelt. Carey ist Amerikaner vom Scheitel bis zur Zehe. Pessimistische Betrachtung und geringes Verständniß für vergangene Jahrhunderte, Freiheit von historischen Prämissen, sanguinischer Optimismus gegenüber der Zukunft, Kühnheit des Wagens, Ungebundenheit, ja Zügellosigkeit, endlich Eifersucht und Haß gegen England — all' diese Züge des amerikanischen Volkscharakters sind auch als Eigenschaften des Carey'schen Standpunktes erkennbar. Es war ein großer Wurf, die Socialwissenschaft nicht allein als ein in sich vollendetes Ganze synthetisch aufbauen, sondern auch in organischer Einheitlichkeit mit allem übrigen Wissen begreifen

Digitized by Google

zu wollen; der Verfaſſer hat es zur Ausführung deſſelben an großartiger und geiſtvoller Conception nicht fehlen laſſen. Wenn dieſer Wurf auch mißlang, für die Neue Welt mag das Carey'ſche Werk doch von höchſter Wichtigkeit ſein. Nur wie es für uns Europäer, zum mindeſten für uns Deutſche eine allerſchütternde, umgeſtaltende Macht beſitzen ſoll, vermögen wir nicht einzuſehen.

Vor Allen Dühring iſt es, der es ſich ſeit Jahren angelegen ſein läßt, uns über die unberechenbare Bedeutung Carey's zu belehren. Zwar hat er auch von dem deutſchen Liſt eine ſehr hohe Meinung; derſelbe bedeutet ihm den erſten wahren Fortſchritt über Adam Smith hinaus. Aber auch er tritt in Schatten vor der Alles verdunkelnder reformatoriſcher Größe Carey's. Doch verhehlt ſich Dühring nicht, daß in dem Syſteme des letzteren ein durch und durch ſicherer Grund noch nicht gewonnen ſei. So erkennt er es als ſeine Aufgabe, die vollendende Hand an das Werk des Amerikaners zu legen, das unwandelbare Fundament zu ſchaffen. An Selbſtvertrauen leidet er keinen Mangel: er iſt „überzeugt", in ſeiner „kritiſchen Grundlegung der Volkswirthſchaftslehre" „etwas Maßgebendes zu liefern". So bereitwillig wir die Sorgfalt anerkennen, mit welcher er einzelne Schwächen ſeines Meiſters theils zu heben, theils zu beſchönigen ſucht, ſo ſehr bedauern wir, auch in dieſer Modification der Careyſchen Theorie nicht den Ausgangspunkt einer neuen Epoche der Nationalökonomik begrüßen zu können. Was tüchtig iſt an dieſer Lehre — wir wiederholen es — iſt durch die hiſtoriſch-phyſiologiſche Methode, wie ſie beſonders durch Roſcher repräſentirt wird, bereits zur Darſtellung gekommen. Allein gerade dieſe Richtung iſt es, die der Verfaſſer mit maßloſeſter Verachtung behandelt. Einer wirklichen Polemik hält er ſie gar nicht für würdig. Sie iſt ihm nichts als elender Eklekticismus, erbärmliche Impotenz; wenn ſie es weit bringt, gelangt ſie bis zum allgemeinen Skepticismus. Es wäre Thorheit, die deutſche Wiſſenſchaft gegen Schmähungen ſolcher Art ernſtlich vertheidigen zu wollen. Wenn eine empiriſche Disciplin von gewiſſen Geſetzen unter verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedene Wirkungen aufweiſt, oder wenn ſie gewiſſe Erſcheinungen nicht als dauernde Weſenheiten, ſondern als vorübergehende Formen betrachten lehrt, iſt ſie darum Skepticismus? Nun, die gegenwärtig in Deutſchland herrſchende nationalökonomiſche Methode iſt eben rein empiriſch. Sie fragt, was iſt, nicht, was ſein ſollte, oder was ſein könnte. Alles Volksleben, das vergangene wie das gegenwärtige vergleichend abſtrahirt auch ſie „ewige Geſetze", aber ſie bleibt ſich bewußt, daß dieſelben in der Wirklichkeit ebenſo wenig in vollendeter Reinheit hervortreten, wie die abſtracten Geſetze der Naturwiſſenſchaften. In dieſer empiriſtiſchen Natur liegt der trennende Unterſchied zwiſchen ihr und der Careyſchen Methode. Das Buch des Ameri-

Digitized by Google

kaners selbst mit seiner reichen Fülle von Betrachtungsmaterial mag dies weniger zum Bewußtsein bringen, obwohl auch hier die willkürliche Verallgemeinerung unscheinbarer Einzelheiten bisweilen auffällig genug hervortritt. Dühring aber hat das Verdienst, gezeigt zu haben, daß das Careysche System hinausläuft auf die abstracteste und unfruchtbarste Speculation, auf einen Idealismus mit grenzenloser Selbstüberschätzung, der aber die Errungenschaften des Empirismus recht geschickt für seine Zwecke zu benutzen versteht.

Ob Carey trotz alledem in Deutschland Schule machen wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Ein Moment allerdings könnte mit Erfolg darauf hinwirken: das System ist überaus brauchbar für die Zwecke einer gewissen socialen Agitation. Schon der Meister selbst weiß hie und da den Ton des Demagogen mit Geschick anzuschlagen; die Vorrede der vorliegenden Uebersetzung secundirt darin nach Kräften. Unmöglich also wäre es nicht, daß Carey auch bei uns Berühmtheit, wahrscheinlich aber eine traurige Berühmtheit erlangte.

Das heutige Palästina.

Der Name Jerusalem, der so viele Jahrhunderte hindurch in den Herzen der Gläubigen gelebt und mehr als einmal ganze Völker mächtig erregt hat, übt auch heute eine bedeutende Wirkung aus. Die früheren Bewohner des Landes, einst eng abgesondert vom Völkerverkehre, nun aber in alle Gegenden der Erde zerstreut und den Verkehr vielfach beherrschend, denken noch immer mit Wehmuth an die verschwundene Herrlichkeit ihres Tempels und ihrer Könige und sehnen sich nach der endlichen Erfüllung der Weissagungen vom neuen Nationalheiligthum und glorreicher Rückkehr in das Erbe der Väter. In den Gemeinden und Schulen der alten wie der erneuerten Kirchen hat der Name einen erhebenden Klang; aber auch der Muhammedaner betrachtet „die Heilige", auf deren Berge ein Freund Gottes seinen Sohn hat opfern wollen, und in welcher der größte Prophet, „unser Herr Isa" gepredigt hat, mit großer Ehrfurcht und stellt sie Mekka, Medina und Hebron gleich.

Die Kreuzfahrer haben es nicht vermocht, bleibenden Fuß im Lande zu fassen, weil die Begeisterung der meisten Führer zum heiligen Kriege eine zu sehr mit selbstsüchtigen Motiven vermischte gewesen, sie haben vielmehr an die Entwickelung und Befestigung der eigenen Herrschaft, als an das Wohl des eroberten Landes gedacht, und die herrlichsten Thaten sind nur zu oft mit den häßlichen Flecken verübten Unrechts besudelt worden. In den auf

Digitized by Google

diese Zeit (deren hellste Tage der deutschen Geschichte angehören) folgenden Jahrhunderten blieb Palästina wieder für den Verkehr geschlossen, die rohe Gewalt der Türken lastete schwer auf den eingebornen Christen, von deren Noth und Verkommenheit nur hie und da Kunde ins Abendland gelangte; die geistlichen Pfleger der lateinischen Gemeinden, die Franziskaner, waren den härtesten Maßregeln unterworfen und hatten ihren Eifer mehr als einmal mit Blut zu bezahlen. Der Durchzug Bonaparte's, welcher in Jaffa durch die Ermordung von 4000 Gefangenen eine beispiellos dastehende Greuelthat begangen, hat dem Lande zu nichts geholfen; erst seit der mehrjährigen Herrschaft der Egypter, welche den Landeskindern als Epoche gilt, nach der alle Zeitbestimmungen gemacht werden, ist es etwas besser geworden, denn von da an datirt der europäische Einfluß auf den Zustand des Landes, wenn er auch erst nach dem Krimmkriege eine vielseitige Thätigkeit hervorgerufen hat.

Es ist nicht ohne Interesse, nach den Vorstellungen der Eingebornen wie der weit verstreuten Freunde des heiligen Landes über die Gegenwart und Zukunft Jerusalems zu fragen. Der Moslim weiß von der Vergangenheit der heiligen Stadt nur wenig, und was er weiß sind verkehrte und abenteuerliche Geschichten, die bis zu den wahren und guten Muslimin, Ibrahim und Musa, hinaufreichen, mit gelassenem Muthe sieht er sich die Veränderungen der Jetztzeit an und läßt sich nicht leicht aus seiner Ruhe bringen; fühlt er sich doch als Rechtgläubiger unter allen Umständen sicher. Daß sich in der Zukunft einmal die unter seinen Glaubensgenossen verbreitete Annahme vom Einzug eines mächtigen christlichen Herrschers erfüllen wird, stört ihn nicht; denn dann ist das letzte Gericht nahe, und er, der Moslim, wird jedenfalls von den beiden Richtern, welche die Todten im Thale Josaphat zur Rechenschaft ziehen werden, als Gerechter bestehen und das Paradies erlangen. Auf der nächsten Stufe aufwärts stehen die Griechen, welche der angeborne Haß gegen die Türken Alles hoffen und wünschen läßt. Weil ihr kirchliches Interesse vielfach an die heiligen Stätten gebunden ist, ersehnen sie das Kommen einer anderen Herrschaft. Die Geistlichkeit im heiligen Lande versteht es vortrefflich, den Pilgern die Heiligkeit und hohe Wichtigkeit des Ortes recht anschaulich zu machen und ihr Gedächtniß daran wach zu erhalten. Der Griechen Hoffnung steht nach Rußland, in dessen niederen Volksschichten noch eine Frömmigkeit zu finden ist, welche durch den Namen Jerusalem zum Fanatismus eines neuen Kreuzfahrerthums entflammt werden kann.

Die Lateiner, welche mit den Europäern ungleich mehr als die vorgenannten Stämme in Berührung kommen, haben richtigere Begriffe von der geschichtlichen Bedeutung Palästinas und ihre geistlichen Berather versäumen nicht, ihren Blick auf die der römischen Kirche gehörende Zukunft Jerusalems

Digitized by Google

zu lenken. Der eingebornen Protestanten sind zu wenige, als daß auf ihre bezügliche Meinung ein Gewicht zu legen wäre; die eingewanderten Glieder dieser Kirche aber sind diejenigen, welche am meisten und vor Andern sich mit der Zukunft des Landes beschäftigen; ist doch gerade ihr Herkommen und Hierbleiben Zeugniß und Ausdruck der in vielen Kreisen der Heimath waltenden, mehr oder minder berechtigten klaren Ideen von den für Palästina kommenden Zeiten. Die Einen suchen freilich nicht allein, sondern neben (mit) den Katholiken die neue Zeit durch geistige Hebung des Volkes in Schulen und Gemeinden anzubahnen; Andere versuchen ihren Antheil an dieser Weltfrage durch Gründung von Colonien zu beweisen; wieder Andere hoffen in thätigem Sinne auf die Wiederherstellung des israelitischen Reiches; ja eine süddeutsche Secte von nicht geringer Bedeutung, die des deutschen Tempels, tritt mit der ausgesprochenen Absicht auf, einen strengchristlichen, die Welt reformirenden Musterstaat im „wichtigsten Lande der Erde zu gründen". Mag man über die Tendenzen dieser und anderer in Palästina auftretender Secten urtheilen, wie man will, so muß man doch wünschen, daß die Einwanderung deutscher Männer und Familien zunehme und die Ansiedelungen Bestand haben. Denn einmal wenden sich dadurch tüchtige Kräfte der Cultur des Landes zu, zum andern kommen die durchaus nicht stumpfsinnigen Landeskinder in heilsam anregende Berührung mit gutgesinnten Leuten, vor deren unscheinbarem Auftreten die von Ungerechtigkeit lebenden Beamten sich doch zuweilen scheuen müssen; und zuletzt mag die Meinung einigen Grund haben, daß Palästina dem christlichen, also vorzugsweise dem deutschen Abendlande angehöre, auch wenn der lieblichste Dichter unserer Nation, Walther von der Vogelweide, von unserm Rechte am heiligen Lande nicht gesungen, noch auch der Herrlichste der Hohenstaufen sein Leben dafür gelassen hätte.

So denken etwa die Eingebornen und Eingewanderten; begünstigt die Landesregierung solche Ideen, hat sie ein Verständniß dafür, begreift sie die Ursache des engen Anschlusses der Gemeinden an ihre Klöster und den Zweck der Niederlassung seitens der Europäer? Selbstverständlich „nein". Und doch ist die vielfach aufgestellte Behauptung, daß das Vorgefühl einer bald zu Ende gehenden Herrschaft all' den Handlungen der frankenfeindlichen Beamten eigen sei, nicht aus der Luft gegriffen. Eine leichterkennbare systematische Eifersucht ist es, welche den Einfluß der Consulate lahm zu legen sucht und ein wachsames Auge auf das noch ziemlich versteckte, aber doch vorhandene Streben der verschiedenen Nationen, die Oberhand zu gewinnen, richtet und den unter allerlei Namen auftretenden Versuchen, festen Fuß zu fassen, entgegen arbeitend sehr zähen Widerstand darbietet. Aber auch unpolitischen Unternehmungen, z. B. den Missionsschulen und Ackerbaucolonien, wird der oft sehr nöthige Beistand höchst ungern und ohne Nachdruck gewährt. Vor 15

Digitized by Google

Jahren etwa galten die Consuln ungleich mehr; besonders die englischen Agenten besaßen großen Einfluß und setzten manches Gute und Gerechte durch; aber seit 1860 ist es hierin ganz anders geworden und sind, so lange das Land unter türkischer Herrschaft bleibt, alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft Illusionen. Wie in Europa selbst, so hat auch in der Levante das Ansehen der Engländer gewaltig gelitten; die reformirenden Staatsmänner des Osmanenreiches haben die Furcht vor dem hochfahrenden Auftreten der Briten ziemlich überwunden. Und wie den stolzen Engländern, so geht es den Andern, Bescheidenern: etwas energisch durchzusetzen, selbst wenn das Recht klar zu Tage liegt, vermag Keiner mehr, was die Schutzbefohlenen der Consulate in ihren geschäftlichen Beziehungen zu den Eingebornen zu ihrem Schaden oft genug erfahren müssen. Trotz hochtönender Leitartikel in den officiellen stambuler Zeitungen liegen die Gerichtseinrichtungen gerade wie früher noch heute im Argen; noch immer erhebt sich allseitig die Klage über Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Behörden, über gewissenloses Urtheilsprechen und arge Bedrückung.

Mit den schlechtesten Credit haben die Handelsgerichte. Wie soll man aber auch vom Handelsgerichte der Stadt Jerusalem rechtliches Urtheil erwarten, wenn alle Welt weiß, daß die Richter, meist große Efendis, hauptsächlich durch die rohen Scherze und Spöttereien bekannt sind, mit denen sie das rechtsuchende Publikum regaliren? Wehe der Firma, welche sich gezwungen sieht, bei dieser Behörde eine Klage einzureichen. Verbrieft und proclamirt ist es oft, daß die verschiedenen Nationen einander gleichgestellt seien; in Praxi besteht dies aber nicht; die Muslimin sind und bleiben die Begünstigten, besonders wenn sie als böse Schuldner verklagt werden. In sittlicher Hinsicht ist es bei den anderen Gerichten besser bestellt. Was das eigentliche Verfahren anlangt, so besitzen Türken wie Araber das seltene Talent, eine Sache ins Unendliche hinauszuziehen, in manchen Fällen sogar unmöglich zu machen, wenn für gewisse Leute kein Vortheil zu erlangen ist. Auf Protection und Fürsprache, welche selbstverständlich nicht gratis geleistet werden können, kommt sehr viel, wenn nicht Alles an. Die Consulate können mit den verschiedenen Behörden nicht direct, sondern nur durch den Pascha verkehren; an Höflichkeiten und Verbindlichkeiten ist die amtliche arabische Sprache sehr reich, und mit solch' feinen Brocken werden die Diplomaten meistens gespeist und abgespeist. Europäer sitzen, als Fremdlinge, nicht in den Behörden; Ausnahme macht allein der vor Kurzem organisirte Stadtrath, der in Nachahmung der Municipalitäten der Städte des Westens für das Wohl des Orts in selbständiger Weise sorgen soll. Trotz des Eifers, welchen sämmtliche Mitglieder dieser gemischten Behörde an den Tag legen, liegt ein Bann der Halbheit und Verschleppung auf allen Maßnahmen und schließlich wird

Digitized by Google

auch der einzige europäische Beisitzer, der Deputirte des norddeutschen Consulats, — die übrigen Consulatsvertreter sind eingeborene Juden — zur Einsicht gelangen, daß all' seine Bemühmungen fruchtlos sind, so lange die Oberverwaltung in türkischen Händen ist. Rege Thätigkeit vermögen die Türken nur zu entwickeln, wenn es gilt, Strafgelder und Steuern einzutreiben; Reformvorschläge, welche auf eine gewinnbringende Erleichterung der Administration hinzielen, würden augenblicklich angenommen werden. Das türkische Aussaugesystem scheint durch die jetzige neueste Aera auf die Spitze getrieben zu sein, nothwendig ist es aber. Bei Gelegenheit der im vorigen Jahre den von jeher steuerfreien Bewohnern der heiligen Stadt auferlegten Zwangsanleihe lief ein Geschichtchen von Mund zu Mund, das für die Stellung des Volks zum heutigen Regiment höchst bezeichnend ist. Zur Zeit der Geburt des jetzigen Sultans — so lautet die Erzählung — befand sich der Padischah Machmud gerade im Bade. Der Großvezir beeilte sich, seinem Gebieter die erste Kunde des Ereignisses zu überbringen, er drang in die innersten Räume des Badhauses und fand den Sultan völlig entkleidet mit den Waschungen beschäftigt. Die ehrerbietigst dargebrachte Gratulation wurde aber sehr ungnädig aufgenommen; mit wuthentbrannten Blicken und fürchterlicher Stimme herrschte er dem Vezir zu, sich augenblicklich aufs schleunigste zu entfernen. Voll Angst und Furcht eilte der Arme nach Hause, ein bedenkliches Wackeln seines Kopfes spürend. Mit Zittern und Schrecken machte er sich auf, als er nach einer Stunde zum Sultan gerufen wurde, mit Mühe nur konnte er sich vor dem ins Staatsgemach zurückgekehrten Fürsten auf den Füßen halten; die Hälfte seiner Seele wandelte bereits unter den Bäumen im Paradies. Doch der Sultan öffnete seinen Mund zu süßer Rede. „Weißt du nicht, Vezir, daß ich ein Prophet bin? Als du mir die Nachricht brachtest, stand es mir sofort vor den Augen, daß der so eben zur Welt gekommene Sohn, wenn er einst zur Herrschaft gelange, seine Unterthanen so bedrücken und ausziehen werden, daß sie zuletzt ganz entblößt dastehen, wie ich es gethan, da du mir Glück gewünscht. Hätte ich ein Schwert zur Hand gehabt, dein Kopf würde nicht mehr so fest sitzen." — Immerhin mag es der gute Wille der obersten Leiter sein, Ordnung und Rechtlichkeit in die Verwaltung des großen Reiches zu bringen; aber in der Praxis wird wenig davon verspürt; schon der eine Wink mag genügen, daß die untern Beamten viel zu schlecht und viel zu unregelmäßig bezahlt werden, als daß sie von ihrem Gehalte leben könnten; sie müssen sich nothgedrungen an ihre Nebenspesen halten. — Von der Landbevölkerung wird der Zehnten eingefordert und zwar auf eine für die Regierung nicht ungünstige Art. Sie verpachtet dem Meistbietenden irgend einen Bezirk für einen nach der Ertragsfähigkeit des Ortes berechneten Betrag, welcher vom Pächter baar eingezahlt werden muß. Letzterer, meist ein

Digitized by Google

mit solchen Geschäften vertrauter Eingeborner, hat das Recht, die Steuern durch Baschi-Bozuks eintreiben, Widerspenstige ins Gefängniß werfen zu lassen, zieht aber gewöhnlich den gütlichen Weg vor: er vereinigt sich mit einem angesehenen Manne seines Steuerbezirks, dem er für seine Mühe 5—10% Antheil verspricht, welcher dagegen die Ernten genau überwacht, und die Vermögensumstände der Steuerpflichtigen kennend den richtigen Zehnten bestimmt, der natürlich den Regierungsvoranschlag bedeutend übersteigt. Die Provinz Palästina, zu welcher weder Nablus noch Nazareth gehören, deren Hauptorte außer der steuerfreien Hauptstadt Hebron, Gaza, Jaffa, Ramlah und Lüdd sind, vermag an Preuß. Court Thlr. 250,000 (zweimalhundertfünfzigtausend Thaler) in Zehnten aufzubringen. — Außerdem verpachtet der Staat seine großen Ländereien, welche gegen ¾ des jährlichen Ertrages abwerfen, beträchtliche Einkünfte (ca. Thlr. 30,000) hat er durch die Verpachtung der Mühlen und Fischereien bei Jaffa, des Thorgeldes in Jerusalem, beim Salzverkauf und Stadtzoll auf hier und in Bethlehem fabrizirte Waaren u. s. w. — Wehe dem Dorfe, das sich Saumseligkeit im Zahlen zu Schulden kommen lassen sollte! Eine Schaar von Chayalen (Baschi-Bozuks) überfällt es im Namen des Sultans gleich einem Heuschreckenschwarme und zwingt die Ungefügigen um des größeren Uebels willen zur Pflicht.

Wohl ist Jerusalem „um seiner Heiligkeit willen" dem Namen nach steuerfrei, aber es kommen seit der neuesten Reform nach und nach allerlei Abgaben unter verschiedenen Benennungen: Zwangsanleihe, Militärsteuer, Stadtgeld u. s. f. an sie, womit die Leute wenig zufrieden sind, am wenigsten die großen Adelsfamilien, welche bis vor wenigen Jahren die Einkünfte der Moscheen und Stiftungen unbeschränkt verwalten konnten, welchen aber dieses einträgliche Geschäft abgenommen und einem türkischen Beamten übergeben worden ist; ihnen wie der Moschee und Stiftung ist ein sehr geringes jährliches Benefiz ausgesetzt.

Kommen aber nun diese Einkünfte dem Lande zu gut? Nicht zum geringsten Theil; Alles geht, nach den unbeträchtlichen Abzügen für die Salarien, in den unersättlichen Schlund des Staatsschatzes zu Stambul; zurück kommt nichts. — Für die Hebung des Feldbaues thut die Regierung nichts — und auch die Bauern säen und pflanzen nur das Nothwendige, um nicht durch Wohlhabenheit die Gier der Steuereinnehmer zu reizen. Von Industrie ist gar keine Rede, die Verkehrsstraßen sind in erbärmlichem Zustande, und wenn auch in neuester Zeit die Hauptstraße von Jaffa nach Jerusalem verbessert wird, so geschieht diese Arbeit doch viel zu nachlässig, um wirklichen Nutzen zu bringen, die Landbevölkerung hat Frohndienst zu leisten und die Ausgaben werden durch eine Extrasteuer — nach Abzug der üblichen Provision — bestritten. Von einer Staatspost nach europäischen Begriffen weiß man nichts, vom Staat unter-

Digitized by Google

haltene Volksschulen sind unbekannte Dinge, die öffentlichen Gebäude liegen seit Jahrzehnten in Trümmern, für die öffentliche Reinlichkeit und Gesundheitspflege hat die Stadt selbst zu sorgen. Bei ihrer Armuth ist es natürlich, daß nichts geschieht. Diese durch Jahrhunderte sich hindurchziehende Vernachlässigung und Bedrückung wird von der Bevölkerung mit steigendem Unwillen empfunden. Während meines bald zehnjährigen Aufenthaltes in diesem Lande habe ich weder bei Hoch noch Nieder je eine freundliche Gesinnung für die Machthaber wahrnehmen können. Die Türken fanden auch bei dem entschieden edleren arabischen Volke wenig Sympathie; nur der Islam, die Gewalt und die aus beiden folgende Apathie bilden den nach und nach doch abbröckelnden Kitt des Verbandes zwischen den verschiedenen Klassen und Völkern. Darum ist es eine untrügliche Voraussetzung, daß eine fremde Macht bei der Besetzung des Landes eher Entgegenkommen als Widerstand Seitens der Bevölkerung finden würde.

Die Berührung mit Europäern ist eine zu continuirliche, als daß nicht der einfachste Bauer wüßte, wie ganz anders es im Frankenlande aussieht, wie anders es im eigenen Lande aussehen könnte. Im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Tagesmeinung darf behauptet werden, daß unter einer andern, auf die Wohlfahrt des Landes gerichteten Verwaltung Palästina großer Blüthe entgegengeführt werden könnte. Die Gebirge mit ihrem Kalkboden eigenen sich vortrefflich zu Wein- und Tabaksbau und zur Oelbaumzucht, die Ebenen mit ihrem außerordentlich fruchtbaren Boden können Getreide, Sesam, Baumwolle und andere Handelspflanzen bei richtiger Bewirthschaftung in ergiebiger Fülle tragen. — Obschon Palästina seiner Lage wegen kaum von großer Bedeutung für Handel und Industrie werden kann, würden unter andern Verhältnissen die bis jetzt nur nachlässig betriebenen Gewerbe, wie Seifensiederei, leicht gehoben und ausgedehnt werden können; auch an die Schafzucht muß hier gedacht werden, weil bei ihr die besten Resultate zu erzielen wären.

Die Frage, ob europäische Colonien in Palästina Bestand haben können, ist schon häufig erörtert worden. Die bis jetzt gemachten Versuche sprechen nicht dafür; schon mehr als eine Niederlassung, zuletzt noch eine amerikanische, hat sich in kurzer Zeit ruinirt — woran innere Zerwürfnisse und überspannte Erwartungen mitgeholfen haben, — und ob die neueste Ansiedelung, die der Secte des deutschen Tempels, in Galiläa gedeihen wird, muß die Zeit lehren, kann auch von vorne herein in Frage gestellt werden, weil der separatistische Hang dieser sonst ernstgesinnten und fleißigen, aber hochmüthigen Leute nur Nachtheil bringen kann. Die Hauptschwierigkeit aber, die sich solchen Unternehmungen entgegenstellt, bleibt die absichtliche Unthätigkeit der Regierung.

Wenn Angesichts der obwaltenden Mißverhältnisse der letztbezeichnete Weg, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, verschlossen bleibt, so geschieht dagegen auf dem geistigen Gebiete unvergleichbar mehr. Die protestantischen Missionen haben das Verdienst, zuerst an die Gründung von Volksschulen auch außerhalb der Hauptstadt gedacht zu haben; die beiden andern Kirchen (die Armenier kommen hierbei nicht in Betracht, weil sie nur in Jerusalem und Jaffa kleine Gemeinden haben) ließ die Eifersucht nicht lange unthätig bleiben. Die Rivalität der laxen Griechen haben die Protestanten wenigstens bei den Schulen nicht zu fürchten, obgleich für das Patriarchat Jerusalem ein großes, von Griechen besuchtes Seminar besteht; wohl aber diejenige der Lateiner, deren Missionsstationen, meist mit sehr eifrigen Geistlichen besetzt, sich immer weiter ausbreiten und sich der Jugend fleißig annehmen. Der kluge Leiter dieser Mission, der gewandte Patriarch Valerga, ein Vertrauensmann des Papstes, hat in der Nähe der Stadt ein wohleingerichtetes und gutgeleitetes Seminar zur Erziehung von eingebornen Geistlichen und Lehrern gegründet. Wo diese Römisch-Katholischen hinkommen setzen sie sich durch Erbauung stattlicher Häuser und Gehöfte sofort fest, legen Gärten an, bemühen sich selbst auch um die äußere Wohlfahrt ihrer, meist den Griechen abgenommenen Gemeinden, beweisen überhaupt großen Ernst in ihren Bestrebungen, die christliche Bevölkerung (die Muhamedaner werden klüglich in Ruhe gelassen) für die römische Kirche zu gewinnen. Zwei große unter der Leitung des bekannten Abbé Ratisbonne stehende, von den Zionsschwestern besorgte Anstalten widmen sich der Erziehung der Mädchen aus niederen Ständen, im Norden des Landes wirken diesen ähnliche Häuser ebenso mit augenscheinlichem Erfolge. Die römische Kirche verfügt über ganz andere Mittel als die evangelische, welche darin noch sehr von den Beiträgen Einzelner abhängt, ihres Sieges gewiß, unterläßt jene offene Anfeindungen; der endliche Erfolg wird lehren, ob sie richtig gerechnet hat.

Trotzdem daß die protestantische Kirche in Palästina ihre Entstehung der englischen Mission zu verdanken hat und letztere sich als die leitende und vermögende geberdet, ist es eine erfreuliche Thatsache, daß die deutsche Mission verstanden hat und versteht, mit wenigen und mühsam zusammengebrachten Mitteln in kurzer Zeit Großes und Bleibendes zu leisten. Die Deutschen sind es, und nicht die Engländer, welche sich an der Hebung des Landes durch Erziehung und Unterricht betheiligen und der mühevollen Arbeit nicht müde werden; ein Zeugniß dafür sind die mit großer deutscher Treue und Hingebung geleiteten umfangreichen Anstalten in Jerusalem und Bethlehem und an anderen Orten. Ist es von ungefähr, daß das Culturvolk κατ' ἐξοχήν die Aufgabe erhalten hat, an der Regeneration dieses Landes einen so tiefgehenden Antheil zu haben?

Digitized by

Der in Jerusalem sich aufhaltenden Juden darf um so weniger vergessen werden, als sie den größern Theil der Bevölkerung ausmachen; ihre wie der Christen Zahl nimmt beträchtlich zu, während die der Moslimin bemerkbar abnimmt. Die jüdischen Insassen haben sich seit dem Krimkriege durch anhaltenden Zuzug aus Rußland und Oestreich, in den letzten Jahren aus Nordafrika so vermehrt, daß man ihre Zahl zu beinahe 10,000 annehmen kann. Die aus dem Norden und Osten Europas kommenden, ein freilich sehr verstümmeltes Deutsch redenden Israeliten sind abgesehen von ihrer durch Tradition und Talmud verschrobenen, auf ihr ganzes Wesen und Denken Einfluß übenden Begriffen, durchgängig sehr rechtschaffene, achtungswerthe Leute; der größere Theil derselben muß sich bei der ungenügenden Unterstützung, welche jedem Gliede der jüdischen Gemeinde aus den Steuern im Auslande zufällt, kümmerlich durchschlagen. Manche jüngere Leute treiben Gewerbe oder Handel und bringen sich und ihre zahlreichen Familien ehrlich durch. Die nordafrikanischen Juden (Moghrebin), wie auch die eingeborenen, Spanisch sprechenden Juden beschäftigen sich viel weniger als die Vorgenannten mit religiösen Dingen und Uebungen, ihre Gebetsversammlungen tragen den Stempel großer Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit; für Handel und Erwerb dagegen besitzen sie viel Geschick und großen Eifer, einige ihrer Familien zählen zu den reichsten in der Stadt.

Auch Karaïmfamilien sind seit längerer Zeit hier; von ihren Stammgenossen wegen ihrer ketzerischen Lehre (sie verwerfen den Talmnd und nehmen die Thora zur einzigen Richtschnur) vielfach beeinträchtigt, genießen sie hier, wie anderswo, einen vortrefflichen Ruf; ihre Personen und Häuser sind Muster von Reinlichkeit und Ordnung, — Tugenden, welche man den Aschkenasim leider nicht zusprechen kann. Politischen Einfluß besitzen die Juden insofern, als in den verschiedenen Behörden auch jüdische Assessoren sind, die öfters ihre Meinung zur Geltung zu bringen wissen. Ein großer Theil der israelitischen Bevölkerung steht unter dem Schutz der Consulate; der Consul des norddeutschen Bundes z. B. wird von etwa 300 Juden als Protektor angesehen und behufs Schlichtung ihrer zahllosen Streitigkeiten zur Genüge angelaufen; das nach den endlosen und oft ins Abgeschmackte gehenden Talmudsatzungen entscheidende jüdische Gericht vermag nur zum kleinern Theil den vielen, zwischen den einzelnen Gemeinden und Familien anhängigen Streitigkeiten und Zänkereien ein Ende zu machen. Die hier wie in Hebron, Tiberias und Safed wohnenden, nur mit „Lernen" d. h. Talmudstudium sich beschäftigenden Juden, früher durch die Rohheit und Gewalt der Muhamedaner gedrückt, heute infolge ihrer Ueberzahl in mancherlei Noth und Bedrängniß steckend, sind Gegenstand großartiger Theilnahme der israelitischen Gemeinschaften bis in die fernsten Gegenden hin; eine sehr beträchtliche

Digitized by Google

Summe Geldes fließt nicht blos aus Europa, das von Steueragenten bereist wird, sondern selbst aus Kalifornien, Australien und China jährlich in die sorgsamen Hände hiesiger Rabbiner und zertheilt sich in tausend kleine Abzugscanäle. Um den unaufhörlichen Zwistigkeiten ein Ende zu setzen, ist in der neuesten Zeit die Vertheilung so eingerichtet worden, daß jede jüdische Person, sei sie ein neugebornes Kind oder ein bejahrter Mann, gerade so viel oder wenig, als die andern erhält. Die Juden halten sehr fest zu einander und helfen sich gegenseitig aus; um der großen Kränklichkeit, welche besonders in den nordischen Judenfamilien in Folge der Unreinlichkeit, der schlechten Nahrung und besonders der unnatürlich früh geschlossenen Heirathen herrscht, lindernd zu begegnen, hat die Familie Rothschild ein wohl ausgestattetes Hospital eingerichtet, welches von einem Wiener Arzte geleitet wird; die spanischen Juden besuchen mit Vorliebe das englische Spital, dessen Aerzte sich ausschließlich mit Israeliten abzugeben haben und dabei genug zu thun finden. Ueberhaupt findet die auf Krankenpflege gerichtete Thätigkeit der christlichen Kirchen großes Zutrauen bei der Bevölkerung; neben dem von der französischen Krone unterstützten St. Ludwigs-Hospital wird das von den Kaiserswerther Diaconissen besorgte deutsche Krankenhaus vielfach benutzt; jährlich erhalten über 300 Muslimin Aufnahme und sorgfältige Pflege.

Diese deutsche Stiftung, von deutschen Frauen bedient und von einem trefflich gebildeten Arzte geleitet, wird leider so spärlich aus der Heimath unterstützt, daß sie sehr viel schlechter gestellt ist, als die Anstalten der übrigen Nationen.

Vor wenigen Jahrzehnten noch war die Stellung der Juden unter der sie verachtenden und mißhandelnden muhammedanischen Bevölkerung eine sehr ungünstige; das hat sich seit der Gründung der Consulate vollständig geändert, und Keiner darf es ungeahndet wagen, einen Juden zu schlagen. Aber Verachtung ist geblieben und eines der beleidigendsten Scheltwörter ist der Ausdruck „Du bist ein Jude". — Mit den Christen gehen die Muslimin im ganzen sehr glimpflich um; viele vornehme und altangesehene Familien genießen unausgesetzte Vortheile von den Klöstern, Christen und Muslimin wohnen nicht mehr getrennt von einander, haben benachbarte Gewölbe inne und verkehren viel zu oft miteinander, als daß die früheren, streng angewendeten trennenden Satzungen und Sitten noch befolgt werden könnten. Während die Muhammedaner in Hebron, wo gar kein Christ, und in Nablus, wo nur einige Hundert ansässig sind, durch ihre Rohheit und Unverschämtheit berüchtigt sind, darf man den hiesigen das Zeugniß der Verträglichkeit, ja selbst der Artigkeit den Franken gegenüber ausstellen; die Efendis, Glieder des Stadtadels, halten viel auf guten Anstand im Verkehr unter sich und mit Europäern, während sie niedrig gestellte, und besonders Fellachen (ägyptisches Landvolk) sehr hochmüthig und barsch behandeln. —

Was in Europa unter geselligem Leben verstanden wird, ist hier schlechterdings nicht zu finden, hauptsächlich wohl, weil die Bevölkerung eine sehr gemischte ist und diese hindernde Mischung gerade bei den Europäern vorwiegt, wo die confessionellen Unterschiede den Verkehr vielfach hindern und beschränken. Ein Bindemittel ist da, aber nur für die Elite: die von dem bekannten Consul Finn gegründete literarische Gesellschaft, deren Präsident eo ipso der englische Consul ist, und der außer den anderen Consuln die protestantischen Geistlichen angehören. Ihre Aufgabe ist gemeinsames Studium der Topographie, Archäologie und Geschichte Jerusalems und des Morgenlandes, ihre heutigen Leistungen beschränken sich seit Jahren auf das Halten von englischen Zeitschriften vermischten Inhalts. Zu öffentlichen

Digitized by Google

Vorträgen, wie sie in Deutschland stattfinden und so großen Nutzen stiften, hat es die Literary Society noch nicht gebracht. In welcher Sprache sollten dieselben auch gehalten werden? Die deutschen Insassen, obschon den verschiedensten Ständen und Berufskreisen angehörend, verstehen durchweg mehrere Sprachen vermöge des Schulzwanges in der Heimath und eigenen Lerntriebes; die Engländer dagegen verlangen, daß man sich nach ihnen richte. Trotzdem, daß sie ein sehr christliches Gewand tragen, lassen sie die Deutschen ihre Geringschätzung unverholen fühlen. Und doch ist Intelligenz auch auf der deutschen Seite und darf die deutsche Colonie auf die ihr angehörigen Namen von Forschern und Gelehrten wie Schultz, Rosen, Sandreczki u. a. m. mit Recht stolz sein. — Dieses Mißverhältniß innerhalb der protestantischen Gemeinde, welches auf dem wenig verständigen Gebahren der Engländer einerseits, und der unzeitigen und unnöthigen Nachgiebigkeit der an Zahl und Leistungsfähigkeit weit überlegenen Deutschen anderseits beruht, ist zum großen Theil der Grund, warum das englisch-deutsche Bisthum und die englisch-deutsche Gemeinde schöne Träume geblieben sind. Wahrhaft belebend und befruchtend in die schlafenden Völker des durch Geschichte und Religion mit dem Abendlande so eng verbundenen Morgenlandes, dessen Centralpunkt Jerusalem bildet, einzudringen, ist Aufgabe des deutschen Geistes.

Literatur.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Fr. Ueberweg. III. Die Neuzeit. Zweite Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1868.

Als eine gewissenhafte und höchst übersichtliche Arbeit, welche durch Zugabe eines Philosophen- und Literatorregisters in der neuen Auflage noch wesentlich gewonnen hat, ist Ueberweg's Buch unentbehrlich geworden. Das eingehaltene Princip sozusagen urkundlicher Reproduction der Lehren oder Systeme in Verbindung mit der fortwährenden Prüfung ihrer Argumentation vom Standpunkte des gegenwärtigen philosophischen Bewußtseins, bewährt seinen praktischen Nutzen in dem Maße mehr, in welchem die einzelnen Philosophen uns zeitlich näher rücken. Beklagen wir darum, daß die Darstellung an einem zu frühen Zeitpunkte abbricht, um für vollkommene Würdigung mancher neuen Denker genügenden Raum zu finden, so schätzen wir gern die reiche Benutzung philosophischer Arbeiter bis zur unmittelbaren Gegenwart. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir eine neue kleine Monographie, auf die wir durch Ueberwegs Buch aufmerksam gemacht wurden:

Die aristotelische Definition der Seele und ihr Werth für die Gegenwart. Von Dr. E. Eberhard. Berlin, Adolf.

Dieselbe zeichnet sich unter den mannigfachen jüngsten Bearbeitungen des Gegenstandes durch volle Beherrschung und knappe, präcise Behandlung desselben aus. Der Verfasser ist sich der Mängel des aristotelischen Princips wohl bewußt, vertheidigt es jedoch mit Glück gegen die Angriffe Herbarts und seiner Nachfolger und weist auch dem neuen gediegenen Werke Brentenos über die aristotelische Psychologie einige bedenklich wunde Stellen scharfsinnig nach. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

WITCHCRAFT
AND THE
Art of Divination
AS PRACTISED BY THE
SABIAN RACE
ARTHUR EDWARD WAITE

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Runenkunde.

Sobald man das Wort „Runen“ ausspricht, weiß Jedermann, was damit gemeint ist, ja man kann sagen, Jedermann weiß mehr davon als die wenigen, die sich einen guten Theil ihres Lebens mit der Erschließung des Zaubers gequält haben, der wie der Name schon besagt, auf ihnen ruht. Den anderen genügt es, das Geheimniß als solches bestehen zu lassen. Die Phantasie mag sich in seine Tiefen versenken, wenn sie gerade Muße dazu hat; der Verstand wird dabei nicht weiter in Anspruch genommen. Was die Gelehrten aus den Runen herauslesen, mögen sie selbst vertreten, und so viel dringt jetzt auch aus dem abgelegensten Arbeitsstübchen in die Oeffentlichkeit, daß das Gewirre der Hypothesen und Controversen sobald ein neues Runendenkmal entdeckt und erklärt wird, bis hinein in unsere kleinen Localblätter Stoff zu zeitgemäßen Ergüssen über unzeitgemäße, unfruchtbare, nichtige Schulzänkereien hergeben muß. Seltsam bleibt immerhin, daß wir heut zu Tage die verschiedenen Gattungen ägyptischer Schrift, theilweise mit ziemlicher, theilweise mit wirklicher Sicherheit zu lesen im Stande sind, daß aus den Inschriften von Persepolis und Bissitun die Thaten und Besitzthümer des Darius eine urkundliche Grundlage erhalten haben, an der Niemand zu rütteln in den Sinn kommt, obgleich uns von den ersteren vier Jahrtausende oder auch noch etwas mehr, von den letzteren doch noch die stattliche Zahl von zwei und einem halben Jahrtausend trennt, wogegen die keckste Phantasie der Runenfreunde kein einziges Denkmal weiter hinauf als etwa bis zu dem Anfang unserer christlichen Zeitrechnung zu rücken wagt.

Ferner: jene ägyptischen und altpersischen Steinbilder und Inschriften gehören einer Sprache an, die wie die Schrift selbst ganz verschollen war. Die eine wie die andere mußten durch kühne und glückliche Conjecturen erst wieder mühsam entdeckt werden, denn es ist begreiflich, auch für den, der sonst von dem Sachverhalt nichts weiß, daß man ihrer linguistischen Geltung nach unbekannte Schriftzeichen wohl auf der Basis einer bekannten Sprache entziffern kann, aber daß sie bloße zufällige Schnörkel und Striche bleiben, so lange man keine Ahnung von ihrem möglichen Lautwerthe hat.

Digitized by Google

Wie viel günstiger steht es in dieser Hinsicht mit den Runen! Welcher Sprache sie angehörten, war von Anfang an nicht zweifelhaft. Als man schon im 16. Jahrhundert in Schweden und in Deutschland, ja sogar schon am Ende des 15., — wie der Polyhistor Trithemius beweist — auf sie aufmerksam wurde, waren die letzten Grabsteine, auf denen sie zu gewöhnlichen Enkomien massenhaft angewandt wurden, im Norden, d. h. in einem großen Theile Norwegens und in einigen abgelegenen Thälern Schweden höchstens dreißig Jahre früher eingemeißelt worden; der jüngste bis jetzt aufgefundene, unzweifelhaft ächt datirte Runenstein stammt aus dem Jahre 1468, wahrscheinlich giebt es noch viel jüngere. Jedenfalls brauchte man damals kein Gelehrter zu sein, um diese Grabschriften zu lesen. So gut wie solche heut zu Tage in der Absicht verfertigt werden, daß möglichst viele etwas von den Verdiensten des Entschlafenen vernehmen sollen, so ist es auch im Norden geschehen. Für zwei, drei Antiquare haben die Dorfsteinmetzen dort so wenig wie irgend wo anders in der Welt gearbeitet, sondern für das große Publikum, zu dem sie selber gehörten. Und wenn es sich auch von selbst versteht, daß das immer seltenere Vorkommen solcher Runensteine und endlich ihr gänzliches Verschwinden zugleich ein immer dünner gewordenes Publikum von Lesern bedeutet, so mußte sich doch schon aus den natürlichsten Motiven der Familienpietät und des Familienstolzes namentlich in einer Bauernwelt, wie die nordische von jeher war und immer geblieben ist, das traditionelle Verständniß der einmal vorhandenen, durch den unverwüstlichen Granit gegen jede Zerstörung so ausgezeichnet gesicherten Steine weit über die Zeit hinaus erhalten, wo man es aus praktischen Gründen für gut fand, die Gefühle des Lebenden für die Todten in einer modernen allgemein bekannten Schrift auszudrücken. Man sieht auch auf den ersten Blick, daß es die Reformation mit ihrem sie überall hin begleitenden Schul- d. h. zunächst dem Lese- und Schreibunterricht gewesen ist, welche den Runen den Garaus machen mußte, nachdem sie schon ein paar Jahrhunderte lang einen immer ungleichen Kampf gegen das vom Süden her importirte lateinische Alphabet, das allgemeine Besitzthum aller civilisirten Völker Europas, bestanden hatten.

Freilich darf man sich von der orthographischen Durchbildung dieser nordischen Steinmetzen keine hohe Vorstellung machen. Alles was Naturalisten in diesem Gebiete an Fehlern und Marotten zu leisten pflegen, haben sie nach Kräften geleistet und es dadurch hier und dort glücklich dahin gebracht, das was sie sagen oder schreiben wollen, nur sich selbst verständlich auszudrücken. Aber diese Masse derartiger Denkmäler, von denen noch jetzt viele Tausende existiren, die Einfachheit und stereotype Formelhaftigkeit ihres Inhalts, die sich bei den meisten nach ihrem Zwecke von selbst versteht, erlauben doch, bei ihrer Erklärung die Möglichkeit des Irrthums innerhalb gewisser Grenzen einzuschränken.

Digitized by Google

Das nämliche gilt im Ganzen auch von den relativ weniger zahlreichen, an sich aber doch noch immer durch ihre Masse respectabeln Runeninschriften, die sich auf anderen Gegenständen als auf Grabsteinen, auf den Denkmälern historischer Ereignisse, auf Münzen, Medaillen, Schmuck und Kleidungsutensilien, Geräthen des häuslichen und öffentlichen Lebens, namentlich Waffen und dergleichen finden. Auch sie sind durchschnittlich nicht correcter geschrieben wie die Grabsteine und das Material bietet dem späteren Leser begreiflich oft größere Schwierigkeiten durch die Zerstörung oder Veränderung, die es erlitt, als der unverwüstliche Stein, an welchem höchstens einige bescheidene Flechten und Moose, wie sie die dürftige Vegetation des Nordens erzeugt, die Züge des Meißels verdecken, aber nicht verlöschen können.

So macht denn die sprachliche Erklärung hier überall geringere Schwierigkeiten, als es sich die der Sache ferner Stehenden vorstellen. Der Name „Runen" pflegt solchen Respect einzuflößen, daß man im Allgemeinen glaubt, alles was damit geschrieben ist, sei ein Buch mit sieben Siegeln, an denen vergeblich der Scharfsinn oder die Spitzfindigkeit gelehrten Dünkels herumnestele. Die Siegel sind sehr leicht zu lösen, wenn man nur den richtigen Schmelzapparat besitzt und dieser ist wieder sehr leicht zu beschaffen, weil dazu nichts weiter gehört als eine genügende Kenntniß der altnordischen Sprache vom 9. bis 16. Jahrhundert. Gerade in dieser Periode aber besitzt die Sprache des Nordens eine Literatur von so großem Umfang wie keine andere der damaligen Volkssprachen Europas. Die Isländer, die bekanntlich bald für den ganzen Norden das Amt der Gelehrten und Literaten übernahmen, waren die schreibseligsten aller Menschen in ihrer Zeit, ja eigentlich ebenso federfertig als es der modernste Federfuchser von Profession nur sein kann. Sie respectirten, wie es scheint, kein anderes Hinderniß in ihrem wahrhaft fanatischen Eifer, alles und jedes auf's Papier oder vielmehr in früherer Zeit auf ihr Pergament aus Schaffell zu bringen, als den für ihren magern Geldbeutel sehr lästigen Preis der dazu nöthigen Utensilien. Was hätten sie auch in den zehn Monaten ihres Winters anders beginnen können, wo alle Arbeit im Freien von selbst unmöglich war? Politik d. h. die Landes- und Communialangelegenheiten und Literatur, darum drehte sich bald das ganze Dasein aller Gebildeten, und gebildet waren in dieser wunderlichen Inselrepublik fast alle, weil alle, wenigstens wenn sie frei geboren waren, auch social einander gleich standen. Wollten sie nicht an Langeweile ersticken, so mußten sie wohl zur Feder greifen.

Dieser altnordischen Literatur der Periode, die nach Jahreszahlen unserem Mittelalter entspricht, ist es unter anderem auch charakteristisch, daß sie weitaus überwiegend eine Prosaliteratur ist. Zu einer Zeit, wo noch kein anderes europäisches Volk seine Muttersprache zur Darstellung seiner einhei-

Digitized by Google

mischen Geschichte und der Vorfälle des gewöhnlichen täglichen Lebens zu gebrauchen gelernt hatte, verstanden es geistliche und weltliche Leute im Norden (die letzteren waren meist nichts anderes, als was nach damaliger und jetziger Auffassung etwa ein großer Bauer sein würde), sehr wohl, Weltgeschichte und Specialgeschichte in ihrer Zunge darzustellen. Die Specialgeschichte mußte sich aber wegen des engen Gesichtskreises ihrer Heimath und der unendlichen Concurrenz der sich damit Beschäftigenden so sehr specialisiren, daß häufig eine Familiengeschichte, ja oft Haus- und Privatgeschichte daraus wurde, wie sie allenfalls zur Epoche der blühenden Tagebücherfabrication auch bei uns der Feder anvertraut zu werden pflegte, aber doch nur zum stillen Gebrauche des Schreibers selbst und höchstens seiner engsten Vertrauten. Dort aber war das Alles für die Oeffentlichkeit bestimmt und auf diese Art hat sich auch durch den Wechsel der Zeiten viel mehr davon erhalten, als wenn es bloß in der Lade des Schreibers verschlossen geblieben wäre. Dieser Gunst der Verhältnisse verdanken wir eine so ausreichende Kenntniß des gesammten altnordischen Sprachmaterials, namentlich desjenigen, welches die realistische Seite des menschlichen Daseins zu bezeichnen bestimmt ist, daß wir hier vergleichungsweise über alle Termini technici der häuslichen Arbeit, des Gewerbes, des täglichen Handels und Wandels besser unterrichtet sind, als über dieselben Fächer aus dem Bereiche unserer eigenen Vorzeit.

Da sich der weitaus größte Theil der Runeninschriften auf solche Dinge bezieht, auf Besitz, Geburt, Verwandtschaft des Einzelnen, auf Gebrauch und Bestimmung von Geräthschaften u. s. w., so begreift es sich leicht, daß hier ein gutes altnordisches Wörterbuch in den meisten Fällen ausreicht. Mit seiner Hülfe mag man tausende solcher Nachrichten ebenso sicher lesen, wie wir einen mittelhochdeutschen oder altprovenzalischen Text verstehen, natürlich immer vorausgesetzt, daß man sich die eigenthümlichen Züge des Alphabets so eingeprägt hat, wie man etwa die musikalischen Notenzeichen oder jedes fremde Alphabet sich fest einprägen muß, wenn man nicht fortwährende Noth mit den ersten Elementen alles weiteren Lernens haben will.

Was man nun aber aus diesen Runen herausliest, ist im Grunde nicht von besonderem Belang. Auch hier wird man sich im Allgemeinen immer durch eine gewisse respectvolle Ueberschätzung irre geführt sehen, für die in der Sache selbst gar keine Veranlassung liegt, sondern allein in der phantastischen Unklarheit derer, die hier etwas ganz Besonderes erwarten, weil sie unter dem Bann der Zauberformel „es sind Runen" stehen, auch wenn sie anderen gegenüber die vornehmste Miene kühler Bedächtigkeit anzunehmen für gut finden. Wüßten wir außerdem nichts von altnordischem Leben und altnordischer Geschichte, so würden uns diese Späne höchst willkommen, ja unschätzbar sein. Besäßen wir nur auf unserem heimischen Boden, etwa aus der

Digitized by Google

Zeit vom ersten Jahrhundert vor Christus bis zum achten nach Christus, eine Suite authentischer, meist genau datirter Privatdenkmäler, unsere Alterthumskunde könnte ein ganz andere Physiognomie zeigen. Und die angegebene Zeit der deutschen Entwickelung ist ungefähr die mit der nordischen vom 9. bis 15 Jahre correspondirende. Denn es wäre eine wunderliche Denkconfusion oder ein unbegreiflicher Mangel an allem Verständniß für das innere Getriebe der Völkerentwickelung, wenn wir das was zufällig im Norden und in Deutschland in einem und demselben Jahre geschehen ist, auch als innerlich von gleichem Alter ansehen wollten. Der Norden ist in Folge gewisser ganz durchsichtiger Einflüsse des weltgeschichtlichen Processes, aber auch in Folge anderer einstweilen noch dunkeler und deshalb auch einstweilen im Dunkel zu belassender Motive, die in dem besonderen Geistes- und Seelenleben seines Volkes gelegen sein müssen, hinter seinen continentalen Stammgenossen im Süden, dem eigentlich deutschen Volke, in der Hauptsache um beinahe ein Jahrtausend in der Entwickelung zurück, und deshalb kann die chronologische Parallele, die eben gemacht worden ist, als vollkommen zutreffend beobachtet werden, so paradox sie auch manchem erscheinen mag, der die Heerstraße ererbter Vorurtheile und schablonenartiger Geschichtsbegriffe selbstzufrieden einherwandelt. Erst am Ende des Mittelalters, mit einem Worte wieder durch die Reformation ist jenes isolirte Nachhinken hinter der übrigen europäischen Cultur einigermaßen ausgeglichen worden, aber nur einigermaßen und keineswegs völlig. Hier ist nicht der Ort, die möglichen Einwürfe gegen diese Ansicht, welche sich sehr leicht denken lassen, zu widerlegen oder auch nur im Vorübergehen auf sie zu reflectiren. Nur eines sei zur Verständigung noch hinzugefügt. Die obige Behauptung läuft keineswegs darauf hinaus, dem Norden ein in seiner Art sehr intensives Culturleben abzusprechen. Vom 9. bis 15. Jahrhundert hat es dort in ihrer Art ebenso entwickelte und durchgebildete Zustände und Menschen gegeben, wie nur irgend in einem anderen Culturlande des damaligen Europas. Aber der Stoff, aus dem die nordische Cultur sich formte, ist ein anderer, als der des übrigen mittelalterlichen Europas, es ist noch der uralte, vorchristliche, wenn man will urgermanische, obgleich dagegen allerlei Bedenken erhoben werden könnten, jedenfalls ein durchaus fremdartiger, gewissermaßen paläontologischer in einer Zeit, deren innigste Triebkräfte der Katholicismus des Mittelalters, die populäre Tradition des römischen und antiken Wesens und die Romantik des Orients geworden waren.

Wir lernen also, um wieder einzulenken, aus diesen Runen nicht viel, was wir nicht außerdem aus der so unendlich reichen Literatur, aus den zahlreichen Urkunden und schriftlichen Zeugnissen aller Art ebenso gut, gewöhnlich besser und genauer wüßten. Und was wir nicht aus diesen wissen,

Digitized by Google

verlohnt meist überhaupt nicht die Mühe des Studiums. Ob der Barde Thorkil am 22. März 1260 gestorben ist, ob ihn seine Frau Aslaug noch um sechs Jahre überlebt hat, ob und wie viel Kinder vor den beiden wackeren Eheleuten gestorben sind, das hat wenigstens kein allgemeines Interesse und selbst für die specialste Specialgeschichte ist im Norden der Sinn für solche Minutien allmählich erstorben, womit sie sich einst vorwiegend zu schaffen machte.

Kein Sachkundiger wird sich durch die ostensible Wichtigthuerei verblüffen lassen, mit der man unter den nordischen Gelehrten und Dilettanten — oder richtiger, wenigstens nach unserem deutschen Maßstab: dilettantischen Gelehrten, — das Ausspüren von Runeninschriften, ihre Sammlung und Publikation zu betreiben pflegt. Ein bischen geschäftige Kleinmeisterei dürfte man sich schon gefallen lassen, denn wie anders ließe sich das Mißverhältniß zwischen der aufgewandten Mühe und dem wirklichen Gehalt der Resultate ertragen, als daß man die letzteren etwas übertreibt? Aber jedes Ding hat sein Maß, sagt der alte klassische Spruch, und viel Lärmen um nichts ist auf die Dauer unausstehlich. Hierin wird aber dort das möglichste geleistet, namentlich seitdem sich ein durch bloße krankhafte Eitelkeit der Individuen selbst krankhaft in die Höhe geschraubter Patriotismus auch dieses Gegenstandes bemächtigt und darin, zum Theil in bewußter Absicht zu fälschen, einen Unfug ohne Gleichen treibt. Liest man die pompösen Einleitungen der verschiedenen — nebenbei gesagt oft recht splendid und immer elegant ausgestatteten — neueren und neuesten Runenwerke, so sollte man glauben, es handele sich hier um Ergebnisse für die menschliche Bildungsgeschichte, wie sie etwa die Inschriften der Grabkammer eines Sesostris oder der Palasthalle eines Tiglatpilessar in Niniveh liefern werden, wenn wir sie erst sicherer lesen können, als es bisher leider vergönnt war. Und schließlich ist in der Regel weiter nichts als ein enges, dumpfes, pretensiöses Bauernthum, wie man es noch aus den Inschriften jedes Dorfkirchhofes im Jahre des Herren 1868 herauslesen kann. Ein paar dürftige cultur- oder richtiger sittengeschichtliche Apperçus à la Riehl, ein paar Charakterzüge einer Physiognomie, die an sich nur zu wenig interessantes hat, als daß sich ihr Detailstudium verlohnte — das ist alles, worauf wir gefaßt sein dürfen.

Eines aber und etwas nicht uninteressantes ist von der renommistischen Halbwisserei, die sich hier so breit macht, beinahe unbeachtet gelassen. Wenn aus den Runensteinen auch nicht viel neues für Sitte und Geschichte zu lernen ist, wenn das altnordische Wörterbuch der übrigen Sprache auch für sie im allgemeinen ausreicht und keine besondere Bereichernng aus ihnen empfängt, so können sie doch bei richtiger Verwerthung zu wichtigen Sprachquellen gemacht werden. Gerade was ihnen an Correctheit abgeht, ist das,

Digitized by Google

was die methodiſche Sprachforſchung anziehen muß. Denn es iſt eine Annahme, die ſich durch ſich ſelbſt vertritt, daß ihre Verfertiger durchweg unbewußt dem Grundſatz huldigen: ſchreib wie Du ſprichſt. Die nordiſche Literatursprache iſt aber im eminenten Sinne, mehr wie die meiſten anderen europäiſchen Volksſprachen ihrer Zeit, z. B. mehr wie das italieniſche vor Dante, das provenzaliſche des 11., das altfranzöſiſche des 12. Jahrhunderts und mindeſtens ebenſo ſehr wie das Deutſche des 13. Jahrhunderts, nur Bücher- oder Gelehrten-Sprache d. h. eine ſolche, die aus der Sprache des gemeinen Lebens ſich iſolirt hat und über oft in bedenklicher Adlerhöhe über ihr ſchwebt.

Sehr viele Erſcheinungen der heutigen nordiſchen Sprachen — allenfalls das neuere isländiſche ausgenommen, das als Schriftſprache nichts weiter als die directe Fortſetzung der älteren iſt — laſſen ſich aus den geſchriebenen Denkmälern wenigſtens nicht in ihrem Werdeproceſſe anſchauen. Was ſonſt von den Volksmundarten erhalten iſt, iſt wie überall im Mittelalter, unglaublich wenig. Hier würden nun dieſe ſteinernen, metallenen und hölzernen Sprachzeugen einzutreten haben, die neben ihrer Authenticität und Durchſichtigkeit auch meiſt noch den Vortheil der genannten Alters- und Heimathsbeſtimmung haben. Freilich ſind nicht alle nordiſchen Landſchaften gleich günſtig damit bedacht; in einigen, wie im ſüdlichen Norwegen und gewiſſen Theilen des ſchwediſchen Landes der Gothen, iſt das Land förmlich damit überſäet, in anderen, z. B. im mittleren Schweden, in Jütland und den däniſchen Inſeln, ſind ſie ſeltener, aber doch auch noch immer vorhanden. Würde deutſche Gründlichkeit und exacte Methode ſich des Gegenſtandes annehmen, ſo wäre ein ſchöner Gewinn in ſicherer Ausſicht. Aber eigentlich haben wir näher liegendes und beſſeres zu thun. Die Geſchichte unſerer Dialecte und damit eine ſehr wichtige Seite der geſchichtlichen Erkenntniß unſerer Sprache läßt noch ſehr viel Lücken auszufüllen, für die wir uns leider umſonſt nach Material umſehen, das nur annähernd ſo brauchbar wäre wie das nordiſche. Bis dieſe gewaltige Arbeit gethan iſt, mögen die Herren in Kopenhagen und Chriſtiania, allenfalls auch in Lund und Upſala ſehen, wie weit ſie es ſelbſt bringen. Da es in Deutſchland niemals an halb gut- oder ſchwachmüthigen, halb querköpfigen Protectoren jeder fremden Albernheit und Anmaßung gefehlt hat und fehlen wird, beſonders dann, wenn ſich dieſelben direct gegen die Ehre der deutſchen Nation kehren, ſo ſind wir überzeugt, daß ſolche ſchülerhafte Experimente wie ſo viele andere auf dieſem Gebiete, wenn ſie nur däniſch oder isländiſch geſchrieben ſind, eine ſehr ſchonende, womöglich gar warm anerkennende Aufnahme, reſpective Lobpreiſung zu erwarten haben. —

Soweit ſcheint das Studium der Runen durch keine ſpitzeren Dornen und Haken unangenehm gemacht, als ſie auf jedem verwandten Felde des Wiſſens

Digitized by Google

zum natürlichen Inventar zu gehören pflegen. Etwas an ſich unzugängliches, oder auch nur ſchwer zugängliches hat ſich in ihnen bis jetzt nicht entdecken laſſen. Wer ſcharfe Augen und rüſtige Glieder beſitzt, ſcheint ſich hier überall leicht durchhelfen zu können.

Und doch ſcheint es nur ſo, denn neben und zwiſchen dieſer freundlichen und zugänglichen Region liegt eine andere, wo es noch ſehr finſter und confus ausſieht. Und leider wiſſen wir zwar ſehr wenig ſicheres über dieſelbe, aber das wenige was wir wiſſen reicht hin uns zu überzeugen, daß gerade hier noch wirkliche Schätze für die deutſche Alterthumskunde zu heben ſind. Es wäre abgeſchmackt, wollten wir — wenigſtens die wir nach deutſchem d. h. wirklich wiſſenſchaftlich durchgebildetem Maßſtab zu meſſen gelernt haben, — von dem gewöhnlichen Troß der Runen ſo etwas behaupten: das höchſte was wir ihm zugeſtehn, iſt ein gewiſſes Intereſſe von relativ geringerer Art, als es z. B. die großen anderweitigen literariſchen Sprachdenkmäler des Altnordiſchen gewähren. Ja wir wagen ſogar die Ketzerei, zu behaupten, unſere nordiſch-germaniſche Alterthumskunde würde in allen weſentlichen Dingen — nicht in den Schnurrpfeifereien, die ein Nyegaard, Raſte, Wörſaae dazu rechnen — genau auf demſelben Flecke ſtehen, wo ſie jetzt ſteht, wenn wir auch nicht eine einzige dieſer Runeninſchriften kennten. Die Probe iſt leicht zu machen. Man durchblättere die deutſche Mythologie von Jacob Grimm, die Rechtsalterthümer, die deutſche Grammatik deſſelben Mannes, was iſt in dieſen fundamentalen Werken, deren Größe immer noch mehr zu wachſen ſcheint, jemehr ſie durch die Zeit uns ferne gerückt werden, aus den Runen gefloſſen? Nichts, außer ein paar grammatiſchen eigentlich nur paläographiſchen Notizen, über die Form und den Werth gewiſſer Runenſtäbe. Und glaubt man etwa, Jacob Grimm habe nichts von den Runen gewußt und deshalb nichts aus ihnen gelernt? Dieſer ingenioſe Gedanke iſt werth, von den Herren in Kopenhagen und Chriſtiania aufgegriffen und verarbeitet zu werden, und wir empfehlen ihn denſelben in dieſer Abſicht, nicht ohne ein gewiſſes angenehmes Prickeln befriedigter Eitelkeit dabei zu empfinden. Oder wenn ſie es verſchmähen, ſo könnten ſie ja die Herablaſſung haben, ihn dieſem oder jenem unſerer Landsleute zuzuwerfen, der ſchweifwedelnd Kratzfüße vor ihnen zu machen ſich zur Ehre rechnet.

Zunächſt aber möge der Thatbeſtand kurz geſchildert werden, der das obige vorausgegriffene Urtheil zu begründen beſtimmt iſt. Schon ſehr frühe überzeugten ſich die zahlreichen nordiſchen und die wenigen deutſchen Antiquare, welche ſich mit Sammlung und Deutung von Runen beſchäftigten, daß neben einer überwiegenden Menge von ſolchen, in denen immer dieſelben Zeichen in gleichem lautloſen Werthe oder höchſtens mit kleinen ſelbſtverſtändlichen Schwankungen z. B. o für a, u für o, y für i und umgekehrt — wieder-

kehrten, es auch andere gäbe, in denen man mit der gewöhnlichen Deutung nicht ausreicht. Da man noch nicht daran dachte, daß in dem scheinbar einheitlichen Gebiet der Runenverwendung sich möglicherweise eine fundamentale Differenz finden könnte, so suchte man sich so gut als es eben ging zu helfen. Das einfachste war die Annahme, daß die Verfertiger solcher unentzifferbarer oder schwieriger Runeninschriften selbst nicht recht unterrichtet in der Kunst der Runenschreibung gewesen sein möchten. Diese leichtfertige Annahme konnte aber selbst in den kritiklosen Zeiten, welche der Begründung der germanischen Alterthumskunde als Wissenschaft durch Grimm und Lachmann vorhergingen, nur so lang gehalten werden, als man blos einige wenige solcher angeblicher Versehen kannte. Als sie aber Dutzendweise und was das bedenklichste war, offenbar in methodischer Verwendung zum Vorschein kamen, wurde man doch stutzig. Man fing an, die Möglichkeit zuzugeben, daß mehrere Runenalphabete nebeneinander oder vielleicht auch nacheinander in Gebrauch gewesen sein könnten, und namentlich erwarb sich der fleißige und solide englische Alterthumsforscher Hickes (der wie wenige seiner Zeit einen freien Blick über das ganze germanische Sprach- und Geschichtsgebiet sich erworben und nicht blos für einen Engländer seiner Tage im hohen Grade alle insularen oder nationalen Vorurtheile abgestreift hatte), durch Sammlung authentischer, in Handschriften ältesten Datums erhaltener Runenalphabete große Verdienste. Hier war der augenscheinliche Nachweis geliefert, daß wirklich mehrere solcher nebeneinander bestanden hatten, mindestens ein Dutzend oder mehr. Und sehr erfreulich war auch, daß mehrere dieser Alphabete in allen Hauptsachen mit den praktischen Belegen einer anderen als der gewöhnlichen Runenschrift stimmten, welche bis dahin dem Antiquar so viel Kopfzerbrechen verursacht hatten. Jetzt konnte man wenigstens sagen, daß diese oder jene Rune nach dem in den geschriebenen Alphabeten gewöhnlich beigefügten Schlüssel dieser oder jener lateinischen Buchstaben, b, c oder d bezeichne.

Jetzt wurde man auch erst im Zusammenhang darauf aufmerksam, daß sich auch in älteren deutschen d. h. in Deutschland geschriebenen Handschriften, namentlich solchen, die aus St. Gallen stammten, ähnliche Runenalphabete wie die in den angelsächsischen Handschriften, zum Theil mit denselben Namen für die einzelnen Buchstaben vorfanden, denn daß die Namen fehc, uur, dorn, oos, rat, die eine deutsche Handschrift enthielt, nichts weiter als das feoh, ur, thorn, os, rad einer andern in England geschriebenen sei, war bei der völligen Identität der so benannten Zeichen nicht zu verkennen.

Es fragte sich nun aber: welcher Sprache gehörten diese Alphabete an? Sie stimmten in sehr vielen Buchstaben sehr genau mit den traditionell bekannten gewöhnlichen nordischen Runen, deren Bedeutung und Erklärung

Digitized by Google

als gesichert gelten konnte, in anderen schienen sie ebenso sehr unter sich selbst wie von diesen abzuweichen. Namentlich enthielten sie zuweilen fünf, oft aber auch acht, neun, ja manchmal gar eine noch größere Zahl von Buchstaben, die sich unter den meist auf sechszehn beschränkten Zeichen der anderen gar nicht fanden. Einige darunter schienen an lateinische, andere an griechische Lettern zu erinnern, ja die fruchtbare Phantasie jener Zeit griff kecken Muthes in alle möglichen anderen Alphabete und versuchte sich in den seltsamsten Conjecturen, um diese Fremdlinge heimzuweisen. Denn selbstverständlich blieb immer stillschweigend oder ausgesprochen die Annahme bestehen, daß jene leicht lesbaren und deutbaren sechszehn Zeichen der meisten Runeninschriften das wahre, eigentliche Runenalphabet darstellten und alles was mehr oder anders als in ihm sich finde, nur Depravation oder Degeneration sei.

So lange man an dieser Hypothese festhielt, mußte man durch einen weiteren sehr natürlichen Trugschluß auch dazu verleitet werden, die Sprache, welche durch jene ausführlicheren Runenalphabete überliefert wurde, für dieselbe wie die der bekannten und richtig erklärten Inschriften in dem kürzern Alphabete zu halten. Diese war altnordisch in den verschiedensten Variationen des Ortes und der Zeit und der größeren oder geringeren Gewandtheit des Schreibers in der Literatursprache seines Volks. Auf solche uns wichtig scheinende und genau beobachtete Varietäten achtete man begreiflich im 17. und 18. Jahrhundert noch sehr wenig, und in der Hauptsache kam allerdings auch nicht viel darauf an. Aber als man nun die Probe machte, einige in Skandinavien namentlich aber auch einige in England gefundene Inschriften des ausführlicheren Alphabets schlechtweg aus der altnordischen Sprache zu erklären, da zeigte sich bald, daß die willkürlichsten Hypothesen über den Werth und die Bedeutung nicht blos der im kürzeren Alphabete fehlenden Zeichen, sondern auch der in diesem nach ihrer Geltung wohl bekannten und erprobten doch nicht ausreichten, um einen Sinn herauszubringen, welcher nur einigermaßen befriedigen und weiteren Schlüssen zur Grundlage dienen konnte. Daher denn auch bald die schärfsten Controversen und gröbsten Katzbalgereien sich an diesen harmlosen Denkmälern einer in tausendjährigem Grabesfrieden ruhenden Vorzeit als üppig wuchernde Schlingpflanzen emporrankten, ohne zu ihrem Schmucke und was noch schlimmer war, ohne zu ihrem Verständniß auch nur das mindeste beizutragen.

Da einmal eine Bresche in die feste Mauer der altbekannten sechszehn Buchstaben geschossen war, so mußte sich diese durch den natürlichen Lauf der Dinge, die bornirte Rechthaberei, die Eitelkeit und den engen Gesichtskreis jener angeblich Sachverständigen, welche eben deshalb von keiner innern,

Digitized by Google

im Gegenstande selbst liegenden Grenze den Flug ihrer Phantasie beschränken ließen, so erweitern, daß das ganze Gebäude der Runenlehre zusammenzustürzen drohte. Ein nüchterner und gewissenhafter Alterthumsforscher in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts durfte, ohne seinerseits etwas bewußt paradoxes sagen zu wollen, füglich wagen, alle Runen sammt und sonders für bloßes absichtliches Machwerk, für einen gelehrten Betrug zu erklären. Aus dem Stande der damaligen Wissenschaft mußte man ihm die Widerlegung schuldig bleiben, wenn man in dem blinden Eifer, in den man hineingerathen war, überhaupt noch die Fähigkeit behalten hatte, solche Einwürfe zu verstehen. Wo damals irgend in Europa ein muthmaßlich mehrere hundert oder gar tausend Jahre alter Stein oder ein rohes Erzeugniß frühmittelalterlichen plastischen Dranges auftauchte, das an irgend einer Stelle irgend welche Kritzel und Einkerbungen zeigte, da hatte man auch schon wieder eine neue Runeninschrift entdeckt, die von dem Entdecker und seinen guten Freunden flugs gelesen und erklärt, von allen anderen dagegen aufs unbarmherzigste zerpflückt und zerrissen, natürlich aber von jedem einzelnen wieder in seiner Weise erklärt wurde — bis auch nicht ein Buchstabe des andrerseits als unfehlbar verkündeten Ergebnisses übrig blieb. Da man nun noch gar auf die ingeniöse Entdeckung gestoßen war, daß es Runen geben könne, welche blos aus einzelnen willkürlich gestellten Strichen beständen — also eigentlich Runen, die keine Runen sind, so war es nicht wohl möglich, daß die Confusion noch ärger werden konnte.

Es ist das Verdienst eines deutschen Forschers, diesem Unfug ein Ende gemacht zu haben, d. h. was man Ende machen im höheren Sinne nennt. Denn jeder innerlich besiegte Irrthum hat noch immer das Vermögen, sein äußeres Dasein fortzufristen und sich je nach Gelegenheit noch anmaßlicher als zuvor, wo er in seiner Naivetät vegetirte, zu gebärden. Im Jahre 1826 erschien in sehr unscheinbarem Octav, auf sehr grauem Papier, mit sehr altmodischen Lettern gedruckt, ein Buch mit dem gleichfalls sehr unscheinbaren Titel „Ueber deutsche Runen" von Wilhelm Carl Grimm. Es war die erste größere selbständige Arbeit, welche der an Jahren etwas jüngere, an geistiger Potenz ebenbürtige, nur nach anderer Seite hin begabte Bruder des Schöpfers der deutschen Grammatik, des damals schon als Meister in seinem Fache anerkannten Jacob Grimm erscheinen ließ. Sie zeichnete sich durch alle die dem Verfasser eigenthümlich gebliebenen Vorzüge aus, ein stilles, liebevolles Versenken des Auges in den Gegenstand, eine unbegrenzte Hingabe an das allertrockenste Detail, ein ruhiges und klares Urtheil, das in der schonendsten Form allen bloßen Einbildungen und Hypothesen der anderen nicht sowohl widerlegte als vielmehr wie Seifenblasen in der klaren glänzenden Luft des Verstandes zerstieben ließ. Es bleibt für immer bewunderungs-

Digitized by Google

würdig, mit welcher Selbſtbeſchränkung und Selbſtentäußerung ein ſo reich angelegter Geiſt es ſich gefallen ließ, auf ein Feld hinabzuſteigen, das ſelbſt im beſten Falle nur ſehr mäßige Ernte verhieß. Der ungeſtüme ältere Bruder wäre, wie er es ja ſelbſt oft, und zuletzt in dem herrlichen Nachruf auf den vorangegangenen Wilhelm ausſprach, deſſen nicht fähig geweſen. Wenn er arbeitete, wollte er auch ſehen, was herauskam. Großartig, ja einzig wie ſeine Kraft war, ſollten auch die Ergebniſſe ſein, und ſie ſind es ohne Zweifel; aber der genügſamere Meiſter ſoll daneben ſo wenig unterſchätzt werden, wie jene griechiſchen Bildner, welche die Wunder ihrer genialen Kunſtbegabung auf Gemmen, von oft nur wenigen Linien im Durchmeſſer, einzuritzen verſtanden, neben einem Phidias und Praxiteles unterſchätzt werden dürfen.

Vieles an dem Buche über deutſche Runen iſt jetzt antiquirt. Das Material, welches Wilhelm Grimm benutzen durfte, hat ſich zum Theil als abgeſchmackte Fiction oder zum anderen Theil als unzuverläſſig erwieſen. Die von ihm verſuchten Erklärungen werden jetzt meiſt ignorirt, nicht als ob wirklich abſolut richtige gefunden wären, ſondern weil es leicht iſt, ihre Mängel zu erkennen und Niemand ſo leicht die Selbſtentäußerung des Meiſters beſitzt, ſich damit einſtweilen zu begnügen. Jeder fühlt ſich vielmehr moraliſch verpflichtet, etwas „beſſeres" als poſitive Zugabe zu bringen, ſchon weil er es mit der liebenswürdigen Selbſtſchätzung nicht vereinbaren kann, zu begreifen, daß die Wiſſenſchaft bereits an dem alten Schutte genug hat und nicht noch neuer Zufuhr bedarf. Aber in der Hauptſache iſt alles richtig geſehen, namentlich was das Verhältniß der beiden Gruppen von Runenalphabeten zu einander betrifft. Wilhelm Grimm erkannte die urſprüngliche Identität beider ſowie ihren Ausgang von einer gemeinſamen Grundlage, und das war vorerſt ſchon genug. Denn bis dahin galt es als ausgemacht, daß das kürzere das ältere oder urſprünglichere ſei — einfach deshalb, weil man es für natürlicher hielt, daß neue Zeichen hinzuerfunden, als daß vorhandene ſpäter weggelaſſen worden ſeien. Er ſprach es ferner mit Beſtimmtheit aus, daß die Denkmäler des kürzeren Alphabets, ſoweit ſie wirklich untadelhaft erklärt ſeien, der altnordiſchen Literatur angehörten, aber auch, daß jene ausführlicheren Alphabete keineswegs in Skandinavien ihre Heimath zu haben brauchten. Und in dieſem Sinne erhielt der Titel ſeines Buches noch eine beſondere, vielleicht gar nicht beabſichtigte Prägnanz. Denn wahrſcheinlich iſt es nicht anders gemeint wie ſeines Bruders „deutſche Grammatik": es ſollte damit ein einheimiſches Wort an die Stelle des zopfiggelehrten Germaniſch geſetzt werden, und dafür bot ſich, wie in der Vorrede zu eben dieſer deutſchen Grammatik ſo ſchön und ſinnig auseinandergeſetzt iſt, von ſelbſt das Wort „Deutſch". Aber indem Wilhelm Grimm darauf hindeutete, daß wir

vielleicht in einem der uns hauptsächlich überlieferten ausführlicheren Alphabete, in dem sogenannten Markomannischen oder Nordmannischen des Hrabanus Maurus das Uralphabet besäßen, aus welchem die angelsächsischen sämmtlich abgeleitet werden möchten, war zum erstenmale klar und bestimmt erkannt, daß nicht in dem skandinavischen Norden allein die Heimath der Runen zu suchen sei, sondern auch in Deutschland. Wie die Sachsen von der Elbe her ihre deutsche Sprache einst mit hinüber nach Britannien genommen und dort nichts weiter daran verändert hatten, als was sich von selbst an einer lebendigen Sprache verändert, so war auch die Schrift für diese Sprache etwas schon uralt gegebenes. Wenn aber erst die Zusammengehörigkeit dieser Runenschrift mit der Sprache d e s Volkes, unter dem sie im Gebrauche war, fest ins Auge gefaßt wurde, war der größte Fortschritt, der in der Runenkunde überhaupt gemacht werden konnte, gethan. Seit Jacob Grimms deutsche Grammatik erschienen war, wenn auch nur in ihrer ersten gleichsam andeutenden Gestalt von 1819, gehörte allerdings nur die genaue Bekanntschaft mit diesem Buche dazu, um über das Verhältniß des Angelsächsischen zu anderen deutschen Sprachen klar zu sehen. Bis dahin hatte auch in diesem Punkte Confusion geherrscht, wie in allen Dingen, die sich auf das genealogische Verhältniß der einzelnen Aeste des deutschen Sprachstammes bezogen. Die Engländer selbst zwar hatten einst in einer für ihre Alterthumskunde fruchtbareren Zeit, als die der ersten Hälfte oder des ersten Drittels unseres Jahrhunderts gewesen ist, in der Periode der Franz, Junius, Hickes und Wanley hierüber im ganzen richtig geurtheilt, wenn auch im einzelnen Manches im Nebel polyhistorischer Kritiklosigkeit eine wunderlich verschobene Gestalt angenommen hatte. Die nächste Zusammengehörigkeit, ja die völlige Identität ihrer eigenen alten Sprache, der angelsächsischen, mit der altdeutschen, nach dem damaligen engen Begriff, den man mit diesem Ausdrucke verband, Gothisch, Althochdeutsch, auch das wenige was man vom Altniederdeutschen wußte umfassend — stand für sie fest. Aber seitdem war diese in der Hauptsache richtige Einsicht sehr verdunkelt worden, zum großen Theil durch die systematische Propaganda, welche die skandinavischen Gelehrten für die Supermatie ihrer altnordischen Sprache in Scene setzten. War es ja noch wenige Jahre vor dem Erscheinen der deutschen Grammatik (1815) möglich, daß der Kopenhagener Thorkelin den ersten Druck des angelsächsischen großen Volksepos, das Beowulf, unter folgendem Titel erscheinen lassen konnte: De Danorum rebus gestis secul. III et IV poema Danicum dialecto Anglosaxonica. Wie zu erwarten war, stand freilich das Ergebniß in richtigem Verhältniß zu dem eingenommenen Standpunkt, denn fast jedes Wort des Textes mußte sich, um dänisch zu werden, die wunderlichsten, oft geradezu abenteuerlichen Verrenkungen und Entstellungen gefallen lassen. Und bis

Digitized by Google

zum heutigen Tage ist — man sollte es kaum für möglich halten — diese abgeschmackte Fälschung des wissenschaftlichen Thatbestandes, die alle Grundsätze des Denkens und Forschens verhöhnt, noch nicht ganz überwunden, nicht einmal in England selbst, geschweige denn unter den patriotischen Skandinaviern. Noch immer wird versucht, wenigstens eine spätere engere Beziehung des Angelsächsischen zum Dänischen d. h. zu der Altisländischen Bücherſprache, die während einiger Jahrhunderte auch auf den dänischen Inseln als Schriftsprache angewandt wurde, nachzuweisen. Besonders in den letzten Decennien, wo unsere deutschen schüchternen Versuche, uns Recht gegen unsere frechen und bösartigen Vettern nördlich von der Königsau zu verschaffen, in England so sehr viel böses Blut erregten, ist Thorkelin und seines Gleichen dort beinahe wieder zu Ehren gekommen. Doch hat auch auf diesem abgelegenen Gebiete der Wissenschaft die neueste Wendung im Großleben der deutschen Nation den Horizont etwas geklärt und man bequemt sich in England, wenn auch mit unterdrücktem Aerger wieder zu der einst schon allgemein giltigen Ansicht, daß weder der Ursprung des englischen Volkes noch der der englischen Sprache aus dem skandinavisch-germanischen Element abzuleiten sei, sondern daß beide, wie anderswo jedes Kind weiß, aus Deutschland importirt seien.

Wo man an einer in sich so nichtigen oder geradezu lächerlichen Fiction festhielt, mußte man natürlicherweise auch in allen und jeden Runendenkmälern, welche sich des ausführlicheren Alphabets bedienten, nordische Sprache wittern. Der Schluß, wodurch man dies zu begründen suchte, ist freilich von kindlicher Naivetät. Man sagte, da diese ausführlicheren Alphabete alle aus angelsächsischer Quelle stammten, so würden sie auch unzweifelhaft dieselbe Sprache wie in ihrer Heimath auszudrücken berufen gewesen sein. Nun verstehe es sich aber von selbst, daß alle Runeninschriften auf Steinen, Waffen und Geräthen, die sich in England gefunden, von Skandinaviern herrührten, folglich auch in skandinavischer Sprache verfaßt seien. Höchstens hätten sich diese Skandinavier in etwas dem Localdialect anbequemt, also das famose „Anglodänisch" gesprochen und geschrieben, und gerade daraus erkläre sich auch, weswegen sie zu ihrem echten Alphabete, jenem kürzeren von 16 Buchstaben, wie es im Norden allgemein herrschte, noch ein paar Zeichen mehr willkürlich zugesetzt hätten.

Es ist eine beinahe unbegreifliche, aber doch jeden Tag von Neuem bestätigte Thatsache, daß man sich im Norden mit einem so erbärmlichen Flickwerk von Halbwahrheiten und großen Aufschlüssen bis heute im wesentlichen begnügt und alle neuen Runenfunde auf dieses Prokrustesbett zu zwängen versucht. Auch in England hat man sich, wie das Prachtwerk von George Stephens zeigt, dessen 1. Band 1865 erschienen ist, The Old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England, noch nicht daran emancipirt,

während man für die angelsächsische Literatur- und Volkssprache das richtige Sachverhältniß allmählich zu begreifen sich herbeiläßt. Denn schon der Titel spiegelt dieselbe Confusion, welche einst Thorkelins Beowulf zur Schau trug. Zur Entschuldigung nicht, aber zur Erklärung läßt sich nun sagen, daß sich allerdings auf englischem Boden eine große Menge von Runensteinen findet, welche unzweifelhaft skandinavischen Ursprungs sind. Sie gehören jenen Seeräubern und Mordbrennern an, welche vom 9. bis 14. Jahrhundert die Küsten und das Innere von England durchschwärmten. Sie haben bekanntlich hie und da auch einmal eine dauernde Ansiedelung in England wie in Irland, Schottland oder in der Normandie versucht und dort wie in der Heimath ihre Grabstätten mit Gedenksteinen in ihrer Sprache bezeichnet.

So dauerte es länger als wir hätten erwarten sollen, bis die rechte von Wilhelm Grimm gewiesene Bahn auch wirklich betreten wurde. Neben der anmaßlichen und hochmüthigen Miene der Unfehlbarkeit bei den angeblichen Kennern, welche immer und allenthalben, namentlich aber in Deutschland zu imponiren pflegt, kam auch noch etwas anderes in Betracht, um einen lebhafteren Fortschritt zu hindern. Es gab bis in die neueste Zeit sehr wenig authentische Denkmale irgend welcher Art, auf denen sich jene ausführlicheren Alphabete, oder eins von ihnen, angewandt zeigten. Aus den bloßen Alphabeten mit nebengesetzten Buchstabennamen, wie sie angelsächsische und deutsche Handschriften gewährten, war nicht viel oder einstweilen gar nichts zu entnehmen. Das schlimmste war, daß sich in Deutschland oder im Bereiche derjenigen Länder, in welchen meist Deutsche — Gothen, Burgunder, Vandalen, Gepiden und wie die anderen großen spurlos zu Grabe gegangenen Stämme heißen mögen — gewohnt hatten, kein einziges Runendenkmal finden wollte. Selbstverständlich erhielt dadurch der eitele Wahn des Skandinavismus oder der Kopenhagener Clique der „Antiquaires du Nord“ wie sie sich mit gewohnter Bescheidenheit tauften, stets neue Nahrung. Im Norden wurden von Jahr zu Jahr immer häufiger Runen entdeckt und zwar auch allmählich immer mehr solche, auf denen das ausführlichere Alphabet angewandt war, in Deutschland wollte sich nichts dergleichen finden, und so ließ sich wenigstens in den Augen des gewöhnlichen Haufens nicht viel gegen den mit immer neuen Formeln wieder aufgewärmten Schluß einwenden, daß alle Runen sowohl nach Schrift wie Sprache nordischen Ursprungs seien. Erst in den letzten Decennien ist es gelungen, auch außerhalb des skandinavischen Bodens und Englands, das aus den vorhin dargestellten Motiven einstweilen nichts über die ganze Frage entschied, immer zahlreichere und in ihrer Aechtheit unantastbare Funde zu machen. Schon länger kannte man eine Anzahl von Goldmünzen, wie man sie einstweilen nennen möge, von rohestem Gepräge, als Brakteaten d. h. bloß auf einer Seite mit Bildwerk und Schrift

Digitized by Google

versehen und dadurch concav oder schüsselförmig gestaltet, während sie auf der convexen Außenseite nur das nackte Metall zeigen. Sie hatten sich theils in Skandinavien, theils auch in verschiedenen norddeutschen Ländern gefunden und waren meist ins Kopenhagner Museum gewandert, wo sie natürlich als kräftige Beweismittel für die dort allein geduldete Theorie über den „ausschließlich nordischen Charakter aller Runen" gelten mußten. Denn ihre Inschriften, die eben jenen angeblich angelsächsischen Runentypus trugen, waren von den Weisen des Landes alle entziffert und erklärt und als echt nordisch befunden. Wollte ein schüchterner deutscher Forscher einmal ein solches Kleinod in die Hand nehmen, so wußte man ihm mit der landesüblichen geschmeidigen Höflichkeit Sand in die Augen zu streuen und seinen Zweck zu vereiteln. Zum Glück sind späterhin aber doch noch einige gleichartige Stücke in Deutschland aufgetaucht und daselbst geblieben und allmählich auch die meisten der im Norden gefundenen oder dorthin verkauften durch genügende Abbildungen allgemein zugänglich gemacht worden. Denn die Sucht mit ihren Schätzen zu renommiren hat, wie es scheint, endlich auch die nationalen „Empfindlichkeiten" der Dänen überwunden, welche begreiflicher Weise bei jedem andern Deutungsversuche aufs höchste gereizt werden mußten.

Aus diesem Material hat sich der erste große positive Fortschritt ergeben, und es ist das Verdienst von Franz Dietrich in Marburg, ihn kühn und kräftig gethan zu haben, nachdem schon andere deutsche Forscher vor ihm, namentlich Müllenhoff im einzelnen Fall das richtige gesehen hatten. Dietrich wies nach, daß alle bis jetzt bekannten, Runen tragenden Goldbrakteaten gleichen Ursprungs, aus einer gemeinsame Prägestätte hervorgegangen seien, daß das Alphabet ihrer Runen im wesentlichen ein und dasselbe sei und daß es eine viel alterthümlichere Gestaltung habe nicht bloß als das kürzere gewöhnliche nordische, sondern auch als jene ausführlicheren, die man nach ihrem bisher häufigsten Vorkommen einstweilen noch angelsächsisch nennen mag. Die Sprache zeigt sich durchweg als ein und dieselbe, natürlich als eine germanische, aber so weit als möglich von dem skandinavischen oder altnordischen Typus entfernt. Sie trägt alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten des continental Germanischen oder Deutschen im engern Sinne, ist also z. B. auch nicht gothisch oder angelsächsisch, obgleich mit dem einen wie mit dem andern viel näher verwandt als mit dem altnordischen. So weit unsere exacte Sprachgeschichtsforschung über das weitere Aufschluß geben kann, läßt sich nur sagen, daß es eine Mundart gewesen sein muß, die älter ist, als alle die, welche wir in germanischen Schriftdenkmälern, die gothischen ausgenommen, kennen, also wenn weit herabgerückt, dem sechsten oder siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörig. Eine Grenze nach rückwärts

Digitized by Google

hin läßt sich aber nicht einmal mit annähernder Sicherheit bestimmen. Mag nun in der Deutung jeder einzelnen dieser fünf und fünfzig Runeninschriften manches noch billigem Zweifel unterliegen, so sind doch diese einstweilen gewonnenen sicheren Resultate von geradezu durchschlagender Wichtigkeit. Schon damit war das ganze Gebäude der skandinavischen Prätension nicht bloß erschüttert, sondern über den Haufen geworfen.

Aber wie ein Fund andere nach sich zu ziehen pflegt, so tauchten noch andere Runen an den verschiedensten Orten auf, von denen einige, wie die sogenannten normannischen, sich zwar bald genug als lächerliche Betrügereien enthüllten, die meisten aber in die Reihe der wichtigsten Denkmäler unserer Vorzeit treten durften. So jener schwere Goldring aus der Walachei, jetzt in Museum zu Bukarest, dessen Entzifferung Wilhelm Grimm ziemlich am Ende seiner Tage und länger als ein Menschenalter nach seinem ersten Auslauf auf dieses klippenreiche Meer noch vergönnt war, so jener überschwänglich reiche Schatz von Goldgefäßen aller Art, wahrscheinlich der Hort eines gepidischen Königs, der im Banat zum Vorschein kam und sich jetzt in Wien befindet, so die Spange von Charnay in Burgund, welche zwar schon 1832 gefunden ist, deren Runen aber, wie begreiflich, viele Jahre ganz übersehen worden waren; außerdem noch eine Anzahl anderer Spangen, Thonscheiben, Becher u. s. w. aus allen Theilen von Deutschland, namentlich aus Süddeutschland, wo man am allerwenigsten auf solche zu stoßen gefaßt war, — hatte man sich doch von den kopenhagener Meistern einreden lassen, Runen könnten überhaupt nur da gefunden werden, wo Skandinavier auf ihren Beutezügen oder als Ansiedler hingekommen seien. Der letzte Fund und in mancher Hinsicht der interessanteste stammt aus der Mark Brandenburg und zwar recht aus ihrer Mitte, zwischen Berlin und Frankfurt. Es ist eine „Speerspitze" von trefflicher Erhaltung, vielleicht mit den schönsten und deutlichsten Runen, die sich überhaupt finden. Doch giebt sich später bessere Gelegenheit darauf einzugehen. Kein Zweifel, daß jeder Tag neues bringen kann, denn jetzt ist das Auge vieler dafür erschlossen und was noch mehr ist, der Glaube, daß mit den Runen nicht bloß wissenschaftlicher Schwindel getrieben werde, hat sich, seitdem gediegene und gewissenhafte deutsche Forschung sich des Gegenstandes angenommen, wieder befestigen können. Denn es gab allerdings eine Periode und sie existirt für die gesammte von allen Skandinaviern ohne Ausnahme noch heute betriebene Runenlesung bis zu dieser Stunde, wo man es keinem verargen konnte, wenn er seine Kraft und Zeit nicht an eine so hohle Aufgabe wegwerfen wollte.

Das allgemeine feststehende Ergebniß aller dieser glücklichen Entdeckungen läßt sich nun kurz dahin formuliren, daß es, wie schon auf dem enger begrenzten Gebiete der Runenbracteaten sich herausgestellt hat, in den ver-

Digitized by Google

schiedensten und entlegensten Theilen der von deutschen Völkern einst und später bewohnten Länder eine im wesentlichen einheitliche Schrift gab, welche zu den verschiedensten Zwecken oder vielmehr auf den verschiedenartigsten Gegenständen im Wesentlichen überall nach gleichen Grundsätzen angewendet wurde. Bei allen Abweichungen im Einzelnen, wie sie die Unterschiede der Zeiten, (worüber uns die Denkmäler selbst am meisten sagen, denn Niemand kann ergründen, ob ein metallenes Gefäß 1500 oder 2500 Jahre in der Erde gelegen), die Verschiedenheit des Landes — (von Burgund bis zum Banat oder zur Donaumündung ist einstweilen weit genug —) die Verschiedenartigkeit der Stämme — (es sind später Hochdeutsche, Niederdeutsche, Ostdeutsche d. h. gothisch-burgundische auf gleiche Weise vertreten, nur die eigentlichen Franken fehlen bis jetzt —) nothwendig mit sich bringen mußte, namentlich wenn man sich eine lebendige Vorstellung macht von der Tiefe und Allseitigkeit des weltgeschichtlichen Auflösungsprozesses unseres Urvolks, den wir so schlankweg Völkerwanderung nennen, — bleibt wie überall und in allen Evolutionen des deutschen Wesens von der Urzeit bis jetzt die strenge Identität, das feste Lebensband, das auch das Schriftenthum unseres Volkes trotz seiner Zersplitterung vor einer Versplitterung bewahrte, im höchsten Grade merkwürdig.

Alle diese bis jetzt entdeckten Runen gehören, dieß steht gleichfalls fest, der heidnischen Zeit unseres Volkes an: damit ist eine gewisse, aber freilich sehr allgemeine und schwere chronologische Bestimmung gewonnen. Sie ist indessen negativ doch von großem Belange, denn es folgt schon daraus — aber nicht daraus allein — unumstößlich, daß auch ihre möglichst jüngsten Denkmäler noch älter sein müssen als die ältesten in jenem eigentlich skandinavischen Alphabet der 16 Runen. Selbst die stärkste Phantasie der Dänen hat es nicht gewagt, irgend ein Denkmal dieser letzten Art für älter als das 9. Jahrhundert auszugeben und die ältesten auch für andere wissenschaftliche Gewissen mit einiger Sicherheit chronologisch zu fixirenden stammen aus dem Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts. Damit ist ausgesprochen, daß das ausführliche Runenalphabet in seiner Anwendung nur auf den älteren Denkmälern, das kürzere nur auf den jüngeren sich findet, aber es ist streng genommen noch nicht bewiesen, daß das eine oder das andere auch seiner Entstehung nach älter oder jünger sei.

Die überwiegende Anzahl aller dieser älteren Runen gehört, wie die der Goldbracteaten, einer Sprache oder einer Sprachengruppe an, deren völlige Verschiedenheit von der skandinavischen und Zugehörigkeit zu der continentalen nur derjenige leugnen kann, für den, wie freilich für die meisten skandinavischen und englischen Antiquare, Jacob Grimm seine Grammatik niemals geschrieben hat, jenes Buch, das ein Engländer eine der bewunderungswür-

Digitized by

digsten Schöpfungen des menschlichen Geistes hat nennen müssen. Die Inschriften sind meist zu kurz und das System der Orthographie, begreiflich in den Händen der Verfertiger, doch wohl meist Unfreier, vielleicht größentheils fremder auf deutschen Boden geschleppter Gefangener, meist so naiv oder corrupt, daß sich das freiere Gepräge der Sprachformen, wie sie jedem deutschen Stamme eigenthümlich sich gestalteten, nur selten erkennen läßt. Daher ist in dieser Hinsicht der Erklärung noch durchaus keine genügende Basis gegeben, wozu auch noch kommt, daß wir es muthmaßlich mit Sprachformen zu thun haben, die älter sind als diejenigen, welche uns in unseren gewöhnlichen schriftlichen Denkmälern — mit Ausnahme der gothischen — überliefert worden sind. Es wäre nicht undenkbar, daß vieles, was aus der Zeit der literarischen Zeugnisse unserer Sprache zur durchgreifenden Charakteristik gewisser deutscher Mundarten gehört, z. B. das z für t, das d für th bei den Oberdeutschen im Gegensatz zu allen andern deutschen Stämmen, damals noch nicht durchgedrungen wäre oder vielleicht auch in dem einmal feststehenden, für ein älteres Lautsystem eingerichteten Alphabet keinen adäquaten Ausdruck gefunden hätte. Eben deshalb wäre es sehr ungerecht, schon jetzt etwa solche Forderungen an die absolute Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Erklärung bis auf jedes Strichelchen und Pünktchen zu erheben, wie wir sie mit vollem Rechte unsern gothischen Codices gegenüber nicht blos erheben, sondern auch durchführen. Sind ja doch schon jene kurz zusammengedrängten Resultate wichtig genug. Heiße man sie immerhin mehr negativ als positiv: es bleibt schon sehr viel, wenn es auch nur etwas negatives ist, wenn ein ganzer Knäuel von Confusion, ein wahrer gordischer Knoten von Dünkel, Halbwissereien und literarischem Schwindel mit dem blanken Schwerte echter Wissenschaft durchhauen wird. Lassen wir denen, die ihr bischen Geisteskraft darauf verwandten, um ihn zu benutzen, das Vergnügen, die große That zu bemäkeln und zu bemängeln. Sie wird wie jede andere fortzeugend immer größere gebären und wenn wir erst statt etwa hundert, wie heute, drei-, vierhundert solcher Inschriften vor uns haben, wird sich ein anderes Wort über jede einzelne reden lassen. Es kann aber auch nicht fehlen, daß sehr bald eine größere Zahl zu Tage kommt, nachdem einmal das Vorurtheil, daß es in Deutschland selbst gar keine Runen geben könne, glänzend widerlegt ist.

Selbst in unseren Localsammlungen „vaterländischer Alterthümer", in diesen meist sehr unerquicklichen Rumpelkammern alter Scherben von Urnen, Töpfen, Schalen, Bruchstücken von Waffen, Fetzen von Gewandstücken ꝛc. wird sich, wenn nur erst das Auge des wirklichen Forschers nicht mehr, wie es das bisher mit einigem Rechte durfte, vornehm an diesen stummen Resten — so hat sie Jacob Grimm genannt — vorüber geht, sehr viel von wirklich lebendigen, klingenden Werthen finden. Auch nimmt die systematische wie

Digitized by Google

die zufällige Durchwühlung des Bodens immer größere Dimensionen an und ihre Ergebnisse werden je länger je weniger dem Ungeschick oder der Rohheit der Karst und Hacke führender Faust Preis gegeben. —

Einstweilen läßt sich aber doch schon mancher schöne positive Gewinn aus dem bisher entdeckten zu Nutzen einer deutlichen und lebhaften Vorstellung von dem wirklichen Bilde unseres Alterthums herausziehen, auch wenn die wissenschaftliche Akribie unserer Nation gegen die Worterklärung der einzelnen Runeninschrift noch gerechtfertigte Zweifel hegt. Wir wollen aus dem reichlich von allen Seiten herandringenden Vorrath ein Beispiel herausziehen. Da liegt die Speerspitze mit Runeninschrift aus der Mark Brandenburg vor uns, die schon erwähnt wurde. Welche Wunder der germanische Speer, die furchtbare Framea ausgerichtet, davon wissen Römer und Griechen genugsam zu erzählen, aber wie ein solcher ausgesehen hat, ließ sich mit der Präcision, wie sie unsere hochgespannte Wissenschaftlichkeit verlangt, nicht ermitteln. Hier sehen wir das verhältnißmäßig d. h. im Vergleich mit den massiven Waffen der Römer, dünne, schmächtige Eisen, gerade wie es Tacitus in seiner kurzen Art schildert. Es kann, wie jeder Blick sieht, nur einen schwachen, kurzen Schaft gehabt haben und der Speernagel an dem es befestigt war, sitzt noch in seinem Ringe, das Holz selber ist natürlich verschwunden. Eine solche Waffe konnte man schon deshalb zum Wurf, zum Stoß, zum Hieb auf gleiche Weise brauchen, gerade wie die Römer es schildern. Das wird noch deutlicher, wenn wir uns die Construction des Eisens ansehn. Es ist pfeilförmig, möchte man sagen, mit einem hohen Bügel in der Mitte geschmiedet, an den Seiten ebenso schneidig wie an der Spitze. Wehe dem römischen Hals oder Nacken, auf den es aus der Faust eines Deutschen niedersank! — Ueberdies ist es auch unübertreffliche Schmiedearbeit und wir begreifen, daß Wieland der Schmied zu den Göttergestalten unserer Ahnen gehörte: er hat seine Gläubigen eine gute Kunst gelehrt.

Aber wir sehen noch viel mehr: die Spitze und der Eisenring, der das Schaftende einst umspannte, ist über und über mit seltsamen, aber uns ganz eigenthümlich anheimelnden Spiralen und Punkten verziert. Auch für die Kunstgeschichte wäre hier manches merkwürdige zu lernen, doch das ist es nicht, worauf es uns jetzt ankommt. Diese Zieraten sind erst mit dem Meißel in das Eisen eingegraben und dann mit einer Emaille von feinem Silber ausgegossen, alles zierlich und sauber und von wirklich anmuthiger Wirkung. Aber seltsamer Weise ist das Silber hier und da wie in großen Tropfen zusammengeronnen. Keine andere Gewalt als die des Feuers, in welchem unsere Framea einst gelegen, kann dieß bewirkt haben. Noch seltsamer ist aber, daß diese Tropfen nicht nach der natürlichen Abdachung der Lanzenspitze, also nach vorne geflossen sind, sondern gegen alle Gesetze der Physik rückwärts, gleichsam bergan.

Digitized by Google

Auch das Eisen selbst zeigt deutliche Feuerspuren, aber auch nur unten am Schaft, nicht oben an der Spitze. Daraus wird nicht phantasirt, sondern mit mathematischer Sicherheit folgendes geschlossen: Die Lanze stand aufrecht, als sie das Feuer erfaßte. Sie ist aber nicht allein von ihm erfaßt worden. Trümmer anderer Waffen und Geräthschaften, vielleicht auch Reste menschlicher Asche zeigen, daß hier ein Leichenbrand stattgefunden hat und zwar einer der seltenen und besonders ehrenvollen Art, wo der Todte stehend verbrannt wurde. So ist es dem göttergleichen Besieger des Grendel und des feuerspeienden Drachen, dem Goten Beowulf zu Theil geworden, wie der Dichter erzählt, und so sehen wir es nicht als poetische Fiction, sondern als schlichte Thatsache hier vor uns. Wer war aber dieser Todte? Jedenfalls ein deutscher Held, denn woher sonst die deutsche Inschrift auf seinem Speer und alles andere genau nach der Sitte unserer Vorzeit. Der Boden, den die Asche bedeckte, ist aber Jahrhunderte lang von Slaven besetzt gewesen, denn die Mark Brandenburg ist ja erst seit und durch Albrecht den Bären, den Rivalen Heinrichs des Stolzen und Heinrichs des Löwen, unserem Volke angewonnen worden. Der Todte muß also vor der Zeit, als der erste Slavenfuß diese Ebene betrat, verbrannt worden sein. Wir können nicht genau sagen, wann das war, nur soviel ist gewiß, es kann nicht später als bis zum 5., 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschehen sein. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es schon viel früher geschah. Denn der deutsche Nordosten scheint sich schon in den ersten Jahrhunderten, vielleicht in engem Zusammenhang mit dem gewaltigen Völkersturm an der Donau seit etwa dem Jahre 150, den man den Marcomannischen Krieg nennt, bedeutend geleert zu haben. Wenn die Slaven auch nicht sofort bei der Hand waren, sich in das unbehütete deutsche Land einzuschleichen, so waren sie gewiß auch nicht Jahrhunderte lang säumig. Nichts hindert uns in dem Träger dieser Lanze einen Zeitgenossen Marc Aurels oder des Septimius Severus zu vermuthen.

Und dies alles, wie uns scheint, wahrlich ein hübsches Stück culturgeschichtlicher Ausbeute, sagt uns doch nur die Runenschrift. Ohne sie wäre es eine Lanzenspitze, wie es deren tausende giebt, stumm und gleichgiltig, ein bloßer Tummelplatz müßiger Phantastereien, ebensogut für die Faust eines Slaven, wie eines Celten passend und je nach der Laune des Betrachters dem einen oder dem andern zugeeignet. Denn auch dieser abgeschmackte Zopf ist noch nicht ganz von den Köpfen unserer Antiquare verschwunden, daß sie bei jedem Funde auf deutschem Boden immer zuerst an jede andere Möglichkeit als an die nächste, gleichsam von Ehre und Gewissen zusammen empfohlene denken, ein deutsches Geräth, eine deutsche Waffe, ein deutsches Grab vor sich zu haben.

Im Vergleich damit kommt uns wenig darauf an, ob die Deutung,

Digitized by

die von der so überaus schönen und lesbaren Inschrift durch den berufensten Kenner, Dietrich, gegeben wird, „Speer zermalme" — unzweifelhaft dem Zwecke höchst angemessen — jedermann behagt. Daß wir hier urdeutsche Worte vor uns haben, bezweifelt Niemand, aber sie können auch ganz anders gelesen werden z. B. wanja oder aunja, wo ihr Sinn freilich ein anderer wäre: Ich siege oder ich erwarte Heil; er paßte auch dann zu der Waffe, die er weihen und gleichsam zu Lebenkraft beflügeln sollte, ebenso gut. Da wir hier in diesem Falle wenigstens Einmischungen unberufener Skandinavisten, Celtisten oder Slavisten nicht zu fürchten haben, so kann es vorläufig auf sich beruhen, ob wir unser kritisches Gewissen mit der einen oder der andern Deutung für befriedigt erachten. Da bei uns Deutschen namentlich in eigentlich deutschen Dingen so das Gewissen subtil zu sein gelernt hat, so wird es, wie wir glauben, noch einige Zeit dauern, bis es seine Bedenken überwindet, die aber die Sache selbst nicht schädigen.

Im Verhältniß zu der sprachlichen Erklärung der Runen, namentlich der einen Reihe derselben, welche dem ausführlicheren Alphabet angehört, bietet alles andere ein relativ geringeres Interesse dar. Aber doch gibt es auch hier noch manche Frage von Belang für unsere deutsche Alterthumskunde, für die Cultur- und Sittenzustände unserer ältesten Vorzeit, ja darüber hinaus aus dem Bereiche jenes allmählich erst aufdämmernden Gebietes, wo sich die später getrennten Ströme des Völkerlebens noch als Arme eines und desselben Flusses, ja vielleicht als eines und desselben Quellbachs darstellen.

Zunächst beschäftigt nicht blos die gelehrte Neugierde, sondern den berechtigten Drang nach genetischem Verständniß culturgeschichtlicher Producte das Problem: woher denn diese Runen überhaupt stammen. Begreiflich ist dasselbe schon frühe und oft aufgestellt worden, zu einer Zeit, wo weder das positive Wissen noch die Schulung des Denkens zu einer genügenden Antwort ausreichte. Auch in diesem Momente ist die Frage viel leichter als die Antwort und dies mag auch der Grund sein, weshalb die erstere von den wirklich berufenen so selten ventilirt wird. Wilhelm Grimm hat noch mit völlig richtigem Tact jedes Eingehen darauf abgelehnt. Unterdessen aber haben die riesigen Fortschritte der allgemeinen Linguistik, mit welcher sich nothwendigerweise auch ganz neue Gesichtspunkte für die Paläographie, die hier zunächst in Betracht kommt, eröffneten, doch den Horizont etwas geklärt.

Es darf als sicher gelten, daß sämmtliche Alphabete der Indogermanen von einem Uralphabete abstammen und daß dieses Uralphabet kein indogermanisches, sondern ein semitisches gewesen ist. Die mythische Tradition, die schon bei den Griechen dasselbe andeutete, kann jetzt zwar nicht durch datirte Documente, aber durch viel kräftigere aus dem Wesen des Alphabets oder aller dieser Alphabete zusammen und aus dem Wesen der

Digitized by Google

Sprache geschöpfte rationelle Beweise bestätigt und rectificirt werden. Sämmtliche indogermanische Alphabete enthalten nämlich, wenn man sie auf ihr wahres Verhältniß zu ihren speciellen Sprachen ansieht, eine Menge von Bestandtheilen, die für diese selbst ganz unwesentlich, ja theilweise ihrer Structur widersprechend sind. Das alles gehört aber gerade zum organischen Gefüge des Semitischen. Sämmtliche indogermanische Alphabete setzen in ihren Urgestalten eine Sprache als Grundlage voraus, in der nur Consonanten als feststehende Sprachelemente, aber keine Vocale vorhanden waren. Auch dies paßt nur für das Semitische, aber für keine der indogermanischen Sprachen in keiner Periode. Denn alle zusammen besitzen sogar Wurzeln d. h. vollständige Begriffswörter, die aus bloßen Vocalen bestehen. Auch ist es unmöglich, daß irgend ein menschlicher Geist die Abstractionskraft gehabt haben sollte, aus dem verschlungenen Urwald indogermanischer Lautbildung die einzelnen Grundtöne, eben die Buchstaben scharf und fest heraus zu lösen, während es sich bei dem trockenen, festen Gerippe der semitischen Wurzel- und Stammformen viel leichter thun läßt, obgleich hierzu noch immer die größte Gedankenthat in der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit nöthig war. Wo man sich diese buchstabenerfindenden Ursemiten zu denken habe, ob als Brüder und Vettern des Kadmus in Sidon und Tyrus, oder in der ältesten Metropole der Bildung in Babylon, das kann noch Niemand annähernd bestimmen.

Für uns ist es einstweilen genug zu wissen, das kein deutsches Gehirn im Stande gewesen ist, die Runen zu erfinden, wie ja auch unsere heidnischen Vorfahren in richtiger Bescheidenheit ihre Erfindung Niemand anderem, als dem höchsten aller Götter, dem deutschen Wodea, dem nordischen Odhin zuschrieben.

Aber wie ist dies semitische Alphabet unserem Alterthum zugekommen? Die Antwort fällt noch heute sehr buntscheckig aus. Einige wollen die Vermittelung der Griechen, andere die der Römer, noch andere gar die der kleinasiatischen Culturvölker beanspruchen. Mit ihnen allen sind unsere Vorfahren im intimen Handels- und Culturverkehr gestanden, und unmöglich wäre nicht, daß sie, wie so vieles andere, auch die Buchstaben von ihnen aufgenommen hätten. Aber es müßte sehr frühe geschehen sein, denn schon in dem ersten Jahrhundert war das Loosen mit Runen ein allgemein verbreiteter Gebrauch, den Tacitus genügsam beschreibt. Einfacher bleibt wohl die Annahme, daß wie die Sprache selbst so auch die Schrift schon von der gemeinsamen Urheimath aller Indogermanen stamme. So lange wir uns diese nach dem herkömmlichen Axiom, das eben keine bessere Begründung wie jedes andere Vorurtheil aufweisen kann, weit hinten im Osten, am Hindukusch oder Paropamisus denken oder vielmehr phantisiren, ist

Digitized by Google

es allerdings unwahrscheinlich, daß schon in der Zeit des ungetrennten Daseins der Indogermanen ein so intimer Verkehr mit den weit davon im Westen wohnenden Semiten, namentlich mit Babylon stattgefunden habe, wie er zur Uebertragung des Alphabets nöthig war. Aber nichts hindert, vielmehr alles drängt dazu, diese Paropamisus-Hypothese aufzugeben und die Ursitze der Indogermanen und Semiten nahe an einander, vielleicht in das Quellland des Euphrat zu verlegen. Hat aber das Urvolk ein so unschätzbares Gut wie die Schrift besessen, so ist begreiflich, daß auch seine Auszügler dasselbe nicht daheim ließen.

Mag man nun vom Standpunkt der eigenen Forschung die eine oder die andere Annahme für die bessere oder minder bessere erklären —: Hypothese bleibt hier alles noch. Dagegen ist es schon nicht mehr Hypothese, sondern fester Gewinn der Wissenschaft, wenn wir die weitere Geschichte der Runen verfolgen. Wie das Uralphabet ein einziges war, so müssen natürlich auch die Einzelalphabete der Einzelvölker, die sich daraus ableiteten, ursprünglich einheitlich gewesen sein. Die Spaltung in zwei oder gar noch mehrere Runenalphabete ist also jedenfalls von jüngerem Datum. Aus anderweitigen Quellen, aus der Sprache, Datirung und Heimath der Inschriften wissen wir, daß das kürzere Alphabet erst seit dem 9. Jahrhundert angewandt worden ist, wogegen viele Denkmäler des ausführlicheren erwiesenermaßen viel älter, wenn auch meist unbekannt, wie alt, sind. Die Zeichen, welche das ausführliche Alphabet in seinen nachweislich ältesten Verwendungen mehr enthält als das kürzere, — es sind fünf oder sechs — gehören sämmtlich dem Uralphabet aller Indogermanen oder jener semitischen Vorlage desselben an, sind also keine willkürlichen Erfindungen. Willkürlich dagegen ist ihre Weglassung in dem jüngern Runenalphabet. Weshalb sie geschah, sagt uns Niemand, aber begreiflich ist, daß wenn man viel und zu praktischen Zwecken schrieb, wie es gerade mit diesem jungen Alphabet im Gegensatz zu dem ältern geschah, man lieber mit weniger als mit mehr Buchstaben hantirte, falls die wenigen ausreichten, um den Sinn der geschriebenen Worte zu verstehen. Und daß sie dazu genügten, lehrt die Erfahrung bis auf den heutigen Tag. Wo es geschah und von wem — denn eine solche Veränderung setzt einen gewissen autokratischen Willen oder ein förmliches Compromiß der Betheiligten voraus, — ist nicht zu ermitteln. Es muß vor dem 9. Jahrhun-dert und wahrscheinlich in Skandinavien geschehen sein, denn nur skandinavische Germanen haben sich dieses Alphabets bedient.

In diesem Sinn ist es erlaubt, von einem älteren und jüngeren Runenalphabet zu sprechen, nur muß man nicht übersehen, daß beide zeitweilig recht wohl neben einander bestanden haben können, wenn sich bisher auch keine äußeren Zeugnisse dafür gefunden haben. Ebenso darf man im Großen und

Digitized by Google

Ganzen von zwei und nicht von drei, vier, fünf oder zwölf oder gar noch mehr sprechen. Denn in der Hauptsache zählen eben nur jene zwei Grundformen, nicht aber die zahlreichen Varietäten und Spielarten hüben und drüben. Diese selbst, an sich begreiflich genug aus der Zeit, dem Kulturstand der einzelnen Völker und dem Verhältniß der Schreibenden zur Schrift, gewähren freilich nur ein untergeordnetes Interesse, werden aber doch auch der Forschung, wenn sie sich einst von andern größern Siegen herkommend ihnen zuwendet manche brauchbare Ausbeute geben. Viel scheint hier aus reiner Willkür, aus bewußtem Bestreben nach etwas absonderlichem zu stammen, und manche Runen nähern sich dem, was wir unter einer Chiffernschrift verstehen, die nur nach besonderer Verabredung und mit Hilfe eines eigenen Schlüssels lesbar sein soll. Ursprünglich ist dies ja keineswegs die Tendenz der Runen im Allgemeinen: das Wort runa bedeutet zwar Geheimniß, aber nicht in dem so zu sagen gnostischen Sinn, den die gewohnte Vorstellung damit verbindet. Es zielt auf die geheimnißvolle Zauberkraft, auf den göttlichen Segen oder Fluch, der sich diesen Zeichen im Gemüthe derer angeheftet hatten, welche damit umgingen. Aber geschrieben wurden sie von Anfang an in derselben Absicht, in der alle Leute zu allen Zeiten zu schreiben pflegten, daß sie von möglichst vielen d. h. allen, die lesen gelernt hatten, auch wirklich verstanden werden sollten.

Daß sich in dem jüngeren längeren Alphabete verhältnißmäßig weniger willkürliche Zusätze und Umbildungen finden, als in dem älteren, kann nur einen Augenblick befremden. Erwägt man die Lebensgeschichte beider, so begreift es sich leicht. Das kürzere blieb Jahrhunderte lang populär im eminentesten Sinn des Wortes, das ausführlichere ist überall mit dem Eindringen des lateinischen Alphabets und der es protegirenden neuen Religion beseitigt worden. Es durfte sich nur als Abnormität erhalten und als solche war es natürlich auch jeder spielenden Willkür mönchischer Curiositäten- und Raritätenkrämer preisgegeben. Ihre wohlbekannten Federstriche sind es, denen wir die Erhaltung, freilich aber auch die Verstümmelung dieser uralten Schriftwelt verdanken, so weit sie uns Bücher überliefern.

Zu dem Totalbilde der Runen gehört aber auch zu wissen, wie sie mit der Sitte und den Lebensgewohnheiten unseres Volkes verbunden waren. Die besten Aufschlüsse werden sie selbst geben d. h. eine richtige Lesung und Erklärung aller der Inschriften, auf denen sie verwandt wurden. Aber theils ist dieß noch nicht so weit vorgeschritten, um überall die beiden nothwendig vorausgesetzten Prädicate beanspruchen zu dürfen, theils kommt es auch darauf an, eine Menge anderer Notizen, die sich in den übrigen Quellen der Geschichte auf sie beziehen, richtig zu verwerthen. Auch hierbei hat es früher an den einfältigsten Vorstellungen nicht gefehlt. Entweder wollte man in

Digitized by Google

ihnen eine wirkliche Geheimschrift, etwa die Chiffern einer Priester- oder gar Druidenkaste sehen, oder man behauptete, sie seien nicht anders wie jede andere alphabetische Schrift von jedermann, der sie habe lernen wollen, und zu jedem Zwecke verwandt worden. Losgerissene sogenannte Quellenbelege schienen das eine wie das andere zu beweisen. Die neuere kritische Periode der deutschen Alterthumskunde hat auch hier Licht geschafft und namentlich sind es die beiden Essays von Müllenhoff und Liliencron „Zur Runenlehre" aus dem Jahre 1852, die als Basis unserer gegenwärtigen klareren Vorstellungen gelten müssen. Darnach sind die Runen wenigstens in der Urzeit, also vor der Völkerwanderung, zwar keine Geheimschrift gewesen, aber doch nur zu ganz bestimmten geweihten Functionen verwandt worden. Den Willen der Götter erforschte man durch sie, indem man sie auf einzelne Stäbe aus Zweigen heiliger Bäume schnitt und mittelst eines sorgfältig geregelten Looses Worte, oder um es gleich zu sagen, Verse, wie sie einst auch die Pythia gesprochen, bildete. Zauberei aller Art wurde damit getrieben, sowohl diejenigen, welche unter dem Schutze und nach dem Willen, ja nach der Ueberweisung der Götter selbst geschah, als jene andere dämonische, wenn man die Seele dem Walten finsterer Mächte hingab, um dafür eine Kraft zu erlangen, welche weit über das menschliche Maß hinausreichte. Segen und Fluch, wo immer nur solcher paßte, Heilung und Verwundung, Sieg und Niederlage, Reichthum und Armuth, Wachsen und Schwinden des Menschenalters oder der Feldfrüchte und Herden konnte man durch sie schaffen. Daraus begreift sich auch ihre Verwendung auf den verschiedenartigsten Geräthen, die zum Schutze und zum Schmucke dienten, auf Waffen, Münzen, Ringen, Spangen u. s. w., ebenso aber auch, daß man Haus und Hof, Vieh und alle andere fahrende Habe durch sie unter den besondern Schirm der Götter oder eines Gottes stellte. — Daraus haben sich denn jene räthselhaften Hausmarken abgeleitet, die als völlig unverstandene Sitte noch bis zur Gegenwart dauern. Ihr seltsames Gefüge aus meist geradlinien Stäben, die in den verschiedensten Combinationen einander berühren oder auseinander weichen, ist nichts weiter, als eine willkürliche Umbildung einfacher oder combinirter Runenzeichen, deren Sinn natürlich seit einem Jahrtausend verloren ging. Kein Gebiet des häuslichen und öffentlichen Daseins konnte diese heilige Schrift entbehren. Sie war dem Gemüth des Germanen um so näher verwandt, als ihm der eigentlich plastische Trieb wenigstens nicht in der Fülle und Freudigkeit wie seinen südlichen Stammesbrüder, den Hellenen und Italern eingepflanzt war. Die Rune selbst, die ein naives Auge recht wohl für das, was wir jetzt Arabesken nennen, halten darf, ist außer dem Schriftzeichen auf diese Art auch Bild, wenigstens symbolischer Ersatz eines Bildes, und das sinnige Auge unserer Urahnen mag, wenn es die eckigen

Digitized by Google

Linien der Rune beschaute, welche th den Anfangsbuchstaben des Riesenmannes thurs darstellen, die ungefügen Glieder der Frost und Reifthursen leibhaftig dabei sich haben recken sehn.

Bunsens Denkwürdigkeiten.

A Memoir of Baron Bunsen, drawn chiefly from family papers by his widow Frances Baroness Bunsen. London 1868. 2. vol.

Seit langer Zeit hat die Memoirenliteratur keine so anziehende Bereicherung erfahren als sie durch das vorliegende Werk über Josias von Bunsen geboten wird. Dasselbe soll demnächst auch in deutscher Ausgabe erscheinen, welche unstreitig in manchem Betracht den Vorzug verdienen wird, weil die meisten mitgetheilten Briefe und Papiere Bunsens deutsch geschrieben wurden. Nichtsdestoweniger möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die englische Version dieses Werkes lenken.

Die beiden Bände beanspruchen nicht eine vollständige Biographie zu geben; aber es wird in ihnen ein reiches und beachtenswerthes Material für die Zeitgeschichte geboten und vor allem tritt uns das Bild des Mannes, von dem gehandelt wird, klar und voll entgegen. Es ist das Werk der liebevollen Gefährtin seines Lebens, der er kurz vor seinem Tode sagte: „Schreibe die Geschichte unsres gemeinsamen Lebens, Du hast die Kraft dazu, mißtraue nur Dir selbst nicht" — und sie hat die Aufgabe würdig durchgeführt.

Christian Carl Josias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Sein Vater, der früher in der holländischen Armee gedient hatte, zog sich später nach seinem Geburtsort zurück, wo er von einer kleinen Pension und dem Copiren von Acten lebte; er war ein Mann von strengster Rechtlichkeit und ernstem christlichen Glauben, gegen allen äußern Schein gleichgültig, und in gleichem Geiste erzog er seinen einzigen Sohn, der ihm spät in zweiter Ehe geboren ward. Die Mutter scheint keine Frau von Bedeutung gewesen zu sein und in sofern ist Bunsen eine Ausnahme von der Regel, nach welcher bedeutende Männer ihren Müttern die meiste Förderung verdanken. Der erziehende weibliche Einfluß aber fehlte ihm darum nicht, er fand ihn in seiner 18 Jahre ältern Halbschwester Christiane, an der der Bruder stets mit großer Zärtlichkeit hing. Ihre Briefe und die Aufzeichnungen von Jugendfreunden schildern ihn als

Digitized by Goog

ein schönes Kind von feinen Gesichtszügen, lockigem Haare und glänzenden Augen, voll Freude an Luft, Sonnenschein und Gottes Schöpfung. Seine rasche Auffassung machte die Lehrer ebenso erstaunen wie seine Schulgenossen, die ihm darum nicht weniger liebten. Schon 1809 bezog er die Universität Marburg. „Als ich," schreibt er achtzehn Jahre später, „mit meinem Wanderstabe auszog, arm, unversorgt, unbekannt, wies mich mein unvergeßlicher Vater nach oben und sagte: „Siehe der Himmel ist überall blau." Marburg bot ihm wenig; so ging er im folgenden Jahre nach Göttingen, wo er in einen Kreis von Freunden trat, der später berühmt geworden ist; unter ihnen finden wir Lachmann, Brandis, Lücke, Ernst Schulze, den Dichter der bezauberten Rose, welcher von seinen Genossen sagte, jeder sei darauf ausgegangen, etwas großes in seinem Leben zu thun. Bunsen zeichnete sich auf der Universität ebenso aus wie auf der Schule, seine Abhandlung über das Athenische Erbrecht gewann 1812 den Preis und brachte ihm die freiwillig verliehene philosophische Doctorwürde von Jena. Er arbeitete rastlos und ward ein Lieblingsschüler Heynes. In einzelnen Aufzeichnungen treten uns die Ziele seines Strebens klarer entgegen. So schreibt er, nachdem er vorher geschildert, wie oft er sich gedrückt fühle: „Dagegen fasse ich in andern guten Augenblicken männlich den Entschluß, meinen Weg durchzufechten und das Ziel im Auge zu halten, mich selbst und meine Zeit zu verstehen und was beiden noththut, zu scheiden was bei Seite zu lassen oder zu vernichten wäre, a Jove zu beginnen, in der Blüthezeit des Lebens die Höhen der menschlichen Intelligenz zu erklimmen und die Grenzmarken ihrer Errungenschaften festzustellen — dann mich in's praktische Leben zu werfen." — Speziell trieb er orientalische Studien, schon damals schwebte ihm die Aufgabe vor, die er am Ende seines Lebens in dem großen Werk „Gott in der Geschichte," zu lösen suchte, „die Sprache und den Geist des fernen und feierlichen Orients in meine Auffassung und mein Vaterland zu übertragen." Seine Pläne gingen weit; vor allem wollte er Sanskrit und Zend an der Quelle im Orient studiren. Arm wie er war, schien es, als ob die Gunst des Geschickes ihm zur Ausführung seiner Ideen helfen wolle. Er hatte in Göttingen die Bekanntschaft des jungen Astor gemacht, eines Sohnes des bekannten großen deutsch-amerikanischen Kaufmannes, und wußte ihn für seine Pläne zu gewinnen; beide gingen zuerst nach Paris, wo Bunsen unter de Sacy Arabisch trieb, dann nach Italien. Aber kaum in Florenz angelangt ward Astor plötzlich nach Amerika zurückgerufen und Bunsen fand sich allein in der Welt, ohne Mittel seine Pläne weiter zu verfolgen. Indessen fand er bald Anhalt an Niebuhr, der von Brandis als Legationssecretär begleitet auf seiner römischen Mission nach Florenz kam; er schloß sich an und ging mit beiden nach Rom, um dort über zwanzig Jahre zu bleiben.

Digitized by Google

Sein Verhältniß zu Niebuhr ward bald ein sehr enges; gemeinsam durchwanderten sie das alte und neue Rom, verbanden sich in Studien und Forschungen, und als Brandis nach Deutschland zurückging, wurde Bunsen der preußischen Gesandtschaft attachirt. Ein neues Band fesselte ihn, als er sich bald darauf mit Miß Frances Waddington verheiratete. Bunsen stand damals in der Blüte männlicher Schönheit; so konnte es nicht verwundern, daß er auf Frances leicht Eindruck machte und der Familie seiner Braut während eines längeren vertrauten Verkehrs in Frascati so lieb wurde, daß die Eltern sich über seine äußerlich prekäre Stellung hinwegsetzten und ihm gerne die Hand ihrer Tochter gaben. Das junge Paar siedelte sich auf dem Capitol an und wenige Tage nach der Hochzeit schrieb Bunsen im Vollgefühl seines Glückes den folgenden Herzenserguß: „Was ich in der Kindheit gefühlt und ersehnt, was in den Jahren der Jugend in meiner Seele klarer und klarer ward, das will ich jetzt versuchen festzuhalten, zu prüfen, darzustellen. Deine Offenbarung, mein Gott, in den Arbeiten der Menschheit, deinen festen Weg durch den Strom der Zeiten will ich erkennen und nachweisen, soweit mir in diesem irdischen Leben vergönnt ist, den Lobgesang der ganzen Menschheit auf dich in nahen und fernen Zeiten, die Mühen und Klagen der Erde und ihren Trost in dir will ich kennen lernen. Sende du mir den Geist der Wahrheit daß ich die irdischen Dinge sehen möge, wie sie sind, ohne Schleier und Maske, ohne Falten und leere Zierrathen, damit ich im stillen Frieden der Wahrheit dich fühlen und erkennen möge."

Bunsen sah seine Stellung bei der Gesandtschaft nur als Durchgangspunkt an; er hatte sie angenommen, um den ihm unschätzbaren Umgang Niebuhrs längere Zeit genießen zu können, aber er wünschte nach Deutschland zurückzukehren, um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen und hatte seine Abreise für den Termin festgesetzt, wo Niebuhr sich von seinem Posten zurückziehen wollte. Aber es sollte anders kommen. Nachdem manche der bedeutenden Staatsmänner Preußens, wie Humboldt und Stein, Rom in jener Zeit besucht, erschien Ende 1822 auch der König Friedrich Wilhelm III. mit zwei Söhnen. Bunsen diente als Führer bei den Wanderungen durch Rom und kam dadurch in nähere Verbindung mit dem König, der an ihm Gefallen fand und sich für seine liturgischen Arbeiten und Anschauungen besonders interessirte. Unerwarteter Weise erhielt Bunsen eines Morgens die Ernennung zum Legationsrath und bald darauf den Auftrag, während Niebuhrs Abwesenheit als Geschäftsträger zu fungiren. Gegenüber diesen Beweisen der königlichen Gunst glaubte er nicht auf seinen Plänen bestehen zu dürfen, übernahm die Geschäfte aber nur auf ein Jahr bis zur Ernennung eines neuen Gesandten. In einem Briefe an seine Schwester spricht er aufs neue seine Abneigung aus, in der diplomatischen Lauf-

Digitized by

bahn zu bleiben; aber als er gegen Ende des Jahres auf seinen Plan nach Deutschland zu gehen, zurückkam, trat Niebuhr dem entgegen, die Sache zog sich lange hin, entschied sich jedoch endlich durch Bunsens Ernennung zum Minister-Residenten, als welcher er zwölf Jahre in Rom blieb. Sein Haus ward mehr und mehr zum Mittelpunkt der geistvollsten Geselligkeit und kaum ein bedeutender Mann verweilte in Rom, welcher es nicht besucht hätte. Zu den nächsten Freunden gehörten Cornelius, Thorwaldsen, Overbeck, Leopardi, Neukomm, später Schnorr; auch mit vielen Engländern knüpften sich Fäden an, die nachmals fortgesponnen wurden. Bunsen fand, als er 1827 Berlin auf Einladung des Königs besuchte, eine Aufnahme, welche die Höflinge erstaunen machte. „Bunsen ist," sagte einer derselben, „auf einem Hofball so mit Gnade überhäuft worden, daß dem König nichts mehr für ihn zu thun übrig bleibt." — „In der That nichts mehr," erwiederte ein anderer, „wenn Se. Majestät nicht beabsichtigt, ihn zu adoptiren". —

Es erschien in der That beispiellos, daß ein junger Mann, der nicht von Adel und ohne Familienverbindungen war, zu den intimsten Cirkeln der königlichen Familie geladen ward, bei den Ministern wie zu Hause war und demzufolge mit Aufmerksamkeiten von allen Seiten überhäuft wurde, um so mehr, als er keineswegs den Hofmann machte, sondern sich, wenn auch mit seinem Tacte, doch mit großer Offenheit über alles aussprach. Nichtsdestoweniger fühlte Bunsen, daß, so werthvoll dieser Besuch mit seinen Erfahrungen für ihn war, Berlin doch nicht für ihn der Ort sei, zu bleiben. „Mein häusliches und literarisches Leben würde hier," schreibt er, „in Stücke zerrissen werden, ich habe daher Graf Bernstorff offen erklärt, daß mein Wunsch nur sei, nach Rom zurückzugehen und dort so lange als möglich zu bleiben." So reiste er im Frühling ab und traf nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder auf dem Capitol bei den Seinigen ein.

Die nächsten Jahre verflossen in Ruhe und fortgesetzten Studien. Das große Werk, Beschreibung der Stadt Rom, ward zum Abschluß gebracht, die ägyptischen Arbeiten angefangen, die hymnologischen und neutestamentlichen fortgesetzt, vor allem aber das für die Wissenschaft so folgenreiche archäologische Institut gegründet. Tief getroffen wurde Bunsen durch den Tod Niebuhrs, an dem er mit höchster Verehrung hing, obwohl er sich ihm gegenüber stets die Freiheit des Urtheils wahrte. Eine große Freude dagegen war ihm der wenig später erfolgte Besuch des Kronprinzen in Rom. Schon in Berlin hatte er sich mit ihm gefunden, aber erst in der ewigen Stadt und namentlich als Bunsen ihn auf der Rückreise nach Oberitalien begleitete, trat der Kronprinz schon näher und wurde der Grund zu der Freundschaft gelegt, welche beide bis an ihr Lebensende verband.

Ein bemerkenswerthes Ereigniß dieser Epoche waren die Verhandlungen

Digitized by Google

der Vertreter der Großmächte über die in den römischen Staaten einzuführenden Reformen. Bunsen nahm bei seiner eingehenden Kenntniß der Verhältnisse hervorragenden Antheil an denselben und verfaßte die Denkschrift, in welcher der päpstlichen Regierung empfohlen ward, ein System bürgerlicher Verwaltung gegründet auf Gemeindefreiheit anzunehmen. Die Denkschrift erkannte an, daß eine constitutionelle Regierung unverträglich mit dem Prinzip des Papstthums sei und gründete deshalb die Reform auf frei gewählte Gemeinde- und Provinzialräthe. Dies System empfahl sich um so mehr, als die große Mehrheit der römischen Bevölkerung in Städten lebt und fast jede Stadt früher ein Statut hatte, welches die Frucht von hundertjährigen Erfahrungen war und sich leicht nach dem Bedürfniß der Neuzeit hätte abändern lassen. Ueber dieser Localbehörde sollte in Rom eine Consulta stehen, um mit berathender Stimme dem Papste zur Seite zu treten, dessen absolute Autorität so gewahrt blieb. Alle Collegen Bunsens traten diesem Vorschlag bei und die päpstliche Regierung selbst erklärte sich so offen für eine derartige Reform, daß der Staatssecretär Bernetti alle Vorbereitungen für die Ausführung traf. Der Plan fiel jedoch durch die Erklärung des Kaisers von Oestreich, daß die Wahl der Municipalitäten durch die Bevölkerungen gestrichen werden müsse, zu Boden. Wenn in Bologna ein Ausschuß gewählt würde, so sei es unmöglich, dasselbe in Mailand zu verweigern. Ein Wahlsystem wäre aber unverträglich mit den Grundsätzen, nach denen das kaiserliche Haus entschlossen sei, das lombardisch-venetianische Königreich zu regieren! Das Projekt macht B. alle Ehre, weil es mit staatsmännischem Scharfsinn den einzigen Weg erkannte, welcher dem Papst zur Reform offen stand und den auch Pius VII. bei seiner Thronbesteigung beschritt.

Mehr als diese allgemeine Angelegenheit nahm Bunsen bald eine Frage in Anspruch, die schließlich verhängnißvoll für ihn werden sollte: die der gemischten Ehen. Er hatte früher mehrfach zur Regelung gerathen, als noch versöhnliche Dispositionen in Rom herrschten. Aber die Trägheit der berliner Ministerien hatte die Sache anzugreifen gescheut; außerdem ward Bunsen dem noch herrschenden Rationalismus als Kryptokatholik verdächtigt! Er drang endlich 1828 soweit durch, daß ihm Ermächtigung zu Verhandlungen gegeben ward, welche zu einem päpstlichen Breve von 1830 führten, durch das den katholischen Priestern die passive Assistenz bei der Heirath gestattet wurde, auch wenn der andersgläubige Theil nicht versprechen wollte, daß alle Kinder katholisch werden sollten. Dies Breve diente dann zur Grundlage einer Convention, welche Bunsen 1834 im Auftrage der Regierung mit dem Erzbischof von Cöln schloß und in der preußischer Seits merkwürdiger Weise die Aufhebung der im Rheinland herrschenden Civilehe zugesagt ward. — Alles schien geordnet und Bunsen reiste guter Dinge nach

Digitized by Google

Rom zurück. — Unbegreiflicherweise zögerte die preußische Regierung monatelang mit der Ratification; da starb der Erzbischof Graf Spiegel, welcher die Angelegenheit stets in versöhnlichem Geiste behandelt, und man wählte Droste Vischering, einen entschiedenen Ultramontanen, zu seinem Nachfolger. Als Bunsen dem Cardinal Staatssekretär mittheilte, daß der König dieser Ernennung zugestimmt, war derselbe durch den Fehlgriff, den man in Berlin gemacht, so überrascht, daß er mit naiver Offenheit rief: „Ist Ihre Regierung toll?“ — Die Folgen sollten sich bald zeigen. Droste behandelte die nicht ratificirte Convention als nicht bestehend und ging in der schärfsten Weise vor, der König ward zornig, drohte mit Gewalt und ließ endlich, wie bekannt, den Erzbischof gefangen nach Posen abführen. Bunsen hat nicht, wie man geglaubt, zu dieser Maßregel gerathen, er hat im Gegentheil versöhnlich zu wirken gesucht, sogar mit großem Freimuth dem König Vorstellungen über die gezwungene Anwesenheit der katholischen Soldaten bei dem protestantischen Militärgottesdienst gemacht und die Aufhebung dieses Mißstandes durchgesetzt, aber er hat, als er den König entschlossen fand und alle Vorstellungen bei Droste nichts fruchteten, allerdings in einer öffentlichen Druckschrift das Verfahren der Regierung vertheidigt. „Es ist eine allgemeine Freude, daß der preußische Adler seine Flügelschläge endlich einmal wieder fühlbar gemacht“, schrieb er. Dies war ein entschiedener Fehler und machte ihn in Rom unmöglich; als er sich dorthin zurückbegeben wollte warnte ihn auf der Durchreise durch Wien der Fürst Metternich und bat ihn, nicht weiter zu gehen, weil er sicher wisse, daß der Papst erklärt habe, nicht mehr empfangen zu wollen. Der preußische Gesandte in Wien aber sah hierin nur eine Hinterlist Metternichs und bewog B. weiterzugehen. Der Rath des Staatskanzlers zeigte sich diesmal durchaus richtig und seine Nachrichten bestätigen sich: der Cardinalsstaatssekretär hatte dem preußischen Geschäftsträger vertraulich wissen lassen, daß der Papst Bunsen nicht empfangen werde, obwohl man vermeiden wolle, ihm dies officiell und direkt zu erklären. Bunsen gedachte noch die Sache in Rom durchzufechten, aber er machte einen neuen Fehler indem er auf die Festigkeit seiner Regierung rechnete. Diese ließ ihn nicht nur im Stich, sondern machte ihn zum Sündenbock bei der Reaktion, welche in der öffentlichen Meinung gegen ihr Verfahren eintrat. Wie die Dinge damals in Deutschland standen, sah man in Droste nicht den Unfrieden säenden Ultramontane, sondern ein Opfer des Despotismus, und dieser Eindruck war so stark, daß die preußische Regierung, obwohl sie äußerlich festhielt, doch ihre moralische Niederlage fühlte. Als Bunsen ihr daher mittheilte, wie er in Rom einen neuen Feldzug eröffnen wolle, erhielt er zur Antwort einen einjährigen Urlaub zu einer Reise nach England, und als er begehrte, sich in Berlin zu rechtfertigen, den Bescheid,

daß er sofort nach England gehen möge, nur die Freundschaft des Kronprinzen habe seine Entlassung verhindert. Er verließ Rom nach langjährigem Aufenthalt: „Komm, laß uns ein andres Capitol suchen," sagte er zu Frances.

Bunsen betrat den englischen Boden zum erstenmale im August 1838, aber er war dort kein Fremder, seine Frau war Engländerin und in Rom hatte er zahlreiche Verbindungen mit bedeutenden Männern des Landes angeknüpft. Der Streit, in dem er mit Rom verwickelt gewesen, machte ihn außerdem zum Märtyrer der protestantischen Sache. Mit großem Eifer nahm er denn diese Sache auch in England auf, vertheitigte die preußische Regierung gegen die Angriffe O'Connells und der hochkirchlichen Kryptokatholiken, wobei er einer der ersten war, welcher die Tendenz Newmans, von den Traditionen der Reform abzulenken, denuncirte. Mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Natur nahm Bunsen die Eindrücke Englands in sich auf, zum erstenmal fügte er sich in den Willen eines freien Volkes. Bisher hatte er in der Zelle des Gelehrten, in der Zurückgezogenheit des Capitols und am Hofe Berlins gelebt. England erweckte alle seine Sympathien und er fand sich bald in einem Kreise warmer Freunde und Bewunderer. Jeder Tag brachte Neues, Interessantes und Angenehmes, in London, Oxford oder auf dem Lande. Besondere Beachtung verdient, was er über seinen ersten Besuch im Parlament schreibt, kurz nachdem er dessen Eröffnung durch die jugendliche Königin gesehen: — „Ich wollte, ich könnte es schildern, welche Macht die Anschauung des englischen Lebens auf mich übt. Im Parlament gestern sah ich zum erstenmale den Menschen, das Glied eines wahrhaft germanischen Staates, an seinem höchsten rechten Platz, die Interessen der Menschheit mit gewaltiger Rede vertheidigen, mit den Armen des Geistes ringen, ich sah vor mir dies Weltreich regiert und die übrige Welt controlirt und gerichtet durch diese Versammlung, und ich fühlte, daß, wäre ich in England geboren, ich lieber tod sein möchte, als nicht unter ihnen zu sitzen und zu sprechen. Ich dachte an mein Vaterland und dankte Gott, daß ich ihm danken konnte, ein Deutscher zu sein, aber ich fühlte auch, daß wir auf diesem Felde alle Kinder seien verglichen mit den Engländern. Wie viel vermögen sie mit ihrer Zucht an Leib, Geist und Herz zu erreichen, bei mäßigem Genius und selbst bei bloßem Talent!" — Bunsen äußert übrigens entschiedene Abneigung gegen die Whigs, welche er rein negativ-kritisch fand, nur nützlich, um die Tories in Athem zu halten. Vor allem schloß er sich lebhaft an Gladstone an, dessen Buch über Kirche und Staat soeben erschienen war und seine vollste Bewunderung erregte; er schickte sein Exemplar voll von Randglossen an den Kronprinzen und erklärte, daß Gladstone der bedeutendste Kopf Englands sei, während er sich gegenüber der Kritik Hallam's und den glänzenden Gaben Macaulays in Wort und Schrift kühl ver-

Digitized by Google

hielt. Was Bunsen wohl zu der jetzigen Wendung Gladstones gesagt haben würde, der einst die engste Verbindung von Staat und Kirche befürwortete, da die letztere das göttliche Gewissen des ersteren sei, während er jetzt auf die absolute Trennung beider hinarbeitet, um der hochkirchlichen Richtung volle Freiheit zu geben? — Eilf Monate hatte Bunsen in England verbracht, als er seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz erhielt. Die preußische Regierung mochte sich doch ihres Benehmens gegen ihn etwas geschämt haben, und so gelang es den Bemühungen des Kronprinzen, ihm Bern als Wartepoſten zu verschaffen, wohin er sich im Herbst 1839 begab, mit der Instruktion nichts zu thun. Er sollte nicht lange warten, in Jahresfrist starb Friedrich Wilhelm III. und mit seinem Sohne bestieg der Mann den Thron, von dem Bunsen die Verwirklichung seiner Ideale erhoffte.

Die pariser Budgetdebatten.

✕ Leipzig, den 15. Juli.

Seit das was von französischer Volksvertretung unter dem zweiten Kaiserreich übrig geblieben, aus dem Zustande absoluter Nichtigkeit zu relativer Bedeutung zurückgekehrt ist, verfolgen die europäischen Politiker die Verhandlungen des Corps législatif (der Senat kommt auch gegenwärtig nicht in Betracht) mit jährlich zunehmender Aufmerksamkeit. Der Hauptgrund derselben ist ohne Zweifel der Glaube an die mögliche Wiederkehr jener „großen“ Zeiten des französischen Parlamentarismus, in denen das Schicksal des Staats, häufig auch die Ruhe Europas davon abhängig war, ob die Minister, ob die Männer der Opposition das letzte Wort behielten.

Dem französischen Parlamentarismus geht es wie dem herabgekommenen Enkel eines großen Hauses. Ein Name, der Jahre lang von Ruhm und Ansehn umgeben war, verliert seinen Klang nicht so schnell und bleibt, auch wenn die realen Grundlagen seiner Bedeutung zu Grunde gegangen, eine Zeit lang von großen Ansprüchen und relativer Anerkennung derselben untrennbar — der Träger desselben entwöhnt sich nur allmälig an seine veränderte Lage und den andern Leuten geht es ungefähr ebenso. Obgleich alle Welt weiß, daß die Beschlüsse des Pariser gesetzgebenden Körpers auf die Entschließungen der kaiserlichen Regierung keinen direkten Einfluß üben, diese Regierung weitaus in den meisten Fällen über eine ergebene Majorität zu gebieten hat, das Heer und die bäuerliche Bevölkerung Frankreichs von dem Wechsel parlamentarischer Ebbe und Fluth völlig unberührt bleiben, horcht das gebildete Europa aufmerksam zu, wenn die Thiers, Favre und Ollivier

Digitized by Google

ſich mit den Trägern des napoleoniſchen Willens meſſen und ihre Meinung über die brennenden Fragen innerer oder auswärtiger Politik abgeben. Freilich hat die Todtenſtille der erſten kaiſerlichen Reactionsjahre weſentlich dazu beigetragen, den Vorgängen von heute ein Relief zu geben; wurde doch das bloße Vorhandenſein einer Anzahl oppoſitioneller Kammermitglieder vor einigen Jahren wie ein Mirakel angeſtaunt und davon abgeſehen, daß die mehrjährige Abweſenheit nicht gouvernementaler Volksvertreter eine Erſcheinung war, die nirgend in Europa, auch nicht in der preußiſchen Landrathskammer eine Analogie hatte.

Fragt man heute nach den Gründen, aus welchen dem Verhalten der Pariſer Oppoſition eine Wichtigkeit zugeſchrieben wird, die weder zu der numeriſchen Schwäche noch zu der Zerfahrenheit derſelben in Verhältniß ſteht, noch dem weſentlich abſolutiſtiſchen Charakter der franzöſiſchen Verfaſſung entſpricht, ſo wird gewöhnlich mit einem Hinweis darauf geantwortet, daß die Reden und Abſtimmungen dieſer auch gegenwärtig ziemlich regelmäßig überſtimmten Oppoſitionsmänner Symptome für den Zuſtand und die Stimmung der franzöſiſchen Geſellſchaft ſeien. Dieſe ſymptomatiſche Bedeutung in Abrede zu ſtellen, iſt freilich nicht gut möglich. Es wird ſich aber fragen, ob Symptome für den Zuſtand eines kranken und zerſetzten Körpers ebenſo charakteriſtiſch und ebenſo zuverläſſig ſind, wie für das Befinden eines geſunden oder bloß von einer acuten Krankheit befallenen Organismus. Nicht ſelten beſteht eine Krankheit gerade darin, daß der Zuſammenhang zwiſchen den äußeren und den inneren tiefer liegenden Organen des Körpers ſo geſtört iſt, daß Rückſchlüſſe von den Lebensäußerungen der einen auf den Zuſtand der anderen zu Trugſchlüſſen werden.

Für den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft dürfte dieſer Vergleich in mehr wie einer Beziehung zutreffend ſein. Die verſchiedenen Schichten und Beſtandtheile derſelben entbehren jenes geſunden Zuſammenhanges, der die Gruppirung und die Meinungsäußerungen innerhalb der Kammer als Ausdruck der die Maſſen beherrſchenden wirklichen und continuirlichen Stimmungen erſcheinenen ließe. Der Mittelſtand, der in den übrigen Staaten Europas mehr oder minder die ausſchlaggebende Claſſe bedeutet und dem die franzöſiſchen Oppoſitionsmänner ihre Sitze zu danken haben, iſt im heutigen Frankreich der politiſch bedeutungsloſeſte Stand.

Daß er weder Muth genug beſitzt, um die Regierung übernehmen zu wollen, noch Vertrauen genug genießt, um es zu können, hat ſich gerade während der letzten Budgetdebatte wiederholt und deutlich gezeigt. So lange die Oppoſitionsredner die Finanzverwaltung und die auswärtige Politik der Regierung kritiſirten und die Unmöglichkeit einer Fortführung der bisherigen Wirthſchaft nachwieſen, haben ſie eine Reihe unzweifelhafter Siege davon ge-

Digitized by Google

tragen. Herrn Thiers Ausführungen darüber, daß mit dem wirklichen Verhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben Versteck gespielt, der wahre Sachverhalt durch die complicirte Art der Rechnungsablegung künstlich verhüllt und verwirrt werde, gehören zu den glänzendsten oratorischen Thaten des berühmten Redners, Jules Favres kühner Ausspruch „Frankreich sei nicht reich genug, um das Kaiserreich zu bezahlen" wird trotz des Ordnungsrufs und der Antworten Rouhers noch lange wiederhallen, und Ollivier hat den Nagel auf den Kopf getroffen, als er sagte „die Regierung will Alles zugleich thun — sie will zugleich die Hilfsquellen des Friedens und die des Krieges entwickeln, sie kann sich von ihrem Erbfeinde, dem Eigensinn in der Unentschlossenheit nicht frei machen." Sobald es sich aber darum handelte, ein positives Program für die auswärtige Politik aufzustellen und damit den Grundstein für eine Revision des Budgets zu legen, war es mit der Entschlossenheit der kühnen Sprecher zu Ende, stellten sich dieselben auf einen Standpunkt, der von dem der Niel, Rouher und Magne kaum zu unterscheiden ist. Thiers, der noch eben gesagt hatte, das Wiedererwachen des sentiment féderal in Deutschland könne nicht besser als durch eine friedliche Haltung Frankreichs gepflegt werden, erklärte den Bestand der aktiven Armee lieber erhöhen als herabsetzen zu wollen, und Favre sprach sich so entschieden gegen jede Duldung einer gewaltsamen Lösung der deutschen Einheitsfrage aus, daß Marquis de Moustier ihn mit Recht als Gesinnungsgenossen begrüßen konnte. Gegen die stereotype Clausel der Rouherschen Friedensversicherungen „so lange unsere Würde, unsere Ehre und unser Einfluß nicht beeinträchtigt erscheinen" hatte auch die Opposition nichts Wesentliches einzuwenden und den einzigen, Ollivier ausgenommen, hat sich keiner der Gegner des gegenwärtigen französischen Cabinets zu einer rücksichts- und bedingungslosen Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Deutschen erhoben — im Gegentheil hat Ollivier seine bezüglichen Aeußerungen minder klar und und entschieden formulirt, als es im vorigen Herbst der Fall war.

Bei der wachsenden Unpopularität des gegenwärtigen Systems werden die oppositionellen Angriffe gegen das Buget für eine Zeit lang sicher ihre Dienste thun, — der Eindruck den die Franzosen von der letzten Debatte im Großen und Ganzen davongetragen, muß aber doch der sein, daß die auswärtige Politik ihrer Regierung auch nach dem Zeugniß der Gegner die unter den gegebenen Umständen wenn nicht allein mögliche, so doch rathsamste sei — mit einem Worte gesagt, daß die Regierung in der Hauptsache Recht habe. — Wie es anders zu machen sei, haben gerade Diejenigen am wenigsten zu sagen gewußt, welche ihre Reden mit der Versicherung, daß es anders werden müsse, anfingen und beschlossen. Ob die von Favre und Thiers eingenommene Stellung zu den deutschen Dingen und damit

Digitized by Google

zur Rüſtungs- und Budgetfrage in den wahren Meinungen dieſer Männer begründet oder durch Rückſichten auf die öffentliche Meinung bedingt war, darauf kommt im letzten Grunde eigentlich wenig an; in dem einen wie im andern Fall haben ſie das Verhalten ihres Gouvernements wenigſtens indirekt gerechtfertigt und dadurch ihre eigene Verſicherung, daß eine parlamentariſche Regierung die Dinge beſſer machen werde, Lügen geſtraft. Der von ihnen durchgeſetzte Abſtrich von 1 Million Franken iſt am Ende nicht der Rede werth. Iſt man in beiden Lagern der Meinung, daß Frankreichs Ruhe und Sicherheit nicht von den inneren Zuſtänden des Landes, ſondern von der Rolle abhängig iſt, welche dieſer Staat in der großen Politik ſpielt, ſo iſt damit zugleich geſagt, daß die Zeit für eine parlamentariſche Regierung noch nicht gekommen iſt. Sollte die gegenwärtige Schaukelpolitik Napoleons III. wirklich geſchlagen und moraliſch unmöglich gemacht werden, ſo mußte die Nothwendigkeit einer ſofortigen Aenderung derſelben nachgewieſen und bekannt — nicht ſtatt deſſen bis zum Ueberdruß wiederholt werden: Wenn wir in den Geſchäften geweſen wären, ſo wäre es niemals ſo weit gekommen! Wo ſoll der Glaube an die Heilkraft des Parlamentarismus herkommen, wenn ſeine eigenen Vertreter aus Furcht vor der nationalen Eitelkeit der Maſſen und der inneren Fäulniß des Staats nicht im Stande ſind, die Grundlinien eines Syſtems zu entwerfen, das auf eine friedliche und liberale Politik begründet iſt, ſeine Ausgaben nach den Einnahmen bemißt und keine andere causa movens als die Rückſicht auf das eingebildete Preſtige hat? So lange von der Oppoſition nicht offen mit den ehrgeizigen Zielen der gegenwärtigen Regierung gebrochen wird, kann die erfolgreiche Kritik der angewandten Mittel nimmermehr dazu führen, einen Umſchwung herbeizuführen und in der Nation die Hoffnung zu erwecken, daß eine parlamentariſche Regierung beſſer und wohlfeiler wäre, als die in jedem Sinne unverantwortliche des Kaiſers.

Wie es um das Vertrauen der Maſſen zu der Partei der Bourgeoiſie und des Parlamentarismus beſtellt ſei, dafür iſt noch in den letzten Tagen ein ſchlagendes Beiſpiel angeführt worden. Die Kölniſche Zeitung brachte einen ausführlichen Bericht über die Stimmung der Pariſer Arbeiterbevölkerung und die Ausſichten, welche die Oppoſition bezüglich dieſer für die nächſten Wahlen habe. Es ſtimmt vollſtändig zu allem, was wir ſonſt von dieſem wichtigen Bruchtheil des franzöſiſchen Volks wiſſen, wenn berichtet wird, daß derſelbe lieber auf eigene Hand eine Art officiöſen Socialismus treibe, als mit den bourgeois gemeinſchaftliche Sache mache. Auch die Tumulte unter dem Landvolk verſchiedener Departements, welche in den erſten Juni- und Juliwochen wiederholt Aufmerkſamkeit erregten, haben mit der Unzufriedenheit der gebildeten und politiſirenden Claſſen abſolut Nichts zu thun. Dieſe führen eine ſo iſolirte Exiſtenz, daß ihre Leiden und Freuden

Digitized by Google

mit denen der Volksmassen kaum Berührungspunkte haben, und so lange der Einfluß der Bourgeoisie auf Bauern und Arbeiter nicht wieder hergestellt ist, dürfte es auch mit der „symptomatischen" Bedeutung dessen, was im Corps législatif verhandelt wird, nicht weit her sein. Wenn der Parlamentarismus den arbeitenden Classen Steuerermäßigung und Verminderung der Militärlast in Aussicht stellte, könnte das anders werden. Das Volk weiß aus den Reden der Favre und Thiers, so wenig es nach denselben im Uebrigen fragt, doch sehr wohl herauszuhören, daß auch sie die innere Ruhe Frankreichs von der auswärtigen Rolle dieses Staats abhängig machen und kein Vertrauen in die Möglichkeit einer Versöhnung der verschiedenen Partei-, Berufs- und Standesinteressen setzen. Ist diese nicht möglich, so ist nach der Logik des Ouvrier die gegenwärtige Gewaltherrschaft für ihn vortheilhafter, als eine andere, zumal die des dritten Standes. Gelingt es der Regierung gar, der gallikanische Richtung innerhalb der französischen Geistlichkeit die Oberhand zu verschaffen und damit das Mißtraun der Bauern gegen die reaktionären Gelüste der Ultramontanen ohne Störung der katholischen Empfindungen des Volks zu beschwichtigen, so kann sie es noch lange in der bisherigen Weise weiter treiben. Die große Zahl der Unzufriedenen entbehrt des Banners, um das sie sich schaaren kann; sie hat keine Führer, keine Schlagworte, die allgemein anklingen, keine festen Plätze, an welche sie sich lehnen kann. Mag immerhin wahr sein, daß das Gouvernement politisch banquerott ist, die Gesellschaft ist es auch. Eine gewaltsame Umwälzung muß wenigstens Baarzahlungen in einer Münze versprechen können, welche allenthalben Cours hat, eine bestehende Regierung kann sich mit künstlichen Deckungen und Hilfsmitteln der politischen Wechselreiterei halten.

Unter so bewandten Umständen läßt sich behaupten, das die vielbespochenen Reden und Abstimmungen im Corpus législatif trotz des ungünstigen und beängstigenden Eindrucks, den sie auf den Kaiser und dessen Getreue machten, an der Situation nichts verändert haben, daß Deutschland mit denselben Factoren rechnen muß, wie vor sechs Wochen. Die Fragen, auf welche es eigentlich ankommt, hat die Opposition besser beantworten können als das Cabinet, die Schaukelpolitik gegenüber Deutschlands ist trotz aller hervorquellenden Kritiken als nothwendiges Uebel anerkannt, die zwischen Krieg und Frieden züngelnde Waage nicht in entscheidender Weise bewegt worden. Für die eine wie die andere Entscheidung hat der Kaiser, wenn er sich auf die Volksstimmung berufen will, gleich gewichtige Gründe anzuführen, keine von den beiden Eventualitäten würde auf nachdrücklichen Widerstand der Nation stoßen. Haben sich in den Reihen der Opposition Männer gefunden, welche bei voller Klarheit über die Bedrohlichkeit der Finanzlage für das Militärbudget stimmten, so haben wir ungeachtet ihres Friedensgeschreies keinen Grund

zu zweifeln, daß auch die Mittel zur Führung eines Interventionskrieges bewilligt werden, wenn Napoleon sie verlangt. Mag sein System immerhin diskreditirt und unpopulärer geworden sein, des Kaisers Person ist immer noch populärer und einflußreicher, als die irgend eines seiner Gegner.

Literatur.

Jahrbücher für Kunstwissenschaft, herausgeg. v. Dr. A. v. Zahn. I. Jahrg. Heft 1. Leipzig, E. A. Seemann 1868.

Das gute Prognostikon, welches wir der von Dr. C. v. Lützow redigirten „Zeitschrift für bildende Kunst mit dem Beiblatte der Kunstchronik" bei seinem Erscheinen vor fast drei Jahren stellten, erhält wie durch seine eigenen bisherigen Schicksale, so noch besonders in der Gründung der obigen „Jahrbücher" (im gleichen Verlag) Bestätigung. Es ist immer erwünscht, wenn derartige Unternehmungen ganz praktische Beweggründe für sich anzuführen haben; hier liegt ein solcher, soviel uns bekannt, mit in der Thatsache, daß der Stoff, welcher der Zeitschrift zuwuchs, auf die Dauer eine Scheidung nach Maßgabe des Publikums nöthig machte. Während die Zeitschrift ihren bisherigen exoterischen literarischen Charakter beibehält, werden die mehr esoterischen Untersuchungen und Forschungsberichte ꝛc., bei denen ein Hauptinteresse in der Methode liegt, in besonderer Form gegeben. Die Nöthigung, dieselben entweder abzutrennen oder ganz auf sie zu verzichten, traf nun mit dem langgehegten Plane des ebenso eifrigen wie kundigen Herausgebers der neuen Jahrbücher zusammen, ein Organ für Kunstwissenschaft zu gründen, wie deren bereits mehrere in Deutschland bestanden, aber selten Dauer gehabt haben. Wie zeitgemäß aber das Unternehmen jetzt ist, lehrt ein Blick auf unsere kunstwissenschaftliche Literatur, die in einer Weise wächst, welche den Wunsch nahe legt, daß die zahlreichen Vorbereitungsarbeiten, Nachträge und Controversen, Bibliographie ꝛc., sowie alles was zum gegenseitigen Austausch bei wissenschaftlichem Forschen gehört, an Einem Orte vereint werden möchten. In diesem Sinne kündigt sich das erste und vorliegende Heft an, das sich besonders durch treffliche Mittheilungen des Herausgebers aus Dürerhandschriften im brit. Museum auszeichnet, welche als Ergänzung zur Dürer-Kunde überhaupt und speciell zu desselben Verfassers akademischer Inaugural-Schrift über „Dürers Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance" (Leipzig R. Weigel 1866) werthvoll und interessant sind. Guter Anfang und eine Reihe der besten Namen in der Mitarbeiterliste bürgt für den Fortgang, für den wir beste Zuversicht und Wünsche aussprechen.

Aufruf zur Theilnahme und Unterstützung für die deutsche Nordpol-Expedition.

Seit Hunderten von Jahren hat die Geographie und Erforschung der Polarregionen unserer Erde bei allen gebildeten Völkern großes Interesse gefunden und dieses Interesse ist seit drei Jahren in den seemännischen und wissenschaftlichen Kreisen Englands, Frankreichs, Schwedens, Amerikas und Deutschlands neu erwacht.

Digitized by Google

Als eine ernste Mahnung tritt an vorwärtsstrebende und thatkräftige Männer unserer Zeit der lebhafte Wunsch heran, den noch völlig unbekannten Kern dieser Gebiete endlich erforscht zu sehen, da ohne seine Kenntniß alles geographische Wissen unserer Erde durchaus lückenhaft und unzusammenhängend bleibt und des Schlußsteines in seiner Grundlage entbehrt.

Amerikanische Walfischfänger sind bereits im vorigen Jahre mit bloßen Segelschiffen in das arktische Centralgebiet eingedrungen und haben ein neues Polarland entdeckt. Die Schweden senden in diesem Sommer eine neue Expedition nach Spitzbergen, ausgerüstet von einer einzigen Stadt, Göteborg, von nur 40,000 Einwohnern. Sie wird neuerdings aufs lebhafteste unterstützt vom König und von der Regierung, damit sie bis zum Nordpol selbst vordringe. Frankreich, um seinem Capitän Lambert zur Ausrüstung einer französischen Expedition zu verhelfen, hat eine allgemeine Nationalsammlung eröffnet, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon mit einem Beitrage von 50,000 Fr. stellte und die in diesem Frühjahr bereits 140,000 Fr. ergab.

Wir Deutsche nun rühmen uns gern, ein wissenschaftliches Volk zu sein. Soll Deutschland aber in Vollbringung dieser, der größten übrigbleibenden That in der Erforschung unserer Erde hinter Schweden und Frankreich zurückbleiben? Um zu Gunsten Deutschlands vorzugehen, habe ich eine für mich bedeutende Schuldenlast contrahirt und eine deutsche Nordpolexpedition ausgerüstet, die am 25. Mai von Bergen aus (in 60° nördlicher Breite) in See gegangen ist. Es ist das erste derartige Unternehmen zur See, welches von Deutschland ausgeht und ich habe mit Freuden Alles daran gesetzt, um ein Werk fördern zu helfen, das mit Gottes Hilfe wieder einmal zeigen wird, daß Deutsche mit kleinen Mitteln Bedeutendes zu leisten vermögen und daß deutsche Seeleute neben denen anderer Nationen auch tüchtig und thatkräftig sind. Deutschland sehnt sich schon lange nach ruhmvollen und Achtung gebietenden Thaten zur See und indem ich die vollendete Thatsache einer deutschen Nordpolexpedition hiermit anzeige, werbe ich vertrauensvoll beim deutschen Volke um seine Sympathie und Unterstützung.

Wie gern Deutschland für sein Seewesen zu steuern bereit ist, haben die Flottensammlungen und das Marinebudget des norddeutschen Bundes bewiesen; in Oestreich schickt man eine neue Expedition nach Ost-Asien. Unsere braven Seeleute dürsten nach Thaten, und es fehlt nur an dem Willen der Nation, um ihnen zu solchen zu verhelfen. Die bereits von allen Seiten gezeigte Zustimmung und Theilnahme an diesem Deutschen Unternehmen zur See bezeugt, daß man dasselbe ernsthaft durchgeführt haben will, und läßt es mich als Pflicht erkennen, diesen Aufruf an unsere stets hilfebereite Nation zu richten, um ihre moralische und materielle Theilnahme anzusprechen. In dem gleichzeitig erscheinenden ausführlichen Berichte nebst Karte habe ich den Zweck und die Bedeutung, den Ursprung und die Ausrüstung, die Bestimmung und die Aussichten des Erfolges der Deutschen Nordpol-Expedition zu beschreiben versucht. Wer ihn eines näheren Einblickes würdigt, wird dem Unternehmen seinen Antheil nicht versagen. Auch die kleinsten Beiträge werden willkommen sein. Es handelt sich um die Vollbringung und erfolgreiche Durchführung einer Deutschen That!

A. Petermann, Gotha, Sommer 1868.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Redigirt
von
G. Freytag
und
Julian Schmidt.

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik und Literatur.

Nr. 26.
Jahrgang 1858. 17. Band.

Inhalt.
Die Lage Europas. Von Julian Schmidt. S. 1.
Die Ausstellung in Berlin. Von Gustav Freytag. S. 11.
Deutschland. Correspondenz aus Berlin. S. 17.
Literarische Revue. Von Julian Schmidt. S. 21.

Leipzig, 1858.
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
Für Rechnung der Verleger.

Ein englischer Grenzkrieg im Pendjab.

Sitana, a mountain compaign on the borders of Afghanistan in 1863, by Colonel John Adye, Royal Artillery. London 1867.

Vor wenigen Wochen ist die Nachricht durch die Zeitungen gegangen, daß der Chan von Bokkhara im Herzen seines Reiches von einem russischen Heer geschlagen sei und die Auflösung seiner Herrschaft bevorstehe. In diesem Augenblick werden russische Reserven von der Grenze Sibiriens nach dem Kampfplatz vorgeschoben und eine politische Umwälzung in einem wichtigen Reiche Mittelasiens scheint unvermeidlich. Jedenfalls hat russischer Einfluß dauernd eine wichtige Stellung an den Ufern des Oxus errungen, die mit der gewohnten Energie ausgebeutet werden wird.

Von Bokkhara führt eine große Karawanenstraße den Oxus aufwärts nach Kabul, einer der beiden Hauptstädte von Afghanistan und dem Schlüssel des berühmten Khyberpasses, dem großen Heerwege nach dem Industhal. Afghanistan ist seit dem Tode Dost Mohameds, dessen Söhne seit 1863 um die Herrschaft streiten, im Zustande völliger Anarchie, wehr- und widerstandslos. Russische Agenten befinden sich in den Lagern der verschiedenen kämpfenden Parteien.

Es ist erklärlich, daß diese Ereignisse in England mit argwöhnischen Augen betrachtet werden, wenn sich auch die Presse scheut, ihren Befürchtungen offnen Ausdruck zu geben. Das schrittweise Vorrücken Rußlands auf dem Wege, der es nothwendig in nicht zu langer Zeit in unmittelbare Berührung mit der Machtsphäre Englands in Indien bringen muß, ist allerdings Grund genug, Besorgnisse für den Fortbestand der künstlichen Herrschaft über Englands wichtigste Provinz, die eine Hauptabsatzquelle seiner Waaren und Manufactur ist, zu erregen. Einen wenn auch nur indirecten Ausdruck dieser Meinung gibt der Bericht des englischen Obersten Adye über einen an sich nicht wichtigen Grenzkrieg, den England im Jahre 1863 auf dem linken Indusufer hat führen müssen. Wenn der Verfasser, der diesem Kampfe selbst beigewohnt hat, gerade jetzt zur Feder greift, vier Jahre nach den von ihm beschriebenen Ereignissen, um seinen Landsleuten in einer kurzen lebendigen

Darstellung ein Bild der Situation zu geben, in welcher sich die englische Grenze nach Afghanistan zu befindet, so heißt das wohl nichts anderes, als dem Leser überlassen, aus einer Episode der dort fortdauernden kleinen Kriege selbst den Schluß zu ziehen, ob England gerade an demjenigen Punkte, den der erste russische Vorstoß nach Südosten treffen würde, an Hilfsquellen und Widerstandskraft stark ist.

Das Buch des Obersten Adye verdient daher wohl in diesem Augenblick einige Beachtung, abgesehen davon, daß es über die Art der in diesen Gegenden nothwendigen Kriegsführung und über das von England dort verfolgte System interessante Aufschlüsse gibt.

Seit zwanzig Jahren hält England die Induslinie bis zu der diesen Strom westlich begleitenden Gebirgskette besetzt und hat im Laufe der Jahre zur Sicherheit seiner Position an nicht weniger als 45 Orten Befestigungen angelegt. Ungefähr 10,000 Mann europäischer Truppen stehen unter einem vom Generalgouverneur des Pendjab unabhängigen Commando im Centrum und dem wichtigsten Punkte der Position in Peshawur, auf dem linken Indusufer, am östlichen Endpunkt des Khyberpasses. Ebensoviel Mann, rekrutirt aus den einheimischen Gebirgsstämmen, vertheilen sich längs der Grenze, die sie abpatrouilliren, und führen einen fortwährenden kleinen Krieg mit ihren eignen Landsleuten, die aus ihren Gebirgen plündernd und verheerend hinabsteigen. Diese Völkerschaften der Grenze, zwar afghanischer Nationalität aber von Kabul unabhängig, haben sich dem englischen Einfluß bisher vollständig entzogen und sind keineswegs zu verachtende Feinde. Mr. Temple, früherer Secretär bei dem Generalgouverneur des Pendjab sagt von ihnen in einem amtlichen Berichte:

„Diese Stämme sind Wilde, edle Wilde vielleicht und nicht ohne einen Anflug von Tugend und Edelmuth, aber immerhin doch Barbaren. Sie sind großentheils ohne eine Spur von Erziehung und haben nur dem Namen nach eine Religion; das Credo des Muhamed, wie es von ihnen verstanden wird, ist nicht besser, als der wildeste Aberglaube. In ihren Augen ist das erste Gesetz: Blut für Blut, Feuer und Schwert gegen alle Ungläubige. Sie sind abergläubisch und stehen unter der Herrschaft der Priester; aber ihre Mollahs sind ebenso unwissend wie sie selbst und benutzen ihren Einfluß nur dazu, Kreuzzüge gegen die Ungläubigen zu predigen. Sie achten zwar ihre Frauen, aber ihre Grundsätze bei Heirathen und Verlobungen widersprechen der socialen Entwickelung. Habgierig sind sie und würden für Gold jedes Verbrechen begehen, außer ihren Gast verrathen. Sie sind diebisch und raublustig im höchsten Grade. Die Pathanische Mutter wird oft beten, daß Gott ihren Sohn zu einem glücklichen Räuber machen möge. Bei öffentlichen Verträgen sind sie absolut unzuverlässig; es würde ihnen nie in den Kopf gehen,

daß ein auf den Koran geleisteter Eid sie ihren Interessen zuwider binden könne. Zugleich sind sie blutgierig und rachsüchtig; nie sind sie ohne Waffen, beim Weiden ihrer Thiere, beim Ackern der Felder, beim Treiben von Mastvieh immer bewaffnet. Fortwährend sind sie unter einander im Kriege, jeder Stamm und jede Stammesabtheilung hat ihre eigenen selbstmörderischen Kämpfe, jede Familie ihre erblichen Blutfehden, jedes Individium seine persönlichen Feinde. Kaum gibt es einen Menschen, dessen Hände nicht blutbefleckt wären; jeder zählt seine Morde; jeder Stamm hat sein Schuld- und Forderungsconto mit seinen Nachbaren; Leben für Leben. Wie sie das Leben Anderer mißachten, schonen sie auch ihr eigenes nicht. Sie besitzen Muth und Ritterlichkeit und bewundern diese Eigenschaften auch an Anderen; Leute von derselben Partei werden in der Gefahr zu einander halten. Gastfreundschaft ist in ihren Augen die oberste Verpflichtung. Jeder, der bis in ihre Wohnungen gelangt, ist nicht allein sicher, sondern auch wohl empfangen. Sie sind mildthätig gegen die Armen ihres Stammes. Sie besitzen Geburtsstolz und halten auf Geschlechterverbindungen. Der Civilisation sind sie nicht abgeneigt, sobald sie deren Wohlthaten empfunden haben; sie nehmen Kriegsdienste und obgleich ungeduldig unter der Disciplin, sind sie doch treu, soweit ihr Fanatismus nicht mit ins Spiel kommt."

Die Gegend, die sie bewohnen, hohe bewaldete Berge und wasserreiche fruchtbare Thäler, die Ausläufer des alpenartigen Hindukusch wird von einem anderen Berichterstatter, dem Major Fames, Commissär des Pendjab geschildert:

„Alle die, welche unter den Afghanen gereist sind und sie in ihren einsamen Thälern besucht haben, bewahren eine angenehme Erinnerung an das Land. Wenn man aus den wilden und felsigen Engpässen hinaustritt, die hier und da auf der Spitze einer Bergkuppe einen einsamen Wachthurm tragen, kommt man mit einemmale in ein erweitertes Thal und an die Dorfstätte. Wasserquellen von erfrischender Kühle laufen aus Felsencisternen in den Bach, der durch den Engpaß abfließt und hier mit Reihen von Trauerweiden besetzt und von saftigen Wiesen umgeben ist. Das Dorf liegt halb verborgen unter überschattenden Maulbeerbäumen und Pappeln, die benachbarten Felder sind bunt von einer Masse wilder Blumen und wohlriechender Kräuter. In kurzer Entfernung sieht man ein Wäldchen von Dornengebüsch und Tamarisken mit den Gräbern der Dorfvorväter; ein umgebender Steinwall, Votivtafeln und Tuchlappen, die von den benachbarten Bäumen herabhängen, deuten auf das Zizarus irgend eines heiligen Alten, an dem die Kinder mit Scheu und die Erwachsenen mit Ehrfurcht vorübergehen. Der Traum von Frieden und Ruhe, den die Betrachtung solcher Scenen aufkommen läßt, wird aber gröblich gestört durch den bewaffneten Pflüger, der

Digitized by Google

seinem Thier, die Luntenflinte auf dem Rücken, folgt, durch den Wachtthurm, der von einer Anzahl Bewaffneter besetzt ist, welche die wachsenden Saaten beschützen sollen und durch die Haufen von Steinen, die in allen Richtungen sichtbar sind und die Stätte irgend einer Blutthat bezeichnen."

Die Engländer haben diesen Stämmen gegenüber immer Neutralität bewahrt und sind über ihre eigenen Grenzen angriffsweise nur dann hinausgegangen, wenn ihre Räubereien eine Vergeltung dringend erforderten. Trotzdem werden sie von jenen Bergen fortwährend argwöhnisch beobachtet. Seitdem in diesem Gebiete im letzten Jahrhundert eine muhamedanische Dynastie nach der andern entthront wurde, seitdem die Länder, welche früher als der Tummelplatz afghanischer Heerzüge galten, unter englischem Scepter stehen, hat sich die Abneignung der Gebirgsvölker gegen die so veränderten Verhältnisse mehr und mehr verstärkt und es genügt jetzt nur ein geringer Anlaß, um dieselben, die gewissermaßen den Vortrapp von Centralasien bilden, gegen die Engländer geeinigt ins Feld zu bringen. Es ist den Engländern noch nicht gelungen, irgend welche Verbindung in dem Gebirgsland anzuknüpfen.

Das beweist der Verlauf jenes dreimonatlichen Kampfes im Jahre 1863.

Eine muhamedanische Secte von streng religiöser Richtung, deren Stifter im Anfange des Jahrhunderts in Mekka gewesen war und dort die puritanischen Doctrinen der gerade damals besonders mächtigen Duabiten in sich aufgenommen hatte, war wenige Meilen von Peshawur selbst auf dem Sitanaberge, einem hohen und bewaldeten Gebirgsrücken angesiedelt, der weit in das Industhal vorspringt und wie ein außenliegendes Forts die Straße nach Peshawur und den Indus selbst beherrscht. Sie rekrutirte sich aus den verwegensten Köpfen weit in das Land hinein bis nach Bengalen hin und übte durch ihre religiösen Leiter auch Einfluß auf die fern hinter ihr nach Westen zu wohnenden Stämme. Im Jahre 1829 gewann sie solche Ausdehnung, daß sie Peshawur selbst erobern konnte; damit war aber ihrer Entwicklung ein Ziel gesetzt. Ein Jahr später ermannte sich der damalige Herrscher des Laboolthales, trieb sie zu Paaren und tödtete im offenen Gefechte ihren Führer. Von dieser Zeit an auf das Gebirge beschränkt, blieb die Secte durch ihre Räubereien eine Plage des offenen Landes und mußte wiederholt durch englische Expeditionen zur Ruhe gebracht werden. Die letzte war im Jahre 1858 erfolgt, hatte aber, obwohl die Gegner nur einige Tausend kampffähige Leute zählten, einen solchen Aufwand an militärischen Kräften erfordert, daß die Engländer sich scheuten, ohne ernsten Anlaß mit ihnen von neuem anzubinden. Lord Elgin, der damalige Generalgouverneur von Indien, war im Princip gegen jede Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, es wurde ihm aber vorgestellt, daß die Sitanasecte, welche

Digitized by Google

täglich Räubereien verübte, bereits mit zwei benachbarten Stämmen in Verbindung getreten sei und wenn man nicht aggressiv vorgehe, eine Vereinigung der sämmtlichen umliegenden Gebirgsvölker gegen die englische Regierung zu befürchten stehe. Diese Gründe wirkten. Es wurde eine Truppe von 5000 Mann Infanterie nebst der entsprechenden Artillerie und Reiterei eilfertig zur Disposition gestellt und trotz der Warnungen des Oberstkommandirenden in Indien, Sir Hugh Rose, der diese Kräfte für nicht ausreichend erachtete, beschlossen, schleunigst zu agiren. Die Campagne war auf eine Dauer von drei Wochen veranschlagt. Man wollte durch einen Flankenmarsch ein enges felsiges Gebirgsthal aufwärts dringen, die hinter dem Thal belegene Hochebene besetzen, dadurch den Zuzug der benachbarten Stämme zu den zu schlagenden Sectirern absperren, dann eine Rechtsschwenkung machen, den Gebirgszug hinaufsteigen und die feindlichen Ortschaften im Rücken fassen, diese zerstören und dann sofort wieder abmarschiren. Der Plan war nicht übel, aber die unglückliche seit dem Krimkriege nicht geänderte Einrichtung des Transportwesens machte in der Folge die Ausführung unmöglich. Es ist bekannt, in wie unendlich schwerfälliger Weise die englischen Truppen in Indien marschiren; ihr Troß übersteigt regelmäßig bei weitem die Zahl der Kämpfer. Dies war auch hier in einem gemäßigteren Klima und einer kühlen Jahreszeit wieder der Fall. Man verlor die erste Hälfte des October 1862 mit dem langsamen Zusammenziehen der Regimenter und ließ den Afghanen Zeit, ihre Vorkehrungen zu treffen. Am 20. rückte der General Chamberlain in den als Weg ausgesuchten Umbeyla-Paß ein, aber statt mit aller Energie sofort auf die Hochebene durchzudringen, mußte er am Abend des ersten Tages vor dem Ende des Passes in dem engen Thal zwischen sechstausend Fuß hohen Bergrücken halt machen, weil der unendliche Troß das felsige Bett des im Thalwege fließenden Baches, die einzige Straße, sperrte. Auch zwei Tage später kam er nicht vorwärts. Eine thalaufwärts gemachte Recognoscirung zeigte hier bereits das ganze Land in Bewegung. Am 23. war er gezwungen sich in der ersten Stellung zu verschanzen, Brustwehren vor seiner Front aufzuwerfen, seine Flanken, die Bergwände links und rechts aufwärts durch starke Posten, die er später Felsengipfel und Adlernest genannt hat, zu sichern und auch diese zu befestigen.

Es klingt unglaublich, aber in dieser eigentlich unmöglichen Position, die von allen Seiten eingesehen und flankirt werden konnte, ist er einen Monat lang von irregulären, in keiner Weise organisirten und schlecht bewaffneten Leuten aufgehalten worden, welche die Engländer selbst Barbaren genannt haben. Bei Tag und bei Nacht, bald in der Front, bald in den Flanken wurde die Stellung in der erbittersten Weise von den aufgebrachten Afghanen angegriffen; die Engländer sind ausschließlich in der Defensive geblieben.

Digitized by Google

Die beiden schon genannten Flankenposten wurden ihnen wiederholt entrissen, und es blieb nichts weiter übrig, als die besten englischen Truppen gegen die eigenen von den Afghanen eroberten Verschanzungen den Berg hinauf attakiren zu lassen. Zwischendurch traten Waffenstillstände ein, um die Todten zu begraben, bei denen sich die Afghanen höflich und entgegenkommend, aber keineswegs gedemüthigt zeigten. Nach kurzer Zeit waren ihrer 15—20000 auf dem Fleck versammelt. Ein geistliches Oberhaupt der Nachbarschaft, das großes Ansehen unter den Eingebornen genoß, hatte sich offen für seine Landsleute ausgesprochen, die Sistirung aller Stammfeindseligkeiten proclamirt und einen Mahnruf zum Kampf gegen die Ungläubigen ergehen lassen. Schließlich, gegen Mitte November, wurde es nöthig, die Stellung im Thal ganz aufzugeben; man zog in aller Stille das linke Flügeldetachement ein und rückte, wie es scheint, in der Nacht (gesagt wird es nicht) auf den Berg zur rechten, wo wieder geschanzt wurde. Es war die höchste Zeit: die englischen Truppen waren durch die fortwährenden Kämpfe in einer übeln, von allen Seiten beschossenen Position unruhig geworden und begannen, ihre Stimmung zu verlieren. Unterdessen ging am 20. November der „Felsengipfel" noch einmal verloren und mußte vom 71. Schottländerregiment, das seinen Obersten dabei einbüßte, mit dem Bajonett genommen werden. Der General Chamberlain, der bei dieser Affaire selbst schwer verwundet wurde, berichtet:

„Am Morgen des 20. zeigten sich die Feinde in großer Anzahl auf den Höhen, die den „Felsengipfel" überragten, welcher von 100 Mann des 10. Füsilierregiments und von 100 Mann des 10. Pendjabregiments besetzt war. Der Angriff dauerte mehrere Stunden und die Afghanen rückten schließlich bis auf wenige Schritte vor den Brustwehren heran. Plötzlich um 3 Uhr, verursacht durch ein unerklärliches Benehmen der Besatzung, gewannen sie Besitz von der Bergspitze. Der untere Theil der Position wurde noch gehalten, bis zwei Drittel der Mannschaften verwundet oder gefallen waren. So wurde zum dritten Male dieses dominirende Außenwerk verloren. Die Feinde, begeistert durch ihren Erfolg, erhoben ein Triumphgeschrei, das von den benachbarten Hügeln wiederholt wurde, von denen man den Rückzug der Engländer sehen konnte.

„Hätten die Afghanen ahnen können" sagt der Verfasser, „welchen Eindruck dieser Sieg selbst in Lahore (60 deutsche Meilen entfernt) gemacht hatte, sie würden ihre Angriffe energisch wiederholt haben. Die militärische Position war bedenklich, die politische vielleicht noch weniger glückverheißend. Unser Marsch jenseits der Grenze hatte nicht allein die Völkerstämme der unmittelbaren Nachbarschaft in Aufregung gebracht, sondern die ganze Grenze auf mehrere

hundert Meilen Ausdehnung war in Bewegung. Selbst in Kabul regten sich Sympathien, vielleicht wurde dort sogar Hülfe versprochen. Auch nach dem englischen Gebiete verbreitete sich die Ansteckung; in den Dörfern unten in der Ebene lagen Verwundete, von denen man wußte, daß sie gegen uns gefochten hatten. Außerdem gab es aber noch eine größere Gefahr. Man mußte für die Disciplin und Treue der einheimischen Regimenter fürchten.

Der schon erwähnte Major James, auf dem Kriegsschauplatze anwesend, erwartete den Ausbruch eines Krieges mit Afghanistan. Auf seine Berichte über die Sachlage hin gab die Regierung zu Lahore die Ermächtigung zum Rückzuge in die Ebene. Lord Elgin, der Generalgouverneur von Indien, lag damals im Sterben und der Localgouverneur fürchtete die Verantwortung. Die Sache wurde dabei für so ernst gehalten, daß der Oberbefehlshaber Sir Hugh Rose sich vom Sterbebette Lord Elgin's nach Lahore begab, um den Ereignissen nahe zu sein. Er befürwortete bei der Centralregierung in Calcutta die Fortsetzung des Kampfes und ordnete zugleich das Nachrücken starker Reserven an. Diese Regierung war dennoch im Begriff das Aufhören des Kampfes zu decretiren, als der neue Generalgouverneur in Calcutta anlangte und die Fortführung desselben anordnete. Bis zum 15. December waren weitere 5000 Mann Truppen in dem Engpaß versammelt. Nun konnten die Engländer zur Offensive übergehen und schlugen ihre Gegner in zwei Gefechten. Dann aber benutzten sie schleunigst das Anerbieten einer der ihnen gegenüber stehenden Tribus, deren Gebiet durch den Krieg besonders gelitten hatte und machten mit ihr Frieden. Die Bedingungen desselben werden verschwiegen, aber es gehörte zu denselben, daß die Bonairs selbst die Zerstörung des den Engländern unangenehmen Hauptsitzes der Fanatiker, eines Dorfes im Innern der Gebirge, übernahmen. Diese Verwüstung fand am Tage darauf unter Aufsicht englischer Offiziere statt. Das Dorf war von seinen Einwohnern, vermuthlich auf Verabredung mit den Bonairs, verlassen und wurde verbrannt. Der Schlußact des Krieges wurde von einer Anzahl von Bergbewohnern mit angesehen, die sich allmählich auf dem Platz versammelten und den Brand beobachteten. Sorge und Zorn lag auf ihren Gesichtern. In ihren Dörfern waren viele frische Gräber von Gefallenen, und was sie tief erregte, war die Anwesenheit von Engländern in dieser von denselben bisher freigebliebenen Gegend. Da die Möglichkeit vorlag, daß es zu Feindseligkeiten kommen konnte, wurden sie von dem englischen Commissar und einem einflußreichen Chef der Bonairs nachdrücklich vermahnt und schließlich gingen sie schweigend und verdrossen nach Hause."

Unmittelbar nach diesem Act der Vergeltung wurde von den Engländern der Rückzug in die Ebene angetreten.

Digitized by Google

Die Lehren, die ihnen dieser „für sie wenig befriedigende Feldzug“ gegeben hat, sind einleuchtend. Die englische Position an der Grenze ist unsicher und strategisch ungünstig; sie hat vor sich ein hohes, von Feinden besetztes Gebirge, unmittelbar im Rücken einen mächtigen Strom, muß durch eine ganze Reihe von Befestigungen gesichert und fortwährend abpatrouillirt werden. Einem gemeinsamen Andringen der Gebirgsvölker gegenüber ist also das linke Indusufer schwer zu halten. Nunmehr aber scheint man entschlossen, den Gegnern allen Ernstes Versöhnlichkeit zu zeigen, ihnen vielleicht sogar Subsidien zu zahlen und den Versuch zu machen, ob sich auf diese Weise Einfluß über die Grenzwächter Indiens gewinnen läßt. Schwerlich! Hier liegt immer der wunde Fleck der englischen Herrschaft über Indien, hier ist das Thor, das einem energischen Feinde offen stehen wird, wenn dieser es versteht, sich den Völkerschaften als Befreier von der englischen Gewalt darzustellen und wenn er über Mittel genug gebietet, um Kabul zur dauernden Basis seiner Operationen zu machen.

J. Fr.

Norddeutsche Kriegshäfen.

5. Kiel, seine Föhrde und deren Befestigung.

Nachdem wir von den Plätzen aller künftigen deutschen Marineetablissements in der Ostsee eine Uebersicht gewonnen haben, ist nur noch übrig, vom Hauptkriegshafen selbst, von Kiel, ein anschauliches Bild zu entwerfen, das um so größerem Interesse begegnen dürfte, als die Extrafahrt des Zollparlaments am Schlusse seiner ersten Session die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr als vorher auf Kiel gelenkt hat.

Wie wir schon früher ausführten, ist Kiel durch seine Lage wenig dazu geeignet, die Ostsee zu beherrschen, während dies vom Jasmunder Bodden, nahe dem weit vorspringenden Vorgebirge Arkona auf Rügen im höchsten Maße gilt. Dafür ist es aber eben durch diese zurückgezogene Lage weit besser gegen feindliche Angriffe gedeckt und zum Haupt-Reservekriegshafen der Ostsee wie geschaffen. Ja, nach Vollendung des Nordostseecanals*)

*) Namentlich wenn derselbe in der Neustädter Bucht mündet und einen Verbindungs-Schleusencanal mit Kiel erhält, sodaß die Flotte aus Kiel nie genöthigt ist, Angesichts eines feindlichen Blokadegeschwaders um die gefährlichen Untiefen von Bülk herum nach Eckernförde zu gehn.

Digitized by Google

wird Kiel mit Nothwendigkeit Hauptkriegshafen für die ganze norddeutsche Küste werden. Ist dieser Canal fertig, so liegt Kiel (die südlichste von allen Föhrden) ziemlich in der Mitte der ganzen Küstenlinie, im Centrum unserer ganzen Nordostseefront. Die Geräumigkeit der Kieler Föhrde, welche alle anderen deutschen Häfen weitaus übertrifft, gestattet Flotten von jeder beliebigen Größe aufzunehmen, während der Raum an der Jahde, soweit auch dort die künstlich hergestellten Bassins durch Nebenbassins erweitert werden mögen, ebensowenig wie der Jasmunder Bodden, nie auch nur annähernd die Geräumigkeit Kiels wird erreichen können. Ferner wird Kiel Haupt-Reservekriegshafen für die ganze Küste sein, während in der Ostsee der Jasmunder Bodden, in der Nordsee der Jahdebusen die beiden Hauptausfallshäfen bilden.

Außerdem liegt der Ausfluß der Kieler Föhrde trotz ihrer verhältnißmäßigen Zurückgezogenheit insofern noch immer strategisch günstig, als er die Mündung des großen Belts beherrscht, da sein rechter Flügelposten, die Hochwachter Bucht, in dessen gerader Verlängerung liegt. Uebrigens ist, um Kiel gegen feindliche Angriffe völlig zu sichern, nicht blos eine Befestigung der Föhrde selbst und namentlich ihres Eingangs nöthig, sondern auch noch die Anlage befestigter Flügelstationen auf beiden Flanken. Wenn man von der Mündung der Föhrde nach der offenen See hinausschaut, hat man zur Linken die Eckernförde mit dem windebyer Noer, deren Befestigung (namentlich ein Fort bei Noer) wir als nothwendig betrachten, und ebenso hat man rechts (auf dem holsteinischen Ufer) die Hochwachter (Hohenwachter) Bucht, welche gleichfalls befestigt werden muß. Sie hat ihren Namen von einer Gruppe Strandgehöfte auf dem Kiel-Lutjenburger Wege erhalten und liegt zwar dem Nordostwinde und dem herrschenden Nordwest ganz offen, besitzt aber von Hochwacht bis zwei Meilen weiter östlich, vermöge der Aushöhlungen durch Seeströmungen solche Tiefe, daß die schwersten Kriegsschiffe wenige hundert Schritt vom Lande ankern und in kürzester Zeit zahlreiche Landtruppen an den Strand werfen können. Die letzteren finden in dem sehr coupirten und namentlich sehr wasserreichen Terrain, die beste Sicherung gegen übermächtige Streitkräfte und bedrohen so ungefährdet Kiel, Lübeck und die Verbindung Holsteins mit Fehmarn — Kiel können sie sogar in einem Tagemarsche erreichen. Ist dagegen die Hochwachter Bucht genügend durch sturmfreie, schwer armirte einander secundirende Forts befestigt, so wäre ein Angriff auf Kiel nur noch von Landtruppen möglich, die in der Neustädter Bucht, etwa zwischen Haffkrug und Niendorf gelandet, sich über Plön dirigiren, oder aber Lübeck bedrohen können. Im ersten Fall böte aber schon der lange Landweg Schwierigkeiten, und falls hier in der Neustädter Bucht, wie zu wünschen ist, die befestigte Nordostseecanalmündung ihre Stelle findet, wird

Digitized by Google

natürlich die Brandung überhaupt vereitelt, die außerdem lange vorher signalisirt werden würde. Auf der linken Flanke Kiels bei Eckernförde würde, wie bemerkt, ein recht starkes Fort bei Noer in Verbindung mit anderen Strandschanzen zur Abhaltung einer Landung genügen, während für ausreichenden Schutz einer hier anzulegenden Nordostseecanalmündung (die wir auch aus anderen Gründen nicht wünschen) selbst die größte Häufung von Strand- und Binnenforts nicht genügen könnte — die Mündung der Föhrde ist eben zu breit und läßt keinen vollständigen fortificatorischen Abschluß zu, selbst nicht bei so colossalen Anlagen, wie sie früher für den vollständigen Schutz eines Kriegshafens im windebyer Noer projectirt waren, aber der großen Kosten halber aufgegeben wurden.

Die Befestigung beider Flankenstationen ist also nöthig, um einer vor der Kieler Föhrde manöverirenden diesseitigen Flotte in diesen beiden tiefen Buchten ausreichende Stützpunkte zu sichern. Noch nothwendiger wird dies durch den Umstand, daß die große Tiefe beider Buchten selbst sehr schweren feindlichen Schiffen gestatten würde, hart an das Land zu kommen und Truppen auszusetzen, welche Kiel von der Landseite bedrohten. Dem gegenüber würde sich die diesseitige Flotte stets unter die Kanonen dieser Punkte zurückziehen und sich mit vollster Sicherheit an die Befestigungen anlehnen können. Für sie ist dann die ganze Kieler Bucht, welche zwischen der Schleimündung und Fehmarn liegt, und von welcher die Eckernföhrde, die Kieler Föhrde und die Hochwachter Bucht nur Theile bilden, vollkommen sicheres Terrain. Und wenn die Vollendung dieser Fortificationen große Summen kosten werden, so wird man mit denselben doch binnen viel kürzerer Zeit einen genügenden Kriegshafen schaffen, als wenn man nach dem früheren Plane Rügen hätte zum vollständigen Kriegshafen ausbauen wollen — in dieser Beziehung ist die Erwerbung Kiels durch den dänischen Krieg und den Kampf mit Oesterreich auch in pecuniärer Beziehung ein ganz enormer Gewinn.

Wir finden es, wie gesagt, den augenblicklich gegebenen Verhältnissen entsprechend, daß die Regierung zunächst mit vorläufigem Verzicht auf Rügen alle Mittel auf zwei Kriegshäfen concentrirt, auf einen Kriegshafen in der Nordsee, den Jahdebusen, und einen in der Ostsee, den in der Kieler Föhrde. Die letztere ist derjenige Punkt, welcher durch seine örtlichen Eigenthümlichkeiten alle anderen Häfen Deutschlands in den Schatten stellen und kaum von einem anderen Hafen der ganzen Erde übertroffen werden dürften. Die Kieler Föhrde ist eine weit in das Land hineinreichende Bucht, lang und schmal, wie die norwegischen Fjorde (Fjord ist dasselbe Wort wie Föhrde), d. h. sie hat, abgesehen von dem Salzwasser, völlig das Ansehen eines Flusses, der von dem inneren Ende nach Nordnordosten fließt und eine Länge von

Digitized by Google

etwa zwei Meilen bei einer Breite, welche zwischen einigen tausend Schritt und einer halben Stunde Ausdehnung variirt. Ueber die Vorzüglichkeit der Föhrde gibt es keine Verschiedenheit der Ansichten. In diesem Bassin vereinigen sich alle Eigenschaften, die ein guter Kriegshafen bieten muß: frei von Untiefen, läßt es sich ungefährdet mit den größten Schiffen bei dem schwersten Wetter ansegeln. Während die äußere Föhrde eine prachtvolle Rhede bildet und die Aufstellung der Flotte gestattet, kann der innere Hafen bei einer Tiefe von 32—40 Fuß eine Flotte ersten Ranges aufnehmen und ist dabei gegen alle Winde geschützt. Batterien auf Friedrichsort und dem gegenüberliegenden Ufer schließen den Hafen völlig gegen jeden feindlichen Angriff, und es bedarf nur der Anlage von Werften und sonstigen Etablissements, um Kiel zu einem Kriegshafen zu machen, der allen Anforderungen entspricht. Ja, noch mehr, nach Lothungen, die vor einiger Zeit angestellt wurden, ward uns mitgetheilt, daß man in geringer Entfernung vom nordwestlichen Ufer des inneren Theiles der Föhrde die wahrhaft erstaunliche Tiefe von 140 Fuß gefunden habe; die durchschnittliche Tiefe an den betreffenden Stellen beträgt nicht weniger als 10 Faden (60 Fuß), während die größten Kriegsschiffe höchstens 30 Fuß Wasser brauchen. Diese enorme Tiefe, wie sie kaum ein anderer Hafen Europas hat, gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß sie an vielen Stellen fast hart ans Land heranreicht; die 6 Fadentiefe (36 Fuß) geht dicht an die Stadt, weil das Ufer selbst ganz steil zum Grunde abfällt — die größten Schiffe der englischen Flotte konnten ganz nahe anlegen. Wie uns alte Schiffer an Ort und Stelle erzählten, hatte die Ostseeflotte der Engländer und der Franzosen, welche während des Krimkrieges gegen Kronstadt operiren sollte und auf Kiel anlief, sich nur mit großem Mißtrauen in die Föhrde hineingewagt. Die Franzosen waren die ersten gewesen, die unter fortwährenden Lothungen langsam in den Hafen hereingedampft kamen, und zu ihrem größten Erstaunen ohne Schwierigkeit immer weiter und weiter vordrangen; schließlich aber legte sich das englische Flaggschiff, der Schraubendreidecker „Duke of Wellington" von 131 Kanonen und (damals) 28 Fuß Tiefgang (25 Fuß 9 Zoll normal) sogar dem Kieler Schloß gegenüber vor Anker, und bei einer späteren Kreuzfahrt der englischen Ostseeflotte kam die englische Panzerfregatte „Defence" (Schwesterschiff der Resistance", 25 Fuß 5" normaler Tiefgang) dicht an das Land.

Endlich ist auch die Breite der Föhrde so groß, daß die Schiffe nicht blos unter Dampf einlaufen, sondern auch unter Segel einkreuzen können. Gerühmt wird auch der Ankergrund und es ist nur besonders unglücklichen Umständen zuzuschreiben, daß einmal unter den Wogenschwall eines heftigen Nordoststurmes, der das Wasser zu ungewöhnlicher Höhe aufstaute, einige

Digitized by Google

preußische Kriegsschiffe mit ihren Ankern ins Treiben kamen. Uebrigens treffen derartige Ueberschwemmungen weniger die Ostküste bei Ellerbeck, wo das Flottenlager projectirt ist, als die Westküste, auf welche der Wind von der Einfahrt her gerade zusteht, die aber bei ihrem steilen Abfall auch nicht viel zu leiden hat. Unschätzbar ist außerdem der Vortheil, daß keine Strömung herrscht, welche Versandung herbeiführen oder die Schifffahrt und die Hafenarbeiten stören könnte, und eben so wichtig ist es gegenüber allen übrigen Nordseehäfen, daß der Wasserstand in gewöhnlichen Zeiten wenig variirt — man kann immer auf einen bestimmten für die größten Schiffe stets genügenden Wasserstand zählen, was bei Häfen mit Ebbe und Fluth nicht der Fall ist, und selbst Portsmouth, der Hauptkriegshafen Englands, hat eine Barre, für deren Passage die schweren Panzerschiffe immer erst den täglich wechselnden Zeitpunkt der Fluth abwarten müssen, ein Umstand, durch welchen kurz vor der großen Revue vor dem Sultan im vorigen Jahre die Panzerfregatte „Valiant" (25 Fuß 8" Tiefgang) beinahe fest gerathen wäre. Auch friert die Föhrde im Winter viel schwerer zu, als die meisten übrigen deutschen Häfen; es läßt sich in ihr, wenn gerade das Offenhalten des Fahrwassers nothwendig erscheint, mit Eisbrecherfahrzeugen, wie man sie in Schweden hat, im Nothfall mit einem Panzerschiff, immer Bahn brechen.

Seit diese Föhrde die ganze Kriegsmarine des norddeutschen Bundes zu ihrem Stützpunkte ersehen hat, läßt sich der Stadt Kiel eine glänzende Zukunft prophezeien. Statten wir ihr jetzt einen kurzen Besuch ab, um von der ganzen Localität und der Art und Weise, wie sich dieselbe als Hauptkriegshafen des norddeutschen Bundes künftig entwickeln wird, ein Bild zu gewinnen.

Von Hamburg-Altona her hat uns der Eisenbahnzug durch freundliche Landschaften mit vorherrschend welligem Terrain geführt, in welchem nach der einförmigen, baum- und gebüschlosen Scenerie der nordostdeutschen Landschaft mit ihren weiten Ebenen vor Allem der Anblick der Knicks erfreut, jener freundlichen Buchenhecken, die auf einem kleinen Erdaufwurf längs der Gräben gepflanzt sind und die Physiognomie der Landschaft mannigfaltig beleben. Ungefähr in der Mitte unserer Fahrt hat sich das Terrain auf seine höchste Höhe gehoben, und wir haben jenen wenig fruchtbaren, haidereichen Höhenzug überschritten, der, gleichsam das Rückgrat der cimbrischen Halbinsel, die Nordseelandschaft von der Ostseelandschaft trennt. Von da ab bleibt man fortwährend im Absteigen; die Wellen des Terrains, meist von freundlichen Buchenwäldchen gekrönt, haben eine immer bewegtere Gestalt angenommen und durch ihren Wechsel freundliche Ueberraschungen hervorgebracht. Am Schluß der Fahrt sehen wir zu unserer Rechten zwischen einzelnen Gebüschgruppen und den Hügeln von Dorfgaarden hindurch einen

Digitized by Google

breiten Wasserspiegel erglänzen: das ist der innerste Theil der Kieler Föhrde. In wenigen Minuten ist diese uns ganz nahe gerückt, der Zug hält in dem stattlichen Bahnhof hart am Ufer und wir gewahren, daß der Kriegsgott sich diesmal seinen Sitz in einer wirklich idyllisch schönen Landschaft ausgesucht hat. Zwar fehlt ihr die stolze Majestät von La Spezzia, dem oberitalienischen Hauptkriegshafen. Dafür ist das Bild mit den sanft schwellenden Wellenformen der umrahmenden Hügel, mit dem saftigen Grün des jungen Buchenlaubes, weit lieblicher und frischer als es die gewaltigen Farbencontraste des Südens sind.

Wir treten vom Bahnhof aus sogleich an den Quai, und werfen von hier einen Blick zur Orientirung nach rückwärts herauf. Hinter uns, „stromaufwärts", wenige hundert Schritt zurück, findet der meergrüne Strom der Föhrde, einer Quelle in einer sanften Einbuchtung zwischen freundlichen Hügeln seinen Abschluß, und ganz nahe an diesem Binnenzipfel erhebt sich einerseits der hochgelegene Kirchhof von Kiel, andererseits Gaarden mit der in kräftiger Entwickelung begriffenen Eisenschiffbauanstalt, aus welcher dereinst unsere Panzerschiffe hervorgehn sollen.

Von Gaarden ab zieht sich, das ganze jenseitige (rechte) Ufer der Föhrde bis nach der Mündung hin begleitend, eine freundliche Hügelkette, bald ganz nahe an den Saum des Wassers herantretend, bald demselben ferner bleibend. Reizend wechseln Gelb, Grün und Roth der Ackerstreifen auf den Hügeln, deren Begrenzung wegen der verschiedenen Terrainwellenlinien die anmuthigste Mannigfaltigkeit zeigt, und überall sind die heiteren Farben der Ackerbeete durch saftiggrüne hohe Buchenknicks und kleine Wäldchen unterbrochen oder durch Obstpflanzungen, aus deren Laub das lebhafte und doch trauliche Roth neuer Ziegeldächer hervorleuchtet, und so das Vorhandensein halbversteckter wohlhäbiger Dörfer verräth. Besonders zwei derselben, außer Neumühlen, nämlich Wilhelminenhöhe (auch Sandkrug genannnt) und Ellerbeck fallen uns in die Augen: dicht bei ihnen (also auch nicht weit von dem jetzigen Marinedepot und andererseits von der Schiffbauanstalt bei Gaarden) werden sich künftig die mächtigen Arsenale unserer Kriegsmarine mit ihren Docks, Magazinen und Werkstätten erheben, während dahinter die eben erwähnteu Höhenzüge ansteigen. Und wenn wir den kleinen Dampfer besteigen wollten, der vom Bahnhof aus die ganze Föhrde hinab bis in die offene See Lustfahrten unternimmt, oder wenn wir im Segelboot die Föhrde hinabkreuzen wollten, würden wir weiterhin und näher der Mündung auf demselben rechten Ufer die Strandschanzen von Möltenort und Labor in nächster Nähe zu sehen bekommen — außerdem sind hier noch zwei andere Forts im Entstehen und für dieselben ist noch ein großes Kernwerk als Deckung auf der Landseite projectirt.

Digitized by

Weniger idyllisch, aber noch weit reicher wäre das Bild, welches das linke Ufer böte, auf dem wir jetzt stehn. Da erhebt sich, nahe einem stattlichen Privatgebäude, einer Mühle, und der imposanten Rohbaustructur des neuen preußischen Postgebäudes, zunächst dem inneren Ende des Busens, der Bahnhof als Abschluß des neuen Stadttheils, hart am Wasser, sodaß die Schienenstränge auf dem Quai selbst dahinlaufen, und ein directes Löschen (Ausladen) der Güter vom Seeschiff auf die Eisenbahnwagen gestatten, ein Vortheil, wie er am vollständigsten in Havre de Grace geboten ist, welches in dieser Beziehung Hamburg, Bremerhaven, Stettin und Danzig weit in den Schatten stellt. Kiel braucht trotz seiner Kleinheit in dieser Beziehung den Vergleich mit den mächtigeren deutschen Schwesterstädten nicht zu scheuen: der Handelshafen hat hart am Lande 30—40 Fuß Tiefe, während bei Düsternbrook stellenweise sogar 140 Fuß sind, und der Ankergrund, dessen Sand man erkennt, sehr weich ist. Ein langer Quai, das „Bollwerk", wo das niedrige Ufer bei seinem steilen Abfall nach dem Meeresgrund zu durch Pfahlwände und Bretterverschälungen abgestützt ist und somit den Handelsschiffen directes Anlegen gestattet, zieht sich vom Bahnhof aus längs des neueren und dann längs des älteren Stadttheils hinab und trägt auf dieser Uferstraße (der „Dammstraße") einen doppelten Schienenstrang von ganz bedeutender Länge. In reicher Zahl liegen hier die Seeschiffe hart am Lande und strecken die Enden ihrer Raaen oder den ragenden Klüverbaum weit über das Ufer herein. Massen von Fässern und Ballen lagern hier, Eisenbahn- und Rollwagen stehn dazwischen herum; hier häufen sich Berge von Kohlen, dort liegt eine mächtige für ein Kriegsschiff bestimmte Reserveschraube, dort wieder ein paar Kanonenröhren und in all dieser Unordnung tummeln sich Matrosen und Eisenbahnarbeiter herum, während Steuerofficianten und Kaufleute dazwischen ihre Befehle ertheilen. Dort finden wir auch eine Menge der kleinen einmastigen Schlupen, hier Jachten genannt, welche die in Ellerbeck geräucherten Kieler Sprotten nach den dänischen Inseln führen und mit diesen den Verkehr vermitteln.

Das Innere der Stadt, die gegen 20,000 Einwohner zählt, mit seiner Universität, dem schmucken niedlichen Museum, dem Markt vor dem alterthümlichen Rathhaus und der von hier aus gehenden echt niedersächsischen Hauptstraße, der Holstenstraße, mit ihren Giebelfronten, endlich die Stadtmauer und die Stadtthore haben etwas so Anheimelndes, daß man den Ort wirklich lieb gewinnt. Charakteristisch für Kiel ist auch die weite Salzwasserfläche eines Binnensees, des „kleinen Kiel", welcher mit der Föhrde durch einen Canal in Verbindung steht und auf der der Föhrde abgewandten Seite die Altstadt von den neuen Vorstädten trennt, die ihrerseits auf sanften Höhen wie in einem Kranze um das alte Kiel herumliegen und in Norden bis an das

Digitized by Google

Thor am Schloſſe, im Süden bis an den Bahnhof, alſo beiderſeits faſt bis an die Föhrde hinanreichen. Den nördlichen Theil dieſer Vorſtädte bildet der Flecken Brunswiek, der jetzt auch adminiſtrativ mit Kiel vereinigt werden ſoll und wo die neuen Kaſernen für die Marine angelegt werden, deren Bau hoffentlich die Schönheit des Weges nach Düſternbrook nicht beeinträchtigen wird.*)

Auf der Sehne des Kreisbogens nun, den die Vorſtädte um die Altſtadt beſchreiben, d. h. auf dem Bollwerk am Ufer der Föhrde, finden wir nicht blos die Anſtalten für Handel und Verkehr, ſondern auch am nördlichen Theile die Werften, auf denen verſchiedene neue Kauffahrteiſchiffe auf Stapel ſtehen. Dicht hinter den Werften erhebt ſich ein mächtiger weißer Steincoloß, im Grundriß bis auf einen Flügel ziemlich ein Quadrat bildend, und von einigen kleinen Thürmen mit Kuppel gekrönt: es iſt das Schloß, früher Sitz der Regierung, jetzt des Commandos der 17. Diviſion unſrer Armee und der Verwaltung. Von hier, dem nördlichſten Ende der Stadt aus, zieht ſich nun längs der Föhrde einer der entzückendſten Spaziergänge, die wir in Deutſchland kennen, in der Richtung auf die See hin, nach dem Badeorte Düſtenbrook. Freundliche Blumenanlagen ſchmücken von Anfang den Platz vor dem Thore am Schloß: und von hier führt der reizende Spaziergang hart am Ufer hin. Links behalten wir ſtets üppige Gärten, maleriſch durch niedrige Feldſteinmauern und duftige Hecken abgeſchloſſen und am Hange der belaubten Hügel gelegen, welche auch auf dieſem, dem linken Ufer die Föhrde begleiten; und rechts eröffnet ſich uns das köſtliche Panorama mit den Durchblicken auf den blanken breiten Spiegel der Föhrde, welche maleriſch die jenſeitigen Höhen klar wiederſchimmern läßt, und die Kriegsſchiffe auf ihren Wellen ſchaukelt, in weiterer Ferne auf die freundlichen bunten Hügelketten des jenſeitigen Ufers! Ganz nahe der Waſſerallee und längs derſelben liegen die Rümpfe der außer Dienſt geſtellten Kriegsſchiffe, nur von den kahlen drei Maſtſtumpfen überragt aber jetzt ohne Belaſtung weit höher aus dem Waſſer gehoben als ſonſt, ſodaß ſich auch mehr von ihren ſchönen ſchlanken Formen erkennen läßt. Gleich das erſte nahe dem Schloß an einer Landungsbrücke iſt die große Kaſernenbrigg „Barbaroſſa“ mit ihrer dürftigen Takelage und den Ausſprüngen an den Seiten für die Radkaſten aus der Zeit wo ſie noch Dampfcorvette war: weiter in der Mitte der Föhrde hin die ausgerüſteten Kriegsſchiffe mit ihren drohenden Kanonen-

*) Hier ſollen ſich ſpäter vier Kaſernen für die vier „Marinetheile“ erheben, unfern des am Düſternbrooker Weg gelegenen Admiralitätsgebäudes, und zwar eine Kaſerne für die Flottenſtammdiviſion d. h. die Matroſen, die andere für die Werftdiviſion, eine dritte für das Seebataillon und die vierte für die Seeartillerie beſtimmt, die jetzt in Friedrichsort liegt. Dazu noch ein Gerichts- und Gefangnenhaus, ſowie ein Marinehoſpital, deſſen geſunde Lage nahe dem ſchönen Park den Reconvalescenten ſehr zu Statten kommt.

Digitized by Google

reihen, und hoch streben aus den schönen Körpern die mächtigen stolzen Masten mit ihrem Stengengewirr empor. Besonders reizend ist dieser Anblick in der Pfingstzeit, wenn unsere schönen Schraubencorvetten auf den Stocken, den Enden der Raaen, ihrer schlanken Takelage Maien aufgepflanzt haben, junge Birkenbäume, die aus der Höhe wie riesige Sträuße von den Zweigen eines Christbaums festlich hernieder winken. Unter diesen in Dienst gestellten Schiffen, die also stets fast vollständige Ausrüstung haben, pflegt namentlich diejenige Fregatte ins Auge zu fallen, die als Flaggschiff des Hafenadmirals und Stationschefs die kleine weiße, von eisernen Kreuzen getheilte Commandoflagge am Kreuztop führt und vor Sonnenuntergang beim Streichen der Flagge den donnernden Abendschuß abgibt. Die anderen abgerüsteteten d. h. außer Dienst gestellten Schiffe dagegen, welche wir zuerst erwähnten, haben weder Geschütz noch Bemannung, noch Vorräthe an Bord, und ebenso ist ihre Takelage abgenommen, sodaß blos noch die kahlen Untermasten, die blosen Stumpfen mit den Marsen stehen geblieben sind, von Stengen, Raaen, Segeln oder Tauen aber nichts mehr zu sehen ist.

Noch ein ganzes Stück hinter der Reihe der Kriegsschiffe führt unsere Allee im Laubgewölbe zwischen Berg und Meer mit steten Durchblicken auf das letztere dahin: dann öffnet sich eine freiere Lichtung und zeigt uns die reizenden Anlagen und die niedlichen Häuschen von Düsternbrook.

Das linke Ufer hebt sich mächtig und fällt trotz reicher Laubholzbekleidung steil zur Föhrde hinab. Da, wo es bei einer bedeutenden Erweiterung der Föhrde nach links hin plötzlich zurücktritt, liegt auf dem Vorsprung und zugleich auf einer der höchsten Höhen Bellevue, der berühmte Aussichtspunkt, dessen Giebel aus dichtem Laubwald aufsteigend einige hundert Fuß hoch über den Gewässern der Föhrde hängt, und letzthin den Abgeordneten des Zollparlaments so gastliche Aufnahme gewährte. Von hier aus tritt, wie erwähnt, das Land immer weiter zurück wie eine gewaltige Bucht in weitem Halbkreis, sodaß die Breite der Föhrde außerordentlich zunimmt, und im fernsten Hintergrunde, in der Nähe von Holtenau, von welchem unten eingehender die Rede sein wird, nimmt dann die Föhrde die Mündung des (1777—1784 gegrabenen) Eidercanals auf, der, allerdings nur für kleine Fahrzeuge von 8—9 Fuß Tiefgang schiffbar und 4¼ Meilen lang, von hier nach Rendsburg führt, um dann durch die Eider, die Ostsee mit der Nordsee zu verbinden. Freilich kann er auch wegen seiner unsicheren westlichen Einfahrt zwischen den fortwährend wechselnden Sandbänken und Untiefen vor Tönning nie als vollkommene Verbindung beider Meere gelten, und ein ordentlicher Nordostseecanal zwischen der Elbmündung und einer Ostseebucht bleibt deshalb immer noch nöthig.

Erst am Ende der Föhrde tritt das linke Ufer wieder mehr an das

Digitized by Google

rechte heran, und es nähert sich demselben schließlich mit einer vorspringenden Spitze auf Gewehrschußweite. Auf dieser Spitze ist die kleine Festung (die „alte Seebatterie") Friedrichsort gelegen, die unter der dänischen Herrschaft, soviel sich bei einem kurzen Ueberblick erkennen läßt, aus einem einfachen bastionirten Viereck oder Fünfeck mit Ravelinen, einigen Contregarden und hohen rasenbedeckten Erdwällen nebst einem nassen, theilweise durch die See ersetzten Graben bestand und deren Inneres außer Pulvermagazinen nur kleine Gruppen einfacher niedriger, einstöckiger Häuser enthält, die eben nur für die Garnison und die dazu gehörigen Civilfamilien ausreichen, und einen ähnlich dürftigen Eindruck machen, wie z. B. das Innere von Weichselmünde oder von Peschiera am Ausfluß des Mincio aus dem Gardasee. Uebrigens hat man von hier aus einen reizenden Rückblick auf die blanke Föhrde mit Kiel und seinem malerischen alten spitzen Thurm am äußersten Ende. Hier bei Friedrichsort kann die Hafeneinfahrt durch Batterien in Verbindung mit unterseeischen Sperrungen vollständig geschlossen und gesichert werden: von diesem Punkte aus entfernen sich die Ufer wieder sehr schnell von einander und gestatten den freiesten Blick nach dem Feuer von Bülk und in die offene Ostsee hinaus; beim Leuchtthurm von Bülk ist das Fahrwasser bei 9—10 Faden Tiefe eine Viertelmeile breit.*) Drüben liegen auf den am meisten vorspringenden Landspitzen in geringer Entfernung die Strandforts von Möltenort und Labö, die erst unter preußischer Herrschaft angelegt, aber bereits vollendet und mit gezogenen 72 Pfündern (210 Pfd. Geschoßgewicht) armirt sind. Bei den drei genannten Orten (aber nicht auf dem Braunen Berge — vgl. unten) waren schon im ersten schleswig holsteinischen Kriege 1848—1851 kleinere Schanzen aufgeworfen worden, die jetzt durch die weit stärkeren Werke ersetzt sind. Diese beiden Forts bekommen außerdem, wie bemerkt, durch zwei andere (namentlich auch eins bei Schrevenborn) und wohl auch noch durch ein starkes Kernwerk, Rückendeckung. Dann hat das rechte Ufer der Föhrde am Eingang fünf starke Werke: das linke Ufer aber wird nicht minder stark befestigt durch die Erweiterung und Verstärkung von Friedrichsort und dann namentlich durch das mit 12 gezogenen 72 Pfündern armirte, auf dem Braunen Berge, der von Friedrichsort seewärts liegt und das letztere gegen die umliegenden dominirenden Höhen deckt. Dieses 1864 begonnene Fort, an welchem immer noch gearbeitet wird, erhielt wie Friedrichsort seine Armirung meist aus Magdeburg, von wo die Geschütze auf der Bahn kamen, und vom Bahnhof durch das Kanonenboot „Habicht" nach den Hafenbefestigungen gebracht wurden. Dieses Fort auf

*) Natürlicherweise wird die Hafeneinfahrt bei Friedrichsort nicht blos auf dem linken, sondern auch auf dem rechten Ufer der Föhrde durch Forts gesperrt.

Digitized by Google

dem Braunen Berge*) hat man auch mit richtigem Blick als denjenigen Punkt erkannt, wo außer den erwähnten 12 schweren Geschützen, Krupps 1100 Pfünder, der auf der vorjährigen Pariser Ausstellung so viel Aufsehen machte. und nachher vom Fabrikanten dem König von Preußen geschenkt wurde, am passendsten seinen Platz finden und am meisten wird leisten können.

Da diese Kanone als Geschütz für Küstenvertheidigung einzig in ihrer Art dasteht, sind unsern Lesern vielleicht einige genauere Notizen darüber erwünscht. Es ist überhaupt bei Weitem das größte welches existirt. Das eigentliche Centralrohr ist von ausgeschmiedetem Gußstahl hergestellt, und wiegt 400 Centner: dagegen betrug das ursprüngliche Gewicht des Gußstücks, aus welchem dieses Rohr geformt worden ist, nicht weniger als 840 Cent., sodaß über hundert Procent Metall durch die Bearbeitung verloren gegangen sind. Das Rohr ist durch drei übereinandergetriebene Stahlringe von nach außen abnehmender Länge verstärkt, sodaß es in der Gegend der Pulverzündung am stärksten ist. Der äußerste dieser Ringe trägt die Schildzapfen, mittelst deren das Geschütz in der Lafette hängt, und alle drei Ringe, aus massiven Gußstahlplatten ohne Schweißung hergestellt, haben das Gewicht von 30 Tons, sodaß das ganze Rohr 1000 Centner wiegt; das schwerste englische Geschütz, der schmiedeeiserne Armstrong 600 Pfünder, hat trotz der größeren Leichtigkeit des gleichstarken Gußstahls nur 22¼ Tons. Die einzelnen Theile des Riesengeschützes sind sämmtlich unter dem 1000 Centner schweren Dampfhammer, dem größten der Welt, gehämmert, welchen Krupp sich mit einem Kostenaufwand von 600.000 Thlr. in Essen construirt hat. Die Lafette ist ebenfalls von Stahl gemacht, und wiegt 300 Centner: sie findet auf einer 500 Cent. schweren stählernen Drehscheibe die in Paris aus Mangel an Raum nicht mit ausgestellt war, ihren Platz. Die Herstellung dieses Geschützes hat eine bei Tag und Nacht ununterbrochene Arbeit von 16 Monaten erfordert und der Preis incl. Lafette und Drehscheibe beläuft sich auf 145,000 Thlr., wovon 105,000 Thlr. allein auf das Rohr kommen. (Für den Transport nach Paris mußte ein eigener Eisenbahnwagen aus Eisen und Stahl construirt werden, welcher auf 6 paar Rädern läuft und leer 464 Centner wiegt: die Nothwendigkeit einer so schweren localen Substruction, auf die wir schon früher gelegentlich der Thurmschiffe hinwiesen, macht solche Geschütze auf Schiffen nicht leicht anwendbar.) Das Geschützrohr hat bei seinen 1000 Centnern Gewicht 210¼ Zoll Länge, da wegen eines Gußfehlers der vordere Theil, der ursprünglich länger sein sollte,

*) Die Lage aller bisher genannten Punkte kann sich der Leser leicht mittelst der sehr hübschen Uebersichtskarte über die Kieler Föhrde und des Planes von Kiel die sich in Bädeckers Reisehandbuch für Norddeutschland S. 52 befinden, veranschaulichen.

Digitized by Google

abgeschnitten werden mußte, und das verhältnißmäßig große Kaliber von 14 Zoll Englisch. Es ist als Hinterlader construirt, schon weil sonst eine besondere Maschinerie nöthig gewesen sein würde, um das 1000 Pfd. schwere Geschoß in das Lager zu schieben. Der Verschluß ist ziemlich derselbe wie beim gezogenen 4 Pfünder der Feldartillerie: doch ist im Keil keine Ladeöffnung, da das Vorschieben zu schwer sein würde. Vielmehr wird der Keil ganz herausgeschraubt, das 10 Centner-Geschoß wird mittelst einer besonderen Trage emporgehoben, und von der dem Keilauszug entgegengesetzten Seite hereingebracht und dann mit Schrauben nach vorn geschoben. Nachdem die Ladung von 1 Centner Pulver eingebracht ist, wird der Keil hineingeschraubt und fest angezogen, wobei ein im Rohr liegender Stahlring den dichten Verschluß bewirkt. Die Richtung des Geschützes wird wie gewöhnlich genommen, während zwei verticale Schrauben mit Kurbelrädern die Elevation geben. Die Seele hat 40 Züge, welche nach der Mündung zu enger werden. Das Vollgeschoß von Stahl wiegt 1100 Pfd., die Granate 981 Pfd., während das Gewicht des Bleimantels 200 Pfd., das der Pulverladung 100—200 Pfd. beträgt. Das Hohlgeschoß wird von einem länglichen Gußstahlkern mit massiver Spitze gebildet, und in dasselbe wird hinten, nachdem es aufgeschraubt ist, ein Beutel mit 16 Pfd. Pulver als Sprengladung eingesetzt und darauf der Boden zugeschraubt und festgenietet: eine besondre Zündungsvorrichtung für die Sprengladung ist nicht nöthig, da schon die Friction beim Aufschlagen allein die Explosion bewirkt. Jeder Schuß kostet 800 Thlr. und die Kosten des Geschützes betragen nach dem Obigen bedeutend mehr, als die Unterhaltung eines Infanterieregiments während eines ganzen Jahres. Der Rahmen (Drehscheibe) bewegt sich beim Gebrauch das Geschütz leicht und gestattet auch den Rücklauf zu hemmen: indessen ist die Bedienung, obwohl 4—6 Mann zur Handhabung genügen, doch zu langsam, um ein rasch vorbeifahrendes Panzerschiff sicher zu treffen, obwohl es, wenn es trifft, auf 5000 Schritt auch 6zöllige Platten durchschlagen soll. Da also Handhabung und Richtung der ungeheuren Masse auf ihrer Drehscheibe nicht leicht genug ist und stets längere Zeit erfordert, so wird es sich empfehlen, wenn der Feind eine Forcirung des Hafeneinganges versuchen sollte, nicht zielend den feindlichen Panzerschiffen zu folgen, sondern die Kanonen auf denjenigen Punkt des Einganges zu richten, wo man den einlaufen-Feind am besten zu fassen vermag und dann für den Schuß genau den Moment abzupassen, wo das Panzerschiff diese Stelle passirt und die Entfernung natürlich ganz genau bekannt ist.

Im Fall eines feindlichen Angriffs auf Kiel würde sich vor Allem eine mehrfache Sperrung der Passage durch eine unterseeische Floßwand empfehlen, oder besser noch durch mehrere solche, parallel hintereinander angebrachte

Digitized by

Barren aus eisernen, unter Wasser schwimmend erhaltenen und fest verankerten Kästen, die durch Ketten verbunden sind. Zwar sind im amerikanischen Kriege, wo ähnliche, aber aus hölzernen Materialien hergestellte Sperrungen mehrfach angewandt wurden, keine vollständig befriedigenden Resultate zu erzielen gewesen: bei der Anwendung von Eisen aber dürfte dies gelingen und auf jeden Fall wird man den Vortheil erreichen, daß die feindlichen Panzerschiffe beim Einlaufen genöthigt sind, an dieser Stelle längere Zeit zu verweilen und sich so dem Feuer der schweren Geschütze von den Forts zu exponiren. Gerade hierbei würde auch der neue gezogene Mörser, auf den wir später zurückkommen, die Decks der Panzerschiffe zu durchschlagen, und furchtbare Verheerungen anzurichten im Stande sein.*) Nach Einrichtung solider Sperruugen aber wird es möglich sein, die ganze furchtbare Gewalt unserer Artillerie zur Geltung zu bringen und praktisch eine Bestätigung für die Ansicht der Times zu erhalten, die schon jetzt bei ihren Artikeln über die Panzerschiffe zur Genugthuung jedes Deutschen die Artillerie nur dreier Flotten, der Englischen, der Französischen und der Prussian navy als maßgebend hinstellt.

Die Armengesetzgebung des preußischen Staats.

Im jetzigen Gebiete des preußischen Staats war ursprünglich die Armenpflege in den Händen der Kirche und hatte den Grundsatz des kanonischen Rechts, daß ein Viertel des Zehnten zur Armenpflege zu verwenden sei, Geltung gehabt. Die geordnete kirchliche Armenpflege hatte jedoch schon vor der Reformation aufgehört und an ihre Stelle war eine weltliche Armenpflege getreten, die, soweit sie nicht in den Händen milder Stiftungen war, überall den Ortsbehörden oblag.

Bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts war nun diese Armenpflege im Gebiete des brandenburgisch preußischen Staats eine sehr mangelhafte.

Die Gemeinden waren allerdings, wie es in der Verordnung vom 18. November 1684 (Mylius Corpus Constit. Magdeburgicarum P. I S. 93) heißt, angewiesen, „soviel immer möglich“ für ihre Armen zu sorgen, allein sehr oft genügten die Gemeinden dieser Pflicht nicht; es blieb dann den Armen überlassen, sich selbst durch Betteln oder Stehlen vor dem Hungertode zu schützen. Sie zogen dann schaarenweise bettelnd durch das Land.

---

*) Sperrungen durch versenkte Schiffe, wie sie bei Sebastopol und Charleston bestanden, sind nicht anzurathen, weil sie erstens das Auslaufen der eigenen Flotte für etwaige Ausfälle oder andere Offensivzwecke hindern, und dann das Fahrwasser für lange Zeit verderben.

Die brandenburgiſchen landesherrlichen Verordnungen des ſiebenzehnten Jahrhunderts z. B. noch die vom 10. April 1696, 19. November 1698, 1. Juni 1699 ſind voll von Klagen über dieſe hordenweiſe umherziehenden Bettler, zu denen ſich oft gewerbsmäßige Räuber geſellten und welche durch Diebſtahl, Raub und Brandſtiftung die Sicherheit des Eigenthums gefährdeten und zugleich oft anſteckende Krankheiten verbreiteten.

Unter der Regierung Friedrichs I. wurde nun aber durch eine Anzahl landesherrlicher Edikte der Verſuch gemacht, eine beſſere Armenpflege einzuführen. Es wurden deshalb für die einzelnen Landestheile zahlreiche Verordnungen erlaſſen; einen Abſchluß fand die Armengeſetzgebung aber erſt unter König Friedrich Wilhelm I. durch die für den Umfang der ganzen Monarchie erlaſſenen Verordnungen vom 10. Februar 1715 und 21. Juni 1725. In der erſtgedachten Beſtimmung iſt vorgeſchrieben, das Betteln ſolle künftig hart beſtraft werden, „jede Stadt und Dorf aber ihre Armen nothdürftig verſorgen"; den Obrigkeiten, welche wirklich hilfsbedürftigen Armen die nöthige Unterſtützung nicht geben würden, wurden Geldſtrafen angedroht und den Fiscalen zur Pflicht gemacht, aufs Strengſte gegen die in Bezug auf die Armenpflege nachläſſigen obrigkeitlichen Perſonen einzuſchreiten. Die Geiſtlichen wurden angewieſen, ſich ſolcher Armen, die nicht gehörig unterſtützt wurden, anzunehmen und ſollten namentlich die Paſtoren auf dem Lande monatlich über den Zuſtand der Armen in ihrer Gemeinde an die vorgeſetzte geiſtliche Behörde berichten.

Die Mittel zur Armenpflege ſollten durch Collecten beſchafft werden, zu denen Jedermann ein Gewiſſes „nach Proportion ſeiner Nahrung und ſeines Vermögens" zu zahlen verpflichtet war.

In der Verordnung von 21. Juni 1725 ward die Aufſicht über die Ortsbehörden in Bezug auf die Armenpflege verſchärft und namentlich noch vorgeſchrieben, daß in allen Fällen, wo eine Gemeinde nicht im Stande ſei, für ihre Armen genügend zu ſorgen, dem Könige ſelbſt wegen der erforderlichen Remedur Anzeige geſchen ſolle.

Dieſe Verordnungen hatten einen außerordentlich wohlthätigen Erfolg, indem der wirklichen Noth mehr wie früher abgeholfen und das ſchaarenweiſe Umherziehen der Bettler im Lande, welches der öffentlichen Sicherheit ſo nachtheilig geweſen war, faſt ganz unterdrückt wurde.

Die Beſtimmungen des Allgemeinen Landrechts über Armenpflege ſchließen ſich zwar nicht der Form, aber doch dem Inhalt nach im Weſentlichen an die beiden gedachten Verordnungen Friedrich Wilhelms I. an. In § 1 Th. II Tit. 19 ſtellt das Allgemeine Landrecht das Prinzip auf:

„Dem Staate kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu ſorgen, die ſich ihren Unterhalt nicht ſelbſt verſchaffen

Digitized by Google

und denſelben auch von anderen Privatperſonen, welche nach beſondern Geſetzen dazu verpflichtet ſind, nicht erhalten können."

Die unmittelbare Ausübung der Armenpflege übertrug jedoch das Landrecht den Stadt- und Dorfgemeinden, ganz wie dies im Geſetze von 1715 geſchehen war, es ließ nur ſubſidiariſch die Verpflichtung des Staats eintreten. Im Anſchluß an dieſe Beſtimmungen des Allgem. Landrechts ordnete nun das Geſetz vom 31. December 1842 an, daß den einzelnen Gemeinden reſpective den ſelbſtändigen Rittergütern die Pflege ihrer Armen obliege und daß falls eine Gemeinde oder ein Rittergut nicht im Stande ſei, dieſer Pflicht zu genügen oder falls ſich Arme fänden, die in keinem beſtimmten Orte heimathsberechtigt ſeien, der Landarmenverband ſubſidiariſch zur Unterſtützung der Armen verpflichtet ſein ſolle. Der Umfang der einzelnen Landarmenverbände fällt vielfach mit dem der Provinzen zuſammen. Für Oſtpreußen iſt durch Verordnung vom Septemper 1864 vorgeſchrieben, daß jeder Kreis einen beſonderen Landarmenverband für ſich bilden ſoll.

Die Armenunterſtützung, welche jeder wirklich Hilfsbedürftige zu fordern befugt iſt, ſoll nur den nothdürftigen Unterhalt in ſich begreifen. In Bezug auf die Frage, ob einer beſtimmten Perſon Armenunterſtützung zu gewähren und wie hoch ſolche zu bemeſſen ſei, iſt die Competenz der Gerichte vollſtändig ausgeſchloſſen und nur die Entſcheidung der Verwaltungsbehörden maßgebend.

Darüber, ob im Fall des Unvermögens der Landarmenverbände der Staat ſubſidiariſch die Pflicht der Armenpflege habe, ſpricht ſich das Geſetz vom 31. December 1842 nicht ausdrücklich aus, nur beiläufig erwähnt der § 10 der Zuſchüſſe, die aus der Staatskaſſe den Landarmenverbänden zu gewähren ſeien; man kann daher nicht annehmen, daß die Vorſchrift in § 1 Thl. II Tit. 19 des Allgemeinen Landrechts, wonach der Staat ſubſidiär für die Koſten der Armenpflege zu ſorgen hat, aufgehoben ſei.

Dieſe Beſtimmung des Landrechts hat man in neuerer Zeit vielfach angegriffen und ſie wohl gar auf ſocialiſtiſche oder communiſtiſche Anwandlungen der Verfaſſer dieſes Geſetzbuchs zurückführen wollen; man hat hierbei aber gänzlich überſehn, daß in § 1 Thl. II Tit. 19 des Allgem. Landrechts nur ein Grundſatz ausgeſprochen iſt, welcher zur Zeit der Abfaſſung des Landrechts unter den Lehrern des gemeinen Rechts als feſtſtehend galt. Man folgerte dieſen Grundſatz aus den Beſtimmungen des kanoniſchen Rechts, namentlich aus canon 1 Dist. 42, can. 8 Dist. 47 und can. 21 Dist. 86.

Uebrigens war auch ſchon in der Verordnung Friedrich Wilhelm I. vom 21. Juni 1725 indirect der Grundſatz einer ſubſidiären Haftung des Staats für die Koſten der Armenpflege anerkannt, denn wenn der König vorſchrieb, es ſolle ihm ſelbſt wegen der erforderlichen Remedur Anzeige geſchehen, falls

Digitized by Google

eine Gemeinde nicht im Stande sei, ihre Armen zu ernähren, so lag doch hierbei offenbar die Absicht zu Grunde, daß bei wirklichem Unvermögen der Gemeinde der König aus Staatsmitteln helfen wollte.

Der wesentliche Unterschied zwischen der heutigen preußischen Armengesetzgebung und der bereits durch Friedrich Wilhelm I. eingeführten besteht wohl darin, daß die harten Strafen, welche in dem Armenedict von 1715 den in Bezug auf die Armenpflege nachlässigen Ortsbehörden angedroht sind, jetzt nicht mehr bestehn, daß ferner die Ueberwachung der Ortsbehörden durch die Geistlichen aufgehört hat und daß endlich die Landarmenverbände mit ihrer Fürsorge als Mittelglied zwischen die Gemeinden und den Staat eingeschoben sind.

Von den verschiedensten Standpunkten aus sind nun seit Jahren die Bestimmungen unserer Armengesetzgebung Gegenstand der Kritik und der Angriffe gewesen. Wir erkennen ein Reformbedürfniß dieser Gesetzgebung an, halten ihre Grundlagen aber für durchaus richtig. Betrachten wir zunächst im Allgemeinen, welche Anforderungen man an eine gute Armenpflege stellen muß. Unbestreitbar ist zunächst die Pflicht des Staats, dafür zu sorgen, daß der nothdürftige Unterhalt jedem, der ihn sich nicht selbst verschaffen kann, gewährt werde, daß im Bereiche des Staats Niemand dem Hungertode erliegt. Diese Verpflichtung des Staats könnte man nur dann in Abrede stellen, wenn man den Staat als einen Verein von Menschen betrachten wollte, der gar nicht an die Vorschriften der Humanität und Moral gebunden ist.

Zweifelhaft kann nur sein, ob der Staat die ganze Armenpflege unmittelbar in seine Hände nehmen, sie auf Staatskosten und durch directe Staatsbeamte leiten lassen oder ob er sie der mehr oder weniger selbständigen Thätigkeit der Gemeinden überlassen soll.

In größeren Staaten ist unstreitig das letztere vorzuziehn. Directe Leitung der Armenpflege durch den Staat würde die Anstellung einer Unmasse von Beamten nöthig machen, deren wir jetzt nicht bedürfen; überdies läßt sich das Armenwesen nicht ohne Nachtheil von der Polizeiverwaltung trennen, die man ja doch mit Ausnahme weniger großer Städte im preußischen Staate mit Recht überall den Gemeinden gelassen hat. Auf keinem Gebiete des Staatslebens möchten daher eine zu directe Einmischung des Staats und zu große Centralisation so nachtheilig sein, als gerade auf dem Gebiete der Armenpflege.

Daraus aber, daß die Armenpflege zunächst Sache der Gemeinde ist, folgt noch nicht, daß der Staat sich gar nicht weiter darum zu kümmern brauche. Die Autonomie der Gemeinden darf nicht soweit getrieben werden, daß man am Ende den Staat in eine Anzahl fast selbständiger Gemeinwesen auflöst. Sowie das Volksschulwesen zwar auch zunächst Sache der Gemein-

Digitized by

den ist, aber der Beaufsichtigung des Staats unterliegen muß, so muß auch dasselbe von der Armenpflege gelten, wenn man diese nicht wieder in den kläglichen Zustand zurückfallen lassen will, in dem sie sich bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts in Preußen befunden hat. In einem Staate vom Umfange des preußischen empfiehlt es sich nun aber, die Aufsicht über die Armenpflege den Gemeinden zu übergeben, die Oberaufsicht den Provinzial- und Centralbehörden des Staats vorzubehalten.

Das Ziel der öffentlichen Armenpflege darf in der Regel nur Gewährung nothdürftigen Unterhalts sein.

Wenn milde Stiftungen oder Privatwohlthätigkeit einzelnen Personen, namentlich solchen, die arbeitsunfähig sind, mehr als den nothdürftigen Unterhalt gewähren, so ist dies dankend anzuerkennen, allein die Armenpflege des Staats oder der Gemeinde darf schon um deswillen in der Regel nicht mehr spenden, weil ihre Mittel meistens ja nur aus den Beiträgen und Steuern aller auch der ärmsten Klassen der Bevölkerung zusammengebracht werden. Außerdem muß in Bezug auf Unterstützung arbeitsfähiger Personen der Spruch Anwendung finden: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen", weil man sonst durch die Almosen blos den Müssiggang befördern würde. Es ist bekannt, daß namentlich in katholischen Ländern durch unüberlegte Wohlthätigkeit der Klöster und milden Stiftungen oft Bettelei und Müssiggang befördert worden sind. Ueber England urtheilte der berühmte Franklin schon vor nunmehr hundert Jahren, der Hauptfehler der dortigen Armenpflege sei der, daß häufig arbeitsfähige Personen durch übertriebene Unterstützung zur Faulheit verleitet und somit abgehalten würden, selbst durch Fleiß und Sparsamkeit ihre Lage zu verbessern.

Untersuchen wir nun von den festgestellten allgemeinen Grundsätzen aus, in wiefern unsere jetzige Armengesetzgebung als eine zweckmäßige betrachtet werden kann.

Das Hauptprinzip derselben, daß der Staat die Pflicht des nothdürftigen Unterhalts der Armen hat, daß er diese Pflicht aber zunächst den Gemeinden oder Gutsbezirken und nur subsidiarisch den Landarmenverbänden überweist, selbst aber nur für Erfüllung der Verbindlichkeiten der Landarmenverbände haftet, halten wir für richtig.

In Bezug auf die Durchführung dieses Prinzips kommen jedoch folgende der Verbesserung bedürftige Punkte in Betracht.

1) Jede, auch die kleinste Gemeinde und jedes außerhalb eines Gemeindeverbandes belegene Domänen- oder Rittergut bildet einen selbständigen Bezirk für die Armenpflege. Diese Kleinheit der Bezirke für Armenpflege hat nun ebensowohl ihre großen Vortheile als Nachtheile. Die Vortheile sind im wesentlichen folgende: je kleiner der Bezirk für Armenpflege ist, desto

Digitized by Goog

eher ist es dem mit dieser betrauten Beamten möglich, alle die Personen, welche auf Unterstützung Anspruch machen, genau zu kennen und daher zu beurtheilen, ob und welcher Unterstützung sie bedürfen; auch ist es gerade bei einem kleinen Bezirke und einer in Folge dessen geringen Zahl von Hilfsbedürftigen am leichtesten möglich, die Nothleidenden statt durch eigentliche Almosen durch passend gewählte Arbeiten zu unterstützen.

Diesen Vorzügen gegenüber darf man nun aber auch nicht die großen Nachtheile übersehn, welche aus der Kleinheit der Armenbezirke entstehen. Zunächst ist die Last der Armenpflege für die verschiedenen Orte eine sehr verschiedene; jeder Ort sucht sich nach Kräften Hilfsbedürftige fern zu halten und es sind uns Fälle bekannt, wo sämmtliche angesessene Wirthe eines Dorfes sich vereinigten, an fremde Arbeitsleute keine Wohnung zu vermiethen. Am Schlimmsten ist es aber, daß in vielen Gemeinden und Gutsbezirken sich durchaus Niemand findet, der Bildung genug hätte, um die Pflicht der Armenpflege in gehöriger Weise zu erfüllen. Dieser Uebelstand findet in der Rheinprovinz und in Westphalen um deswillen nicht Statt, weil dort immer eine größere Anzahl von Dörfern oder Gütern zu einem Amte (in der Rheinprovinz zu einer Bürgermeisterei) vereinigt sind, und weil es Sache des Amtmanns oder Bürgermeisters ist, wie überhaupt die Polizeiverwaltung, so insbesondere die Armenpflege der einzelnen vereinigten Dörfer oder Güter zu beaufsichtigten.

Die bevorstehende und schon so lange erwartete Reform der Gemeindeordnung der östlichen Provinzen wird hoffentlich auch in diesen dahin führen, daß die Gemeinden und Gutsbezirke, welche zu klein sind, um ein selbständiges Gemeindeleben führen zu können, zu Sammelgemeinden oder Aemtern resp. Bürgermeistereien verbunden werden und wird dann den Uebelständen, welche aus der Kleinheit unserer heutigen Armenpflegebezirke folgen, wohl in genügender Weise abgeholfen werden können.

2) Das Gesetz verordnet, daß wenn eine Gemeinde die Last der Armenpflege nicht tragen könne, der Landarmenverband subsidiarisch diese Last übernehmen soll. Die Entscheidung darüber, in welchem Falle eine Gemeinde für unvermögend zu erachten sei, ist lediglich der freien Beurtheilung der vorgesetzten Verwaltungsbehörde überlassen.

Wir würden es nun für zweckmäßig halten, daß gesetzlich bestimmt würde, bis zu welchem Betrage eine Gemeinde schuldig sei, allein die Kosten der Armenpflege zu tragen, wenn man also z. B. bestimmte, daß jede Gemeinde verbunden sei, wenn es die Lage ihrer Armen nöthig mache, jährlich ein Summe, die etwa dem dritten Theile ihrer directen Staatssteuern gleich käme, für Armenpflege zu verwenden und daß, wenn diese Summe nicht ausreicht, der Landesarmenverband den Mehrbetrag zu zahlen habe.

Digitized by Google

Ein bestimmter gesetzlicher Maßstab für die Leistungspflicht der Gemeinden ist dem freien Ermessen der Verwaltungsbehörden bei weitem vorzuziehen.

Gegenwärtig kommt es vor, daß Gemeinden über ihre Kräfte zur Armenpflege herangezogen werden und wohl noch öfter tritt der Fall ein, daß Gemeinden, weil sie glauben, Nichts mehr für die Armenpflege thun zu können und weil sie doch den Nachweis ihres Unvermögens gegenüber dem Landarmenverbande nicht zu führen wissen, den Armen Unterstützungen, welche diese mit Recht würden verlangen können, verweigern, sodaß der Mangel einer festen Bestimmung der Leistungspflicht der Gemeinden häufig die erheblichsten Nachtheile herbeiführt.

Der Nothstand in den Kreisen Rybnik und Pleß in Oberschlesien im Jahre 1847, welcher den furchtbaren Hungertyphus zur Folge hatte, ist hauptsächlich dadurch so schlimm geworden, daß die Ortsbehörden und Gutsbesitzer Nichts mehr zur Unterstützung der Nothleidenden thaten, weil sie ihre Mittel für erschöpft erachteten, während der Landarmenverband und der Staat die Mittel der Gutsbezirke und Gemeinden für ausreichend hielten und daher noch nicht zu Hilfsleistungen verpflichtet zu sein glaubten.

3) Der Bezirk der Landarmenverbände sollte überall mit dem der einzelnen Provinzen zusammenfallen.

Es herrscht jetzt überhaupt die Absicht, durch Decentralisation der Verwaltung den Provinzen größere Bedeutung wie bisher zu geben. Mit Bildung besonderer Provinzialfonds ist in Bezug auf die Provinz Hannover der Anfang gemacht worden. Dieser ganzen Tendenz der Decentralisation entspricht es, daß man die Provinzen überall zu Landarmenverbänden macht. Auf keinen Fall darf man aber, wie es in Ostpreußen durch die Verordnung vom September 1864 geschehen ist, jeden Kreis zu einem besondern Landarmenverbande machen, denn bei einer allgemeinen Anwendung dieses Princips würden wir für unsern ganzen Staat über vierhundert Landarmenverbände erhalten, deren Beaufsichtigung durch die Centralbehörden nicht durchzuführen sein würde und von denen gewiß oft der eine oder der andere außer Stand wäre, seinen Verpflichtungen gehörig zu genügen.

Sind dagegen die Provinzen selbst Landarmenverbände, so ist die Oberaufsicht der Centralbehörden des Staats über die einzelnen Landarmenverbände keine sehr schwierige, und der Fall, daß der Staat mit seinen Mitteln zur Unterstützung der nothleidenden Provinz eintreten müßte, wird gewiß nur höchst selten vorkommen.

Diese Reformvorschläge lassen das Grundprinzip unserer heutigen Armengesetzgebung, daß nämlich zunächst die Gemeinde oder der Gutsbezirk und nur subsidiär der Landarmenverband und der Staat für den nothdürftigen

Digitized by Google

Unterhalt der Hilfsbedürftigen zu sorgen haben, in voller Geltung; sie suchen aber die richtige Anwendung dieses Prinzips zu regeln und mehr wie bisher zu sichern, damit für die Zukunft Uebelstände, die auch in neuester Zeit vielfach in unserer Armenpflege hervorgetreten sind, möglichst vermieden werden.

Sg.

Die Wahlen zum würtembergischen Landtag.

Aus Schwaben, Mitte Juli.

Die Landtagswahlen sind vorüber. Ihr Ergebniß ist eine Niederlage der Regierung, die wenigstens in diesem Umfang unerwartet, jedenfalls aber längst verdient war: ein Werk ausgleichender Gerechtigkeit. Denn die Niederlage ist der Regierung in erster Linie beigebracht durch ihre Bundesgenossen im Zollparlamentswahlkampf, mit denselben Waffen, über welche sie vor vier Monaten selber den Segen gesprochen. Sie hat geerntet, was sie damals gesät. Unschwer war vorauszusehen, daß, wenn das par nobile fratrum einmal sich in die Haare geriethe, — und dies war bei den würtembergischen Wahlen unvermeidlich — die Regierung gegen den rücksichtsloseren Genossen den kürzeren ziehen werde, solange sie fortfährt, die Unterstützung der anständigen und unabhängigen Kreise der Bevölkerung zu verschmähen.

Andererseits darf man freilich den Sieg der Demokratie nicht überschätzen. Man darf nicht meinen, das schwäbische Volk habe mit diesen Wahlen Preußen den Fehdehandschuh hinwerfen wollen und die nächste Folge werde die Kündigung der Verträge und die Mobilisirung des schwäbischen Milizheers sein. Diese Deutung verbietet schon der verhältnißmäßige Erfolg, den neben der Demokratie die nationale Partei diesmal errungen hat. Versuchen wir es die Bedeutung des Wahltags näher festzustellen, dessen Vorbereitung Schwaben wiederum drei Wochen lang in gelinde Aufregung versetzt hat.

Bei einem von Parteien so durchwühlten Lande ist es nicht leicht, eine Durchschnittsmeinung desselben zu constatiren. Doch ist so viel gewiß, daß die große Menge zu keiner der vorhandenen Parteien gehört und nur vorübergehend in den Kreis derselben gezogen werden kann. Die Volkspartei hat ihren Anhang hauptsächlich in dem Kleinbürgerthum der kleinen Städte, die deutsche Partei in den gebildeten Klassen, in dem höheren Gewerbe- und Handelsstand, auch unter Offizieren und Beamten, soweit man sich hier zu einer unabhängigen Gesinnung entschließen kann. Die Ultra-

Digitized by Google

montanen vermögen nur in einzelnen Landestheilen den Ausſchlag zu geben; eine Regierungspartei endlich iſt im Grund nur in der Hauptſtadt organiſirt, wo ſie ſich an die Intereſſen des Hofes knüpft. Die große Menge, zumal die Landbevölkerung, ſteht, wie geſagt, außerhalb aller Parteiorganiſation und bildet das große neutrale Feld, um welches ſich diesmal vorzugsweiſe der Einfluß der Regierungsbeamten und der Einfluß der radicalen Schlagworte mit einander ſtritten.

Darf man nun von einer eigenen Meinung dieſer großen Maſſe reden, die nun einmal bei dem allgemeinen Stimmrecht den Ausſchlag gibt, ſo muß man vor Allem bei ihr keine extremen Neigungen vorausſetzen. So wenig in Schwaben als anderswo hätte ſie Luſt nach revolutionären Experimenten. Man will Frieden haben, nicht blos nach außen, ſondern auch mit den deutſchen Brüdern. Den Bruch mit Deutſchland will man ſo wenig als im Jahr 1866 der Rath der „nächtlichen Axt" Anklang fand. Man will, daß die mit Norddeutſchland geſchloſſenen Verträge ehrlich gehalten und die eingegangenen Verpflichtungen erfüllt, im Uebrigen aber alle weiter gehenden Verbindlichkeiten ferngehalten werden. Alſo keine weitere Annäherung an Preußen, es iſt ſchon jetzt genug und übergenug; vor Allem kein Eintritt in den norddeutſchen Bund, von dem nun einmal in der ſchwäbiſchen Phantaſie die Vorſtellungen von unerſchwinglichen Steuern, unerhörten Militärlaſten und haarſträubenden Beeinträchtigungen der perſönlichen Freiheit unzertrennlich ſind. Dabei ſchüttelt man ungläubig zu den Südbundsprojekten den Kopf. Ueberhaupt iſt das Volk weſentlich conſervativ, ſelbſt im jetzigen Zuſtande, an deſſen Dauer im Grund Niemand glaubt, und wenn man ſich nicht verbergen kann, daß ſchließlich doch ein näherer Anſchluß an den Nordbund unausbleiblich iſt, ſo will man ſich wenigſtens damit nicht beeilen und nicht ſelbſt die Hand dazu bieten. Das wird ſich ja Alles „von ſelber" machen; mag alſo das weitere getroſt der Vorſehung anheimgeſtellt werden.

So etwa die Durchſchnittsmeinung des Landes. Und dennoch der Sieg einer extremen Partei? Und eine Niederlage der Regierung, deren Programm der gedankenloſen Trägheit doch nichts anderes war, als die Formulirung eben dieſer Stimmung, die genau jene Mitte zwiſchen Volkspartei und nationaler Partei einzuhalten bemüht war und die noch überdies den ganzen dienſtwilligen Apparat ihrer Bureaukratie zur Verfügung hatte?

Vor Allem überſchätzte die Regierung ihre Kräfte und ihre Autorität, wenn ſie meinte, das allgemeine Stimmrecht heute in dieſem, morgen in jenem Sinne lenken und benützen zu können. Sie ſcheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, in welchem Grad ſie ſich durch ihre ſchwankende zielloſe Politik das Vertrauen nicht blos der Parteien, ſondern auch des Volkes entfremdet hat. Heute diejenigen als Landesfeinde zu denunciren, mit denen man geſtern

Digitized by Google

noch Arm in Arm gewandelt war, heute dieſer, morgen der entgegengeſetzten Partei einen Liebesblick zuzuwerfen, der ſich regelmäßig am folgenden Tag in einen Bannſtrahl verwandelt, ſcheint doch das ſeltſamſte Mittel von der Welt, um nach den Erſchütterungen des Jahres 1866 die Autorität der Landesregierung zu befeſtigen. Als die Regierung mit ihren Bundesgenoſſen vom März brach, als ſie Candidaten gegenübertrat, die damals unter denſelben Feldzeichen mit ihr gekämpft hatten, drängte ſich den Wählern die erklärliche Frage auf, ob denn dieſe Candidaten oder ob die Regierung ihre Stellung verändert habe und den damaligen Bekenntniſſen untreu geworden ſei; und die Antwort konnte nicht zu Ungunſten der demokratiſchen Bewerber ausfallen. Auf ihrer Seite fand man die Conſequenz; ſie agitirten noch jetzt mit denſelben verſtändlichen Schlagworten, die damals auch die Regierung nicht verſchmäht hatte, ja an manchen Orten war man hartnäckig genug zu meinen, daß man trotz der Anſtrengungen des „Staatsanzeigers“, der Regierung auch jetzt wieder einen willkommenen Dienſt leiſte, wenn man die entſchiedenſten Gegner des Anſchluſſes an Preußen wähle. Man erlaubte ſich an dem Ernſt ihrer Polemik gegen die Volkspartei zu zweifeln, und wie wir ſehen werden, nicht ganz ohne Grund; hatte doch die Regierung ſelbſt aus allen Tonarten das Lob der ſüddeutſchen Fraction geſungen, und dieſe Fraction, die ſich rühmte, in Berlin ſo erfolgreich der Verpreußung des Landes entgegengetreten zu ſein, bildete den Kern der jetzigen Candidatenliſte der Volkspartei. Offenbar war kein zureichender Grund vorhanden, ihr jetzt untreu zu werden.

Dazu kommt, daß die Regierung wenig Glück hatte mit den Candidaten, welche ſie ihrerſeits den Wählern anzubieten fand. Man muß freilich geſtehen, daß ſie in der Auswahl beſchränkt war, da ſie dieſelben nicht in den unabhängigen Kreiſen ſuchen konnte. Im Beginn der Wahlagitation war zwar viel von „unabhängigen Landwirthen“ die Rede, welche in Anbetracht der zu erwartenden Vorlagen der nächſten Kammer beſonders wohl anſtänden. Aber die Regierung hatte damit ihre officiellen Candidaturen nur ſchlecht maskirt, und ſchließlich war ſie doch genöthigt, zu einer Reihe von eigentlichen Regierungsbeamten zu greifen, deren Wahl in der That eine ſtarke Zumuthung für das zum erſtenmal des allgemeinen geheimen Stimmrechts frohe Volk war. Von den Miniſtern war zwar Herr v. Golther ſo weiſe geweſen, noch vor Beginn des Wahlkampfs die ausgeſtreckten Fühlhörner wieder einzuziehen. Herr v. Mittnacht, den noch die Glorie vom 1. Mai umſtrahlte, — er ſelbſt war freilich in einer Wahlrede ſo beſcheiden anzuerkennen, daß man von ſeinem damaligen Auftreten „allzuviel Rühmens“ gemacht habe, womit er freilich im halben Athem die Verwunderung verband, daß man ihm anſtatt der Ovationen, die ſeinem Collegen Völk zu

Theil würden, jetzt eine heftige Opposition bereite, — auf diese Lorbeeren gestützt, durfte er abermals als Bewerber auftreten, doch glückte es ihm nicht ohne erhebliche Gegnerschaft. Und noch weniger Gunst erfuhren die übrigen Staatsbeamten, sodaß die eigentlich ministerielle Partei in der Kammer sich auf eine recht bescheidene Anzahl reducirt.

Nun ist es freilich nicht das Beobachterprogramm vom 10. Juni, das der Regierung diese Niederlage beigebracht hat. Mit der brüsken Kriegserklärung gegen Preußen, wie dieses Programm sie enthielt, ließ sich doch wenig ausrichten, diese Erfahrung machten die demokratischen Candidaten in Bälde. Einer nach dem andern begann gelindere Saiten aufzuziehen und erklärte an das Programm sich nicht zu binden. Der eine hielt wenig Stücke auf den Südbund, der andere wollte die Verträge gehalten wissen und protestirte gegen eine Allianz mit dem Ausland. Ein dritter wollte wenigstens so lange die Verträge halten, bis sie „in sich selber zerfallen". Manche waren sogar so ehrlich, die populäre Parole des Milizsystems zu verschmähen. Kurz, auch das anmaßliche officielle Programm der Volkspartei hat seine Niederlage zu verzeichnen. Es vermochte nicht einmal die eigenen Leute bei der Fahne zu halten. Es ging ihm mit seinem fröhlichen Kriegsgeschrei fast ebenso, wie der Regierung mit dem Vertrauen, das sie für ihre Bediensteten in Anspruch nahm.

Dies war freilich schon an dem Tage vorauszusehen, als jenes Programm der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Es machte darum einen seltsamen Eindruck, als die Regierung einen so gewaltigen Anlauf nahm, aus dem Staatsrath einen besonderen Hilfsredacteur zum „Staatsanzeiger" detachirte und lange Artikel gegen jenes Programm anfertigen ließ. Es zeigte sich bald, daß dies im Grund Scheingefechte waren. Denn weniger die Volkspartei wurde vom Staatsanzeiger bekämpft, als vielmehr das „Programm des Beobachters", das ausdrücklich, und mit Recht, von dem der Volkspartei unterschieden wurde. Man bekämpfte ein todtgeborenes Ding, das von der eigenen Partei verlassen war; dagegen verfuhr man bei Bekämpfung der auf dem Zettel der Volkspartei stehenden Bewerber mit sorgfältiger Auswahl. Es fiel der Regierung nicht ein, einem Oesterlen, einem Mohl oder Probst Gegencandidaten entgegenzusetzen, während von den eigentlich nationalen Candidaturen keine war, die nicht außer der Demokratie und den Ultramontanen auch noch den Regierungseinfluß gegen sich gehabt hätte. Selbst Weber, der Präsident der letzten Kammer, und Duvernoy, der Märzminister, beides hervorragende Männer unseres parlamentarischen Lebens, beide sehr gemäßigt und, obwohl national gesinnt, doch außerhalb der Organisation der Partei stehend, die dem Herrn v. Mittnacht so verhaßt ist, wurden durch den Regierungseinfluß verdrängt, während noch zwei Tage vor der Wahl der

Digitized by Google

Staatsanzeiger, um ja keinen Zweifel über die Meinung der Regierung zu lassen, unter anderen Namen auch Mohl, Probst, Schott, Deffner als der Regierung angenehme Candidaten bezeichnete. Kein Wunder, daß die Regierung vollends Alles daran setzt, um die Wahl Hölders, des Führers der nationalen Partei, zu verhindern. Leider blieb dieser in Ballotage mit einem gänzlich unbedeutenden Candidaten der Volkspartei. Die Regierung hatte einen dritten Candidaten aufgestellt, und die Frage ist nun, ob bei der Nachwahl die Stimmen desselben dem nationalen oder dem demokratischen Bewerber zugewendet werden. Wenn man bedenkt, daß die Regierung auch auf dem nächsten Landtag vielleicht zuweilen in der Lage sein wird, den Forderungen der Demokratie gegenüber um die Stimmen der nationalen Partei zu werben, wie sie auf dem letzten Landtag derselben zur Durchführung der Verträge und der Militärreform bedurfte, wenn man ferner bedenkt, daß Hölder bei aller Entschiedenheit den nationalen Standpunkt zugleich mit der größten Mäßigung vertritt, wenn man seine vielfachen ausgezeichneten Verdienste um das öffentliche Leben, seine gediegenen Kenntnisse und langjährige parlamentarische Praxis erwägt — Vorzüge, die wahrlich in der eben gewählten Kammer dünn gesät sind, — so konnte man vielleicht erwarten, daß die Regierung größeren Werth auf die Wiederwahl einer solchen Capacität, als auf eine Verstärkung des demokratischen Clubs legen werde, um so mehr als doch auch da und dort die deutsche Partei Selbstverleugnung geübt und den Regierungscandidaten zum Sieg verholfen hat, wie denn ohne ihre Mitwirkung Herr Sarwey, der besondere Freund der Minister, seinen demokratischen Gegnern erlegen wäre. Die Sache schien wichtig genug, um in einem Ministerrath verhandelt zu werden, der am letzten Samstag gehalten wurde. So viel davon verlautet, waren die Minister getheilter Meinung. Nicht alle Collegen waren der Ansicht der Herren v. Mittnacht und Golther. Aber gerade die leitenden Minister wünschten, daß der Regierungseinfluß dem demokratischen Gegner Hölders zur Verfügung gestellt werde. Dies illustrirt die wahre Gesinnung unserer Regierungskünstler heller, als alle polemischen Anstrengungen, die der Staatsanzeiger drei Wochen lang gemacht hat. Das Ministerium Mittnacht-Golther steht noch heute und den Warnungen des Wahltags zum Trotz der Demokratie des Landes unendlich näher als derjenigen Partei, welche den ehrlichen Anschluß an den norddeutschen Bund verlangt.

Damit hängt es denn zusammen, daß mit Ausnahme einer einzigen Partei, der deutschen, alle anderen Parteiunterschiede sich verwischen und verflüchtigen. Man hat seine liebe Noth, die Anzahl der Erwählten ordentlich in Rubriken zu bringen. Niemand weiß genau zu sagen, wo die Grenzlinien der Volkspartei, der Regierungspartei oder gar der dunkeln Gesellschaft der

Digitized by Google

ſogenannten „Großdeutſchen“ zu ziehen ſind. Alle Zeitungen klaſſificiren daher wieder anders und ein Haufen von Unglücklichen wird gleichzeitig von dieſer und von jener Seite in Anſpruch genommen. Gewiß iſt vor der Hand ſo viel, daß die beſtimmten politiſchen Bekenntniſſe nur Minderheiten hinter ſich haben, das Programm des Beobachters ſo gut wie das der deutſchen Partei. Die große Menge iſt ſchwer zu definiren; ein beſcheidenes Mittelmaß iſt nach jeder Beziehung die Signatur dieſer erſten Kammer des allgemeinen Stimmrechts. In dieſer Erkenntniß wird auch die Regierung raſch wieder von ihrem erſten Schreck ſich erholt haben. Sie hat ein Material vor ſich, das mit einiger Klugheit recht wohl ſich wird behandeln laſſen, und für Herrn v. Bambüler war es ja immer ein beſonderes Vergnügen, ſeine Virtuoſität in der Lenkung einer ſcheinbar widerſtrebenden Volksvertretung zu zeigen. Inſofern iſt die Niederlage der Regierung mehr eine moraliſche; ſchwerlich werden ihr ernſthafte Schwierigkeiten daraus erwachſen.

Vor Allem iſt nicht daran zu denken, daß wirklich Anläufe im Sinn der Volkspartei zu fürchten wären. Der Gedanke, die Verträge zu kündigen, iſt zu kindiſch, als daß ſeine Urheber verſuchen ſollten, Ernſt damit zu machen. Daß das Volk dieſelben aufrecht erhalten will, nicht mehr, aber auch nicht weniger — das hat es durch ſeine Abſtimmung deutlich gezeigt. Und komiſch war nur die Ernſthaftigkeit, mit welcher die demokratiſchen wie die Regierungskandidaten ihre Ehrlichkeit und ihre Vertragstreue betheuerten, als ob es überhaupt in der Macht Würtembergs ſtände, jene Verträge einſeitig zu kündigen, und als ob es ſchon eine unendlich anerkennenswerthe Leiſtung ſei, nicht gradezu wortbrüchig zu werden. Die Volkspartei rechnet allerdings für ſich etliche 40 Wahlſiege heraus. Wir ſind weit entfernt, ihr einen einzigen dieſer ominöſen Zahl zu beſtreiten, aber wir wiſſen, daß dieſelben eine ziemlich vielſeitige, um nicht zu ſagen gemiſchte Geſellſchaft darſtellen, und daß es Mühe koſten wird, ſie in einem Klub zuſammenzuhalten. Die unbedingten Anhänger des Beobachters und ſeines Redacteurs ſind nur ein Theil, und nicht eben der hervorragendſte Theil der Partei. Die bekannten Namen, Bacher, Probſt, Mohl, Oeſterlen, Schott u. ſ. w. bilden daneben eine Art unabhängige Linke und der Beobachter ſelbſt unterſcheidet ſie heute ſchon von der Volkspartei im engeren orthoxen Sinn. Weiterhin rechnet er dann für ſich noch eine Anzahl „Großdeutſcher“, mit welchem verſchämten Namen er meiſt Ultramontane deckt, die bisher allerdings engſte Freundſchaft mit der Demokratie hielten, andererſeits aber auch wieder in die nächſte Gruppe, die ſogenannten unabhängigen Großdeutſchen oder Liberal-Conſervativen hinüberſpielen, die ihrerſeits dann in ſanften Schattirungen allmählich zu der Regierungspartei ſich abſtufen. Will die Volkspartei alſo auch in Zukunft durch ihre große Anzahl imponiren, ſo wird ſie gemäßigte

Digitized by Google

Politik treiben müssen; überläßt sie sich excentrischen Gelüsten, so kommt sie bereits mit den Unterzeichnern des süddeutschen Rechenschaftsberichts in Conflict, der bekanntlich vertragstreu lautet. Das demokratische Programm vom 10. Juni entgeht also unmöglich einer fatalen Alternative: entweder seine Urheber machen sich nun rüstig daran, um den Südbund zu bauen, die Verträge mit Preußen zu zerreißen, und dann wird das Häuflein der Getreuen rasch zusammenschmelzen, oder man verzichtet von vornherein auf Anstrengungen im Sinn des Programms, und dann ist es eitel Phrase gewesen.

So sind es ziemlich schwankende und zweideutige Parteiverhältnisse, denen sich die Anhänger der nationalen Sache gegenüber befinden, und dies kann nur dazu dienen, die Stellung derjenigen Partei zu heben, die allein ein festes Ziel im Auge hat. Sie ist mit 12 Candidaten ihrer Richtung durchgedrungen, ein Erfolg, der nach der Niederlage im März die Gegner rechts und links unangenehm überrascht hat. Daß die nach dem Jahre 1866 gewählte Kammer mindestens wieder dieselbe Anzahl von nationalgesinnten Abgeordneten zählte, wie die vor sechs Jahren gewählte, das ist ohne Frage das wesentlichste Ergebniß der Wahl. Den Gegnern ist verdrießlich, daß das glänzende Renommée, das sich Schwaben mit seinen Zollparlamentswahlen erworben, nun wieder einen bösen Makel zeigt. Der Volkspartei ist es Wermuth in ihren Siegeskelch, der Regierung macht es die Niederlage zwiefach empfindlich. Man hatte schon die verächtliche Miene einstudirt, mit welcher man die abermals gänzlich durchgefallenen Bettelpreußen zu mustern gedachte. Sie galten als ein für allemal beseitigt, abgethan. Und nun verstimmt nicht bloß die Zahl ihrer erfolgreichen Bewerber, sondern mehr noch die Thatsache, daß die Niederlage im März die Partei nicht entmuthigen und desorganisiren konnte, und daß sie wenige Monate später wieder mit frischen Kräften auf dem Kampfplatz stand. Allerdings hat auch sie ihre Verluste erlitten. Weber, Wächter, Fetzer, Golther (nicht der Minister) lassen empfindliche Lücken, und man darf es ihnen nicht vergessen, daß die Treue gegen die nationale Sache, der Muth, mit dem sie in ungünstiger Zeit ihrer Ueberzeugung gedient haben, ihnen die Stimmen der verhetzten Wähler entfremdet hat. Und nicht blos in nationalen Fragen wird man ihre Stimme vermissen, sondern für die Geschäfte überhaupt, für die Besetzung der Commissionen wird es sich als ein höchst zweifelhafter Gewinn herausstellen, daß man so manche bewährte parlamentarische Kraft durch sogenannte „Männer des Volks“ ersetzt und ihnen Aufgaben wie die Steuerreform und die Revision der Landesverfassung anvertraut hat. Andererseits aber hat die Partei wieder neue und werthvolle Kräfte gewonneu, so vor Allem Dr. O. Elben, den Redacteur des schwäbischen Merkurs, und Dr. E. Pfeiffer, den jungen Privatgelehrten und Volkswirth, beide in hervorragen-

Digitized by

der Weise zum öffentlichen Leben befähigt. Pfeiffer's Wahl ist dadurch noch besonders bedeutsam, daß sie in Ulm, der zweiten Stadt des Landes, erfolgt ist und gegen Machinationen aller Art durchgesetzt wurde. Sie führt zugleich den ersten Israeliten in das Ständehaus und die deutsche Partei darf sich somit rühmen, in Vorurtheile, die in unserm Lande besonders tief wurzeln, die erste Bresche gelegt zu haben. Seine Wahl sowie diejenige Römers, des Protagonisten im Kampf gegen den schwarzrothen Particularismus, ist mannigfach im Lande gefeiert worden, und wenn die bevorstehende Nachwahl im Bezirk Göppingen, wie zu hoffen ist, noch Hölder der Kammer zuführt, so wird unsre Partei so wohl vertreten sein, als irgend eine andere.

Ob man freilich in diesen verhältnißmäßigen Erfolgen schon den Anfang der Besserung erblicken darf, ist eine andere Frage und nicht einfach zu bejahen. Durch die kleineren Wahlbezirke stellten sich die Aussichten der nationalen Partei von Anfang an günstiger. Doch ist so viel gewiß, daß den Männern der süddeutschen Fraction ihre Leistungen in Berlin wenigstens keine vermehrten Sympathien eingetragen haben. Auch erreichte die Wahlbewegung keineswegs dieselbe Höhe und nahm weit nicht dasselbe Interesse in Anspruch, wie vor 4 Monaten. Vergebens mühte sich der Beobachter mit allen Künsten der Reclame ab, diese Wahlen zu einer großen Staatsaction aufzublasen, und zwar im Gegensatz zur Zollparlamentswahl, bei welcher er doch nur getheilten Gemüths mitgethan hatte. Man könnte sagen, daß jetzt schon unser Volk von einer Wahl ins Parlament ganz anders in Bewegung gesetzt wird, als von der Wahl in den Particularlandtag, wenn nicht schon durch den kurzen Zwischenraum das Nachlassen der Bewegung sich erklärte. War doch die Wahl vom 8. Juli nichts als die zweite Auflage, ein Anhang zu der Wahl vom 24. März, bei welcher Alles schon dagewesen war und zudem alle Motive den Reiz und die Stärke der Neuheit gehabt hatten. Die speziellen Landesangelegenheiten, obwohl verhältnißmäßig wichtig genug, waren doch nicht im Stand die Gemüther lebhaft für und wider zu erhitzen. Es ist sehr bezeichnend, daß die eigene Steuerreform, die den nächsten Landtag beschäftigen wird und die dringlich genug ist — denn seit dem Jahr 1821 gilt bei uns ein „provisorisches Steueredikt" — in den Zwiegesprächen zwischen Candidaten und Wählern höchst selten eingehend behandelt wurde, während vor 4 Monaten das preußische Steuerwesen in Städten und Dörfern der Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen war: ein deutlicher Beweis, daß die Agitatoren des Tages lieber von Dingen reden, die sie nichts angehen und die sie nicht verstehen, als von solchen, die sie zwar auch nicht verstehen, die sie aber verstehen sollten.

So zehrte denn der Wahlkampf wesentlich von den Brocken von damals; an Erfindungen, in welchen jene Zeit so Uebermenschliches geleistet

Digitized by Google

hatte, kam wenig neues zu Tage, die schwäbische Phantasie hatte sich offenbar erschöpft. Herr Schott, der Verfasser der „Menschlichen Schwächen," der damals den Wählern damit heiß gemacht hatte, daß in der preußischen Armee noch die Prügelstrafe bestehe, und einen Redacteur, der ihm unsanft darauf gedient hatte, vor Gericht wegen Injurien verurtheilen ließ, hatte sich aufs neue angestrengt und versicherte jetzt der Universitätsstadt Tübingen, daß wenn das Land preußisch würde, überall die Schlagbäume wieder aufgerichtet würden. Aber derlei entbehrte doch schon den Reiz der Originalität. Es war im Ganzen nicht mehr dasselbe Temperament in der Polemik. Die Placate redeten eine mildere Sprache. Selbst die Presse schien — wofern uns nicht die Gewohnheit bereits abgehärtet hat, — ihren Ton um etwas herabgestimmt zu haben. Es machte einen eigenen Eindruck, als Herr v. Mittnacht vor den Wählern von Weikersheim mit großer moralischer Entrüstung über die beklagenswerthen Ausschreitungen der Presse — er meinte die demokratische — sich beschwerte, die möglicherweise ernste Gefahren über das Land heraufbringe, denn diese Presse war jedenfalls nicht schlimmer als sie damals war, da sie noch das Wohlgefallen des Herrn Ministers und Mitglieds der süddeutschen Fraction genoß und die Heldenthaten des Ritters vom 1. Mai pries; wie es andererseits merkwürdig war, daß die Volkspartei jetzt anfing, über den unerträglichen Druck der Regierung und die entsetzlichen Beeinflussungen der Beamten zu lamentiren, denn die Mittel der Regierung waren doch diesmal genau dieselben, wie sie bei der Zollparlamentswahl gewesen waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie damals noch außerdem dieselben Leute, welche heute lamentiren, als Avantgarde benützt hatte.

So also war Anfang, Verlauf und Resultat der jüngsten Wahlbewegung in Schwaben. Welches jedoch die muthmaßlichen Thaten der neugewählten Kammer sein werden, welchen Einfluß sie auf die Weltbegebenheiten auszuüben berufen sein mag, — solche und andere Fragen enthalten wir uns billig aufstellen oder gar beantworten zu wollen. Schwerlich wird der Regierung viel daran gelegen sein, möglichst bald die Willensmeinung der getreuen Stände einzuholen. Gelder besitzt sie für Jahre, und die Kammer früher, als bis wir 1870 schreiben, einzuberufen, ist ihr durch die Paragraphen der würtembergischen Verfassung nicht auferlegt. Bis dahin aber mag manches anders werden als mancher Volksvertreter sich träumen läßt.

*.

Digitized by Google

Die Beschlaglegung auf künftigen Arbeitslohn.

Die Stellung der Arbeiter ist eine der wichtigsten Fragen, welche unser heutiges sociales Leben aufzuwerfen hat. Selbst wenn wir von den Anforderungen der Humanität absehen, — schon die Klugheit macht es uns zur Pflicht, diesen Stand mit dem langsam-sicheren Fortschritt unserer Entwickelung auszusöhnen und ihm das Verständniß für dessen innere Nothwendigkeit zu erschließen. Unverkennbar bietet es für Menschenklassen, welche von der Anwendung ihrer physischen Kräfte existiren und denen man gelegentlich ihre physische Ueberlegenheit mit allen Möglichkeiten vor Augen führt, — für solche bietet es doppelten Reiz, eine prinzipielle durch die Gleichartigkeit der Interessen gestählte Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse zu machen, auch ohne vor dem Gedanken eines völligen Bruches zurückzuschrecken. Jede Frage daher, welche die Interessen der Arbeiter in größerem Umfange berührt, ist damit zugleich in eminentem Sinn eine politische, wenn wir sie von dem Standpunkt aus betrachten: ob sie diese Massen auf dem Wege der Zufriedenheit weiter führt oder auf den der Unzufriedenheit zurückweist.

Wir greifen die Lohnfrage heraus und aus derselben wiederum einen Punkt, welcher in letzterer Zeit mannigfach Gegenstand der Discussion von Seiten des Fabrikstandes sowohl als der Juristen geworden ist, nämlich: ob es zulässig sein soll, den künftigen Arbeitslohn mit Beschlag zu belegen und ihn dem Arbeiter zu verkümmern, um ihn entweder als Zahlungsmittel einer bestehenden Forderung oder zur Deckung für künftige Ansprüche zu benutzen.*)

Die bisherige Praxis der Gerichte hat an der Hand der wissenschaftlich anerkannten Grundsätze bislang nicht Grund zum Schwanken gehabt. Es fragt sich juristisch einfach, ob eine Forderung des Arbeiters auf jenen Lohn rechtlich schon besteht; ist das der Fall, dann kann dieselbe zweifelsohne zur Befriedigung des Gläubigers mit Beschlag belegt worden. Die rechtliche Existenz aber ist bedingt durch die zufällige Eigenart des Arbeitsvertrags; tritt der Lohn uns als sofort zu zahlendes oder wenigstens zu berechnendes Aequivalent für die einzelne Arbeiteleistung entgegen, dergestalt, daß keine der Parteien gehalten ist, den Dienstmiethvertrag über das gerade in Frage stehende Stück Arbeit hinaus fortzusetzen, so entsteht ein Anspruch auf Lohn offenbar erst mit jedem Arbeitsstück, welches der Arbeiter neu in Angriff nimmt, sein künftiger Arbeitslohn bildet hier also ein verschwindend kleines Werthmoment. Anders hingegen verhält es sich, wenn die beiden contrahirenden Theile für eine bestimmte Zeit gebunden sind, wenn beispielsweise

*) Diese Frage steht auch auf der Tagesordnung des zum 27. August ausgeschriebenen deutschen Juristentages. D. Red.

Digitized by Google

monatlich die Lohnzahlung erfolgt und auch nur nach vorangegangener monatlicher Kündigung der Arbeitgeber sowohl wie der Arbeiter aus jenem Miethvertrag heraustreten können. Hier liegt die Möglichkeit vor, den Lohnanspruch für diese ganze Zeit mit Beschlag zu belegen. Denn wenn auch die Fälligkeit des Anspruches erst nach Ablauf jenes Monats eintritt, wenn auch der Arbeitgeber vielleicht sogar von der Zahlungspflicht durch besondere Gründe wiederum befreit werden kann, so ist doch die Existenz des Anspruches hier zweifellos, sobald man in jenen neuen Zeitabschnitt eingetreten ist.

Daraus ergibt sich, daß die zeitliche Wirksamkeit der Beschlaglegung abhängt von den Zeitabschnitten, welche nach der Individualität des bestehenden Dienstmiethevertrages als Einheiten für die rechtliche Verbindlichkeit der Contrahenten und somit für die Entstehung der Lohnansprüche aufzufassen sind. Mit dem Ablauf jeder solcher Zeiteinheit würde die Wirkung des Beschlages wegfallen und es würde eine Wiederholung nöthig werden, welche, rechtzeitig vorgenommen, den Gläubiger in den Stand setzen würde, sich die ganze Befriedigung zu verschaffen. — Endlich bedarf es kaum der Erwähnung, daß rückständige Löhne von unserer Frage gar nicht berührt werden. Hat der Arbeiter für frühere Arbeit eine bereits fällige Forderung, so liegt auf der Hand, daß deren Eintreibung ohne Aufschub dem Gläubiger zusteht.

So weit die rechtliche Seite. Die Zweifellosigkeit der einzelnen Rechtssätze wird den Juristen völlig befriedigen auch Angesichts der harten Consequenzen, welche für den Arbeiter aus ihnen entspringen. Betrachten wir dieselben näher.

Zuerst springt in die Augen, daß durch diese Beschlagnahme künftiger Löhne die Lage des Arbeitgebers beeinflußt wird. Er wird genöthigt, Buch zu führen über diejenigen Ansprüche, zu deren Deckung die Lohnansprüche seiner Arbeiter bei ihm mit Beschlag belegt sind; den Betrag der Forderung, ihre theilweise Tilgung durch vereinbarte oder von Gericht etwa angeordnete Theilzahlungen, die Ausrechnung dieser letzteren bei der Löhnung, alles das muß er im Auge behalten, denn jedes Ueberschreiten der gerichtlichen Anordnung würde ihn verpflichten, aufs neue an den Gläubiger seines Arbeiters zu zahlen, der allein gültige Zahlung von ihm annehmen kann. Bedenkt man nun, welche Dimensionen solche Verkümmerung annehmen kann, wo es sich um hunderte von Arbeitern handelt, hört man beispielsweise, daß im Kruppschen Etablissement in einem Vierteljahr die Zahl der Beschlagnahmen sich auf 1630 belief, so stellt sich heraus, daß die Buchführung über die Lohnzahlungen außerordentlich erschwert und dem Dienstherrn eine Mehrarbeit aufgebürdet ist, für welche er durch gar nichts entschädigt wird. Kein Wunder daher, wenn er sich derselben zu entziehen sucht und, wo nicht Mangel an Arbeitskräften ihn zur Nachsicht zwingt, ohne Schonung den Geschäftsgrundsatz festhält, daß sich jeder Arbeiter sofortiger Entlassung zu gewärtigen habe,

Digitized by Google

gegen den von Seiten der Behörden wegen Schulden bei ihm vorgeschritten wird. Denn wenn er auch zur gutmüthigen Nachsicht neigt, die Erfahrung wird ihm bald zeigen, daß das Interesse des verschuldeten Arbeiters an der Arbeit erkaltet, sobald derselbe nicht zur gewöhnlichen Zeit den Lohn der dafür erhalten kann und diese Verschlechterung der Arbeit wird abermals ein Grund sein, sich eines verschuldeten Arbeiters zu entledigen.

Verliert nun der Arbeiter seine Stelle, so ist es vor allen Dingen bei unserer heutigen Arbeitstheilung und dem ausgedehnten Maschinenbetrieb zweifelhaft, ob er einen neuen Arbeitsplatz wieder findet; vielleicht ist in der Umgebung keinerlei Anstalt, die von seinem einseitig ausgebildeten Geschick Gebrauch machen kann; zum Suchen werden ihm die Mittel fehlen, er wird genöthigt, zu nehmen was sich ihm bietet, wenn auch die Arbeit ihm nicht ansteht und demgemäß schon minder lohnend sein wird. Allein angenommen auch der günstigste Fall, daß ihm der Eintritt in eine völlig entsprechende Stellung offen steht, jene Kette wird sich auch hier alsbald um seinen Fuß legen, der Gläubiger wird ihm folgen und die Verkümmerung seines Lohnes aufs Neue beginnen, um vielleicht aufs Neue mit seiner Brodlosigkeit zu enden.

Nehmen wir nun an, daß der Arbeitgeber den Arbeiter trotz der Verkümmerung in Dienst behält, so bliebe immer noch die Frage, wovon er mit seiner etwaigen Familie existiren soll, während der Verdienst seiner Arbeit dem Gläubiger zufällt. Bei unverschuldetem Unglück, bei Todes- und Krankheitsfällen wird der, verständigermaßen erzwungene Beitritt zur Unterstützungskasse ihn über dem Wasser halten; in einzelnen Fällen wird der Arbeitsherr selber durch Vorschüsse ihn stützen, allein in der Regel wird er mit seinem Lebensunterhalt seinem Leben um einen Zeitabschnitt voraus sein und weggeben, was noch gar nicht verdient ist. Das würde überall da, wo der Lohn die Gesammtsumme der Subsistenzmittel repräsentirt, wo ihm nicht etwa Wohnung oder gar Kost zur Seite stehen, über kurz oder lang zur Kreditlosigkeit führen und mit ihr alle die kleinen und großen Immoralitäten heraufbeschwören, welche sich mit aussichtsloser Zukunft naturgemäß einstellen. Der Stein ist im Rollen und, abgesehen von besondern Glücksfällen, wird er den Arbeiter und vielleicht eine schuldlose Familie mit ihm vernichten.

Jeder Mensch hat das Bedürfniß, nach Gründen seines Unglücks auszuspähen, welche, außer ihm liegend, das Gefühl seiner Verschuldung ihm verringern. So wird auch hier der Arbeiter geneigt sein, den schonungslosen Staatsapparat anzugreifen, welcher ihn zu Gunsten seines Gläubigers zu Boden wirft. Die tägliche Erfahrung zeigt, daß man die Erinnerung an gehabte Genüsse ungern mit dem bezahlt, was man seiner Zeit als Aequivalent für den bevorstehenden Genuß selbst anerkannte. Uneingedenk dieses früheren Genusses wird auch hier der Schuldner in seinem Gläubiger nur seinen Bedrücker sehen und er wird fragen, ob es denn gerecht sei, daß Gesetz und Staatsgewalt in diesem Kampfe ausschließlich auf jener Seite stehen.

Der Jurist wird die Antwort fertig haben. Die Consequenz der in einander greifenden Rechtsinstitute befriedigt ihn, höchstens wird er sich achselzuckend zu einem Hinweis auf die nothwendige Consequenz seiner richtigen Voraussetzungen herbeilassen. Soll man, wird er sagen, dem Gläubiger sein Recht verkürzen, weil dessen Uebung den Schuldner drückt? Soll man ihn zwingen, seinem Schuldner den Unterhalt zu gewähren, dessen er vielleicht selbst entbehrt? Nein fiat justitia, pereat mundus.

Wir sind durch die Rechtsquellen an ein starres strenges Schuldrecht gewöhnt, welches namentlich das römische Recht bis zur Grausamkeit ausgebil-

Digitized by Google

det hatte. Durch Jahrtausende stand mit oder ohne ausdrücklichen Willen des Schuldners das Gesetz auf Seiten des Gläubigers, denselben durch Sätze schützend, welche nur ausnahmsweise dem Schuldner gestatteten, den Unterhalt seines eigenen Lebens dem des Gläubigers vorzuziehen. Die unerschütterliche Folgerichtigkeit der Consequenzen hielt an diesem Zustand fest, die Gesetze, von Juristen gemacht, von Juristen angewandt, hatten diese Logik als oberstes Maß ihres Werthes; gleichsam als ob man es mit dem Cultus einer außer und über uns stehenden Idee zu thun habe, verschloß man den Blick gegen die vorhandenen Bedürfnisse.

Erst die Nationalökonomie, diese jüngste Tochter der Wissenschaft, hat mit nüchterner Kritik auch an die Position des Rechts die Hand gelegt und die große quantitative Steierung des Materials durch die ungewöhnlich rasche Verkehrsentwickelung schafft ihren Fragen überall offene Ohren. Sie, die gefährliche Gegnerin des Zehrens von überkommenen Ideen, zeitigt das Selbstbewußtsein, das auf allen Gebieten uns zu eigenem Schaffen treibt; hier siegt die Idee des Verständigen in dem Kampf gegen alles was Autorität heißt, auch gegen die Autorität des Gesetzes.

Wer unterliegen wird, scheint nicht zweifelhaft zu sein. Unsre juristische Bildung erweist sich Angesichts der Ansprüche, welche ein wirkliches Staatsleben an uns stellt, als zu einseitig, man könnte sagen: zu privatrechtlich; es fehlt ihr der politische Lebenssaft, das zeigt sich schon in dem ängstlichen, kleinlichen Bestreben, staatsrechtliche Fragen wie Fragen über Mein und Dein zu messen; es fehlt ihr zugleich das erhebende Bewußtsein eigner Verantwortlichkeit vor jeder verständigen Kritik, wie das die natürliche Folge ist, wenn man in der Rechtsordnung die systematische Ausbildung absoluter Ideen und nicht die unmittelbar greifbare, selbstgeschaffene Ordnung unseres Zusammenlebens, das Fachwerk zum Schutz aller unserer Zwecke erblickt. Nur dafür können Menschen sich verantwortlich fühlen, was als Menschenwerk anzuerkennen ist. Hätten wir einen großen Staat gehabt, an den übrigen Erfordernissen für eine große Jurisprudenz hätte es schwerlich gefehlt.

Wir theilen nicht die Utopien derer, welche glauben, daß hinfort das Recht von der Zweckmäßigkeitsfrage jedes einzelnen Falles aufgesogen werden werde, daß die Jurisprudenz berufen sei, die Magd zu werden der Nationalökonomie, der sie sich unumwunden unterzuordnen habe, indem sie den Begriff des „Rechts" durch den des „Guts" ersetze. Aber das lehrt selbst eine oberflächliche Betrachtung der Zeitgeschichte, daß das Recht jenen transcendentalen Boden absoluter Begründung verliert, daß es für die Behauptung seiner Autorität unerläßlich ist, der nationalökonomischen Seite, dem politischen Bedürfniß eine tiefeingehende Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Geschieht das nicht mit Aufbietung aller Kraft und mit glücklichem Geschick, so stehen wir vor dem Ereigniß, daß die Politik der Jurisprudenz das Wort im Munde verdrehe und ihr mit einem „fiat mundus, pereat justitia" siegreich entgegentrete.

Die Erwägung der Zweckmäßigkeit aber wird uns auch bei der Lohnfrage zwingen, jene rechtlichen Consequenzen zu opfern. Die Gesellschaft und der Staat haben ein weitaus größeres Interesse daran, daß nicht die Existenz eines Elements in Frage gestellt oder auch nur die Voraussetzungen für dessen Zufriedenheit verletzt werden. In dem Kampfe, welchen naturgemäß Gläubiger und Schuldner mit einander bestehen, wird das Recht genöthigt sein, sich in theilweiser Inconsequenz gegen den Gläubiger zu erklären, indem es Grenzen zieht, innerhalb welcher es ihn zur Befriedigung seines Anspruches gelangen läßt. Schon ist der gewichtigste Schritt gethan, indem man die

Digitized by Google

persönliche Freiheit über jeden möglichen Anspruch vermögensrechtlicher Natur hinaus gehoben hat. Man muß weiter gehen und auch die Möglichkeit beseitigen, daß diese persönliche Freiheit nur ein Scheinbild sei und in Wahrheit die gesammte Existenz des Schuldners von seinen privatrechtlichen Verbindlichkeiten abhängig ist.

Man wende uns nicht ein, daß wir von übertriebener Humanität oder Sentimentalität uns zu einem Standpunkt drängen lassen, welcher die Zersetzung des ganzen Rechtslebens in sich berge. — Nur Erwägungen der Nützlichkeit sind es, die uns bestimmen; und keinen Augenblick übersehen wir, daß durch unsere Auffassung vielleicht den Gläubiger mit dem Druck belastet wird, welchen wir dem Schuldner abnehmen wollen; allein wir halten es für unerläßliche Aufgabe der Gesetzgebung, den Credit nach allen Seiten hin auf möglichst gesunde Factoren zu gründen und seiner krankhaften Ausbildung hemmend entgegen zu treten. Und von unserem Standpunkt aus trifft den Gläubiger, welcher bedingungslos creditirt, eine Verschuldung, welche unter Umständen derjenigen des nichtzahlenden Schuldners nicht nachsteht. — Ließe es sich praktisch durchführen, alles Creditiren ohne gerichtlichen Schutz herzustellen und zum Gegenstand bloßen Vertrauens zu machen, so würden wir das für Gewinn erachten und keinen Augenblick wir Anstand nehmen, wenigstens für Verabfolgung geistiger Getränke das gesetzlich zu bestimmen. In weiterer Ausdehnung halten auch wir es für unmöglich; dann ist es mindestens unsre Pflicht, dem Gläubiger das Creditiren zu erschweren, und demselben unter keinen Umständen die Voraussetzungen für die Fortexistenz des Schuldners zu opfern.

Daraus würde sich für unsere Frage der Beschlaglegung auf noch nicht verdienten Arbeitslohn, immer noch nicht ergeben, daß wir eine solche ganz ausschlöss n; nur das erscheint uns nothwendig, dem Arbeiter neben derselben die Möglichkeit der Existenz zu lassen, sie also nur soweit zuzulassen, als sie ihm nicht die nothwendigen Mittel der Existenz entzieht. Gehen wir weiter, so opfern wir dem Recht Menschen und unsre Rechtspflege wird dadurch zu theuer.

Nun könnte man geneigt sein, entweder dem richterlichen Ermessen es zu überweisen, im einzelnen Falle zu bestimmen, welche Quote des Arbeitslohns der Arbeiter arrestfrei behalten muß. Größe seiner Familie und Preis der Lebensbedürfnisse würden hierdurch eine wünschenswerthe Berücksichtigung finden. Oder man könnte diese Erwägungen ihm abnehmen und eine gesetzliche Scala aufstellen, welche freilich an elastischer Berücksichtigung der individuellen Sachlage hinter jenem Auswege zurückstehen, dagegen den Vorzug bieten würde, zahllosen Erörterungen und Beschwerden gegen die richterliche Entschließung den Weg zu versperren. Beide Wege indeß würden zu einer solchen Mannigfaltigkeit führen, daß eine übergroße Belästigung des Arbeitgebers die Folge wäre, deren Wirkungen schließlich wieder auf den Arbeiter zurückfallen müßten. Daher halten wir dafür, daß es allen Interessen am besten entspräche, wenn man ein für alle Mal einen Bruchtheil des Lohns für arrestfähig erklärte und das erscheint uns $^1/_4$ als der richtig gegriffene Satz. Man wird annehmen dürfen, daß mit dem Rest der Arbeiter eingeschränkt leben kann, man wird den Arbeitgeber möglichst wenig belästigen, man wird endlich den Gläubiger so viel wie möglich dahin drängen, auf der Erfüllung Zug um Zug zu bestehen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

WITCHCRAFT
AND
MAGIC

Die alte Kunst und die Mode.

Als ein wesentlicher Charakterzug der antiken Kunst wird die Idealität allgemein anerkannt. Wie verschieden auch der Begriff des Idealischen gefaßt worden ist, immer blieb der Satz stehen, daß die alte Kunst ideal sei, und unverkennbar hat die Vorstellung, welche man sich vom Wesen der antiken Kunst bildete, fortwährend auf die Auffassung des Idealischen bestimmenden Einfluß geübt. Wenn man das Ideal, wie vielfach geschieht, in einen Gegensatz zur Natur gebracht hat, als etwas, das über die Natur hinausgehe, sie übertreffe, so geräth man in Conflict mit der nicht minder feststehenden Beobachtung, daß das Naturgemäße ein Grundzug des Alterthums sei, daß es in seinen Anschauungen, in seinem Leben und in seinem Schaffen fest in der Natur wurzele, der Natur folge und die Natur wiedergebe. In der alten Kunst können also auch Natur und Ideal nicht im Widerstreit sein, sie müssen nicht allein mit und neben einander bestehen, sondern einander nothwendig bedingen, beide müssen der Ausdruck eines und desselben Gesetzes sein. Wir finden die bildende Kunst der Griechen auf ihrem Entwickelungsgange, immer auf den Spuren der Natur; je nach der Bildungsstufe ist sie mit ihren verschiedenen Kräften und Mitteln immer redlich bemüht, die Natur getreu wieder zu geben. Auch fehlt es zu keiner Zeit an Erscheinungen, in denen dieses Bestreben an einzelnen Künstlern oder in Richtungen der Kunstübung als einseitiger, bis zur Fehlerhaftigkeit einseitiger Naturalismus erscheint. Aber sind dies einzelne Erscheinungen, durch ihre Einseitigkeit wohl geeignet den bestimmenden Trieb schärfer zu markiren, nicht aber dazu angethan, über den idealen Grundcharakter der Kunstentwickelung Zweifel zu erregen, so kann gegen das lebendige und unbefangene Naturgefühl einer Nation noch keineswegs die Wahrnehmung geltend gemacht werden, daß die bildende Kunst zu verschiedenen Zeiten die Gegenstände, welche die Natur unverändert in derselben Weise darbietet, der Gesammtauffassung nach oder in Einzelnheiten verschieden und, wie es zu anderen Zeiten erscheint, nicht getreu wieder giebt. Darin darf man nicht schlechthin Willkür und Manier finden. Wie die Wissenschaft die Natur in ihren Phänomenen

Digitized by Google

und Gesetzen zu verschiedenen Zeiten je nach ihren Hilfsmitteln und Methoden verschieden auffaßt und darstellt, so verschieden, daß eine vorgeschrittene Zeit schwer begreift, wie man das klar Vorliegende so anders habe ansehen, mit einander in einen so anderen Zusammenhang habe bringen können, so steht auch die Kunst der Natur ähnlich gegenüber. Nicht allein durch die äußere Fertigkeit, sondern durch die innere, geistige wie gemüthliche Bildung, welche den Künstler unauflöslich mit seiner Zeit und seinem Volk vereinigt, wird die Auffassung und Wiedergabe der Form bedingt: die künstlerische Anschauung steht unter dem Einfluß der gesammten geistigen Atmosphäre. Wenn man Reihen von Porträts aus verschiedener Zeit von verschiedenen Künstlern neben einander betrachtet, wird man von der Uebereinstimmung getroffen werden, welche zwischen den Porträts einer Periode, ganz abgesehen von den Aeußerlichkeiten in Tracht, Haar und Bart und dergleichen, in Form und Ausdruck auffallend hervortritt. Bei den lebenden Zeitgenossen tritt nicht sowohl ein solcher typischer Gemeincharakter als vielmehr das individuell Bedeutende hervor. Schwerlich ist die Natur in früheren Zeiten im Schaffen einförmiger gewesen; daß diese Porträts Menschenwerk sind, daß die nachbildenden Künstler unter dem Einfluß ihrer Zeit standen, hat den Bildern eine Uebereinstimmung gegeben, welche die Natur den Menschen so nicht aufprägt. Vielleicht noch deutlicher tritt dies Verhältniß hervor, wenn man die Abbildungen antiker Kunstwerke aus verschiedenen Zeiten mit einander vergleicht. Hier ist das Object dasselbe, und doch wie verschieden sind die Nachbildungen. Nicht allein durch die Individualität des einzelnen Künstlers: die Verwandtschaft der Nachbildungen verschiedener Perioden sind unverkennbar und die Befriedigung, welche die Zeitgenossen übereinstimmend über Nachbildungen aussprachen, in denen die nächste Generation keine Spur von Geist und Form der Antike findet, beweist, daß jede Zeit die antike Kunst nicht minder wie die Natur mit ihren Augen auffaßt und demgemäß wiedergibt. Dies eigenthümliche Verhältniß gibt ein wichtiges Kriterium bei Fälschungen ab. Auch der geschickteste Fälscher faßt die Kunstwerke, denen er nachfälscht, unter dem Einfluß seiner Zeit auf und trägt davon etwas in seine Arbeit über, welches eine weniger oder anders befangene Zeit ohne weiteres als fremdartig erkennt.

Der Einfluß der Zeitströmung, unter welchem der Künstler, auch des Alterthums, steht, bringt, wiewohl er verallgemeinernd einwirkt, darum nicht den Charakter des Idealischen hervor. Die Quelle desselben ist tiefer, im innersten Wesen der Kunst, als einer schaffenden zu suchen. Aus dem Nichts ganz bedingungslos frei zu schaffen ist dem Menschen nicht beschieden. Der schaffende Künstler ist gebunden an die Gesetze der menschlichen Natur, vermöge welcher er schafft, an die Gesetze der ihn umgebenden Natur, welcher

Digitized by Google

er nachschafft, an die Gesetze des Stoffes, in welchem er schaffend bildet. Diese Gesetze aber, so mannigfaltig und verschiedenartig die Erscheinungen sind, in welchen sie sich offenbaren, sind ihrem Wesen nach dieselben, und das Schaffen des Künstlers beruht darauf, daß er sie als identische gemeinsam in Wirksamkeit setze. Wenn eins derselben verletzt wird oder einseitig vorwiegt, entsteht eine Störung im Prozeß des künstlerischen Schaffens, welche ein vollendetes Kunstwerk nicht zu Stande kommen läßt. Ist der Künstler des Stoffes nicht vollkommen Herr oder läßt er sich durch die Eigenartigkeit desselben bestimmen, so wird die Ungeschicklichkeit oder das Raffinement der Technik den reinen Eindruck des Kunstwerks trüben. Ist der Künstler nur fähig die von der Natur dargebotenen Formen äußerlich und im Einzelnen nachzuahmen, ohne daß es ihm gelingt das Bildungsgesetz der Natur in sich aufzunehmen, wird er einem gröberen oder feineren Naturalismus verfallen; traut er der Kraft des eigenen Geistes zu sehr, daß er der Natur nachzugehen verschmäht oder ihr Gewalt anzuthun sich vermißt, werden seine Werke statt lebendiger Wahrheit den Stempel der Manier tragen. Nur einem künstlerischen Vermögen, welches durch Begabung und Bildung die in den einzelnen Factoren des künstlerischen Schaffens wirksamen Gesetze in ihrer Wurzel in sich aufgenommen hat und organisch bilden läßt, kann es gelingen in seinen Werken die Harmonie aller zusammenwirkenden Kräfte zur Anschauung zu bringen, in welcher die wahre Idealität beruht. Wer in solchen Kunstwerken eine Schönheit, ein Ebenmaß, einen Ausdruck von solcher Reinheit und Kraft bewundert, wie sie uns so in keiner Erscheinung der wirklichen Natur begegnet, und nun das Kunstwerk über die Natur stellt, der übersieht, daß das Kunstwerk als eine Schöpfung menschlichen Geistes und menschlicher Kraft, der er der Anschauung wie dem Verstehen nach sich verwandt und ebenbürtig weiß, ihn so vollständig erfüllt und befriedigt. Wenn auch der menschliche Geist die in der Natur waltenden Gesetze und Kräfte aufzuspüren und in ihren Wirkungen zu verfolgen unablässig bemüht ist, so erkennt er dieselben doch nur im Einzelnen, nirgend tritt ihm in der Welt der Erscheinungen eine vollkommene Verkörperung dieser Gesetze hervor; nicht die Natur, nicht die Geschichte des Menschengeschlechts, nicht die einzelne Erscheinung vermag er als ein Ganzes zu verstehen, der Zusammenhang, der alles mit einer unzerreißbaren Kette vereinigt, ist ein durch höhere Kraft gegegebener, was aus ihm herausgelöst wird, bleibt ein Bruchstück. Das Kunstwerk aber vom menschlichen Geist in seinem Keim empfangen, durch menschliche Kraft ausgebildet, ist zwar in allen Momenten seines Entstehens von den in der Natur waltenden Gesetzen abhängig, aber auch sie sind in ihrer Anwendung durch den menschlichen Geist hindurch gegangen: das vollendete Kunstwerk zeigt, wie der Mensch nach den Gesetzen der Weltschöpfung, so-

Digitized by Google

weit er ſie zu begreifen vermag, ſelbſtändig ſchafft: als ein Ganzes iſt es vom menſchlichen Geiſt gedacht und gebildet, und darum dem menſchlichen Geiſte als ein Ganzes faßbar.

Faßt man dies ins Auge, ſo ſieht man, wie oberflächlich die oft geltend gemachte Vorſtellung iſt, als käme die idealiſche Schönheit des Kunſtwerks dadurch zu Stande, daß der Künſtler die einzelnen Züge ungewöhnlicher Schönheit, welche er in der Wirklichkeit beobachtet, zu einem Ganzen vereinige. Auch im Alterthum wird neben der ſchönen, tiefdringenden Auffaſſung Platos, daß der menſchliche Geiſt von der begeiſterten Anſchauung der einzelnen ſchönen Erſcheinungen allmählich und ſtufenweis zur Anſchauung des Schönen und endlich zur Idee der göttlichen Schönheit, aus welcher die Schöpfungen der Natur wie der Kunſt gleichmäßig abzuleiten ſind, gelange, häufig die ſcheinbar auf Erfahrung beruhende Anſicht ausgeſprochen, daß ein Kunſtwerk aus den ſchönen Einzelnheiten der Modelle zuſammengeſetzt ſei. Ein ſchlagender Beleg iſt die bekannte Anecdote von Zeuxis. Als ihm in Kroton oder ſonſt wo ein Gemälde der Juno oder Helena oder ſonſt einer Schönheit aufgetragen wurde, da haben ihm die Väter der Stadt eine Anzahl der ſchönſten Jungfrauen aus edlen Geſchlechtern nach freier Auswahl als Modelle zur Verfügung geſtellt, daraus ſei die wunderbare Schönheit des Gemäldes zu erklären. Dergleichen wurde auch im Alterthum von Fremdenführern erzählt, vom Publikum geglaubt, und von den Aeſthetikern exemplificirt. Am begreiflichſten iſt es, wenn Künſtler ſich dieſe Art des Producirens als möglich denken. Denn ſie faſſen jeden einzelnen Zug mit ſcharfem und geübtem Auge auf und empfinden ihn als einen lebendig anregenden, und während ſie ſich der Nothwendigkeit eines unausgeſetzten Naturſtudiums wohl bewußt ſind, überſehen ſie am eheſten, daß ſie dadurch nur der in ihnen ſchaffenden Kraft Nahrung zuführen, über deren Natur und Wirkſamkeit ſie um ſo weniger zu reflectiren pflegen, je unwiderſtehlicher der Trieb derſelben in ihnen iſt. Wollte ein Künſtler einmal im Ernſt verſuchen aus einzelnen der Natur hie und da entlehnten Zügen künſtleriſch ein Ganzes zuſammenzufügen, man würde entſetzen über die Mißgeſtalt; er würde es aber gar nicht zu Stande bringen. Auch in der bildenden Kunſt hat der berühmte Ausſpruch Goethes vom Werther volle Wahrheit, es ſei kein Zug darin, der nicht erlebt ſei, aber keiner erſcheine im Kunſtwerk ſo, wie er ihn erlebt habe. Der bildende Künſtler lebt in und mit der Natur, aber was er auch dort erlebt, muß er in ſeinem Innern von Neuem durchleben, um es im Kunſtwerk wieder erſtehen zu laſſen.

Von welcher Seite man auch das Idealiſche faſſen, und wie man das Weſen deſſelben näher beſtimmen wolle, darüber wird kein Zweifel ſein, daß im ſtricten Gegenſatz zum Ideal die Mode ſtehe. Ohne dies proteus-

Digitized by Google

artige Wesen in eine Definition einzuschließen, ist so viel klar, daß sie der Ausdruck der Willkür und Laune ist. Welcher Zufall sie auch ins Leben ruft, höherer Einfluß, Speculation, Neckerei, Vorurtheil, sie unterwirft sich keinem Gesetz der Schönheit oder Zweckmäßigkeit, sondern gebraucht ihre Macht mit Vorliebe um denselben zu widersprechen; mag sie sich im raschesten Wechsel oder im eigensinnigen Festhalten offenbaren, sie nimmt kein anderes Recht da zusein in Anspruch, als daß sie da ist. Daß sie ihre Macht auch auf die Kunst ausdehnt, und diese zu Zeiten ganz beherrscht, lehrt die Erfahrung. So liegt die Frage nahe, ob auch die antike Kunst, die als ihrem Wesen nach ideal anerkannt ist, unter dem Einfluß der Mode gestanden hat? wie weit? unter welchen Verhältnissen?

Hier muß man vor allen Dingen einen wesentlichen Unterschied ins Auge fassen. Es ist etwas durchaus Verschiedenes, ob die Kunst etwas nachbildet, was in seiner Erscheinung unter dem Einfluß der Mode steht, oder ob sie in ihrer Auffassung und Darstellung den Anforderungen der Mode dienen will.

Die flüchtigste Betrachtung der Werke der ältesten griechischen Kunst läßt neben der eigenthümlichen Auffassung der Körperformen die nicht minder besondere Behandlung der Aeußerlichkeiten ins Auge fallen. Die Haare sind nicht naturgemäß, sondern einer künstlichen Frisur entsprechend gebildet, theils sorgfältig glatt gekämmt, theils in Flechten oder Ringellocken, theils in Knötchen gedreht, welche sich rosettenartig wie ein Kranz um die Stirn legen, theils in mancherlei Zöpfen aufgebunden. Der Bart tritt spitz zulaufend, wie gesteift, weit vor — keilbärtig nennen die Alten solche Köpfe — auch hier sind die sorgfältig gestrehlten Haare am Ende zusammengedreht. So sind auch bei den Pferden Mähnen und Schwänze zierlich gestutzt und geflochten. Aehnlich ist es mit der Gewandung. Der feine weiche Stoff der Untergewänder bildet viele kleine parallel laufende Falten, welche wenn nicht ein geripptes Zeug nachgebildet ist, künstlich gelegt sein müssen. Noch deutlicher tritt dies bei den derberen Stoffen der Obergewänder hervor, welche nach einem bestimmten, consequent durchgeführten System, nicht blos in den Hauptpartien der Gewandung, sondern überall wo Falten sich zeigen, mit der regelmäßigsten Symmetrie in eine bestimmte eckige Form nicht sowohl gelegt als gekniffen sind. Daß die Gewänder über den lebendigen Körper wie immobile Gegenstände gehängt sind, daß sie den Bewegungen desselben gar nicht oder sehr unvollkommen folgen, und die einmal gelegten Falten unverändert bewahren, hat freilich die noch unentwickelte Kunst zu verantworten, welche ihrer Mittel noch nicht soweit Herr ist, um Leben und Bewegung frei auszudrücken. Aber die Gewänder selbst wurden so dargestellt, wie man sie sah. Das zeigt die Sorgfalt, mit welcher die Einfas-

Digitized by Google

ſungen und Muſter der Gewänder und ähnliche Aeußerlichkeiten, Waffen, Schmuck u. dgl. genau nachgebildet ſind. Iſt auch das bekleidete Cultusbild der Ausgangspunkt, gewiſſermaßen das erſte Modell für die bildende Kunſt geweſen, ſo kann es doch nicht zweifelhaft ſein, daß Tracht und Gewandung nicht etwa vom Künſtler von dieſem als allgemein gültige übertragen ſind, ſondern daß er ſie im Leben ſo vor ſich ſah. So wie Ariſtion auf ſeiner Grabſtele jetzt vor uns ſteht, iſt er ſicher mit den übrigen Marathonskämpfern zur Parade angetreten; wie die Männer auf den Grabſtelen von Orchomenos und Neapel, den treuen Hund zur Seite, ſich auf ihren Stab ſtützen, haben die Bürger im Gymnaſium und auf dem Markt im Geſpräch zuſammen geſtanden. Die Vaſenbilder alten Styls, welche mancherlei Scenen des täglichen Lebens darſtellen, zeigen uns, wie die Tracht mit Geberdung, Haltung, Geſittung der Zeit übereinſtimmt; ſo manche Züge, welche die perikleiſche Zeit als altväteriſch beſpöttelte, die man damals wohl nur noch in vereinzelten Exemplaren ſah — wie in unſerer Jugend Zopf und Puder, Chapeaubas und Schnallenſchuhe —, treten uns hier anſchaulich entgegen. Lehrreich iſt der Vergleich mit den aſſyriſchen Sculpturen, wo Niemand bezweifeln wird, daß Tracht und Behaben der Wirklichkeit nachgebildet ſind. Dieſelben Erſcheinungen begegnen uns hier, wie in der alten griechiſchen Kunſt, in Einzelnheiten bis zur überraſchendſten Uebereinſtimmung, beſonders in Geräthen, im Schmuck der Menſchen und Pferde, in den zierlich friſirten Haaren und Bärten; denn in der Gewandung zeigen ſich neben manchen Aehnlichkeiten auch weſentliche Verſchiedenheiten. Indeſſen finden wir die griechiſche Kunſt nie ſo im Schematismus erſtarrt, wie die aſſyriſche. Die Löwen über dem Burgthore von Mycenä, wie ähnlich ſie auch Wappenhaltern ſein mögen, verrathen ein ganz anderes Verhältniß der nachbildenden Kunſt zur Natur, als die aſſyriſchen Löwen, die ſich ſogar eine kunſtgerechte Friſur gefallen laſſen müſſen; und wenn ſie nicht durchaus löwenhaft ausgefallen ſind, ſo liegt das wohl zum Theil daran, daß man damals in Mycenä keine Löwen ſtudiren konnte, wie zu Varros Zeit Paſiteles zu Rom in einer Menagerie.

Die älteſte Kunſt hat alſo in den Aeußerlichkeiten das nachgebildet, was dem Wechſel der Mode unterworfen war und was der folgenden Generation altmodiſch erſcheinen mußte, ſie iſt aber nicht modiſchen Gelüſten zu Liebe ſo verfahren, ſondern gab das wieder, was ſie vor ſich ſah. Erſt wenn zu einer Zeit, welche anderen Anſchauungen und Sitten folgte, mit Abſicht das veraltete feſtgehalten wurde, um einem beſtimmten Geſchmack zu genügen, kann von einem Einfluß der Mode auf die Kunſt die Rede ſein. Daß nun die Weiſe der älteſten Kunſt, ganz beſonders in den Aeußerlichkeiten, welche am meiſten auffallen und einem weniger gebildeten Kunſtgefühl mehr Ein-

Digitized by Google

druck als das eigentlich stilistische machen, in Zeiten einer vollkommen frei entwickelten Kunst nachgeahmt worden ist, steht fest. Seitdem in den äginetischen Giebelgruppen zuerst Werke unzweifelhaft alter griechischer Kunst bekannt wurden, denen sich später andere in Attika und sonstwo gefundene gesellten, hat man erkannt, daß die meisten der Werke, welche früher als alte galten, nur nachgeahmte sind. Denn abgesehen von den feineren stilistischen Zügen, an welchen ein durch das Studium unzweifelhaft alter Monumente geübtes Kunstgefühl den Nachahmer unterscheidet, pflegt dieser, entweder aus Unachtsamkeit oder weil er es für effectvoller hält, in einzelnen Zuthaten den Kunstgebrauch seiner Zeit zu verrathen. Der berühmte Athenetorso in Dresden ist ohne Zweifel das Nachbild eines uralten Cultusbildes in Athen, von dem es uns eine belehrende Anschauung bietet; allein, daß er kein Werk alter Kunst, sondern eine Nachahmung später Zeit ist, beweisen augenscheinlich die kleinen Reliefs in den breiten Gewandstreifen, welche die auf dem Gewand der Göttin gestickten Gigantenkämpfe nachahmen. Sie zeigen keine Spur alterthümlicher Strenge, sondern sind flüchtig in der Weise einer ganz freien Kunst angedeutet. Die nicht minder interessante dreiseitige Basis in Dresden, deren Reliefs Hauptmomente der delphischen Cultussage, den Kampf des Apollo und Herakles um den Dreifuß, die Aufstellung des bacchischen Dreifußes und der heiligen Fackel, darstellen, verräth sich als ein Werk später Nachahmung durch die üppige Ornamentik im freiesten Stil, welche neben den alterthümlichen Reliefs die Basis schmücken. Ebenso zeigt der im Theater zu Athen gefundene marmorne Ehrensessel des Dionysospriesters neben alterthümlich gehaltenen Reliefs an der Rücklehne und am Sitz an den Seitenlehnen die zierliche Figur eines hingekauerten Amor mit einem Kampfhahn in anmuthig flüssiger Zeichnung. Auf den in vielen Exemplaren vorhandenen alterthümlichen Reliefs, welche Apollo als Citharoden, gefolgt von Mutter und Schwester, vor der Siegesgöttin vorstellen, welche ihm aus hocherhobener Kanne den Weihetrank einschenkt, ist im Hintergrunde ein Tempel mit korinthischer Säulenordnung, einer viel späteren Zeit angehörig, dargestellt. Wie man jetzt mit ziemlicher Sicherheit alterthümliche (archaische) Kunst von der nachahmenden alterthümelnden (archaistischen) unterscheidet, so wird man gewiß durch fortgesetztes Beobachten und Aufmerken auf der Zeit nach bestimmbare Monumente dahin gelangen, auch den Entwickelungsgang dieser nachahmenden Kunst unter den verschiedenen Einflüssen von Ort und Zeit genauer zu verfolgen. So ist ein Unterschied zwischen den archaistischen Werken Athens, wo sich auch in der Nachbildung ein feineres Gefühl für das Stilistische offenbart, und Roms, wo die äußerliche, mehr trockene handwerksmäßige Arbeit vorwaltet, unverkennbar; allein von vereinzelten

Digitized by Google

Wahrnehmungen der Art bis zu einem Nachweis des Entwickelungsganges ist noch ein weiter Weg. Ehe man aber solchen Erscheinungen gegenüber von modischer Kunst sprechen darf, sind noch mancherlei Erwägungen anzustellen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß bei regelmäßigem Fortschreiten der Kunstübung, wenn auch durch ein Zusammenwirken einflußreicher Verhältnisse und großartiger Künstlernaturen ein ungewöhnlich rascher Umschwung eintritt, wie dies z. B. zur Zeit des Phidias der Fall war, dieser nicht gleichmäßig sofort alle ergreift. Bei einem Theil der Künstler wie des Publikums lebt die alte Anschauungsweise fort und wird wohl auch um so energischer festgehalten, je entschiedener sie der Zeitströmung entgegen ist. Es fehlt daher neben den Werken der frei strebenden und zur Schönheit gereiften Kunst nicht an solchen, in denen die alterthümliche Weise als der rechte Ausdruck einer ernsten und würdigen Kunst aus ehrlicher künstlerischer Ueberzeugung beibehalten wird; erst allmählich stirbt diese Richtung ganz aus. Hier kann natürlich so wenig, als wenn zu verschiedenen Zeiten einzelne Individuen durch eigenthümliche Anlage und Studien zu einer alterthümlichen Richtung ihrer Kunstübung geführt werden, vom Einfluß der Mode die Rede sein, welcher immer ein bis auf einen gewissen Grad allgemeiner sein muß.

Eine durchgreifende Erscheinung ist es allerdings, wenn die alterthümliche Weise in solchen Kunstwerken zu allen Zeiten angewendet worden ist, welche eine bestimmte Beziehung zum Cultus hatten; daher man auch wohl von einem hieratischen Stil gesprochen hat, was nur eine sehr bedingte Anwendung haben kann. Bei der Nachbildung eines bestimmten Cultusbildes verstand es sich von selbst, daß genau die ganze Erscheinung desselben wiedergegeben werden mußte. Denn an diese knüpfte sich die Verehrung und der Glaube an die besondere Macht einer durch einen bestimmten Cultus geehrten Gottheit. Sowie durch den Ort, den Beinamen, die Cultusbräuche wurde auch durch die äußere Gestalt eine Gottheit zu dem besonderen göttlichen Individuum, das eine ausgezeichnete Verehrung genoß. Alterthümliches, auffälliges, bis zum Lächerlichen befremdliches Aussehen der Cultusbilder wird häufig durch Legenden mancherlei Art erklärt und trug meistens bei, das Bild ehrwürdiger erscheinen zu lassen; es wurde daher sorgfältig beibehalten, nicht nur, wo es sich um Cultusübertragung handelte, sondern auch wo es darauf ankam, die Vorstellung eines bestimmten Götterbildes hervorzurufen. Der Athener, wenn er von seiner Burggöttin (Athene Polias) sprach, machte sich keine andere Vorstellung von derselben, als wie er sie auf den panathenäischen Oelkrügen sah. Auf dem schönen, neuerdings in Eleusis gefundenen Weihrelief steht ein zum Jüngling heranreifender Knabe zwischen den beiden eleusinischen Göttinen. Wiewohl nicht ganz klar ist,

Digitized by Google

was vorgenommen wird, so ist offenbar ein feierlicher Moment dargestellt, dessen Weihe den Knaben sichtlich ergriffen hat. Auffallend ist die Verschiedenheit in der Auffassung der beiden Göttinen. Während die eine mit der Fackel in Haltung, Gewandung, in der Behandlung des Haars die bis in die einzelnen kleinen Motive durchgebildete Freiheit der völlig entfalteten attischen Kunst zeigt, verräth die gegenüberstehende mit dem Scepter in allen diesen Beziehungen eine gewisse Alterthümlichkeit, welche in ihrer gradlinigen Einfachheit an die giustinianische Vesta erinnert. Wenn man annimmt, daß der Künstler bestimmte Bilder der Göttinnen in charakteristischer Weise wiedergab, so erklärt sich nicht allein diese Verschiedenheit, sondern man sieht ein, daß die Gegenwart der Gottheiten nur durch den Hinweis auf die allgemein verehrten Bilder selber unzweideutig ausgedrückt werden konnte. Bei Votivdarstellungen wurde überhaupt der alterthümliche Stil fortwährend vielfach angewendet, weil diese einen typischen Charakter zu behaupten pflegen. Wie die Sage theils die dem Ritus wesentliche Vorstellung von dem unmittelbaren Verkehr der Gottheit mit den Sterblichen durch Berichte bestimmter Vorgänge rechtfertigt, theils für die verschiedenartigsten Vorkommnisse, in welchen frommer Glaube ein unmittelbares Eingreifen göttlicher Macht wahrnahm, ideale Spiegelbilder darbot, so liebte man auch bei Votivdarstellungen eine Auffassung, welche das individuell Persönliche in ein mythisches Gewand hüllte. Wer von einer schweren Krankheit genesen war, der weihte zum Dank ein Bild, wie der Heilgott persönlich an das Lager eines Kranken tritt, wer dem Bacchus besonderen Dank schuldete, ließ darstellen, wie der Gott mit seinem schwärmenden Gefolge in das Haus eines Begnadeten einzieht. Ueberall erzählt die Sage von solchen Beweisen göttlicher Huld, auch fehlt es zu keiner Zeit an wohlbeglaubigten Erzählungen ähnlicher Wundergeschichten; Darstellungen dieser Art waren daher ein unmittelbar verständlicher Ausdruck für den Gedanken: auch mir hat sich die Gottheit hilfreich erwiesen. Eine etwas anders gewendete Vorstellung ist es, wenn ein Sieger in einem musikalischen Wettkampf in seinem Votivrelief Apollo, den Gott der Musenkunst, als Sieger von der Siegesgöttin begrüßt, darstellt. Von Apollo geht alle musische Kunst aus, wer sie mit Geschick und Erfolg ausübt, hat es dem Gott zu danken; Apollo hat den Wettkampf gestiftet, ist der erste Sieger gewesen, jedes Festspiel ist nur das Abbild und die Erneuerung des ersten göttlichen. Daher tritt der Citharöde beim Wettkampf in der feierlichen Tracht des Gottes auf, wie auch bei anderen Cultusgebräuchen der Priester, der Triumphator in Rom beim Triumph durch seine Tracht den Gott selbst darstellt, der sich durch ihn verherrlicht. So gibt auch der Sieger im Votivrelief dem Gott die Ehre, welche er ihm dankt. Hatten nun diese und verwandte Vorstellungen einen bestimmten künstlerischen Aus-

Digitized by Google

druck gefunden, so wurde derselbe als ein typischer festgehalten, so lange die Anschauung lebendig blieb. Die Stabilität des Ausdrucks leistetete Gewähr für die Zuverlässigkeit der Vorstellung, das Alterthümliche nahm den Charakter des Ehrwürdigen an. Man wird sich hüten, den Begriff der Mode anzuwenden, so lange noch ein Gefühl für den Zusammenhang gewisser künstlerischer Formen mit Anschauungen und Vorstellungen lebendig ist, mag dieses auch einseitig und ohne den rechten Zusammenhang, ja vielleicht im Widerspruch mit der sonst giltigen Denkweise sein. Allerdings können auch die Formen der Religion und des Cultus zur Modesache werden. Als man in der späteren Kaiserzeit nach allen Culten griff und sich von den fremdartigsten, unverständlichsten, abstoßendsten, der Zeit wie dem Raum nach entlegensten am ehesten Hilfe versprach, da wurden allerdings Cultusformen und der denselben entsprechende künstlerische Ausdruck eine Angelegenheit der Willkür und der Mode. Auch abgesehen von jedem religiösen Interesse hat aber man in Rom in späterer Zeit die verschiedenartigsten Votivdarstellungen ohne alle Rücksicht auf ihre Bedeutung und Bestimmung nur als ornamentalen Schmuck gewisser Räumlichkeiten benutzt, und wenn man die alterthümliche Vortragsweise genau nachbildete, so hatte das nun keinen Grund mehr, als weil man es so hübsch fand, weil es Mode ward.

Hierbei macht sich indeß ein künstlerisches Moment geltend, welches nähere Beachtung erheischt. Unverkennbar hat man zu verschiedenen Zeiten die eigenthümliche Formbehandlung mehr oder weniger streng beibehalten, wo die Sculptur mehr ornamentale Bedeutung hat, namentlich wo sie mit der Architectur in Verbindung trat. Daß der scharf ausgeprägte, nothwendig dominirende Charakter der architectonischen Formen eine gewisse Accomodation der übrigen Künste verlangt, damit ein einheitlicher Eindruck erzielt werde, daß sogar die organische Natur sich ihren Bedingungen in etwas fügen müsse, ist anerkannt. Die Formen der Pflanzen, welche in der Architectur so vielfach angewendet werden, um durch eine in die Augen fallende Analogie die Functionen der architectonischen Glieder als lebendige Thätigkeit organisch wirkender Kräfte erscheinen zu lassen, werden nicht einfach nachgebildet, sondern so aufgefaßt, als habe die Natur sie an dieser Stelle für diesen bestimmten Zweck geschaffen, also auch in Uebereinstimmung mit dem Charakter der architectonischen Formen, welchen sie sich anschließen. Auch Thiergestalten, oder einzelne Glieder des thierischen Körpers z. B. der Löwenkopf an der Traufe, selbst die menschliche Gestalt, wo sie tragend und stützend in die Architectur eintritt, muß sich eine gewisse Assimilation gefallen lassen, um so mehr, je entschiedener sie ihre Selbständigkeit im Dienst der Architectur aufgibt. Man pflegt das stilisiren zu nennen, um darauf hinzuweisen, daß es hier ein bewußtes Anwenden künstlerischer Normen gilt, welche

Digitized by Google

aus dem Grundcharakter des Kunstwerks hervorgehen, auf deren Handhabung die Einheit desselben beruht. Allerdings liegt die Gefahr nahe, daß, wenn statt einsichtiger Abwägung der verschiedenen Momente irgendwie einseitige Willkür maßgebend wird, Manierirtes zum Vorschein komme; allein die Forderung ist im Wesen der Kunst begründet. Sie begriffen und befriedigt zu haben ist die Leistung der griechischen Architectur, welcher die Durchbildung der verschiedenen, bei anderen Völkern theils unentwickelt gebliebenen, theils unvermittelt neben einander stehenden, Elemente zu klarer einheitlicher Harmonie gelungen ist. Es leuchtet ein, daß diese Forderung stilistischer Uebereinstimmung auch auf die Theile Anwendung fand, wo die bildende Kunst mehr selbständig mitwirkte, und daß die charakteristischen Züge der älteren Kunstweise, die scharfen strengen Umrisse, die symmetrische Anordnung, die gradlinigen, steifen Falten, dem Charakter der architectonischen Formen um so mehr entsprechen, je ernster und fester diese gehalten sind. Wenn man diese also beibehielt, wo es für die einheitliche Wirkung eines in einem bestimmten Stil ausgeführten architectonischen Ganzen erforderlich schien, so kann sich in dieser Anwendung eines bestimmten künstlerischen Ausdrucksmittels ein fein gebildetes Stilgefühl zu erkennen geben. So gut wie dem religiösen Gefühl wird man auch dem künstlerischen, wo es sich um bewußte Anwendung künstlerischer Formen handelt, welche einer früheren Zeit angehören, sein Recht zugestehen müssen. Aber lebendig wirksam, auf wirklichem Verständniß der Kunstgesetze beruhend muß es sein, um sich dieses Recht zu erwerben. Aus der Kaiserzeit sind zahlreiche, in Formen gepreßte Terracottaplatten mit Reliefs erhalten, welche zur Verzierung von Grabmälern, kleinen Heiligthümern, Zimmeranlagen, als Friese, Metopen u. s. f., in die Wand eingelassen, verwendet wurden. Wir finden hier, sowohl in den Reliefs als in der Ornamentik, bei überwiegendem Vorherrschen des freiesten Stils nicht wenige Beispiele, wo die alterthümliche Weise äußerlich angewendet erscheint. Hier müssen wir eine Vermischung der verschiedenen Richtungen annehmen, welche allein der Laune folgt, und ebenso sehr das Gegentheil von Stilgefühl beweist, wie wenn ein Relief alterthümlichen Stils von frei entwickelter Ornamentik eingerahmt erscheint.

Die Mode übt natürlich da auf die Kunst wesentlich Einfluß, wo diese auf dem derselben unterworfenen Gebiet hilfreich eintritt, hauptsächlich wo es Schmuck und Verzierung von Räumlichkeiten, Geräthen und dergleichen gibt. Die Etrusker liebten es ihr Erzgeräth, Dreifüße, Candelaber, Gefäße aller Art reich zu verzieren und namentlich, wo es sich thun ließ, die menschliche Gestalt dabei zu verwenden. Da sie sehr geschickte Erzarbeiter waren, so war dies sauber und sorgfältig ausgeführte Geräthe auch auswärts gesucht; selbst in Griechenland war es geschätzt, und neuere Ausgra-

Digitized by Google

bungen in Deutschland haben gelehrt, daß Erzgeräth wie es aus den etruskischen Gräbern hervorgeht, durch den Handel auch nach Norden verführt wurde. Muster für das etruskische Fabrikat waren aus Griechenland importirte Erzeugnisse des Kunsthandwerks; an diesen hielt man unverbrüchlich fest und während in Griechenland die Kunst ganz andere Richtungen einschlug, bewahrten die Werke der etruskischen Bronzearbeit den Stempel der alten Kunst. Als daher in Rom schon seit Augustus die Ansicht geltend wurde, daß nur die Kunst früherer Zeiten Werth und Bedeutung hätte, fehlte es natürlich auch an Liebhabern der alten Kunst nicht, und etruskisches Bronzegeräth, namentlich etruskische Bronzefigürchen waren besonders beliebt als Vertreter dieser Gattung, wahrscheinlich auch deshalb, weil sie am leichtesten zu beschaffen waren. Auch jetzt sind sie in unseren Sammlungen nicht selten, während griechische alte Bronzen eine große Seltenheit sind; das Verhältniß wird wahrscheinlich in Rom ganz ähnlich gewesen sein. Es ist aber schwerlich anzunehmen, daß in Etrurien die Fabrikation ganz still gestanden habe, wenn in Rom und sonst starke Nachfrage war. Im griechischen Kunsthandwerk finden wir dieselbe Erscheinung bei den bemalten Vasen. Es ist gar kein Zweifel, daß die Malerei mit schwarzen Figuren auf hellem Grunde beibehalten wurde, nachdem die rothen Figuren auf schwarzem Grunde schon in Uebung waren, nicht etwa nur in einer Uebergangszeit schwankender Technik, sondern neben der vollständig entwickelten neueren Weise her. Wenn dies in Athen bei den panathenäischen Preisgefäßen geschah, hatte es seinen Grund darin, daß es sich um einen angesehenen Stempel handelte, der die Waare kenntlich machte, wie die Athener ihr alterthümliches, häßliches Münzgepräge festhielten, als man anderswo wunderschöne Münzen prägte, weil ihr Geld einmal guten Cours hatte. Uebrigens richteten sich die Fabrikanten nach dem Geschmack ihrer Kunden, dessen Wandlungen wir nach den einzelnen Localitäten noch verfolgen können. In Unteritalien, in Cyrene, am Pontus, wohin der Vasenexport spät begann, als die elegante, luxuriöse Malerei an der Tagesordnung war, hat die alterthümelnde Technik keinen Beifall mehr gefunden; in Sicilien, wohl auch in Campanien, waren Vasen mit schwarzen Figuren angesehen zu ihrer Zeit, während ein ausgedehnter Vertrieb derselben zur Zeit der freien Kunstübung nicht Statt gefunden zu haben scheint. In Etrurien dagegen hielt man an der Liebhaberei für alterthümliche Vasen fest, und hier macht die Masse wirklich alter Vasen es klar, wie man später auf mehr als eine Art, oft mit viel Sorgfalt und Fleiß, fast immer mit Uebertreibung sich bemühte, die alterthümliche Weise recht augenscheinlich darzustellen. Manches Product der Art mag der attische Fabrikant kaum mit anderen Augen angesehen haben,

Digitized by Google

als der moderne die bunten Zeuge und den Glasperlenschmuck für den Negerhandel.

Allerdings läßt sich erwarten, daß auch in Griechenland und in Athen selbst, in den Zweigen der Kunst, welche hauptsächlich dem Schmuck dienen, die wechselnde Mode nicht ohne Einfluß geblieben sei. Indessen darf man dabei das feinere Kunstgefühl nicht außer Acht lassen, welches den Griechen unveräußerlich innewohnte und sie schwerlich der absoluten Herrschaft der Laune und Willkür Preis gegeben hat. Dazu kam, daß weder so bedeutende Reichthümer bei ihnen häufig zu finden waren, wie sie erforderlich sind, um die Kunst der Mode unterzuordnen, noch die Richtung vorherrschte, die Kunst dem Luxus des Privatlebens dienstbar zu machen. Die Auffassung der bildenden Kunst als einer dem Wesen nach öffentlichen war und blieb in Griechenland durchaus die herrschende. Dies sicherte ihr, mochte sie in Beziehung zum Heiligen treten, oder sonst ein öffentliches Interesse befriedigen, den Charakter einer monumentalen Kunst, und wiewohl auch hierauf die Strömungen der Zeit und individuellen Verhältnisse nicht ohne Einfluß blieben, so ist doch der von eigentlich modischem Wesen sehr verschieden. Man darf wohl annehmen, daß während der Diadochenzeit die Kunst nach dieser Seite manchen Schritt that. Die Mittel vermehrten sich ins Ungeheure, der Kreis reicher Liebhaber, welche Künstler beschäftigen konnten und mochten, mußte sich außerordentlich erweitern, die Menge der Künstler, welche geschickt und bereit waren, alle Wünsche zu befriedigen, war sehr groß. Indessen mangeln uns Nachrichten, welche derartige Erscheinungen klar und bestimmt erkennen lassen. Wir erfahren, daß die Fürsten unglaubliche Summen verwenden um ihre Städte, Tempel und Paläste mit allen Mitteln der Kunst verschwenderisch auszustatten und ihren Festlichkeiten auch durch die Künstler einen luxuriösen Glanz zu verleihen. Allein auch hier bewahrt die Kunst immer noch einen vorwiegend monumentalen Charakter, und wenn auch der Geschmack des Einzelnen, der die Kunst in seinen Sold nahm, für die Ausführung in ganz anderer Weise maßgebend werden konnte, als dies früher geschah, so war das noch immer kein Einfluß der Mode. Diese würde voraussetzen, daß das Beispiel des Hofes in der bestimmten, von diesem befolgten Weise und Richtung, auch in weiteren Kreisen Nachahmung gefunden und auf eine Zeitlang eine allgemeine Uebereinstimmung auch in den nur durch Willkür bestimmten Erscheinungen hervorgerufen habe. Dies aber läßt sich nicht mit Sicherheit erweisen, wenn es auch bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich ist. Zu den eigentlichen Luxuskünsten gehörte die Arbeit in edlen Metallen (Toreutik, Cälatur). Sie war im Orient heimisch und wir hören früh von goldenen Platanen, Rebstöcken und ähnlichen Prachtstücken im Schatze des großen Königs. In Griechenland wurde sie beson-

Digitized by Google

ders bei der Arbeit aus Gold und Elfenbein angewendet, dann auch selbständig. Der älteste und bekannteste Künstler der Art Mys arbeitete nach Zeichnungen von keinem geringeren Meister als Parrhasios; der Benvenuto Cellini des Alterthums, dessen Namen später typisch geworden ist, war Mentor, und doch wollten Kunstkenner nur vier Becherpaare als wirklich von ihm herrührerd anerkennen. Silberbecher mit Relief verziert wurden nämlich die Hauptaufgabe dieser Künstler, und diese pflegte man paarweise zu arbeiten. Zur höchsten Blüthe kam dieser Kunstzweig unter den Diadochen in Asien; die ganz überwiegende Zahl der uns bekannten Tornuten lebte um diese Zeit und war aus Asien gebürtig. Es ist bezeichnend, wie diese griechischen Künstler statt des Prunkens mit dem kostbaren Metall und der ornamentalen Behandlungsweise, Darstellungen der griechischen Sage einführten, und den knappen Raum von Bechern und Schalen mit sinnreichen Compositionen in vollendeter technischer Ausführung schmücken, ganz der Richtung entsprechend, welche auch die Poesie jener Zeit nahm. Indessen war die Blüthezeit der Toreutik kurz, die Zahl der nahmhaften Künstler klein: als Rom mit den Silbergefäßen der asiatischen Paläste erfüllt wurde, und es zum beliebtesten Luxus wurde, die Schenktische mit kunstreich gearbeiteten Silbergeräth auszustatten, gab es keine Künstler, welche die Anforderungen der Liebhaber befriedigen konnten. Nur altes Silbergeräth wurde gesucht, mit enormen Preisen bezahlt und mit einer fanatischen Liebhaberei geschätzt und gepriesen. Da es an reichen Käufern nicht fehlte, so ließ der Kunsthandel alle Mittel spielen, und wiewohl die Kunstkennerschaft gerade auf diesem Gebiete sich mit Vorliebe bewegte, so wurde es doch zu einem Haupttummelplatz des Kunstbetrugs. Waren auch nicht alle Liebhaber so unwissend wie Petrons steinreicher Trimalchio, der Becher hat, auf denen vorgestellt ist, „wie Cassandra ihre Kinder tödtet, die Kinder so natürlich daliegen, daß man denkt sie leben; oder wie Dädalus Niobe ins trojanische Pferd einschließt, alle schwerwichtig", so war doch die Art gewiß häufig genug vertreten. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn damals fast alle nahmhaften Bildhauer der früheren Zeit ihr Contingent auf die Büffets der römischen Liebhaber stellen mußten. Daneben wurde das harmlosere Geschäft des Copirens schwunghaft betrieben. Die Mehrzahl auch des wohlhabenden Publikums mußte zufrieden sein, Nachbilder berühmter Originale zu besitzen, und solche herzustellen war daher die Hauptaufgabe der Kunstindustrie. Ein berühmter Künstler der Neronischen Zeit, Zenodorus, copierte meisterhaft zwei Becher des Calamis, daß man fast keinen Unterschied bemerkte, wie um zu zeigen, daß er mit ihm wetteifern könnte; von Einfluß auf die Kunstübung war das nicht. Neben diesem zähen Festhalten am „alten Silberzeug" herrschte dagegen ein ebenso rascher Wechsel im Geschmack an den

Digitized by Google

Productionen der modernen Fabrikarbeit, Namen und Formen waren immer neue. Von Arbeiten in edlen Metallen ist natürlich wenig auf uns gekommen; der Werth des Metalls führte zu allen Zeiten die Zerstörung mit sich. Um so bezeichnender ist es, wenn wir unter den vorhandenen nicht zahlreichen Stücken noch die Einwirkung jener Verhältnisse erkennen können. Mys hatte die Zerstörung Troias an einem Silbergefäß gebildet: die schöne Silberschale in München stellt Neoptolamus unter den gefangenen Troern und Troerinnen vor. Zopyrus stellte das Urtheil des Areopags über Orestes vor: der Corsinische Silberbecher zeigt denselben Gegenstand. Pytheas bildete Odysseus und Diomedes beim Raube des Palladiums: dieselbe Vorstellung findet sich an einem Silbergefäße des bei Berthouville in der Normandie gefundenen Schatzes eines Mercurtempels, jetzt in Paris. In Pompeji ist ein zusammengehöriges Becherpaar gefunden, auf welchem Amoren von Centauren getragen werden, durchaus verwandte Darstellungen von Centauren und Amoren sind auf zwei Bechern des eben erwähnten Mercursschatzes von Berthouville: Centauren und Bacchanten hatte Acragas auf Silberbechern dargestellt. Wie weit hier an eigentliche Copien zu denken sei, muß dahin gestellt bleiben; der bestimmte Einfluß der Moderichtung ist unverkennbar.

In Rom sehen wir überhaupt die Mode auch auf dem Gebiete der Kunst vollständig zur Herrschaft kommen. Von jeher als etwas Aeußerliches, als eine Sache des Luxus angesehen, hatte sie dort weder ein allgemeineres Verständniß noch eine selbständige Kunstübung hervorgerufen. Aber sie fand dort ein zahlreiches Publikum reicher Leute, welche den Besitz von Kunstwerken für ein Erforderniß des Anstandes und der Bildung hielten, und ohne Selbständigkeit des Urtheils oder Geschmacks Werth darauf legten, dasselbe zu besitzen, dessen angesehene Leute sich rühmten, und in derselben Weise ihre Häuser und Gärten zu schmücken, wie es allgemein für geschmackvoll galt. Indem die Kunst hier wesentlich in den Dienst der Privaten sich begab, bei denen nur ausnahmsweise gebildeter Kunstsinn, oder auch eingebildete Kunstliebhaberei, sondern in der Regel Fügsamkeit gegen den allgemein herrschenden Ton maßgebend war, unterwarf sie sich in der That der Mode. Wie dieser allgemeine Ton des Kunstgeschmackes in seinen wechselnden Erscheinungen zu Stande kam, ist, wie überhaupt, so auch hier nicht leicht im Einzelnen zu erkennen und nachzuweisen. Die Geschmacksrichtung der Kaiser hat, wie in der Literatur, so auch in der Kunst sicherlich einen gewissen Einfluß geübt. Zunächst unverkennbar in der monumentalen Kunst, welche wesentllich von ihnen ausging, dann offenbar ebensowohl durch die Paläste, welche sie erbauten und ausschmückten, als durch die großen Anlagen, welche sie für das Publikum herstellten. Denn es konnte nicht fehlen, daß für die

Digitized by Google

vielen, welchen es nur um ein Vorbild zu thun war, das kaiſerliche in erſter Linie beſtimmend und es dieſem nachzuthun eine beſondere Befriedigung ſein mußte. Indeſſen haben wir in dem Geſchmack der Kaiſer doch nur ganz ausnahmsweiſe wirklich künſtleriſch eingreifende und nachwirkende Impulſe zu ſuchen, alles Weſentliche blieb ſicherlich den Ausführenden überlaſſen. Man wird daher die Künſtler ſelbſt als die eigentlichen Urheber und Vertreter auch der modiſchen Kunſt anzuſehen haben. Wie durch die Schulen der Gramatiker und Rhetoren der Geſchmack in der Litteratur im Weſentlichen gebildet und gemodelt wird, wie er im Publikum zu allgemeiner Geltung kommt, ſo rufen ihn auch die Künſtler auf ihrem Gebiet hervor und begeben ſich, wie die Schriftſteller, willig in Abhängigkeit von den Anforderungen des Publikums, zu denen ſie ſelbſt daſſelbe geleitet haben. In Rom war durch die aus Griechenland, Aſien und Aegypten entführten, in Tempeln und öffentlichen Gebäuden aller Art, in Paläſten und Villen aufgehäuften Kunſtwerke aller Zeiten und Schulen, jeder Technik und Art, ein unerſchöpfliches Material für Kunſtbildung vorhanden, das aber durch Fülle und Miſchung, beſonders unter dem aufregenden und zerſtreuenden Einfluß der großen Hauptſtadt, auf Beſchauer und Künſtler eher beunruhigend und verwirrend, als durch Sammlung innerlich fördernd wirken konnte. Was auch dem Künſtler für Aufgaben geſtellt wurden, er fand Vorbilder zum Nachbilden, Einzelnheiten zum Benutzen und Zuſammenſtellen ohne Mühe, und ſah ſich aller Mühe des Erfindens um ſo eher überhoben, als auch der Beſteller, der ſich an allem was die Kunſt nach den verſchiedenſten Richtungen Vorzügliches und als ſolches anerkanntes geleiſtet, ſchon ſatt geſehen hatte, ſeiner Originalität mit einem gewiſſen Mißtrauen entgegen kam. Unter ſolchen Verhältniſſen und gegen den unvermeidlich nivellirenden Einfluß der Hauptſtadt war eine künſtleriſche Kraft von ganz ungewöhnlicher Energie und Friſche erforderlich, um alle Bildungsmittel zu beherrſchen und dadurch dem ausgebildeten Geſchmack zu genügen, und die Selbſtändigkeit der Erfindung zu erhalten, die einen neuen Weg einzuſchlagen und zu verfolgen allein befähigt. Allein nach einer ſolchen Künſtlernatur und ihren Leiſtungen fragen wir in der Kaiſerzeit bei Schriftſtellern und Kunſtwerken vergebens; begab ſich die Kunſt in den Dienſt der Menge, ſo erhoben ſich auch die Künſtler nicht über das Niveau der Menge. Auf künſtleriſche Originalität im höheren Sinne ſcheinen ſie gänzlich Verzicht zu leiſten. Im günſtigen Falle bewähren ſie ein ſorgſames Studium der alten Kunſt, dadurch gewonnene Sicherheit und Geſchmack in der Formgebung, Meiſterſchaft in der Technik und eine geiſtige Gewandtheit und Leichtigkeit, wie ſie allgemeine Bildung zu geben pflegt, um vorhandenen Elementen durch neue Combinationen und Wendungen friſche Anziehungkraft zu verleihen.

Wahre Empfindungen aber vermißt man ebenso wie jenes innige Hineinleben in die Natur, ohne welches auch die correcte und ansprechende Form ein abstractes Scheinwesen bleibt. Erheben sich selbst die vorzüglichsten Kunstwerke der Kaiserzeit nicht zur Höhe wahrer Kunstschöpfungen, so sehen wir in der überwiegend großen Masse nur Leistungen, die je nach den Mitteln mit mehr oder weniger Aufwand die Forderungen des Tages d. h. des Modegeschmacks befriedigen sollten. Dafür liefern den schlagenden Beweis die zahllosen Copien berühmter Statuen, welche, für die gelehrte Forschung von unschätzbarem Werth, weil sie uns von den verlorenen Originalen eine bestimmtere Vorstellung fassen lassen, wenn man sie als Zeugnisse für die Geschmacksrichtung und Kunstübung ihrer Zeit faßt, einen trostlosen Eindruck von Oede und Leere machen. Was anerkannt berühmt war, wollte Jeder haben, wie es allgemein gefiel, wollte Jeder sein Haus, sein Geräth geschmückt haben, und was Jeder haben wollte, machte der Künstler, wenn es ihm befohlen oder bezahlt wurde. Die römische Mode erstreckte aber ihre Macht weit über das Weichbild der Hauptstadt hinaus; soweit römische Beamten und Soldaten zogen, brachten sie die Ansprüche der Residenz an Comfort und Eleganz mit und wußten diese auch durch Kunst und Kunsthandwerk zu befriedigen. Die berühmten Statuen, welche man in Rom allenthalben sah, mochte man in der Provinz nicht vermissen. In Trier haben sich Copien der berühmten Amazonenstatue und der Venus von Melos, in Soissons eine Gruppe aus dem Kreise der Niobiden, in Afrika des Dornausziehers gefunden. Plinius und Vitruv beschreiben übereinstimmend eine Art der Zimmermalerei, welche zur Zeit des Augustus aufkam und rasch allgemein beliebt wurde, weil sie ohne großen Aufwand auch dem Privatmann eine angenehme, lebhafte und nach etwas aussehende Verzierung seiner häuslichen Räume verschaffte. Vitruv äußert sich sehr unzufrieden mit der phantastischen Arabeskenarchitectur, die aller Wirklichkeit ins Gesicht schlage, und Plinius ruft dieser in allen Privathäuser eingezogenen Wandmalerei gegenüber aus, daß die Maler dauernden Ruhm nur durch Staffeleigemälde gewonnen haben. An die großartigen Wandgemälde der alten griechischen Maler dachte der an die römischen Sammlungen gewöhnte Encylopädiker nicht. Von dieser Zimmermalerei konnten die in Rom theilweise in Gräbern theils in Palastruinen gefundenen Wandgemälde, eine Vorstellung geben. Allein einst die Entdeckung von Herculanum und Pompeji verschaffte uns die volle Anschauung, und zeigte zugleich, wie man in den Landstädten nachbildete, was in Rom in Gunst und Ansehen stand. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß zu den Zimmerverzierungen, wie zu so vielen Geräthen und mannigfachen Erzeugnissen des Luxus, die Vorbilder und Muster aus Rom bezogen wurden. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich

Digitized by Google

überall, wo römiſche Soldaten ein Standquartier für längere Dauer einrichteten, das den Anforderungen der Offiziere um ſo beſſer entſprach, jemehr es in ſeinen Einrichtungen an die Hauptſtadt erinnerte. Wir finden nicht allein dieſelben Wandmalereien, vor allen die Moſaikfußböden mit denſelben Muſtern und manchen gleichen oder ähnlichen Vorſtellungen, wie die der Nereiden und Meerungeheuer, ſondern Geräth und Schmuck aller Art von Rom bezogen oder nach römiſchen Muſtern ausgeführt. So finden ſich gewöhnlich geſchnittene Steine in nicht geringer Anzahl, meiſt mäßig ausgeführt, offenbar provinzielle Localarbeit; aber überall begegnen uns dieſelben einmal beliebten Vorſtellungen, und in der Regel fehlt es auch nicht an beſſer, zum Theil vortrefflich ausgeführten Exemplaren, welche uns von dem allen gemeinſamen Vorbild eine deutlichere Vorſtellung geben können. Einen anſchaulichen Begriff davon, wie von Rom als dem Centralpunkt aus der Geſchmack der Provinzen regiert wurde, kann die untergeordnete Töpferarbeit geben. Ueberall, wohin die römiſche Cultur gedrungen iſt, finden ſich mannigfache Erzeugniſſe der Töpferkunſt, theils frei gearbeitete kleine Figuren, als Votive, oder zum Kinderſpiel, auch zur baulichen Verzierung benutzt, theils mit Relief verzierte Platten, Stirnziegel und dgl. zum architectoniſchen Gebrauch beſtimmt, theils Gefäße mit erhabenen Ornamenten und Figuren, unter denen ſich beſonders die feinen, corallenrothen ſogenannten aretiniſchen auszeichnen. Alle dieſe Thonwaare iſt in Formen gepreßt, und dieſe mechaniſche Vervielfältigung erklärt es, daß überall im römiſchen Reich von der Themſe bis zum Taurus dieſelben Figuren, dieſelben Reliefs, dieſelben Ornamente, dieſelben eingepreßten Namen der Töpfer ſich ebenſo wiederholt finden. Dieſe Uebereinſtimmung iſt um ſo bezeichnender, da man an den meiſten Stellen auch die Producte localer Töpfereien findet, theils ungeſchickte Nachahmungen der römiſchen, theils ſelbſtändige Verſuche. Indeſſen iſt die römiſche Waare nur zum allergeringſten Theil direct eingeführt; man fand es bequemer die Formen und Stempel den Töpfereien zu liefern. In dem, was an Ort und Stelle zu beſchaffen war, in der Miſchung und Bearbeitung des Thons, in Färbung und Firniß, demnach zeigen ſich überall Verſchiedenheiten; was durch Form und Stempel hervorgebracht wurde, bleibt ſich überall gleich. Nur verräth ſich darin der Mangel an Verſtändniß, daß nicht ſelten die einzelnen Stücke der Form verkehrt zuſammengeſetzt ſind. Intereſſant iſt es, daß man bei einer Anzahl dieſer Verzierungen noch den Weg verfolgen kann, auf dem ſie dahin gekommen ſind. Zum Theil kennen wir die Originale, einzelne Figuren oder Gruppen, als Kunſtwerke von ſelbſtändiger Bedeutung, welche in Rom beliebt und deshalb auch zur Verzierung angewandt wurden. Wir finden ſie wieder auf architectoniſchen Gliedern, auf Sarcophagreliefs, und endlich auf Thongefäßen. So wurde von Rom aus, indem man den

Digitized by Google

Kunstgeschmack der Mode über das ganze Reich dictirte, auch den Unbemittelten eine gewisse Theilnahme an den Kunstschätzen der Hauptstadt ermöglicht.

Otto Jahn.

Port-Royal.

Jeder Fremde, der in Paris war, hat auch wohl Versailles besucht. Fährt man weiter nach Rambouillet, so liegt ungefähr in der Mitte des Weges Chevreuse. In der Nähe dieses Orts erhoben sich vor zwei Jahrhunderten die Gebäude der altberühmten Abtei „Port-Royal des Champs". Racine, ein Schüler von Port-Royal, besingt in seinen Jugendgedichten die stille Landschaft, die Wiesen, die Felder, den Wald, das Kirchlein im Dorfe, die schöne heilige Natur. Heute findet der Wanderer dort kein Ueberbleibsel der Erinnerung mehr; den Intriguen der Jesuiten war es schon 1710 gelungen, daß Port-Royal von Grund aus zerstört und dem Erdboden gleichgemacht wurde. Auch der Geist, der in jenen Mauern geherrscht und von dort ausgegangen, war getödtet worden. Doch glücklicherweise nicht für immer.

Von der ziemlich zahlreichen Literatur über Port-Royal ist das Werk von Sainte-Beuve*) das bedeutendste. Von demselben ist kürzlich bereits die dritte Auflage erschienen: eine Gelegenheit mehr, jene denkwürdigen Ereignisse mit den denkwürdigen Menschen näher kennen zu lernen. Es gibt in der Geschichte des Frankreich Ludwig XIV. kaum etwas Interessanteres und Erhabenderes als die Geschichte dieser einfachen Abtei. Diese schwachen Frauen, diese von der Welt zurückgezogenen Einsiedler haben eine lange Reihe von Jahren hindurch Päpsten und Bischöfen, Ministern, ja selbst einem Könige Widerstand geleistet. Sie repräsentiren die besten Momente des socialen, religiösen und philosophischen Lebens ihrer Zeit. Der Jansenismus, Saint-Cyran und die Mutter Angelika bedrohen nicht die Kirche Christi, aber diejenige Roms, Pascal und Arnauld kämpfen mit den Jesuiten einen Kampf auf Leben und Tod, Nicole vertritt die Sache der Wahrheit in der Philosophie, Racine in der Poesie, Lancelot in der Erziehung, Andilly am Hofe. Und im Hintergrunde umschweben edle Frauenbilder das Ganze, wie Frau v. Plessis, Frau v. Liancourt, Frau v. Longueville, Frau v. Sablé, die

*) Port-Royal, par M. C. A. Sainte-Beuve. 3. édition. 6 vol. in — 18. Paris, Hachette.

Königin von Polen, Frau v. Sévigné und hundert andere Persönlichkeiten, die wenn auch auf verschiedenen Wegen doch alle nach demselben Ziele streben.

Richelieu, welcher alsbald in Saint-Cyran die Seele des Widerstandes und den muthigsten Kämpfer gegen den Jesuitismus erkannte, hätte nichts lieber gewünscht, als ihn zu gewinnen; aber die Männer von Port-Royal gehörten nicht zu denen, die um äußeren Vortheils willen ihre innere Ueberzeugung opferten. Saint-Cyran hatte wichtigere Dinge zu verrichten, als sich durch einen Bischofssitz in den Ruhestand versetzen zu lassen. Sein Ziel war, das ursprüngliche Christenthum der ersten Zeiten wiederherzustellen. Das siebzehnte Jahrhundert, so religiös es auch war, ließ doch noch so manches zu wünschen übrig. Selbst Männer wie Montaigne, La Rochefoucauld, Molière und La Bryère konnten nur die Achsel zuckend sagen: Es ist einmal so. Port-Royal aber und die Seinigen wollten der Corruption entgegenarbeiten. Hierauf waren die Pläne gerichtet, welche Saint-Cyran hegte. So sagte er zu Saint-Vincent de Paul: „Gott hat mir eine große Erleuchtung gegeben; er ließ mich erkennen, daß es keine Kirche mehr gibt. Nein, es gibt keine Kirche mehr, schon seit fünf oder sechs Jahrhunderten. Einst war die Kirche wie ein großer Fluß, welcher klares Wasser hatte, das Bett dieses schönen Flusses ist noch das nämliche, aber es ist nicht mehr dasselbe Wasser." Noch bezeichnender ist es, daß er das Concil zu Trient eine „politische Versammlung" nannte.

Einen eifrigen Freund fand Saint-Cyran an Jansenius, welchen er 1605 in Paris kennen gelernt hatte. Er führte ihn darauf nach Bayonne in seine Familie, und hier vertieften sie sich fünf Jahre lang in das Studium des alten Christenthums mit solchem Eifer, daß die Mutter oft zu ihrem Sohne sagte, er werde noch den guten Flamländer tödten, Jansenius aber war unermüdlich. Hier legte er den Grund zu seinem „Augustinus". Beim Erscheinen des Buches saß Saint-Cyran gerade im Gefängniß. Als er es gelesen hatte, war er so begeistert davon, daß er ausrief: „Und wenn der Papst und der König sich verschwören uns zu vernichten, so werden sie doch niemals zum Ziele gelangen."

Diese Schrift, welche eine so außerordentliche Bewegung hervorrief, war ein Appell des ursprünglichen Christenthums gegen das Christenthum des Tages, ein Protest der augustinischen Theologie gegen die Theologie der Modernen. Der „Augustinus" war eine christliche Revolutionspredigt. Es dürfen aber Port-Royal und Jansenismus nicht für identisch gehalten werden; beide haben weiter nichts gemein, als daß sie sich oft begegneten und namentlich der Port-Royalist Saint-Cyran warf sich zum Vertheidiger des augustinischen Christenthums auf. Dadurch verschuldete er es, daß der Cardinal Richelieu immer unge-

Digitized by Google

haltener auf ihn wurde. Saint-Cyran erlangte einen Einfluß, der von Tag zu Tag beunruhigender wurde; er wurde eine Macht, der Cardinal fand, daß er einen Namen von üblem Klange habe. Darum ließ er ihn ins Gefängniß von Vincennes werfen, indem er sagte: „Wenn man Luther und Calvin gleich als sie zu dogmatisiren anfingen hätte einschließen lassen, so wäre es besser gewesen."

Man kann aber nicht die Ideen einkerkern. Der Gefange setzte während der fünf Jahre seiner Gefangenschaft, welche erst zwei Monate vor seinem Tode endete, sein Werk fort und seine Correspondenz gibt Zeugniß, wie Vieler Seelen sich ihm zuwandten. Als Erben seiner Lehre ließ er Singlin und Saci zurück. Dieselben wirkten ganz im Geiste des Meisters; aber die Stelle, welche Saint-Cyran in dieser Welt einnahm, war so groß, daß sie nicht so leicht wieder ausgefüllt werden konnte. „Die Krone unseres Hauptes ist gefallen", schrieb der Abbé Boileau.

Einigen Ersatz bot Le Maitre, welcher in die Abtei eintrat. Derselbe war ein junger berühmter Advocat von glänzender Beredsamkeit, in Gunst bei Hofe und in der Stadt, von Vermögen und jedenfalls voll Aussichten auf eine glänzende Carrière. Neunundzwanzig Jahre alt wurde er beim plötzlichen Tode det Frau v. Andilly derartig ergriffen, daß er nach Port-Royal ging. Er bekehrte sich wie Paulus. Einige hielten diesen Schritt für christlichen Heldenmuth, die Meisten aber für Narrheit. Es war ein wahrhaft großer Charakter und eine große Intelligenz. Richtiges Urtheil, lebhafte Einbildungskraft, Talent in Wort und Schrift, Höhe und Schärfe des Gedankens, Wärme und Weichheit des Herzens, Alles das sollte jetzt in Klostermauern eingeschlossen werden. Doch auch hier war das Genie an seinem Platze; bald erhob es sich zu nie rastendem Kampfe gegen den Jesuitismus, gegen Lüge und Finsterniß.

Alle großen Geister der Zeit kamen mit Port-Royal in Berührung. Hier fand auch die Philosophie eine gastliche Stätte. Und zwar in der Person Descartes, der sich zunächst als Verehrer der Augustinischen Ideen einführte. Zwischen dem großen Bischof und dem Philosophen findet man mehr als einen Berührungspunkt; dies war sicherlich seine beste Empfehlung in Port-Royal. Aber unumschränkter Herrscher war er nicht. Sainte-Beuve geht in seiner Darstellung zu weit, wenn er das Gegentheil behauptet. Schon Vaucel beschwert sich in seinen „Observations sur la philosophie de Descartes", daß Arnauld das Haus compromittire, indem er die Meinung verbreite, daß ganz Port-Royal cartesianisch wäre, während es dort weiter keinen Cartesianer gäbe als ihn und Nicole. Vaucel wollte, anstatt Descartes gegen die Jesuiten zu vertheidigen, daß man sich mit den Jesuiten gegen Descartes verbinde. Arnauld vertheidigte und propagirte den Karte-

Digitized by Google

sianismus d. h. eine Philosophie, welche dem menschlichen Geiste eine neue Methode darbot, welche sich auf Gewißheit gründete und die Vernunft über die Autorität stellte. Ein lichtvoller Geist wie derjenige Arnaulds gefiel sich in den cartesianischen Fortschritten. Als das Parlament gegen die neue Philosophie ein Decret zu erlassen dachte, schrieb er eine Denkschrift um sie zu vertheidigen.*)

Seit 1654 hatte Arnauld sich an Nicole geschlossen, der eine nicht minder wichtige Persönlichkeit in Port-Royal war und ein ebenso tüchtiger Kämpfer für die Sache der Wahrheit. Belesen und gelehrt wie wenige schien er seiner Natur nach ein Melanchthon, der wider seinen Willen in den Kampf heineingezogen war. Aber er stand fest auf seinem Platze und beide hielten zusammen wie Freunde im Leben und im Tod.

Eine andere nennenswerthe Person aus dem große Kreise war Hamon, Arzt von Port-Royal. Dieser Mann im dürftigen Gewande, welcher anfangs zu Fuß später zu Esel von Dorf zu Dorf zog, immer lesend, betend oder strickend, ein Arzt für die Seelen wie für die Leiber, war zugleich Gelehrter, Schöngeist, Moralist von Ruf, einer der großen Geister des 17. Jahrhunderts. Interessant für die Kenntniß seines Charakters ist die kleine Schrift, welche er zurückgelassen „Rélation de plusieurs circonstances de la vie de M. Hamon, faite par lui même." Aufgefordert zu schreiben, denn dies war in Port-Royal ein gemeinsames Gesetz, fertigte er etwa ein Dutzend Tractate, die es bedauern lassen, daß Hamon sich nicht mehr der Schriftstellerei widmete. Sein Thema ist freilich immer dasselbe, aber er hat tausend Variationen dafür. Er glaubt an einen menschlichen und milden Gott, an einen lebendigen Gott, der thätig in die Geschicke der Menschen eingreift. Das All' ist Eins mit Gott. Seine tiefe Frömmigkeit geht mehr noch aus seinen Briefen hervor.

Von den Frauen Port-Royals ist vor allem Angelika Arnauld zu nennen, die große Angelika, wie man sie nannte, die Reformatorin; ihre Schwester Johanna Arnauld, welche mit fünf Jahren den Schleier genommen hatte und die „Mutter Agnes" geworden war. Sie wurde mit der heil. Theresia verglichen. Ihre Nichte, Fräulein v. Andilly war ebenso groß an Geist wie an Hoheit des Herzens. Ihr Spruch war: „Alles was nicht ewig ist macht mir keine Furcht." Weniger bekannt, doch auch nicht unbedeutend, waren die Schwester Eustochia v. Bregy und die Schwester Christine Briguet.

Doch wir wollen jetzt zu der Thätigkeit Port-Royals übergehen, die am nachhaltigsten war, weil sie sich auf die Zukunft bezog. Wahrhaft groß ist

*) Hierbei sei eine Schrift aus jener Zeitepoche erwähnt: Le véritable esprit des nouveaux disciples de saint Augustin; lettres d'un abbé licencié de Sorbonne à un vicaire-général d'un diocèse des Pays-Bas. — Bruxelles 1706.

das Verdienst Port-Royals für die Erziehung der Jugend. Schon Saint-Cyran hatte kleine Waisen zu sich genommen, „um sie in seiner Abtei zu ernähren." Er liebe die Kinder sehr, sagte er zu Le Maitre und er stelle es sich zur Aufgabe ihnen zu dienen. Diese Aufgabe war in ganz Port-Royal eine gemeinsame. Hamon und Nicole verbanden sich hier mit dem großen Meister Lancelot.

Es war damals, ehe man in ein Collège eintreten konnte, nothwendig, daß die Kinder einen Vorbereitungs-Cursus durchmachen mußten und diese Vorbereitung geschah entweder in der Familie oder in kleinen Schulen. Als Port-Royal eine solche Vorbereitungsschule errichtete, machte es damit der Universität noch keine Conkurrenz, später aber behielt es seine Schule auch noch für die weiteren Studien bei und es hatte Recht, denn die Universität war in Verfall. Die Jesuiten agitirten eifrig hiergegen, obgleich sie ebenfalls ungesetzlicher Weise Schulen errichtet hatten.

Lancelot, der Pädagog von Port-Royal, verfolgte schon seit seiner Jugend ein Ideal und erkannte bald im Unterrichtswesen seinen Beruf. Was wären die Schulen von Port-Royal ohne ihn gewesen; er war der Humanist, der Hellenist, der Mathematiker, besonders aber Methodiker, der die griechische, lateinische, italienische und spanische Methode verfaßte und die berühmte „Grammaire générale" schrieb.

Andere ausgezeichnete Lehrer standen Lancelot zur Seite, wie Walon de Beaupuis, Nicole, Guyot, Coustel und bewirkten, daß ungeachtet mancher Fehlgriffe diese kleinen Schulen, welche nur fünfzehn Jahre dauerten, inmitten von Anfechtungen ohne Zahl, eine große und weitgehende Bedeutung errangen. Es gingen gute Bücher aus denselben hervor, dauerhafte Methoden, welche zum Theil in die Universitäten Eingang fanden, und Männer, die in ihrem Zeitalter eine Rolle spielten.

Als Lancelot die Leitung der Schulen übernahm, mehrte sich bald die Zahl der Kinder derartig, daß man noch eine größere Schule in Paris zu errichten beschloß. Dies geschah zu Ende des Jahres 1646. Hinsichtlich der Methode wurde der Grundsatz durchgeführt, möglichst wenige Schüler in einer Klasse zu vereinigen, damit jedem einzelnen die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet werden könne. Nicole lehrte Philosophie und Humaniora, Lancelot griechisch und Mathematik. Aber kaum waren diese Schulen aufgeblüht, so gingen auch schon die Hetzereien und Verfolgungen los. In einem Briefe der Mutter Angelika an die Königin von Polen beklagt sich dieselbe über die mannigfachen Anfeindungen, die die Bestrebungen Port-Royals erführen. Die Schulen zu Paris mußten aufgelöst werden und wurden nun in die Nähe von Chevreuse und Versailles gelegt. Hier studirte um das Jahr 1865 der junge Racine.

Digitized by Google

Als die Jesuiten sahen, daß die Anstalten bald wieder prosperirten, bereiteten sie einen neuen Schlag vor. Doch ein sonderbarer Zufall kam plötzlich dazwischen und kreuzte ihre Pläne. Ein Neffe des Kardinals Mazarin, der junge Alfons Mancini, welcher in ihrem Collège zu Paris war, wurde beim Spielen verwundet und starb. Die Jesuiten glaubten nun noch ein wenig warten zu müssen, bis der Trauerfall vergessen wäre, ehe sie gegen ihre Rivalen von Port-Royal agitiren könnten. Es wurde inzwischen im Stillen fortgewühlt, bis am 10. März 1660 die Anstalten aufgelöst wurden. Von 1670—1678 konnte zwar Port-Royal als Kloster junge Mädchen zu Pensionärinnen aufnehmen, aber es durften außerhalb der Anstalt keine Schüler mehr gehalten werden.

Es würde zu weit führen, das „Réglement des études" mitzutheilen, zumal nicht der Buchstabe, sondern der Geist desselben von nachhaltigstem Einfluß auf die Entwickelung der Pädagogik war. Während der Jesuitismus den Menschen als wildes Thier betrachtete, das man bändigen muß um es beherrschen zu können, stellen die Port-Royalisten im echt christlichen Geist als Basis der Erziehung die Liebe auf.

Als Lehrer wurden nur Personen angestellt, deren Frömmigkeit, Fähigkeit, Uneigennützigkeit und innerer Beruf bekannt war. Der einzige Beweggrund, um sich diesem Geschäfte zu widmen, sollte die Liebe sein. Man bemühte sich den Augen der Kinder Alles fern zu halten, was ihnen schaden konnte; man sorgte, daß sie nichts sähen und hörten, was die Bescheidenheit und die Reinheit ihrer Seele verletzen könnte. Dagegen wurden sie in der Erkenntniß des Wahren und in der Liebe des Guten und Ewigen gefördert.

Einer der Lehrer von Port-Royal, Coustel, hat ein Buch hinterlassen: Die Regeln der Erziehung der Kinder.*) Coustel untersucht hierin, ob es besser ist, die Kinder in den religiösen Häusern zu erziehen, wie es früher in Italien und Deutschland Gebrauch war, oder bei den Eltern, wie viele rathen, oder endlich in den Collèges wie es jetzt sei. Er kommt zu dem Schlusse, daß alle drei Erziehungsarten ihre Inconvenienzen haben und daß es schwer sei, sie zu combiniren. In Port-Royal adoptirte man, wie schon erwähnt, den Rath, den schon Erasmus gegeben hatte, nämlich die Vereinigung von nicht mehr als fünf Kindern unter einem oder zwei Lehrern. Saint-Cyran wünschte bei der Erziehung ein Bild des väterlichen Hauses, beständige Aufsicht, Ernst der Lehrer und einen gewissen Respect der Mitschüler unter einander. Er konnte nicht leiden, wie Lancelot sagt, daß man in der Erziehung der Kinder aus den Wissenschaften und aus dem Studium Capital machte und dabei die Pietät vernachlässigte. Er betrachtete dieses

*) Les Règles de l'éducation des enfants. Paris 1687: 2 vol. 12°.

Digitized by Google

als einen großen Fehler sowohl gegen die Kirche als gegen den Staat. Port-Royal nahm daher seine Schüler möglichst jung auf, damit sie noch nicht wo anders contrastirende Eindrucke empfangen hätten. Beten und arbeiten — um diese beiden Pole bewegte sich die Erziehungsthätigkeit von Port-Royal.

Was speciell den Unterricht betrifft, so hatte derselbe eine sprüchwörtliche Berühmtheit erlangt. Wir dürfen nur die hauptsächlichsten Werke erwähnen, die aus den Schulen hervorgegangen, wie: 1) Die Logik oder die Kunst zu denken. 1662. 2) Grammaire générale et raisonnée. 1660. 3) Neue Methode, um die griechische Sprache leicht zu lernen. 1655. 4) Neue Methode, um leicht und schnell die lateinische Sprache zu lernen. 1644. 5) Neue Methode, um leicht und schnell das Italienische zu lernen. 1660. 6) Neue Methode für das Spanische. 1660. 7) Vier Sammlungen lateinischer, französischer, italienischer und spanischer Poesien. 8) Le jardin des racines grecques, mises en vers francais. 1657. 9) Nouveaux Élémens de Géométrie. 1667. — Der Autor dieser Schriften ist Lancelot, doch haben an einigen auch Arnauld, Nicole und Saci mitgearbeitet. Zur Hilfe für diese Methoden waren nun für den Schulgebrauch noch angefertigt: die Uebersetzung der Fabeln des Phädrus. Die Comedien des Terenz, beide 1647. Nouvelle Traduction des captifs de Plaute, avec des notes. 1666. Moralische und politische Briefe Ciceros an seinen Freund Attikus. 1666. Nouvelle Traduction d'un nouveau receuil des plus belles lettres que Cicéron écrit à ses amis. 1666. Andere Briefe Ciceros an seinen Bruder Quintus und an Attikus. 1668 und 1670. Nouvelle traduction des Bucoliques de Virgile, avec des notes. 1666. Rechnet man hierzu noch Uebersetzungen aus Virgil und Chrestomathien aus Martial, Catull, Plautus, Terenz, Horaz ꝛc., so hat man fast alle klassischen Bücher, welche Port-Royal angehören.

Es ist ein doppelter Ruhm für Port-Royal, daß nachdem es den Intriguen seiner Gegner gelungen war, die Schulen schließen zu lassen, es nun durch seine Bücher lehrte und glänzte, und was die Hauptsache ist, diese Methoden kamen als etwas vollkommenes in den Gebrauch des Publikums, denn sie waren vorher durch langjährige Praxis erprobt worden. Man muß den Zustand des ganzen Unterrichtswesens in jener Zeit überhaupt ins Auge fassen, um den pädagogischen Werth Port-Royals richtig zu beurtheilen.

Hinsichtlich der Methode finden wir Einiges was an Amos Comenius und an Pestalozzi erinnert. In Port-Royal galt der Grundsatz, daß man den Kindern den Unterricht so angenehm als möglich machen müsse, „so angenehm als das Spiel und die Erholungen:" Es ist der natürliche Weg, ein Hauch von Montaigne ist hier vorübergeweht. Eine zweite methodische Regel lautete, daß man den Kindern nur vollkommen klare und bestimmte Begriffe geben dürfe. Ferner waren die Port-Royalisten für einen möglichst

Digitized by

frühzeitigen Unterricht, den Geist der Kinder müsse man schon früh zu üben anfangen. Auch müsse der Unterricht stets der Fassungskraft der Schüler angemessen sein. Endlich sagten sie mit Ramus: Wenig Regeln, aber viele Uebung! Man sieht, der Anschauungsunterricht, überhaupt die naturgemäße Methode war auch schon in Port-Royal bekannt.

Die berühmtesten Bücher Port-Royals waren die Grammaire général und die Logik. Letztere gründete sich auf Ramus Dialektik. 1555, Montaignes Art de conférer, Descartes „discours de la methode" und auf Pascals „Esprit géométrique" und „Art de persuader". Besonders Descartes erkennt man beim Lesen der Logik heraus. Wenn man Rousseaus Emil liest, so glaubt man an einigen Stellen ebenfalls auf verwandtem Boden zu stehen. Die Logik besteht außer den beiden einleitenden Vorreden aus vier Theilen gemäß den vier Geistesoperationen: Auffassen, urtheilen, raisonniren, ordnen. Das Descartessche cogito ergo sum wird festgehalten, doch ist die Meta phyſik eine andere.

Da die Logik für den Schulgebrauch geschrieben war, so wird man es natürlich finden, daß dieselbe sehr elementar gehalten ist. Hier und da sind Beispiele eingeflochten. Ein logischer Schluß lautet: Das göttliche Gesetz gebietet, die Könige zu ehren. Ludwig XIV. ist ein König, folglich u. s. w.

Der erste Pädagoge Port-Royals war, wie schon erwähnt, Lancelot. Nach der Zerstörung der Schulen von Port-Royal wurde er Erzieher des jungen Herzogs von Chevreuse. Im Jahre 1669 übernahm er die Erziehung der Prinzen von Conti, zog sich jedoch 1672 wegen einer Meinungsverschiedenheit zurück. Er widersetzte sich nämlich dem Verlangen, mit seinen Zöglingen in die Comödie zu gehen. Die jungen Contis machten ihrem großen Lehrer in der Folge keine Schande. Lancelot starb im Exil zu Quimperle in der Bretagne den 15. April 1695; er war 80 Jahre alt. Sein Exil hatte fünfzehn Jahre gedauert. In einem aufgefundenen Briefe heißt es über seinen Tod: „Lancelot, unser theurer Freund, ist am 15. d. M. zu Gott gegangen, gegen drei Uhr Morgens. Er starb wie ein Heiliger und nach seinem Tode kam alle Welt, ihm die Füße zu küssen. Man mußte bald seinen Sarg schließen, denn man schnitt ihm Stücke von seinem Kleide ab. Seine letzten Worte waren die des 118. Psalms: „Vide humilitatem meam et eripe me, quia legem tuam non sum oblitus."

Einer der tüchtigsten Collegen Lancelots war Walon de Beaupuis. Er war geboren zu Beauvais d. 9. (od. 29) August 1621. Im Jahre 1637 nach Paris gekommen, machte der junge Beaupuis am Collège der Jesuiten ein Jahr Rhetorik durch und lernte hier die Methode und die Art kennen, die er später vermeiden sollte. Am 16. Mai 1644 ging er nach Port-Royal und wirkte bald an den kleinen Schulen. Nach der Zerstörung der Schulen

Digitized by Google

wurde er Erzieher der Neffen Pascals, im Jahre 1666 Priester und 1676 Superior am Seminar. Doch ward er auch verfolgt und abgesetzt und zog sich nun zu seiner Schwester zurück, wo er noch volle 29 Jahre lebte. Er starb erst im Februar 1709, 87 Jahre alt. Seine Lebensweise war eine äußerst mäßige. Er stand spätestens um vier Uhr Morgens auf, und hatte niemals Feuer im Zimmer, selbst nicht im härtesten Winter. Er ging stets ohne Kopfbedeckung und machte so oft als möglich das Fenster auf. Alle Jahre machte er eine Reise nach Port-Royal und zwar stets zu Fuß. Er prophezeite übrigens unrichtig, als er die Zuversicht aussprach, daß Port-Royal ewig sein werde.

Von den übrigen Lehrern sind schon Lemaitre und Hamon genannt. Fontaine darf auch nicht vergessen werden. Fast ganz vergessen ist Guyot; dennoch war er einer der bedeutendsten Mitarbeiter. Er hat an der Uebersetzung Ciceros mitgeholfen. Endlich war es noch Coustel, der sich besonders auszeichnete. Er war in demselben Jahre und in demselben Orte wie Beaupuis geboren und etwa ein Monat jünger als dieser. Nach der Zerstörung der Schulen wurde er Lehrer der Neffen des Cardinals von Fürstemberg und diesem Prälaten dedicirte er seine „Règles de l'éducation des enfants." Sein Alter verlebte er in Beauvais in ruhiger Einförmigkeit bis zum Jahre 1704. Coustel starb 83 Jahre alt.

Unter den Schülern Port-Royals finden sich viele bekannte Namen wie du Fossé, Marquis von Abain, de Fresle, de Villeneuve, Guene, Gault, Bagnols, Bernières, Perier, Bois-Dauphin, Enkel der Frau von Sablé ꝛc. Nicht geglückt war die Erziehung des Herzogs von Momnouth und diejenige des Ritters von Rohan. Der erstere war der natürliche Sohn Karls II. und in seinem neunten Jahre nach Frankreich geführt. Rohan hatte das Schicksal Momnouths, er verlor das Haupt wegen des Verbrechens der Rebellion. Beide waren übrigens nur kurze Zeit in Port-Royal. Einen Gegensatz bildete Stuart d'Aubigny, Sohn des Herzogs von Lennox und Richmond. Dieses junge Mitglied einer berühmten schottischen Familie wurde früh nach Frankreich und Port-Royal gebracht. Sodann wurde er Kanonikus von Notre-Dame und machte schnell seine Carrière im Kirchendienst. Er starb aber schon 1665 in dem Augenblick als er aus Rom den Cardinalshut erhielt.

Racine ist der am meisten citirte Schüler Port-Royals, aber der Typus des wahren Zöglings ist Tillemont. Sebastian Le Nain de Tillemont wurde am 30. November 1637 zu Paris geboren und kam mit 9 Jahren in die kleinen Schulen Port-Royals. Er widmete fortan sein ganzes Leben den Studien, ohne jemals ein Amt anzunehmen. Tronchai, welcher in den acht letzten Jahren sein Secretair war, hat „La vie et l'esprit de M. de Tillemont" herausgegeben. Erwähnenswerth ist seine Berührung mit Rancé und

Digitized by Google

und den Trappiſten. Rancé, geboren im Januar 1626, empfing ſchon als Kind die Tonſur. Man ſagt, daß er mit 12 Jahren den Anacreon mit Anmerkungen herausgegeben habe. Nachdem er als feiner Weltmann alle irdiſchen Vergnügungen genoſſen, beſchäftigte ihn ausſchließlich die Idee der Ewigkeit und er floh in die Einſamkeit. Sein chriſtlicher Eifer führte ihn ſowohl zur Bekanntſchaft mit Port-Royal als mit La Trappe und veranlaßte mehrere Briefe hierüber, die veröffentlicht wurden und Aufſehen machten. Rancé war in einen dogmatiſchen Federkampf getreten, in welchem er ſich als ein kühner Reformator zeigte, der vollſtändig mit der hergebrachten Tradition bricht und bei jeder Unterſuchung auf die Quelle zurückgeht. Er war weder Janſeniſt noch Feind des Janſenismus. Als er mit Port-Royal gebrochen hatte, ſchrieb Tillemont einen Brief an ihn, der das Verhältniß von La Trappe zu Port-Royal erläutert. Die Beziehungen beider waren nicht ſympatiſch, aber voll Achtung. Rancé war in ſeiner Polemik oft brüsk, aber er war ein ehrlicher Kämpfer der es redlich meinte.

Im Januar 1698 ſtarb Tillemont. Der älteſte Schüler der Anſtalt war todt, weinend umſtanden die Freunde ſeinen Sarg. Zwar ſind nachher noch einige berühmte Schüler und Lehrer Port-Royals zu nennen wie Rollin, Coffin und Méſangy; allein die Blüthezeit war vorüber.*) Port-Royal war in ſeinem Frühling geſtorben, es welkte dahin wie eine von verruchter Hand gebrochene Blume.

Es bleibt noch übrig zu fragen, was denn aus dem Schoße dieſer Vereinigung ſo ausgezeichneter Geiſter, ſchöner Character, ſtarker Seelen hervorgegangen. Port-Royal hat bedeutende Schriftſteller erzeugt, deren Werth beſonders in den klaren tiefehrlichen und moraliſchen Geſichtspunkten liegt. Die literariſche Function Port-Royals, war gewiſſe heilige Wahrheiten zu vulgariſiren und ſie zum Gemeingut zu machen, im weiteren Sinne aber der franzöſiſchen Pädagogik den Weg zu zeigen. Nirgends mehr als zu Port-Royal hat man die Würde der menſchlichen Perſon reſpectirt; ſie lehrten die Jugend die Achtung vor ſich ſelbſt und den Menſchenwerth. Mochte man Port-Royal Unrecht geben auf dem Gebiete des Dogmas, in der Moral blieb es unangreifbar und ſomit blieb ihm der Sieg. Die „Provinciales“ verfielen der Cenſur, dem Index in Rom und wurden verbrannt, aber ihre Wahrheiten triumphirten im Publikum und an der Sarbonne. Die beſten Geiſter fühlten bald die von Port-Royal verſuchte Anſtrengung einer Reform im Geiſte des Urchriſtenthum. Man kennt heute die Urſachen, warum der Erfolg kein erwünſchter war. Die Geſellſchaft war nicht gemacht für ein ſolches Chriſtenthum.

*) Der letzte Schüler aus der Nachkommenſchaft der Lancelot, Méſanguy und Rollin, der Abbé Herluiſon, ſtarb am 19. Januar 1811 zu Troyes.

Digitized by Google

Wenn man den Werth einer Sache nach ihrem Erfolg beurtheilen müßte, so wäre der Port-Royalismus zu verdammen. Aber er ist nicht gestorben, er ist nicht untergegangen in den Stürmen der Zeit, er lebt in der Geschichte. Bei den Port-Royalisten ist es eben der Character weit mehr als das Talent, welches zur Bewunderung auffordert. Diese Menschen waren rein im Leben wie in ihren Sitten. Man drückt sie, man ermahnt sie; man bedroht sie, man bittet sie. Nein, antworten sie, lieber sterben, als gegen unser Gewissen handeln. „Die Wahrheit" ist ihr Panier. Port-Royal wäre todt, wenn nicht der Geist lebendiger Frömmigkeit, der erhabene Geist eines Pascal, Saci, Lancelot und vieler Anderer der Nachwelt für immer geblieben wäre.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende Juli.

Während die parlamentarischen Körperschaften Englands, Frankreichs, Italiens und Ungarns durch den gesammten Juli in Thätigkeit waren, haben wir Deutschen schon seit einigen Wochen unsere politischen Ferien angetreten. Die am Ausgang des vorigen Monats abgehaltene Feier des wormser Lutherfestes beschloß das mühevolle erste Jahr norddeutschen Bundeslebens und gönnte den Volksvertretern, welche als Mitglieder des preußischen Landtags, des Reichstags und des Zollparlaments Monate lang beschäftigt gewesen waren, die verdiente Ruhe. Diese Ruhe ist auch denen zu Theil geworden, welche an der Arbeit keinen Antheil gehabt hatten, denn sie hatte sich auf fast alle Gebiete unseres öffentlichen Lebens ausgedehnt und zwar so vollständig, daß es selbst an Anzeichen dafür fehlt, unter welchen Auspicien der nächste parlementarische Feldzug wieder aufgenommen werden wird. Gelegentliche Mittheilungen über die größeren oder geringeren Inconvenienzen, welche sich bei Gelegenheit der Einführung neuer Bundesgesetze herausgestellt haben, Erwägungen über das Defizit in den Bundeseinahmen, bairisch-würtembergische Verhandlungen wegen Herstellung einer süddeutschen militärischen Centralcommission oder doch Gerüchte von solchen Verhandlungen, Erörterungen über den Ausfall der letzten würtembergischen Landtagswahlen, ungeduldige Wünsche oder gutmüthige Hoffnungen für Verwirklichung der in Preußen verhießenen administrativen Decentralisation; gelegentliche Stoßseufzer der Particularisten und Legitimisten darüber, daß die auf das wiener Schützenfest gesetzten Hoffnungen getäuscht worden sind — das ist Alles, was großen und kleinen Zei-

Digitized by

tungen während vier langer Wochen behufs Ausfüllung der Rubrik „Deutschland“ zur Disposition gestanden hat. Selbst von herrschenden Stimmungen, Sympathien und Antipathien hat kaum die Rede sein können; unter dem Eindruck der Ermüdung war die parlamentarische Campagne beschlossen worden, Stichworte, welche sich von der Menge wiederholen ließen, gab es keine, die Zeit der politischen Festturniere ist — hoffentlich für immer — vorüber und die Masse macht von der ihr gewordenen Möglichkeit sich einmal nicht um Politik zu kümmern, nach Kräften und bereitwillig Gebrauch. Mit den Regierungen scheint es ähnlich zu stehen: von Vorlagen für den nächsten preußischen Landtag verlautet noch Nichts, in Baiern sucht Fürst Hohenlohe die versöhnliche Stimmung, in welcher seine Partei vom Zollparlamente Abschied nahm, zu fixiren, in Würtemberg freut man sich der glücklichen Lage, noch mehrere Monate lang ohne ein Parlament regieren zu können, dessen Zusammensetzung vom Regierungsstandpunkte aus manches zu wünschen übrig läßt, das badische Cabinet führt in Veranlassung der Neubesetzung des freiburger Episcopats den gewohnten kleinen Krieg mit den Ultramontanen fort, in Hessen-Darmstadt steht die Regierungsmaschine völlig still, seit Herr v. Dalwigk auf Reisen ist. Niemand weiß zu sagen, ob diese Zeit der Ruhe den in das Volksbewußtsein gestreuten Saaten, aus welchen das deutsche Brod der Zukunft gebacken werden soll, günstig sein wird oder nicht, das Volk ist sich für eine Weile selbst überlassen und hat alle Zeit seine jüngsten Erlebnisse fruchtbar zu machen oder — zu vergessen.

Die Frage nach dem Zustandekommen der bairischer Seits in Aussicht genommenen ständischen Militärcomission für die süddeutschen Staaten wird beim Wiedereintritt der politischen Jahreszeit wahrscheinlich im Vordergrunde der deutschen Interessen stehen. Für den Augenblick entbehrt sie noch der Farbe, nach welcher eine Beurtheilung möglich wäre. Die Wahrscheinlichkeit scheint indessen dafür zu sprechen, daß es sich nicht um die Schaffung eines festen Punktes zur Anlegung süddeutscher Bundeshebel, sondern um ein Institut handelt, das den Regierungen der Länder jenseits des Main die Möglichkeit schaffen soll, ihre militärischen Reformen in einheitlicher Weise zum Abschluß zu bringen und den kriegerischen Einrichtungen des norddeutschen Bundes wenigstens soweit zu conformiren, daß die abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse wirklichen Sinn und praktische Bedeutung erhalten. Schon daß Fürst Hohenlohe die Initiative zu den bezüglichen Verhandlungen oder Vorverhandlungen ergriffen hat, spricht zu Gunsten dieser Auffassung und unter den gegebenen Umständen hat eigentlich nur diese überhaupt einen Sinn. Hessen-Darmstadt ist glücklicher Weise nicht mehr in der Lage zur Errichtung einer specifisch-süddeutschen Armee die Hand bieten zu können, Baden hat seine Stellung zur Sache durch Anstellung des General v. Beyer deutlich genug bekundet,

Digitized by Google

um Mißverständnisse auszuschließen und daß Würtemberg und Baiern mit einander allein auszukommen versuchen wollten, scheint trotz Herrn v. Varnbühler undenkbar. Daß die großdeutschen und die völlig undeutschen Demokraten des Südens sich nach Kräften sträuben werden, dem Zustande süddeutscher Wehrlosigkeit ein Ende zu machen, versteht sich von selbst — aber ihre Theorie von der Nothwendigkeit eines Anschlusses an die Schweiz und deren Militärsystem gilt selbst an der Stätte ihres Ursprungs allen halbwege vernünftigen Leute für die Ausgeburt vollständiger Begriffsverwirrung und politischen Wahnsinns; wichtiger wird sein, welche Stellung die an die bairische Regierung gelehnten, wie es scheint in numerischer Zunahme begriffenen Mittelpartheien zu diesem Unternehmen einnehmen. Aus der Mitte derselben hat sich neuerdings eine Stimme vernehmen lassen, (vgl. das neueste Heft der Cotta'schen Vierteljahrsschrift: „Das erste deutsche Zollparlament,") welche deutlich bekundet, daß der süddeutsche Altliberalismus, die große Summe derer, denen es an dem sittlichen Muth fehlt, sich auf den Boden der Thatsachen von 1866 zu stellen und die doch zu gebildet sind um die Thorheiten der Beobachterparthei mitmachen zu können — noch vollständig um eine Formel dafür verlegen ist, wie sie die nächste Zukunft gestaltet wissen will. Desto berechtigter erscheint die Hoffnung, daß diese Summe von Männern (Parthei kann man nicht sagen) die Regierungen in dem Bestreben unterstützen werde, mindestens der dringenden Forderung nationaler Wehrhaftigkeit gerecht zu werden. Das in der „Vierteljahrsschrift" aufgestellte Programm ist einer solchen Lösung um so günstiger, als dieselbe die formale Unabhängigkeit vom norddeutschen Bunde gewährleisten würde; die nationale Partei wird angesichts der Unmöglichkeit auf einen nahe bevorstehenden Eintritt des Südens zu rechnen, keinen Grund haben, eine Institution zu bekämpfen, welche, wenn sie überhaupt lebensfähig bleiben soll, in die Nothwendigkeit versetzt sein wird, die ihrer Obhut anvertraute Armee, dem preußischen Muster möglichst anzunähern. Nothbehelfe dieser Art haben wenigstens den Vorzug, die gegenwärtige Lage in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen und denen, die überhaupt ein nationales Gewissen haben, dasselbe dafür zu schärfen, daß der Nichteintritt des Südens in den Nordbund ein widernatürlicher Zustand, ein Verhältniß ist, das, wenn es auch noch zwanzig Jahre lang dauert, nie eine innere Berechtigung gewinnt und gewinnen kann, sondern bleibt, was es vom Anfang an gewesen, ein Symbol partikularistischen Eigensinns und landschaftlicher Beschränktheit. Daß der gemäßigten, an die Regierungen angelehnten süddeutschen Fraction, deren wir oben erwähnten, mindestens ein dumpfes Gefühl davon übrig geblieben ist, daß die süddeutsche Separation einen Verrath an der nationalen Sache involvirt, das bezeugt die Zähigkeit, mit welcher jene Gruppe an dem alten, heute sinnlos

Digitized by Google

gewordenen Schlagwort festhält: „Wir haben die Aufgabe zwischen Norddeutschland und Oesterreich zu vermitteln.“ Ganz abgesehen davon, daß von einer solchen Vermittelung ernstlich und nachdrücklich nur die Rede sein könnte, wenn die Süddeutschen als Bundesmitglieder in Fragen deutscher Politik mitzusprechen hätten, steht die Sache so, daß die Zurückhaltung des Südens der Hauptfactor ist, mit welchem Preußens östreichische Feinde rechnen. Der süddeutsche Seperatismus macht der gegenwärtigen östreichischen Regierung, sobald er offene Sprache führt, fortwährend Vorwürfe, wegen seiner Abwendung von inneren deutschen Fragen und eine „Vermittelung“ existirt thatsächlich nur auf dem Blatt Papier, auf welches das sogenanute großdeutsche Programm geschrieben ist. In keiner der Phasen, welche das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen seit dem Sommer 1866 durchgemacht hat, ist von Einflüssen süddeutscher Regierungen überhaupt die Rede gewesen, die feierlich übernommene „Vermittelung“ hat es nicht weiter gebracht, als zu Hurrahrufen, die auf Schützenfesten ausgestoßen wurden, wenn ein östreichischer Bruder begeistert ausgerufen hatte. „Das ganze Deutschland soll es sein.“ Wer mit den Traditionen und mit der Zusammensetzung der süddeutschen Diplomatie bekannt ist, der muß wissen, daß sie zu wirklicher „Vermittelung“ weder das Zeug noch den Beruf hat und daß sie ihre Wege anderswo hinführen als nach Berlin oder in das Wien von heute. Daß die Vermittlung zwischen Oestreich und Preußen Süddeutschlands specieller Beruf sei, ist eine jener hergebrachten Phrasen, welche nur noch gebraucht werden, wenn keine anderen bei der Hand sind und die schon seit lange keinen Sinn mehr haben.

Wenn von den verschiedensten Seiten versichert wird, daß die Beziehungen zwischen den beiden ehemaligen deutschen Großmächten sich neuerdings gebessert haben, so ist das nicht den Einflüssen Dritter, sondern wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die wachsende Möglichkeit einer Lösung der inneren Schwierigkeiten, an denen Oestreich krankt, das Friedensbedürfniß der östreichischen Staatsmänner consolidirt und die Einsicht befestigt hat, daß es keinem der europäischen Großstaaten so ernsthaft und ehrlich um Erhaltung des Friedens zu thun ist, wie dem preußischen. So lange die alten Traditionen in der Hofburg das Wort führten, war Regel, daß die Arbeit an der Heilung der inneren Schäden des Reichs nur so weit betrieben wurde, daß man den Kopf über Wasser bekam; war der dringendsten Noth abgeholfen, so nahm man wieder das ehrgeizige große Spiel auf, durch welches man an den Rand des Abgrundes gerathen war. Einen größeren Fortschritt kann die östreichische Staatskunst nicht machen, als wenn sich sich an den bisherigen Resultaten nicht genügen läßt, sondern weiter zu arbeiten sucht und zu diesem Zweck auf auswärtige Diversionen dauernd verzichtet. In diesem Sinn

Digitized by Google

muß die Erhaltung und Weiterentwickelung der guten Beziehungen zu Preußen, eine der Hauptaufgaben des östreichischen Liberalismus sein. Ueberblickt man die Aufgaben, welche noch vor dem cisleithanischen Cabinet stehen, so möchte man glauben, daß noch Friedensarbeit für viele Jahre aufgehäuft liegt. Allein die Lösung des Concordats hat die Masse der auf dem Staat liegenden Verpflichtungen mächtig vermehrt. Der Sturm der Priesterpartei scheint glücklich überstanden zu sein, die Donner der päpstlichen Allocution sind machtlos verhallt, die Bischöfe beginnen eine maßvollere Sprache zu führen, die Gemeindevertretungen machen sich allenthalben anheischich, die Regierung zu unterstützen — von Maßnahmen zur Ermöglichung einer vom Staat geleiteten Volkserziehung ist aber noch nichts zu hören. Bis diese gehörig organisirt und in Gang gebracht ist, kann ein halbes Menschenalter vergehen. Inzwischen haben die Schwierigkeiten, welche das Czechenthum der Regierung bereitet, immer größere Dimensionen angenommen und in den übrigen slavischen Ländern der Monarchie, gewinnt das Geschrei nach Gleichstellung der Slaven mit den Magyaren immer zahlreichere Anhänger. Die Taktik der Czechen begnügt sich vor der Hand noch damit, für die böhmische Krone Selbständigkeit zu verlangen; man stützt sich mit diesem Verlangen aber nicht sowohl auf ultramontane und aristokratische Gevattern — diese werden sogar mit geflissentlicher Zurückhaltung behandelt — als auf das Recht der czechischen Nationalität und deren Bedeutung, als Führerin des Westslaventhums. Während es den Magyaren gelungen ist, wenigstens Croatien zufrieden zu stellen und die Grundlagen einer vorläufigen Verständigung mit dem dreieinigen Königreich festzusetzen, machen Slovaken und Ruthenen aus ihrer Unzufriedenheit mit den neugeschaffenen Zuständen kein Hehl; namentlich die letzteren treten mit ihren Sympathien für Rußland immer offener hervor und geben deutlich zu verstehen, daß sie von dem nächsten Zusammenstoß im Orient zugleich eine gewaltsame Umwälzung der galizischen Verhältnisse erwarten. Besonders böses Blut hat es gemacht, daß der päpstliche Nuntius am wiener Hof sich auf polnisch-katholische Einladungen hin nach Lemberg begeben hat, um die Canonisation des Märtyrers Kunzewitsch (der, wie das Ruthenenjournal „Slowo" behauptet, blos wegen seines Russenhasses zum Heiligen gemacht wurde) mitzufeiern. Die panslavistischen Organe suchen den Glauben auszustreuen, daß Herr v. Beust es mit seinem Kampf gegen die klerikale Partei keineswegs ernsthaft meine, sondern Willens sei, dem Ultramontanismus die griech.-orthodoxen und unirten Slavenländer als Entschädigung für die Einbußen in Deutsch-Oestreich preiszugeben.

Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß der Kampf des cisleithanischen Cabinets gegen die Ansprüche der Curie mit den Festen zusammengefallen ist, welche das Czechenthum zu Ehren seines nationalen Märtyrers Huß feiert. Zielt die Tendenz dieser Feste auch wesentlich darauf ab, die Aufregung in Permanenz zu erhalten, welche durch die Feier des Museumsjubiläums und des Palazkytages in Prag hervorgerufen ist, und steht der politische Charakter derselben, auch dem religiösen beträchtlich voran, so hatten dieselben doch die Wirkung gehabt, welche die der feudal-klerikalen „Vaterlandspartei" sonst zu Gebote stehenden Kräfte beträchtlich zu vermindern. Nicht nur, daß die böhmischen Bischöfe eine sehr viel maßvollere Sprache gegen das Ministerium führten, als die meisten ihrer deutschen Collegen, das gesammte böhmische Volk hat dem Kampf um die Einführnng der neuen Gesetze, soweit dieselben die Kirche betrafen, ziemlich indifferent zugesehen. Die in das russische Interesse gezogenen panslavistischen Organe der Czechen sind eifrig bemüht, die früher ziemlich lebhafte Verbindung mit der klerikalen Partei

Digitized by Google

zu lockern und der Ton, in welchem die Bulle „Aeterni patris“ redet, ist ihnen dabei wesentlich zu Hilfe gekommen.

Der Zeitpunkt für den Erlaß dieser Bulle, welche das nächste öcumenische Concil zum December nächsten Jahres einberuft, scheint übel gewählt zu sein. In Oestreich ist dieselbe fast gleichzeitig mit der päpstlichen Allocution über die Antastung des Concordats eingetroffen und schon aus diesem Grunde mit einer Erbitterung aufgenommen worden, welche Miene machte zu förmlichem Haß gegen den gesammten Katholicismus auszuarten; die Lage der außeröstreichischen deutschen Anhänger des Ultramontanismus ist so bedrängt, daß diese den Glauben zu verbreiten suchen, das protestantische Preußen werde sich zum Hort der Katholicität aufwerfen und daß specifisch-katholische Stimmen laut geworden sind, welche für die Sache des Nordbundes eintreten und von allen guten Katholiken offenen Bruch mit der Sache des abtrünnig gewordenen Oestreich verlangen*); in Italien hat der Staat alle Mühe, die alte Kirche gegen die Rohheit und den Unmuth eines wider die Priesterherrschaft maaßlos erbitterten Volks zu schützen, in der slavischen Welt gilt es für selbstverständlich, daß jeder Bürger des panslavistischen Zukunftsreichs zugleich Feind des Oberhaupts der occidentalen Kirche ist, in Frankreich muß die Regierung sich zu gallicanischen Grundsätzen bekennen, um nicht ihre gesammte römische Politik verurtheilt zu sehen, die Katholiken Irlands haben allen Grund die versöhnlichen Tendenzen des Parlaments zu schonen und sich nicht durch all' zu lebhafte Sympathien mit den herrschsüchtigen Plänen Roms zu compromittiren. Auch die weltliche Herrschaft des Papsts, welche noch im November v. J. für längere Zeit gesichert schien, hat inzwischen Schlappen erfahren. Aus den gallicanisch anklingenden Reden, welche Herr Baroche im Corps législatif führte, ließ sich die Verstimmung der französischen Regierung über die starre und undankbare Haltung des Papsts ziemlich deutlich heraushören und wenn nicht Rücksichten auf die Nothwendigkeit klerikaler Unterstützung bei eventuellen Neuwahlen obgewaltet hätten, — der kaiserliche Minister hätte vielleicht noch deutlicher geredet. In der päpstlichen Armee nehmen die Desertionen der Zouaven unaufhörlich zu und der Besuch, den der heilige Vater dem kanzlerschen Feldlager abstattete, war von so peinlichen Eindrücken begleitet, daß dieses aufgelöst und die Armee in ihre alten Garnisonsplätze zurück verlegt wurde. — Von Zeit zu Zeit tauchen immer wieder Gerüchte auf, welche einen neuen Handstreich Garibaldi's gegen die ewige Stadt ankündigen und von geheimen Bureaus zur Anwerbung von Freischaaren berichten. Wenn die Italiäner ihren Vortheil recht verstehen, so werden sie sich hüten, der Curie durch ein solches Unternehmen neues Blut in die Adern zu gießen und der Graf Menabrea wird aus den Erfahrungen des vorigen Jahres genug gelernt haben, um die Grenzen des Patrimoniums besser zu bewachen, als sein Vorgänger Urban Ratazzi. Das gegenwärtige Italien muß den Zusammensturz des Kirchenstaats abwarten, demselben gewaltsam ein Ende zu machen, ist es seit lange nicht mehr in der Lage. Die Trostlosigkeit der inneren Zustände Italiens hat sich gerade in letzter Zeit zu deutlich manifestirt, um gewaltsame Erschütterungen irgend welcher Art Politiker wünschenswerth zu machen, die über den kommenden Morgen herauszusehen vermögen. Alle

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf das „Offene Sendschreiben an die Ultramontanen Baierns und Süddeutschlands. Von einem süddeutschen Ultramontanen“ (München 1868) und den Aufsatz „das Verhältniß von und zu Oestreich“ (Histor. polit. Blätter Bd. 62, H. 1 S. 78 ff.)

Digitize

Versuche der Anarchie Siciliens zu steuern sind vergeblich geblieben, in Neapel gewinnen die bourbonischen Umtriebe an Kühnheit und Nachdruck und in Mittel- und Norditalien hat das Treiben der revolutionären Secten eine Höhe erreicht, die an die ersten Zeiten Carlo Albertos und die Jugenderlebnisse Massimo d'Azeglios erinnern. Lamormoras thörichter Versuch, die italienische Nationaleitelkeit gegen Preußen aufzustacheln und die preußische Darstellung des italienischen Feldzuges von 1866 zum Gegenstande einer Interpellation zu machen, hat endlich Italiener und Nichtitaliener daran erinnert, daß alle Versuche des jungen Staats zur Selbsthilfe, seit dem Tode Cavours zu Niederlagen geführt haben. Wären wir es nicht gewohnt, Zustände Jahre lang fortvegetiren zu sehen, deren Unhaltbarkeit und bevorstehende Auflösung zwanzig Mal mit unwiderleglicher Logik nachgewiesen worden war — es läge die Annahme nahe, die neugeschaffene italische Einheit habe die längste Zeit gelebt. Würdelosigkeit und Unselbständigkeit in der auswärtigen Politik, finanzielle Nöthe, die trotz Zinsreduction und Mahlsteuer täglich zunehmen, Mißstimmung, politische Morde und Anarchie im Innern, Apathie, Rath- und Hoffnungslosigkeit bei den besten Patrioten, das ist seit bald vier Jahren die Signatur des Staats, dessen Wiedergeburt in ganz Europa mit sympathischem Jubel begrüßt wurde, dessen Beispiel das politische Leben Deutschlands aus zehnjährigem Schlummer erweckte.

In Frankreich gehen die Verhandlungen des gesetzgebenden Körpers, der zweimal so viel Sitzungen gehalten hat, wie in irgend einem früheren Jahre, ihrem Abschluß entgegen. Nachdem es der Opposition gelungen war, aus der Debatte über die auswärtige Politik als „moralische" Siegerin hervorzugehen und Emil Olliviers Geschick den Minister Baroche zu einer entschiedenen Aeußerung in gallicanischem Sinne veranlaßt hatte, hat die Regierung ihr Militärbudget in allen Hauptpunkten zur Anerkennung gebracht und damit den Beweis geführt, daß sie noch die Herrin der Situation ist. Selbst die geforderten Solderhöhungen für Subalterne-Offiziere, (im Gesammtbetrage von 4787481 Franken), welche die Budgetcommission um jeden Preis gestrichen wissen wollte, sind durchgesetzt worden, nachdem der Kriegsminister sich anheischig gemacht hatte, die bezügliche Summe über drei Jahre zu vertheilen. Das einzige positive Resultat, das die Opposition durchzusetzen vermocht hat, ist jene vielbesprochene Million Franken, welche durch Beurlaubungen erspart werden sollen. Als Symptom dafür, daß die Gerüchte von einer Annäherung Frankreichs an Rußland bis jetzt alles Bodens entbehren, ist noch anzuführen, daß die demokratische Polenfreunde die Verwandlung des academischen Lehrstuhls für slavische Sprache in ein Katheder für slavische Sprachen durchgesetzt haben, um ihre Nichtanerkennung der russischen Suprematie über die slavische Welt wenigstens symbolisch anzudeuten. Obgleich dieser Beschluß den Charakter einer Spielerei trägt, wird er die Wirkung haben, in Rußland böses Blut zu machen, denn die Aufmerksamkeit der moskauer Nationalparthei hat sich schon seit lange auf die Entscheidung dieser Frage gelehrter Etikettte gerichtet. — Ueberblicken wir die Geschichte der letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers, so finden wir, daß dieselbe durch das letzte halbe Jahr so ziemlich den gleichen Charakter getragen hat. Die Opposition hatte es im Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche von vorn herein auf geräuschvolle Effekte abgesehen und den Glauben genährt, durch diese die Unzufriedenheit der Massen schüren und die Regierung zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Dieser letzte Zweck ist nicht erreicht worden und was den ersteren anlangt, so wird ein Urtheil über die realen Erfolge erst nach den nächsten Wahlen möglich sein. Fast hat es den An-

Digitized by Google

schein, als sei die beste Kraft in Theaterfeuerwerken verpufft und die Scandalsucht der Pariser so reichlich genährt worden, daß diese ihre Ansprüche hinaufgeschraubt haben, und für bloße Sensationsstücke nicht mehr die frühere Empfänglichkeit zeigen. Jene parlamentarischen Scenen, in denen Minister und Oppositionsredner einander mit schnöden Reden regaliren und dadurch „große" und „unerhörte" Aufregung in der Versammlung hervorrufen, sind nachgerade stereotyp geworden; so begierig die Kunde von denselben aufgenommen wurde, so rasch ist sie wieder vergessen. In keiner der großen, für das Wohl des Staates und seiner Bürger wahrhaft maßgebenden Fragen hat die Opposition es zu einer einheitlichen und geschlossenen Haltung zu bringen vermocht und demgemäß beruhen die großen Effecte der Oppositionsredner mehr auf der Form, als auf dem Inhalt ihrer gegen die Regierung geschleuderten Angriffe. Wenn Pouyer-Quertier gegen das Freihandelssystem zu Felde zog, in dessen Begründung andere Liberale das einzige Verdienst des zweiten Kaiserthums sahen, Thiers die Zulassung der Neugestaltung Deutschlands tadelte, welche Ollivier mit den lautesten Sympathien begrüßt hatte, Favre über Unterstützung der römischen Curie, Thiers über thörichte Beihülfe zu italienischen Einheitsbestrebungen klagte, und all' diese Redner gleichen Anspruch darauf erhoben für die Sache des französischen Volkes und der französischen Freiheit gekämpft zu haben, so konnte der Pariser sich wohl über die der Regierung bereiteten Schwierigkeiten freuen, daß er sich aber für die Politik der Opposition begeisterte, und dieser mit Hingebung folgte, war unmöglich. Mag es immerhin dahin gekommen sein, daß jeder Widerspruch gegen den Willen der Regierung gern gesehen und als Verdienst registirt wird, — die Taktik der Opposition hat mehr das politische Unterhaltungs- als das Freiheitsbedürfniß der Franzosen genährt. Aehnlich ist es mit der Presse zugegangen und die Regierung hat in Behandlung derselben neuerdings entschiedenes Geschick zu bekunden angefangen. Der Electeur und die Liberté werden streng bestraft, sobald man ihnen beikommen kann, die Lanterne darf ungehindert ihr Wesen treiben und seit die Franzosen im Besitz dieses cynischen Scandalblattes schwelgen, erscheint ihnen der Mangel einer wirklichen freien Presse weniger empfindlich.

Nichts desto weniger wird die Stimmung des französischen Kaisers als eine niedergeschlagene und gedrückte bezeichnet. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, erscheint ihm der Widerspruch, der nicht nur in der Minorität, sondern auch in der loyalen Majorität gegen die meisten seiner Wünsche auftaucht, unerträglich die neuen Diener zeigen weit größere Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, als er sie bei den Vertrauten des 2. December gewohnt gewesen war, und die imperialische Presse hat seit dem Abfall Girardins und dem Ausscheiden des kürzlich verstorbenen Limayrac viel von ihrem Einfluß verloren. Wie wenig sich das Kaiserthum gegen die oft genug todt gesagten alten Parteien sicher fühlt, das hat seine Diplomatie in der Behandlung der neuesten spanischen Unruhen unklug genug verrathen. So wenig auch über den Charakter, die leitenden Motive und die Ziele der militärischen Verschwörung gegen das bestehende System, Königin Isabella II. und ihren Minister Gonzales Bravo bekannt war, daß der Herzog von Montpensier direkt oder indirekt an der Verschwörung betheiligt sei, kam Niemand in den Sinn. Die Furcht vor einer möglichen Befestigung Orleanistische Einflüsse in Spanien hat die kaiserliche Regierung bewogen, die Ausweisung dieses Fürsten als durch das Interesse der spanischen Dynastie geboten beantragen und durchsetzen zu lassen. Ueber die spanische Bewegung ist man auch in den politischen Kreisen der pariser Gesellschaft so mangelhaft unterrichtet, daß

Digitized by Google

die Fabel von einer preußischen Intrigue zu Gunsten Montpensiers und seiner Absichten auf den Thron Frankreichs ausgesprengt und in die Zeitungen gebracht werden konnte. Die ziemlich allgemeinen gehaltenen Urtheile der Times über reaktionäre Bestrebungen des leitenden spanischen Ministers und durch diese verursachte Unzufriedensäußerungen der verschiedenen demokratischen und liberalen Partheien der clerischen Halbinsel bilden den Kern dessen, was unsere Zeitungen über die Unruhen in Spanien bringen — hinter das Wesen der Sache scheint bis jetzt Niemand gekommen zu sein. Selbst die von den verschiedensten Seiten behauptete Betheiligung Prims an den revolutionären Umtrieben ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen und wenn die letzten londoner Nachrichten recht haben, weilt diese „Seele" des Aufstandes noch immer auf brittischer Erde. — Während die französische Diplomatie dem lahmen Eifer der spanischen Polizei zu Hilfe kam und aufs Neue den Beweis dafür führte, daß Napoleon III. die Orleans ebenso fürchtet, wie er die Bourbons verachtet, wurde ihr nachgesagt, sie arbeite in Brüssel an dem Abschluß einer französisch-belgisch-holländischen Tripel-Alliance, die zugleich einen militärisch-politischen und einen commerziell-volkswirthschaftlichen Charakter haben sollte. Die Indepenbance belge brachte die ersten, ziemlich verhüllten Andeutungen über bezügliche Verhandlungen und es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß die vorzeitige Mittheilung über dieselben den Zweck hatte, Belgien von der Verlegenheit einer definitiven Antwort zu befreien. Daß dieser neutrale Staat, den seine Interessen wie seine Traditionen auf englischen Schutz anweisen, durch ein französisches Bündniß nichts zu gewinnen, sondern blos zu verlieren hätte, versteht sich von selbst; hat die Sache einen positiven Kern — und über belgische Angelegenheiten ist die Indepenbance stets gut unterrichtet gewesen — so handelt es sich wahrscheinlich um einen vergeblichen Versuch, Frankreichs politischem System bis an die Rheinmündung hin, dienstfertige Unterstützung zu sichern.

In England hat die parlamentarische Maschine, trotz einer Temperatur, welche die Fruchtkörner auf dem Felde und die Rasenteppiche in den Parks verbrannte, rastlos weiter gearbeitet. Außer der Dotation für den in die Peerschaft erhobenen Sieger von Magdala hat das Parlament die Reformwahlvorlagen für Schottland und Irland, das Registrirungsgesetz und die Bill über Aufhebung der Kirchensteuer angenommen und diese Beschlüsse der Volksvertretung sind bereits sämmtlich durch königliche Sanction zu Gesetzen erhoben worden. Dafür ist in Sachen der Aufhebung der irischen Staatskirche ein unvermutheter Stillstand eingetreten, wie er dem Ministerium d'Israely-Stanley nicht gelegner kommen konnte; die Lords haben der Suspensionsbill, durch welche die Krone ersucht wurde ihr Ernennungsrecht für die bischöfliche Kirche Irlands einstweilen ruhen zu lassen, ihre Zustimmung versagt unb dadurch den Austrag der irischen Kirchenreformfrage für diese Session unmöglich gemacht. Die Lehre von der nothwendigen Erhaltung des dominirenden Charakters der brittischen Staatskirche ist eines der Stücke des alten Torieprogramms, die sich noch bis in die Gegenwart erhalten haben und das Oberhaus hat seine Treue gegen die alte Doctrin von der vornehmsten Säule des brittischen Staatswesens noch einmal bewährt. Daß es sich dabei um nicht mehr als die formale Erfüllung einer Ehrenpflicht handelt und daß schon die nächste Session eine Annahme der zurückgewiesenen Gladstonschen Bill bringen kann, wird von allen Parteien anerkannt; wie wenig die irischen Orangemänner durch die conservative Haltung des Oberhauses über die Zukunft des angelsächsischen Palladiums beruhigt sind, haben sie durch die Hartnäckigkeit bewiesen, mit welcher sie jede Gelegenheit dazu aus-

Digitized by Google

beuteten, sich als die herrschende Klasse zu geriren, den Katholiken das alte „Vae victis“ in die Ohren zu rufen, und den Frieden der grünen Insel durch absichtlich provocirte Raufereien zu stören. — Einer der interessantesten Gegenstände, welche während des abgelaufenen Monats im Unterhause discutirt worden, war das Fortbestehen der consularen Gerichtsbarkeit im Orient, welche von Kennern türkischer Zustände schon seit längerer Zeit als Hauptursache des gesetz- und zuchtlosen Treibens in den türkischen Hafenstädten bezeichnet worden ist, weil sie den türkischen Gerichten und Polizeibehörden gegenüber den zahllosen fränkischen Abentheurern, welche in der Levante ihr Wesen treiben, die Hände bindet. Frankreich, das durch den Besuch des kaiserlichen Vetters und den Abschluß eines Vertrages, der seine Bürger zur Erwerbung türkischen Grundbesitzes zuläßt, bewiesen hat, daß es mit der Pforte auf dem besten Fuß steht, hätte sich ohne Zweifel den englischen Wünschen für Verzicht auf dieses Privilegiums der diplomatischen Agenten ebenso gern angeschlossen, wie Oestreich; schon der Umstand, daß man dem Souverain nicht gut vorenthalten kann, was den Vasallen zugestanden worden (in Serbien und Rumänien hat die Exterritorialität der Franken aufgehört) wäre in dieser Beziehung maßgebend gewesen. Da russischer Seits an einen solchen Verzicht aber nicht gedacht wird und die offiziellen Petersburger Blätter noch neuerdings die moralische Unmöglichkeit eines solchen hervorgehoben haben, ist es auch bei den Westmächten vorerst bei frommen Wünschen geblieben.

Im Orient scheint eine Verlegenheit die andere ablösen zu sollen. Kaum war die Ruhe auf Candia nothdürftig hergestellt, so wurde Fürst Michael von Serbien ermordet, und damit den ausschweifendsten Befürchtungen vor dem Ehrgeiz der nationalen Partei Thor und Thür geöffnet. Die Versammlung der Skuptschinen ist glücklich verlaufen Fürst Milan Obrenowitsch gewählt und bestätigt, ein Regentschaftsrath von Männern der gemäßigten Partei ernannt worden, statt der gefürchteten Kundgebungen im großserbischen und panslavistischen Sinn ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Oestreich eingeleitet worden — da trifft die Kunde von dem Einfall in Rumänien gebildeter bulgarischer Freischaaren ein. Nach den spärlichen, bis jetzt vorliegenden Nachrichten hat die moldau-wallachische Regierung sich mit Entschiedenheit gegen dieses Pronunciamento ausgesprochen, verschiedene bulgerische Freischärler und den in solchen Fällen unvermeidlichen „russischen Agenten“ verhaften lassen. Ob es dabei sein Bewenden haben und Serbien dieser Behandlung der Aufständischen beitreten wird, erscheint fraglich so lange nicht festgestellt ist, ob es sich um einen bloßen Putsch oder um den Begien eines wirklichen Volksaufstandes handelt. Seit Jahren sind Bosnien und die Bulgarei Schauplätze serbischer und rumänischer Eifersüchteleien gewesen, denn beide Staaten, leben der Hoffnung diese türkischen Provinzen für den Fall einer „Abschüttelung des Jochs der Ungläubigen“ in ihre Machtsphäre zu ziehen. Die serbischen Rüstungen, welche im vorigen Winter so viel von sich reden machten, waren wesentlich darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der bulgarischen Häuptlinge auf Belgrad zu richten; die serbische und die rumänische Hauptstadt wetteiferten darum, die bulgarischen Flüchtlinge bei sich aufnehmen zu dürfen, welche der General-Gouverneur Mithad Pascha lieber außerhalb als innerhalb seines Regierungsbezirks zu sehen behauptete und darum unbehelligt ziehen ließ. Nimmt der Aufstand größere Dimensionen an, so werden die nationalen Dränger und Stimmer an der untern Donau sicher alle Kräfte aufbieten, um die beiden souzeränen Regierungen zum Heraustreten aus ihrer Passivität zu drängen und Rußlands Aufmerksamkeit zu erregen.

Digitized by Google

So lebhaft die russische Diplomatie auch den leisesten Bewegungen in der türkisch-slavischen Welt folgt, so gewissenhaft sie jede Gelegenheit benutzt, um an die Unhaltbarkeit des Status-quo und die Dringlichkeit weiterer Concessionen an die christliche Bevölkerung zu erinnern, so wahrscheinlich es auch klingt, daß Prinz Napoleon mit der Ueberzeugung heimgekehrt ist, Frankreichs Einfluß auf die Völker des Orients sei im Schwinden — Rußlands Hauptinteresse ist im Augenblicke nicht auf äußere, sondern auf innere Fragen gerichtet. Selbst die Siege, welche den General-Gouverneur von Taschkent, Kaufmann vor die Thore Bucharas und Samarkands führten (über die Einnahme der erst genannten Stadt liegen bis jetzt übrigens noch keine officiellen Nachrichten vor) haben die Theilnahme der russischen Gesandtschaft nur oberflächlich erregt und die Mehrzahl der Moskauer und Petersburger Journale hat den Wunsch ausgesprochen, die turkestanischen Chanate wohl russischem Einfluß unterworfen, aber nicht dem Staatsverbande einverleibt zu sehen. Desto leidenschaftlicher ist der Eifer, mit welchem alle gebildeten Schichten der Gesellschaft den Wechselfällen der in Polen und Lithauen befolgten Politik zusehen. Während nämlich in Warschau alle Mittel angewandt werden, um das ehemalige Congreßpolen mit dem russischen Reiche zu verschmelzen und alle Erinnerungen an die ehemalige administrative Unabhängigkeit desselben zu verbannen, im offisiciellen Verkehr und in den Lehranstalten ausschließlich die russische Sprache gebraucht und zugleich die gesammte Administration in russische Hände gelegt wird, ist in Wilna eine gewisse Reaction gegen das Murawjew-Kaufmannsche Regiment eingetreten. Nicht nur daß ein großer Theil der „democratischen" Russificatoren in das Innere des Reiches versetzt, dem Uebermuth und der Zuchtlosigkeit des verhätschelten Bauerstandes Maaß und Ziel gesetzt worden ist — der General-Gouverneur Potapow hat die bereits beschlossen gewesene Auflösung der römisch-katholischen Eparchie von Minsk rückgängig gemacht und eine allendliche Abgrenzung zwischen bäuerlichen und herrschaftlichen Grundstücken herbeigeführt und durch diese dem Adel die Möglichkeit einer geordneten wirthschaftlichen Existenz zu verschaffen gesucht. Namentlich sind Maßregeln zum Schutze der Wälder gegen bäuerliche Raubzüge ergriffen worden; der Opposition des Bauernstandes gegen diese vielfach angefeindeten „reaktionären" Maßregeln mußte an einzelnen Orten durch Militärexekutionen begegnet werden. — Um sich für diese Verluste der „demokratischen" Sache schadlos zu halten, ist die nationale Partei mit erneutem Eifer über die Ostseeprovinzen hergefallen; stürmischer und rückhaltloser denn jemals früher wird die Einführung russischer Ordnungen, vor Allem eine agrarische Umgestaltung im Sinn des socialistischen Gemeindebesitzes verlangt und immer wieder darauf hingewiesen, daß nur eine rasche Russificirung dieses Küstenstrichs einer weiteren Ausbreitung Preußens nach Osten vorbeugen könne. — Unterdessen stellt sich mehr und mehr heraus, daß der Osten Europas auch in diesem Jahre einem ziemlich allgemeinen Mißwachs, wahrscheinlich einer Hungersnoth entgegen geht; aus dem Süden, dem Norden und dem Nordwesten Rußland (Finnland allein ausgenommen) wird berichtet, daß die fortdauernde Dürre dem Getreide ebenso schädlich gewesen ist, wie den Futterkräutern und Wiesen und daß die Ernteaussichten eigentlich überall gleich traurig sind. Um das Maß des Unheils voll zu machen, wüthet in vielen Gegenden die sibirische Rinderpest und man muß sich für den bevorstehenden Winter auf einen Nothstand gefaßt machen, wie er selbst in Rußland seit Jahrzehnten nicht dagewesen ist. — In der Thätigkeit der Legislation ist seit der Mitte des Monats eine Pause eingetreten: die Ausdehnung der neuen Justizeinrichtungen auf eine größere Anzahl innerer Gou-

vernements, die Durchsicht und Bestätigung des nunmehr veröffentlichten neuen Zolltarifs, durch welchen mindestens die Aufschläge von 1858 und 1861 aufgehoben werden, die Concessionirung neuer Eisenbahnlinien (unter denen die Petersburg-Reval-Baltisch-Porter-Bahn die wichtigste ist), endlich der Verkauf der Moskau-Petersburger Staatsbahn an die große russische Compagnie wurden in den Wochen, welche der Badereise des Kaisers vorhergingen, bestätigt. Angesichts der großen wirthschaftlichen Sorgen, welche dem russischen Reich bevorstehen, wird die auswärtige Politik desselben, trotz der kriegslustigen Sprache, welche ein großer Theil der Presse noch immer im Hinblick auf den Orient führt, wahrscheinlich noch für längere Zeit einen friedlichen Charakter tragen müssen.

Im Norden Europas ist dieser Tage eine Verbindung abgeschlossen worden, welche dem scandinavischen Nationalgefühl Aussicht auf die Verwirklichung eines seiner ältesten und liebsten Wünsche eröffnet; die einzige Tochter des Königs von Schweden heirathet den dänischen Thronerben und der Scandinavismus sieht sich bereits am Vorabend einer neuen kalmarischen Union. Ob die Entscheidung über das Schicksal Nord-Schleswigs nicht durch diese Erfüllung der dänischen Nationalwünsche ihrem Abschluß entgegengeführt oder mindestens in eine neue Phase gerückt werden wird?

Literatur.

Das römisch-deutsche Kaiserreich und der deutsche Nationalstaat v. C. Willich (Oldenburg bei Ferdinand Schmidt 1868).

Die vorliegende Brochüre, welche den Inhalt eines in größerem Kreise gehaltenen Vortrags bildet und sich rasch einer größeren Verbreitung zu erfreuen gehabt hat, zerfällt in zwei Theile, deren erster die Hauptmomente der politischen Entwickelung des römisch-deutschen Reichs bis zu den Freiheitskriegen gegen die Franzosen betrachtet, während der zweite den deutschen Nationalstaat der Zukunft zum Gegenstand hat. Dieser Abschnitt zerfällt in vier Capitel; das erste untersucht die Bildungselemente und Errungenschaften der bisherigen Entwickelung, welche einem deutschen Nationalstaat günstig sind, das zweite betrachtet Charakter und Entwickelungsgang der beiden Großstaaten Oestreich und Preußen und deren entgegengesetzte Stellung zu einem deutschen Nationalstaat; hierauf werden die Anträge zu einer neuen staatlichen Bildung Deutschlands durchgegangen, welche zwischen den J. 1849 und 1866 versucht worden; der Schluß hat es endlich mit den Hoffnungen zu thun, welche sich für günstige Entwickelung aus der im J. 1866 gewonnenen Grundlage hegen lassen. Bei der Klarheit und Präcision der Darstellung, durch welche diese Schrift sich auszeichnet, ist dieselbe entschieden zu empfehlen, namentlich für solche Kreise, denen an einem zusammenhängenden Ueberblick über die vielgewundene Geschichte der letzten Jahrzehnte gelegen ist. Hinzuzufügen wäre noch, daß der Verfasser die seiner Auffassung entgegenstehenden Anschauungen in versöhnlicher Weise behandelt und daß er — nicht Preuße ist!

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 32.

Ausgegeben am 7. August 1868.

Inhalt:

Die Aussichten der scandinavischen Einheit . . . . . Seite 201
Norddeutsche Kriegshäfen. 6. Die Marineetablissements bei Kiel . 207
Finnland und die Finnländer 218
Aus Schwaben 228
Die Delagoa-Bucht 232
Literatur 234

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die Aussichten der scandinavischen Einheit.

Die Verlobung des einzigen Kindes König Karls des Fünfzehnten von Schweden, der kaum 17jährigen Prinzessin Louise mit dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark, welche am 7. Juli zu Beckaskog in Schonen, König Karls Landsitz, gefeiert worden ist, lenkt die Augen der Welt unvermeidlich einmal wieder auf den Stand und die Aussichten der sogenannten scandinavischen Idee. Seit geraumer Zeit war dieses Familienbündniß der Gegenstand lebhafter Hoffnungen und Wünsche bei den Scandinavisten auf beiden Seiten des Sundes. Im Anfang des laufenden Jahres scheinen die ersten Unterhandlungen eröffnet worden zu sein, denn ungefähr um diese Zeit hatten officiöse Blätter verfrühte Ankündigungen des Erfolgs abzuwehren. Die Länge der Verhandlung weist schon darauf hin, und die Abwesenheit des dänischen Königspaars bei der frohen Begebenheit bestätigt einigermaßen, daß es nicht ganz glatt abging. Auch hat der schwedische Unterhändler, der bisherige Gesandte in Kopenhagen, Graf Wachtmeister, keinen gemeinen Lohn für seine Verdienste um den glücklichen Ausgang davon getragen: er ist an Stelle des Grafen Manderström zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten für Schweden und Norwegen ernannt worden, wird also fortan einen entscheidenden Einfluß auf die Politik des Nordens üben.

Die Schwierigkeiten, welche der dänische Hof erhoben haben mag, werden kaum aus der Sache selbst hervorgegangen sein. Es mußte ihm ja schmeicheln, daß das mächtigere Nachbarhaus seinem Thronerben eine liebenswürdige und reich ausgestattete Hand anbot. Eines Monarchen einziges Kind ist die „junge Erbin" der Romane in der höchsten Potenz. Aber eben weil dieses Anerbieten so beneidenswerth war, wird der ehrgeizige schwedische Hof, der einen ausgemachten Scandinavisten zum Vertreter wählte, sich nicht begnügt haben, zwei junge Leute glücklich machen zu wollen. Bedingungen politischer Art werden gestellt und schließlich erfüllt worden sein. Welcher Art diese nun gewesen sein mögen, entzieht sich im Näheren und Einzelnen natürlich der Berechnung. Ihr allgemeiner Inhalt aber dürfte leicht zu errathen sein, wenn man sich erinnert, daß König Karl dem dänischen Hofe

Digitized by

schon in den verhängnißvollen letzten Wochen des Jahres 1863 ein Schutz- und Trutzbündniß angeboten hat, unter der einzigen Bedingung, daß Dänemark Holstein, und damit jedes staatsrechtliche Verhältniß zu Deutschland fahren lasse. Der König von Schweden ist ein Eiderdäne, oder wie es heute in dem vorgerückteren Stadium heißt: ein Scandinavist. Er schwärmt für die Einheit der drei Nordstaaten und ihre unbedingte Abschließung gegen Süden hin. Als Enkel des Gründers seiner Dynastie ist er wirklich, was Napoleon der Erste mitunter zu sein wünschte, und glaubt nach der weisen Zurückhaltung seiner beiden Vorfahren das Haus Bernadotte mit Recht hinlänglich auf dem Throne befestigt, um sich bei günstiger Gelegenheit einer activen Politik hingeben zu dürfen, und Gustav Adolfs glänzende historische Rolle, wenn auch in enger begrenztem Rahmen, vor der staunenden Welt zu erneuern. Was Victor Emanuel für das südliche, Wilhelm I. für das mittlere, das denkt Karl XV. für das nördlichste Stück Mitteleuropas thun zu können. Sollte sich dazu der Bismarck oder Cavour nicht finden, so sucht er am Ende auch ohne einen solchen Gehilfen ans Ziel zu gelangen.

Vergegenwärtigt man sich diese Anschauungen des wichtigeren und leitenden unter den beiden nordischen Monarchen, nimmt man hinzu, daß König Karls nächst jüngerer Bruder, der Herzog von Ostgothland, womöglich ein noch leidenschaftlicherer Scandinavist und gleichfalls ein begabter Mann ist, so hat es geringe Wahrscheinlichkeit, daß die politische Rechnung bei dem Verlöbniß blos auf *den* Tag zielen sollte, an welchem nach dem Hinscheiden beider königlichen Väter das verbundene Paar die drei Länder gemeinschaftlich beherrschen wird. Mit dieser voraussichtlich noch recht fernen Eventualität wird weniger das Ziel der Abmachung selber, als vielmehr eine freilich sehr erwünschte Kräftigung desselben ins Auge gefaßt worden sein. Die heute herrschende Generation aber, zumal auf schwedischer Seite, wird auch selber noch etwas davon erleben wollen. Es mag den leitenden politischen Köpfen ganz recht sein, daß der nächste, bei der Nachricht von diesem Familienbunde auf der Oberfläche liegende Gedanke so weit in die Zukunft hinausführt; desto besser werden sie verborgen glauben, was an näheren und praktischeren Verabredungen nebenher gegangen ist. Die scandinavistische Presse muß von diesen letzteren entweder förmlich unterrichtet sein oder zuverlässige Witterung haben, so völlig beruhigt zeigt sie sich dem Anschein nach bei den vagsten Hoffnungen auf größere gegenseitige Annäherung über ein Ereigniß, das sie seit Jahren herbeigesehnt, in welchem sie von jeher einstimmig den einzig möglichen großen Schritt zu ihrem Ziele während einer Zeit des Friedens und der Vorbereitung erblickt hat.

Der Scandinavismus ist demnach mit dem Abschluß dieses Eheverspruchs unleugbar in eine neue Phase getreten: eine allgemeine Verständigung

Digitized by Google

zwischen den nächstbetheiligten beiden Höfen, muß man annehmen, ist erfolgt: es handelt sich jetzt wesentlich nur noch um die Disposition der drei Völker, und schließlich um die begünstigende oder zurückdrängende politische Lage Europas.

Die größere oder geringere Geneigtheit der Schweden, sich auf eine preußische oder piemontesische Politik einzulassen, ist unlängst in Kopenhagen zwischen den beiden tonangebenden Organen des dänischen Scandinavismus, Fädrelandet und Dagbladet, Gegenstand eines lebhaften, ja leidenschaftlichen Streites gewesen. Ausgehend von dem Gerücht, daß an Graf Wachtmeister's Stelle General Bildt zum schwedischen Gesandten bestimmt sei, und von der Annahme, daß dieser ein „stiller aber einflußreicher Gegner des Scandinavismus" — darin gleich zu beurtheilen mit dem schwedischen Ministerpräsidenten, dem ruhigen und vorsichtigen Justizminister de Geer, — sei, hatte Dagbladet geglaubt, alle an das Verlöbniß sich etwa knüpfenden sanguinischen Hoffnungen niederschlagen zu müssen, auch wenn es fortan höfische Mode werden sollte, in dieser Richtung einige sanfte Schwärmerei zu treiben. Darüber fuhr Fädrelandet mit seiner bekannten Berserker-Grobheit auf, und schüttelte die arme Collegin, welche nur ihre eigene schwankende und unklare Haltung der schwedischen Regierung andichte, dergestalt, daß Dagbladet ernsthaft böse wurde, mit „Unverschämtheiten" um sich warf, und drohte, die anmaßende ältere Schwester ganz auf Feindes Fuß zu behandeln. Im Aerger entfuhr ihr hierbei die weitere Eröffnung, daß die wichtigsten Classen der Bevölkerung Schwedens nichts weniger als scandinavisch gestimmt seien, zumal der gewerbtreibende Mittelstand und ein großer Theil der Aristokratie. Das ist eine werthvolle Enthüllung aus dem Lager der Deutschenhasser, welche uns gestatten mag, dem von Kopenhagen her oft gescholtenen „friedenssüchtigen Materialismus" des schwedischen Volkes einmal etwas tiefer auf den Grund zu sehen. Ohne Zweifel gibt es auch in Stockholm Politiker — im Nordischen Nationalverein sitzen sie sogar zu Hauf —, welchen der Scandinavismus gleichbedeutend ist mit Deutschenhaß, und die in der Rückgewinnung eines möglichst ausgedehnten Stücks von Schleswig die erste Aufgabe, vielleicht sogar den einzig haltbaren Kitt einer scandinavischen Union erblicken. Für die Masse der Nation in allen ihren Schichten hingegen hat diese Ausprägung der Idee nichts hinlänglich verlockendes. Um die Begeisterung der Massen zu wecken, bedarf es anderer Reizmittel; ihre auswärtige Politik geht von anderen Voraussetzungen aus.

Es liegt auf der Hand, daß Rußland zu allen Zeiten und unter allen Umständen der Verwirklichung der scandinavischen Idee entgegentreten wird. Zwei kleine Mächte, deren Gebiet der Sund trennt, müssen ihm lieber sein als eine einzige mittlere Macht, welche auf beiden Seiten des Sundes

Digitized by Google

ſitzt, ſeinen Schiffen folglich den bequemſten, allezeit offenen Ausgang ins Weltmeer verſperren kann. Außerdem verſtärkt eine nordiſche Union unvermeidlich die Mittel der Politik, welche in Stockholm aus theuren alten Ueberlieferungen und fortdauernden Intereſſen unaufhörlich neu entſteht; dieſe Politik aber hat im Herzen Finnland noch nicht aufgegeben, und könnte durch eigne Erfolge oder ruſſiſche Bedrängniſſe gar leicht verleitet werden, das Werk der letzten zwei Jahrhunderte noch weiter ungeſchehen zu denken, ſich zu erinnern, daß Petersburg auf einſtmals ſchwediſchem Boden erbaut iſt. Wenn aber kein ſchwediſcher Politiker daran denken kann, auf dem Wege der künftigen Machtentwickelung, des berechtigten politiſchen Ehrgeizes ſeines Vaterlandes Rußland jemals anders als im Lichte eines Todfeindes anzuſehen, ſo gilt nicht daſſelbe von der emporſteigenden norddeutſchen Macht. Für dieſe iſt die Erhaltung der Zerſplitterung im Norden keine Lebensfrage, denn es hat außer der Oſtſee noch die freie Nordſee. Gelüſte auf Pommern, Mecklenburg oder Bremer-Verden fürchtet ſie nicht im entfernteſten jemals in Schweden wieder erwachen zu ſehen, denn ausſchließlich Deutſche ſind es, von denen dieſe Gebiete bewohnt werden, und der unbändigſte Eroberungstrieb eines ſchwediſchen Feldherrn oder Staatsmannes müßte für lange an dem Raube genug haben, der ſich, ſoviel näher gelegen und zum Theil ſtammverwandt, Rußland eventuell wieder abjagen ließe. Daher iſt Norddeutſchland nicht ein nothwendiger Feind Schwedens, wenn dieſes einmal ſeinem Expanſivdrange nachgibt. Es würde nur dann in gleicher Linie mit Rußland zu ſtellen ſein, wenn man in Stockholm ſo thöricht wäre, ſich die Politik des werdenden oder gewordenen nordiſchen Bundes von Kopenhagen her dictiren zu laſſen. Davon aber iſt einſtweilen noch keine Rede. Man wird natürlich Dänemark gern ſo groß wie möglich wünſchen und es wird als keine angenehme Zugabe betrachtet werden, wenn eine Anzahl Dänen fortfahren ſollte unter preußiſchem Scepter zu leben. Allein ehe man ſich durch eine fanatiſch-ſentimentale Auffaſſung dieſer Einzelfrage zu Rußlands Widerſpruch auch die Feindſchaft des norddeutſchen Bundes noch auf den Hals zieht, wird man ſich doch zweimal beſinnen, und lieber auf den ſchwediſchen Schmerzensſchrei jenſeits des Bottniſchen Buſens als auf den däniſchen jenſeits der Königsau und des Kleinen Belts lauſchen.

Im übrigen iſt die Stärke der in Schweden herrſchenden Kriegstendenzen nicht allzuhoch anzuſchlagen. Mit dem alten hiſtoriſchen Großmachtsbewußtſein der Dynaſtie, des Adels und des Heeres liegen die gewerblichen und landwirthſchaftlichen Erwerbsintereſſen in einem ähnlichen ſtillen Kampf wie in Frankreich. Die verhältnißmäßig raſche Entwicklung der Eiſenbahnen, deren das weiterſtreckte dünnbevölkerte Land ſo dringend bedurfte, hat dem wirthſchaftlichen Vorwärtsſtreben ſeit einigen Jahren einen mächtigen Anſtoß ver-

Digitized by Google

liehen, die Abneigung gegen militärische Abenteuer und eine halsbrechende Zukunftspolitik in allen Volksschichten erhöht. Die Art Nationalgefühl andererseits, welche den Schweden zu dem Norweger und dem Dänen hinzieht, ihn empfänglich macht für die Schmerzen und Bedürfnisse dieser seiner Nachbarn, ist doch nicht entfernt von der unaufhaltsamen Wucht jenes Dranges, welcher Italien und Deutschland einig gemacht hat. Der überlieferte Zustand der Trennung entspricht einstweilen noch dem Volksbewußtsein, und keine nahe, sichtbare, handgreifliche Gefahr treibt, ihn zu verlassen, um in einem einmaligen gewaltigen Wagniß höhere Sicherheit zu suchen. Daher werden die Schweden wohl noch auf lange Zeit hinaus Geduld genug besitzen, abzuwarten, daß zuvorkommende Ereignisse und fremder guter Wille ihnen die Frucht der Führung des geeinigten Nordens mehr oder weniger in den Schooß werfe, anstatt dafür voreilig das Schwert zu ziehen und zu Schiffe zu steigen. Wenn sie jemals anders als auf gütlichem und friedlichem Wege danach trachten, wird es im Einverständniß und nicht im Gegensatz zu Deutschland geschehen.

Die Norweger waren durch die Begebenheiten von 1864 lebhafter und allgemeiner auf Dänemarks Seite gezogen worden; allein es scheint, daß die gewaltigen Vorgänge von 1866 diese Wirkung wiederum so ziemlich ausgeglichen haben. Wenigstens hielt der Führer der norwegischen Scandinavisten Professor Broch es vor ein paar Monaten für nöthig, gegen die Ausbreitung „pangermanischer Ideen" zu agitiren; er bedachte sich nicht, es in einem öffentlichen Vortrage zu thun, d. h. denen, die noch nicht davon wußten, die Existenz solcher politischen Sympathien mit Deutschland zu verrathen. Graf Bismarck's erfolgreicher staatsmännischer Muth hat, wie es hiernach den Anschein gewinnt, selbst unter den leidenschaftlichsten und entschlossensten Feinden alles Junkerthums, den norwegischen Bauern, Propaganda gemacht. Auch läßt sich annehmen, daß auf Norwegens öffentliche Meinung der Umschwung in der englischen Presse mitbestimmend einwirke. Für eine politische Veränderung ins Feld zu rücken, sind diese sparsamen und gegen den Ruhm völlig gleichgiltigen Republikaner im monarchischen Gewande aber ohnehin nicht aufgelegt. Sie werden sich besten Falls mitschleppen lassen, aber sicherlich nie die Initiative ergreifen.

Bleiben unsere guten Freunde, die Dänen! Selbst bei diesen darf die Volksstimmung durchaus nicht nach der rothglühenden Leidenschaft der kopenhagener Presse beurtheilt werden. Es ist bekannt, was diese Stadt, die für den jetzigen Umfang des Staates viel zu groß ist, die sich zutraut einem viel größeren Gemeinwesen die Beamten, Geistlichen, Lehrer, Aerzte, Advokaten, kurz den öffentlichen Geist und die leitenden Talente zu liefern, in der Geschichte der deutsch-dänischen Auseinandersetzung bedeutet. Indem

Digitized by Google

sich ihre Repräsentanten jetzt nothgedrungen resigniren, die politischen Ansprüche ihrer schönen und lebensvollen Stadt denjenigen Stockholms oder allenfalls des neutralen Centrums Gothenburg unterzuordnen, vermehrt die Bitterkeit dieser Selbstüberwindung vor der Hand nur ihren rasenden Haß gegen Deutschland. Sie begreifen nachgrade, daß es kindisch war, von dieser oder jener Großmacht zu erwarten, sie werde ihre Bayonette und Kanonen im rechten Augenblicke zu Dänemarks Verfügung halten; sie werfen sich deswegen immer ausschließlich in den Scandinavismus, indem sie den Schweden und den Norwegern vorrechneten, daß hinter Dänemarks Schicksal das ihrige lauere. Aber der Scandinavismus hat für sie augenblicklich nur den Werth eines Mittels zu gelegentlicher Rache an den Deutschen und zur Rückeroberung Schleswigs bis zur Schley. Nicht der Trieb der Vereinigung mit den nordischen „Brüdern" jenseits des Sundes — die ihre Großväter noch ingrimmiger haßten als irgend etwas auf der Welt — ist in ihrer Brust das herrschende Gefühl, sondern tödtliche Feindschaft gegen das Deutschthum. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts haben sie die frisch und kräftig erblühte deutsche Litteratur auch bei sich den Ton angeben, ihre eigene Sprache in den Hintergrund drängen sehen: sie fürchten jetzt, wo unsere Nation sich politisch verjüngt und zusammenfaßt, nichts mehr als abermals in diesen mächtigen Wirbel hineingerissen werden. Deswegen, und deswegen allein klammern sie sich so krampfhaft an den Felsen des Scandinavismus. Wenn dieser Fels sich für ihre Erwartungen nur nicht zuletzt als Sanddüne ausweist!

Daß man außerhalb der besonderen kopenhagener Luft die Dinge etwas gleichmüthiger und skeptischer ansieht, hat neuerdings der dänische Historiker Paludon Müller in einem längeren Federkriege mit C. Plougs, dem einflußreichen Chefredacteur des „Fädreland", bewiesen. Nicht ohne Grund floß diesem dabei der Hohn über das „Orakel Falsters" — Dr. Paludon Müller wohnt in Nykjöbing auf Falster — aus der gallgetränkten Feder. Wenn man gegen die Einflüsse eines vergifteten moralischen Klimas die doppelte Neutralisirungskraft historischer Studien und eines Aufenthalts in freier ländlicher Umgebung aufzubieten vermag, so entgeht man trotz der täglichen Zeitungslectüre eher gewissen Illusionen und Idiosynkrasien. Dr. Paludon Müller beurtheilt daher sowohl die Chancen wie den Werth der scandinavischen Einheit ungleich nüchterner als seine ihm als Politiker sonst allerdings überlegenen Gegner. Die Bedeutung der Veste Düppel-Sonderburg aber fassen sie doch wohl beide gleich falsch auf, wenn jener sie als eine gegen den Scandinavismus gerichtete practische Warnung, dieser als ein Werkzeug zur künftigen Eroberung Jütlands und Fühnens ansieht. Das national reorganisirte Deutschland denkt nicht daran Eroberungen zu machen. Es hat vorläufig noch Einiges mit seiner eigenen Organisation zu thun; ist diese vollendet, so hofft

Digitized by Google

und wünscht es im Frieden seinen Cultur-Aufgaben nachzugehen, denn das eben ist der Zweck, für den es sich die constituirende politische Arbeit, so viel Opfer an Blut und Schweiß hat kosten lassen. Ebensowenig wird es uns einfallen, der nationalen Einigung des Nordens feindlich in den Weg zu treten. Wofern derselben keine uns bedrohende Spitze gegeben wird — was sich wohl von den Dänen, aber nicht von den Schweden und Norwegern besorgen läßt —, werden wir unsern scandinavischen Vettern das beste Glück wünschen.

Norddeutsche Kriegshäfen.

6. Die Marineetablissements bei Kiel.

Die Wahl des Platzes an der Kieler Föhrde, an welchem der Binnenhafen mit den Kriegsmarineetablissements und namentlich die Docks anzulegen sind, ist durchaus nicht leicht gewesen, da außer Bellevue, das früher einmal in Betracht gezogen wurde, namentlich zwei Punkte, Holtenau an der linken (West-) Seite der Föhrde nahe der Mündung bei Friedrichsort, und andererseits Ellerbeck, auf der rechten (Ost-) Seite der Föhrde weiter binnen (Kiel gegenüber) ziemlich gleich wichtige Vortheile versprachen.

Bei Holtenau sind, wie dies schon vor längerer Zeit in der Marinecommission des Abgeordnetenhauses der Regierungscommissar, Geh. Admiralitätsrath Jacobs, hervorhob, die localen Wasserverhältnisse an sich recht günstig: auf einer Strecke von 400 Ruthen Länge beginnt die 3-Faden-Tiefe (18 Fuß Wasser) bei durchschnittlich 70 Ruthen Abstand vom Lande: ein hier angelegter Binnenhafen hätte die Rhede unmittelbar vor sich und von derselben nur einen kurzen Weg zur offenen See, was namentlich wichtig ist, wenn die Föhrde mit Eis geht; auch hätten die kleinen Fahrzeuge unmittelbar von hier aus durch den Eidercanal einen Weg nach der Nordsee. Andererseits liegt dieser Platz vor dem Bombardement einer außen befindlichen Flotte durch den breiten Landvorsprung von Friedrichsort ganz gesichert; bei der großen Breite der Föhrde an dieser Stelle würde gegenüber einem fliegenden Landungscorps eine Befestigung bloß des linken Ufers genügen, und die fortificatorische Sicherung derselben würde somit weniger kostspielig werden als an irgend einem andern Punkte. Auch würde ein Marineetablissement an diesem Punkte weit unterhalb der Stadt den Seehandelsverkehr von Kiel weniger als an irgend einem anderen Punkte stören; das Terrain hierfür wäre verhältnißmäßig billig zu kaufen gewesen.

Digitized by Google

Dem gegenüber kommen aber vier bedeutende Uebelstände in Betracht: eine spätere Erweiterung der Werftanlagen in das Land hinein stößt schon in geringer Entfernung auf große Schwierigkeiten, da einmal das Terrain sich unweit des Strandes bedeutend hebt, und da andererseits eine Ausdehnung nach Norden nicht wohl ausführbar ist, ohne daß die Anlagen in das Bereich der Geschütze der feindlichen Flotte kämen. Sodann ist ein Etablissement an dieser Stelle einer feindlichen Flotte, welche den Eingang bei Friedrichsort forcirt haben sollte, gänzlich preisgegeben, ohne daß diese durch Binnenbatterien und Kreuzfeuer gehindert werden könnte. Und endlich liegt ein bei Holtenau eingerichtetes Etablissement, auch wenn durch Befestigungen der Hochwalter Bucht und der nur 2—3 Meilen entfernden Eckernföhrde jede Möglichkeit einer Landung bei Kiel ausgeschlossen ist, dem Anmarsch feindlicher Truppen aus Jütland her offen, wie auch eine Eisenbahnverbindung mit Kiel, an und für sich schon des Terrains wegen schwierig, sehr lange, und von anderen, kreuzenden Verkehrsstraßen gestört, durch eine solche feindliche Armee leicht zu unterbrechen wäre. Die zuletzt angeführten Nachtheile treffen übrigens meist auch Bellevue, das man zu allererst, gleich bei der Besetzung Kiels im dänischen Kriege, allein ins Auge gefaßt hatte, da hier die Wasserverhältnisse am günstigsten sind, indem die Tiefe der See auf eine Strecke von 200 Ruthen noch in 15 Ruthen Entfernung vom Lande nicht weniger als 36 Fuß beträgt, also sehr geringe Baggerungen, oder aber sehr geringe Erdschüttungen auf dieser Stelle genügen würden, um die Werft hart an die 6-Faden-Tiefe zu bringen. Dennoch ist die Absicht einer Benutzung von Bellevue bald aufgegeben worden, da dasselbe nicht blos eine Befestigung beider Ufer der Föhrde nöthig macht, sondern auch bei seiner Vertheidigung Kiel gefährden würde und außerdem in nur einer Meile Entfernung von Friedrichsort der Hafeneinfahrt gegenüber liegt, somit dem Andrang der See bei Nordoststurm unmittelbar ausgesetzt ist, und auch von einem feindlichen Blokadegeschwader vollständig eingesehen werden kann. Die Bucht zwischen Holtenau und Friedrichsort dagegen, ¾ Meile von der Stadt Kiel, hatte man trotz der vorhin angeführten Nachtheile noch im vorigen Jahre für die Einrichtung der Marineetablissements ins Auge gefaßt, aus „fortificatorischen Rücksichten" wie damals gesagt wurde, hauptsächlich wohl wegen der verhältnißmäßig geringen Kosten, da hierbei die Befestigung nur eines Ufers der Föhrde in geringer Ausdehnung ziemlich genügte, während anfänglich auch seine Lage auf schleswigschem Boden in politischer Beziehung ein Vortheil war.

Aus diesen Gründen spricht sich auch der Flottenerweiterungsplan vom März 1865 über die Anlage der Marineetablissements für Benutzung der Friedrichsort zunächst liegenden Bucht des Kieler Hafens zu einer Flotten-

Digitized by Google

station aus. Das damit zu verbindende Marineetablissement soll den größten Theil des ziemlich geraden Strandes zwischen Friedrichsort und den Voßbrocker Hügeln bei Holstenau einnehmen: die Gesammtkosten der so beabsichtigten Werftanlagen sich auf 3,800,000 Thlr. belaufen.*) Hierzu treten noch die Kosten für die fortificatorische Sicherstellung des Etablissements. Die kräftige Vertheidigung der Einfahrt in die Kieler Föhrde wird vollständig erreicht werden, wenn in erster Linie zu beiden Seiten der Einfahrt in die Bucht je ein Fort (Braune-Berg und Labö) erbaut, in zweiter Linie die Feste Friedrichsort retablirt und an dem gegenüberliegenden Strande eine Batterie (Miltenort) angelegt wird; diese Werke, gegenwärtig fast ganz vollendet, waren bereits Ende 1866 mit etwa 200 Geschützen vom kleinsten bis zum größten Kaliber armirt. Zweiter Hauptzweck ist vollständige Sicherstellung des Hafens und der Werftenanlagen mit deren Zubehör gegen Bombardement von der Landseite: hierzu genügen fünf weit genug vorgeschobene schwer armirte Forts, um die Landbatterien eines gelandeten Feindes in der wünschenswerthen Entfernung zu halten. Diese 5 Forts fallen jetzt natürlich weg. Der Schutz des Marineetablissements gegen einen überraschenden gewaltsamen Landangriff wird erreicht, durch Herstellung einer einfachen aber sturmfreien Umschließung desselben, welche mittelst einer gedeckten Communication mit der Feste Friedrichsort in Verbindung zu bringen wäre. Die Befestigung der angegebenen Art würden für die Befestigungswerke selbst etwa 1,390,000 Thlr., für die artilleristische Armirung etwa 660,000 Thlr., endlich für die Garnisoneinrichtungen und die Besatzung etwa 300,000 Thlr. ausmachen, so daß in Summa etwa 2,350,000 Thlr hierfür, und für die ganze Marineanlage 6,150,000 Thlr. nöthig wären.

Gegenüber diesen Aufstellungen des Flottenerweiterungsplanes hat man sich indessen mit der Zeit überzeugt, daß für den Hauptkriegshafen einer Macht wie Deutschland überhaupt das denkbar Beste ohne Rücksicht auf die Kostspieligkeit gewählt werden müsse, und der beste Punkt für eine solche Anlage ist ohne Zweifel Ellerbeck (gegenüber Kiel), wobei allerdings beide Ufer der Föhrde zu befestigen sind. Die Wassertiefenverhältnisse sind hier wenn auch nicht ganz so günstig wie bei Bellevue, so doch noch günstiger als bei Holtenau. Auch wird die Bucht zwischen Ellerbeck und Wilhelminenhöhe schon jetzt durch eine Untiefe von nur 15 Fuß Wasser nach Norden ab-

*) Die Kosten der eigentlichen Marinebauten sollten nämlich betragen: A. für Wasserbauten und allgemeine Einrichtungen 1,797,000 Thlr.; B. für Hochbauten, Werkstätten, Magazine, Wohngebäude innerhalb der Umfassungsmauer des Marineetablissements 761,000 Thlr.; C. für Hochbauten außerhalb der Umfassungsmauer 465,000 Thlr.; D. zu provisorischen Einrichtungen, Ankauf des Bodens, für Aufsicht und Vorarbeiten, unvorhergesehene Fälle u. s. w. 777,000 Thlr.

Digitized by Google

geschlossen, welche sich durch die Einkstoffe der Schwentine gebildet hat, hart am Ufer beginnt und etwa 100 Schritt weit in die Föhrde hinausgeht, um dann plötzlich bei 30 Fuß Wasser zu enden. Sie gewährt schon gegenwärtig bei starkem Nordoststurm einen gewissen Schutz und würde dies in noch weit höherem Maße thun, wenn man später auf derselben eine Mole oder wenigstens ein Pfahlwerk anlegte, während man die übrigen Seiten des Flottenlagers, d. h. so weit dieselben nicht vom Lande und diesem Damm gebildet werden, durch schwimmende, an stärken Pfählen verankerte Floßbrücken wird abschließen müssen, die dem bei Nordoststurm steigenden Wasser nachgebend, sich heben und, mit Wachtposten besetzt, von der Föhrde selbst absondern. Erbaut man auf der erwähnten Untiefe einen Damm, so kann derselbe als Quai dienen, mit Krahnen besetzt werden und außerdem vielleicht eine Batterie zur Abhaltung feindlicher Schiffe erhalten, die etwa bis hierher vordringen sollten.

Was die Werftanlagen angeht, so liegt das Ufer hier niedriger, als bei den oben genannten Punkten, und die Anlage von Quais, Dock-Eingängen u. s. w. ist deshalb weniger kostspielig als dort, wenn auch der Grund nach den angestellten Bohrversuchen (welche übrigens fortgesetzt werden) zum Theil moorig zu sein und Rostbauten zu erfordern scheint. Durch ihre Lage in geschützter Bucht ist diese Stelle sowohl vor dem Andrang der Fluth und des Eises bei heftigem Nordoststurm, als auch vor dem Einblick des Feindes vollkommen geschützt. Ein Bombardement ist wegen der weiter zurückgezogenen Lage noch weniger möglich als bei Holtenau (Friedrichsort liegt in gerader Linie von Dorfgaarden über 1¼ Meilen entfernt), und selbst wenn feindliche Schiffe den Eingang bei Friedrichsort forcirt hätten, können sie durch das Kreuzfeuer der Batterien auf den vorspringenden Punkten des Ufers der Föhrde, und schließlich, wenn die diesseitige Flotte blokirt wäre, auch durch das Feuer der letzteren noch wirksam von den Etablissements abgewiesen werden. Nach Befestigung der Hochwachter Bucht ist eine energische Bedrohung der Etablissements an dieser Stelle ebensowenig möglich als eine Bedrohung von Holtenau nach Befestigung der Eckernföhrde, aber auch der Angriff durch ein von Jütland her anmarschirendes Landheer, ist, wie bei Sebastopol außerordentlich erschwert, da von Westen her die Föhrde und die Kriegsschiffe auf derselben schützen, ein Herummarschiren um die Föhrde aber dem Feinde wegen der Gefährdung seiner Operationslinie nicht ausführbar erscheinen dürfte. Für die taktischen Operationen der Flotte ist die größere Entfernung ihres Binnenhafens von der See auch gar kein Nachtheil, da die Strecke überhaupt in sehr kurzer Zeit zurückgelegt werden kann, und außerdem in Kriegszeiten die ausgerüsteten Schiffe schon alle auf der Rehde, d. h. hier in der äußeren Föhrde vor Holtenau liegen werden; — müssen sie doch ohnehin beim Auslaufen behufs der

Digitized by Google

Passirung von Friedrichsort erst wieder in Kiellinie abbrechen und erst außen wieder aufmarschiren; auch von einem Holtenauer Binnenhafen könnten sie trotz dessen großer Nähe von der See nicht sofort in Schlachtordnung auslaufen.

Allerdings muß nun, wenn die Föhrde mit Eis belegt ist, zum Auslaufen der Flotte eine größere Strecke aufgeeist werden, als wenn das Etablissement bei Holtenau läge: aber mittelst eiserner Dampfer, welche wie in den schwedischen Häfen am Vorsteven einen förmlichen Eispflug haben und mit demselben die Schollen von unten herauf aufklappen und bei Seite schieben, wird sich das ohne allzugroße Schwierigkeit und Zeitversäumniß ausführen lassen. Für kleine Fahrzeuge wird überdies die Verbindung mit der Nordsee durch den Eidercanal von Friedrichsort völlig gedeckt.

Die Entfernung Ellerbecks von Kiel ist nun bedeutend genug, damit die Handelsmarine durch die Kriegsmarine in keiner Weise (nicht etwa wie 1864 in Swinemünde) genirt werde: die Moorings (verankerte Tonnen) und Duc d'Alben (in den Grund gerannte Pfahlgruppen) zum Festlegen der Schiffe, befinden sich weit außerhalb des Kieler Fahrwassers. Der für Bauten geeignete Platz bei Ellerbeck genügt für Herstellung ganz bedeutender Etablissements, da er etwa 200 Ruthen Länge bei durchschnittlich 50 Ruthen Breite, also etwa 55 Morgen Areal enthält, soviel wie die ganze Neustadt von Kiel, und da außerdem eine Erweiterung nach Norden, wo allerdings schon Häuser stehn, möglich ist. Die Nähe der Stadt Kiel mit ihren reichen Hilfsquellen aller Art und die Nähe des Gaardner Etablissements ist natürlich auch ein hoher Vorzug vor Holtenau. Auch eine Eisenbahnverbindung mit Kiel würde sich hier ohne jede Schwierigkeit direct herstellen lassen, mit Ueberbrückung des Bachs von Dorfgaarden, dessen Privatetablissements dann unmittelbar mit der königlichen Werft verbunden würden, während den letzteren die Heranschaffung von Material und Mannschaften aus dem Hinterlande aufs vortheilhafteste erleichtert wäre. Freilich wird die Befestigung von Ellerbeck wohl in der Weise erfolgen müssen, daß beide Ufer der inneren Föhrde in dieselbe hineingezogen werden.

Infolge der angeführten Vorzüge Ellerbecks hat denn auch im Juli vorigen Jahres eine königliche Cabinetsordre diesen Platz definitiv zum Hauptkriegshafen mit allen Einrichtungen für Ausrüstungs-, Constructions- und Reparaturzwecke bestimmt. Die Regierung hat bereits das Terrain vom Besitz des Gastwirths Heuer bis zum zweiten Wirthshause in Ellerbeck erworben, bis dahin, wo sich die Chaussee rechts durch den Ort wendet, und zwar unter ziemlich günstigen Bedingungen, da von den einundvierzig betheiligten Grundbesitzern nur neun Expropriation verlangt, zweiunddreißig sich dagegen mit der Taxation der Commission zufrieden erklärt haben. Seitdem sind die Anlagen und Bauten energisch in Angriff genommen worden; die Vorarbeiten

Digitized by Google

für Werften und Docks sind am 23. März d. J. unter Leitung des Hafenbaudirectors Martiny begonnen worden, und auch die zeitweise Meinungsverschiedenheit von Regierung und Reichstag über die Marineanleihe hat in diesen dringend nothwendigen Arbeiten keinen erheblichen Stillstand verursacht. Bald werden sich hier stolze Quais aus den grünen Fluthen der Föhrde erheben mit gewaltigen Krahnen zum Ausheben und Einsetzen von Masten und Kesseln, geräumige Magazine mit Kohlen und Proviant, mit Geschützen und Munition, mit Reserveschrauben, Ankern und Ketten, mit Masten, Raaen und Tauwerk jeder Gattung, in Werkstätten aller Art, Schmieden und Reepschlägerbahnen (zur Anfertigung von Tauen); auf den Werften der Schiffszimmerleute und auf den Böden der Segelmacher wird rüstiges Leben beginnen, ein dem Deutschen fast ganz neuer Pulsschlag energischer Thätigkeit. Gewaltige Trockendocks, mitten im Lande ausgegraben, werden mit ihren massigen Granitwänden und deren Stufen zur Aufnahme der allerschwersten Panzerfregatten bereit stehn, und hoffentlich ist dann auch für leichtere, schneller auszuführende Reparaturen der minder schweren Schiffe ein eisernes Schwimmdock vor der Werft zu schauen.*) Was übrigens die Ausrüstungsstärke der außer Dienst gestellten Schiffe betrifft, so fragt sich, ob es zweckmäßig ist, dieselben wie jetzt in den Magazinen zu halten. Der Vorschlag eines ganz competenten Fachmanns geht dahin, den Magazinen nur das wirkliche Reservegut zu lassen. den außer Dienst gestellten Schiffen aber, sobald sie nach der Abrüstung ausgebessert sind, alle Ausrüstungsstücke, welche auf dem Wasser nicht dem Verderben ausgesetzt sind, an Bord zu geben. Dann ist keinerlei Verwirrung und Verzögerung bei Mobilmachungen zu fürchten, die eigene Mannschaft takelt das Schiff auf, ohne erst einzelne Stücke an Bord holen zu müssen, und die Schlagfertigkeit der ganzen Flotte gewinnt dadurch unendlich. Dann bleiben natürlich auch stets alle Spritzen an Bord, und ein Feuer, wie es kürzlich die „Hertha" beschädigt hat, kann stets im Keim erstickt werden.

Besondre, ausschließlich für die kgl. Werft bestimmte und für die Kriegsmarine reservirte Doks, wie wir sie oben erwähnten, sind wirklich nothwendig, obwohl die Nähe der Privatetablissements von Dorfgaarden mit ihren Privatdocks solche Bauten überflüssig zu machen scheint. Denn wenn auch

*) Für das erste Jahr ist der Bau eines Trockendocks und zweier Hallinge (d. h. Plätze vorn und hinten offen, aber bedacht, wie Bahnhofshallen, auf denen man die Kiele der einzelnen Schiffe legt, die Spanten richtet und den Bau des Rumpfes vollendet) in Aussicht genommen: und schon im September nächsten Jahres soll, obwohl die Vorbereitungen dafür erst theilweise fertig sind, in Gaarden eine Panzerfregatte in Angriff genommen werden. Für die Befestigung von der Landseite sind neuerdings noch sechs Forts beabsichtigt, während für die Hafeneinfahrt 20—25 englische 600 Pfünder bestellt werden sollen, welche sich letzthin bei Shoeburyneß sehr gut bewährt haben.

Digitized by Google

ſtipulirt wird, daß bei den Docks der Privatgeſellſchaften Aufträge von Seiten der Regierung ſtets denen der Kauffarteimarine vorgehen müſſen, ſo kann doch ſehr leicht der Fall eintreten, daß plötzlich die Reparatur eines Kriegsſchiffes nothwendig wird, während das Dock der Privatgeſellſchaft bereits anderweit beſetzt iſt. Außerdem wird es bei der ſchnell wachſenden Zahl unſer Kriegsſchiffe nicht ſehr lange dauern, bis ein Dock der kgl. Werft das ganze Jahr hindurch von Kriegsſchiffen in Beſchlag genommen iſt, ſelbſt wenn eine Anzahl derſelben nebenher ausgebeſſert werden. Da Kiel Hauptconſtructionshafen wird, ſo werden ſich hier natürlich auch bald überdachte Hallinge wie in Danzig erheben. Die Werften (navy yards), welche dieſe Hallinge und die für den Schiffbau nöthigen, zur Verwendung bereit lagernden Materialmaſſen enthalten, die Arſenale, die Magazine und Werkſtätten für Ausrüſtung, Verproviantirung, artilleriſtiſche Armirung, Schiffbau und Maſchinenbau in dieſem Hauptkriegshafen von ganz Deutſchland geben ſodann ein ſo impoſantes Geſammtbild, wie es bis jetzt in unſerm Vaterlande auch nicht im Entfernteſten zu finden iſt.

Während man nun vorläufig darauf verzichtet, dieſe im Entſtehen begriffenen Anlagen durch Befeſtigungen von der Landſeite zu decken, während man einſtweilen darauf rechnet, im Nothfalle aus den nächſten Garniſonen immer noch Truppen genug zur Abwehr eines feindlichen Landangriffs heranziehen zu können, wird man ſich ſpäterhin doch der Befeſtigung nicht mehr entziehen können. Von den drei Theilen derſelben, wie ſie früher zum Schutz von Holtenau projectirt waren, iſt der eine zum Schutze der Haſeneinfahrt gegen das Eindringen einer feindlichen Flotte bereits ausgeführt und kommt Ellerbeck wie Holtenau gleich ſehr zu Gute. Dagegen iſt der zweite, nämlich die Umſchließung des Marineetabliſſements und wohl auch der Gaardener Privatanlagen mit einer ſturmfreien einfachen Enceinte gegen überraſchende feindliche Landungen erſt noch auszuführen, und zwar jetzt bei Ellerbeck in ähnlicher Weiſe, wie es früher bei Holtenau geſchehen ſollte. Auch der Schutz gegen ein Bombardement von der Landſeite wird durch detachirte Forts auf den umliegenden Hügeln, alſo einen förmlichen Kranz von Befeſtigungen, zu ſchützen ſein, der von Dirksdorf auf dem rechten Ufer liegend ſich um die ganze Föhrde herumzieht, das Etabliſſement von Ellerbeck, die Gaardner Anlagen, 5 Dörfer und die Stadt Kiel ſelbſt mit deckt und erſt hinter Düſternbrook auf dem linken Ufer endigt. Die Koſten der ganzen Befeſtigung ſind von der Regierung nach den Vorlagen für den Reichstag von 1867 auf die ſechs Jahre 1868—1873 vertheilt und in Ganzen auf 2,400,000 Thaler veranſchlagt, während die Anlage des Kriegshafens ſelbſt im Ganzen 8 Millionen koſten und in den Jahren 1868 — 1877 hergeſtellt werden ſoll.

Digitized by Google

Die Befestigung würde also hiernach 4 Jahre früher fertig werden als die Hafenanlagen: alle übrige Kraft aber wird auf Vollendung des Jahdehafens zu verwenden sein. Die angegebenen Kosten für den Kieler Hafen sollen aus dem Extraordinarium des Etats (mit Einrechnung der Summen aus der Marineanleihe) gedeckt werden, wobei für die Marine im Ganzen etwa 8,000,000 Thlr. jährliche Einkünfte angenommen sind.

Nachdem wir so die Anlagen der Regierung bei Kiel betrachtet haben, müssen wir noch auf das mehrfach erwähnte Privat-Etablissement der „Norddeutschen Schiffsbau-Actiengesellschaft" eingehen, das an Bedeutung den ersteren Etablissements kaum nachsteht. Durch Gründung desselben haben wir ebenso wie England den Vortheil, staatliche und private Werften von ziemlich gleicher Bedeutung neben einander zu besitzen. Während die ersteren für den Bedarf des Friedens genügen und der Kriegsmarine unbeschränkt zur Disposition stehn, sind die letzteren bestimmt, für den Kriegsfall das plötzlich nothwendig werdende Mehr von Arbeit zu leisten, da im Kriege ihre sonstigen Arbeiten stocken — zugleich aber kostet ihre Unterhaltung dem Staat im Frieden nichts, denn da erhalten sie sich selber — vielmehr bauen sie als Privatetablissements dem Staat seine Schiffe noch billiger als dieser selbst es zu thun vermöchte.

Die „Norddeutsche Schiffsbauactiengesellschaft" hat nun, wie oben bemerkt, ihr Etablissement bei Gaarden am innersten Theil der Kieler Föhrde angelegt, und es versprechen die bereits fertig ausgearbeiteten Pläne desselben die Herstellung eines Etablissements in großem Stil.

Besonders sinnreich ist der Plan zur Vergrößerung des Areals. Da sich die große Tiefe der Föhrde, welche dem Schlosse gegenüber 36 Fuß rhein. und in der Gegend des Bahnhofes immer noch 14 — 18 Fuß beträgt, an der inneren Spitze auf 10 Fuß und zuletzt auf 3—4 Fuß vermindert, also selbst kleinen Küstenfahrzeugen kein genügendes Wasser bietet, so ist dieser innere Theil derselben natürlich für die Schifffahrt nicht benutzbar, zugleich aber auch für dieselbe sehr entbehrlich, weil die übrigen Theile des Hafens so schon weit mehr Platz gewähren, als benutzt werden kann. Dieser flache innere Theil der Föhrde wird nun nach jenem Plane durch einen großen Damm abgeschnitten, welcher von der Stadt (in der Nähe des Kirchhofs) nach dem bei Gaarden auf dem östlichen Ufer vom Kloster Preetz erworbenen Grundstück der Gesellschaft geführt wird. Dieser Damm bekommt sodann die Länge von 1100—1200 Fuß (früher nur auf 800 Fuß projectirt), und gestattet die innere flache, sumpfige Spitze der Föhrde nach ihrer Trockenlegung als werthvolles Areal von 2800 Fuß rhein. Breite bei 1200—600 Fuß Länge für die Anlagen zu benutzen, während er selbst eine bequeme und kurze Verbindung der Gaardener Etablissements mit der Stadt zu bilden ver-

Digitized by Google

mag: dieſe Verbindung iſt fünfmal kürzer als ſonſt, und zugleich kann der Damm, nachdem einige wenig koſtſpielige Baggerungen vor ihm bis auf 30 Fuß Tiefe ausgeführt worden ſind, den größten Panzerſchiffen als Quai dienen.

Der Betrieb des Etabliſſements hat bereits Ende Juli 1867 begonnen, und obgleich bis jetzt nur die nothwendigſten Einrichtungen hergeſtellt ſind, ſo hat die Werft doch ſchon einen Schraubendampfer von 16 Pferdekraft (nominal) gebaut, während ein Paſſagierſchraubendampfer von 160 Fuß Länge und 300 Tons (alſo etwa wie unſer vom Vulcan bei Stettin gebautes Schraubentransportſchiff „Rhein") der Vollendung nahe iſt. Die große bereits im Betriebe befindliche Werkſtatt mit allen ihren Maſchinen kann 1500—2000 Arbeiter bequem beſchäftigen, während anfangs daſelbſt nur etwas über hundert Mann arbeiteten: das ganze Etabliſſement wird aber 4—5000 deutſche und engliſche Arbeiter lohnen. Das Programm dieſes Sommers iſt der Bau einer großen Keſſelſchmiede und der Bau des Docks, für welches ein ſolider 35 Fuß tiefer Thonboden gefunden iſt. Uebrigens muß dieſes Dock ſolche Dimenſionen erhalten, daß es auch die allergrößten Panzerſchiffe von 420 Fuß Länge und 27 Fuß Tiefgang aufzunehmen vermag, wie unſern „Wilhelm" oder etwa ſpäterhin zu erbauende Schiffe von der Größe des engliſchen „Minotaur" oder „Warrior". Es muß eben jedes Schiff unſerer Kriegsmarine in Deutſchland ausgebeſſert werden können, ja es iſt angebracht bei uns Docks herzuſtellen, die Schiffe einer andern Macht, die auf einer Kreuzfahrt Schaden gelitten haben, und zwar Schiffe jeder Art aufnehmen und die Koſten der Reparatur dem heimiſchen Schiffbau ſichern können. An Herſtellung von Panzerplatten, die ganz beſonders ſchwierig zu beſchaffende Maſchinen erfordern, iſt allerdings vorläufig noch nicht zu denken; und da gegenwärtig in Deutſchland kein einziges*) Etabliſſement im Stande iſt, maſſive Platten von 4½, 6 oder gar 8 Zoll Stärke zu liefern, ſo werden wir für die erſte Zeit in dieſer Beziehung immer noch auf das Ausland angewieſen ſein. Doch kann man natürlich die Schiffe im Inlande bauen, und die Panzerplatten dazu aus dem Auslande beziehen: und dies iſt vielleicht der Weg, auf dem das eiſerne Panzerſchiff, das von der Privatinduſtrie des Inlandes geliefert und die Panzercorvette „Hanſa", die auf der kgl.

*) Wir ſehen von dem öſtreichiſchen Eiſenwerke von Store in Steuermark ab, welches die vorzüglichen 4¾ Zollplatten der öſtreichiſchen Panzerſchiffe geliefert hat. Die Erweiterung des Kruppſchen Etabliſſements für dieſen Zweig, wovon die Zeitungen berichten, ſcheint uns vorläufig in ſeinen Erfolgen noch problematiſch, da der Gußſtahl bis jetzt bei den Proben noch nicht die Zähigkeit des guten Walzeiſens gezeigt hat. Der Gruſonſche Hartguß aber hat dieſe Eigenſchaft natürlich noch weniger, und kann daher nur in ſehr dicken Platten etwas nützen, die vielleicht, wenn ſie nicht zu ſpröde ſind, für Landbefeſtigungen aber nicht für Schiffe taugen.

Digitized by Google

Werft in Danzig gebaut werden soll, also nothwendig ein Holzschiff sein muß (wie übrigens alle französischen Panzercorvetten) beschafft werden wird. Für die weitere Zukunft dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß namentlich das Gaardener Etablissement uns vom Auslande für die Reparaturen und auch für den Bau von Panzerschiffen gänzlich unabhängig stellen wird, ein Punkt, dessen Wichtigkeit nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Noch eher dagegen wird es sich vielleicht als wünschenswerth herausstellen, außer dem erwähnten Trockendock noch ein großes schwimmendes Dock herzustellen, für das nicht erst neue Fabricationszweige zu schaffen sind, wie für die Panzerplatten, sondern das mit den $^{3}/_{4}$ zölligen und $^{5}/_{4}$ zölligen Platten, welche Gaarden verarbeitet, bequem gebaut werden kann. Und es ist sehr wichtig, daß die leichten Kriegsschiffe gleich im Kriegshafen ein solches vorfinden, namentlich wenn die andern Docks von schweren Schiffen besetzt sind. Für Herstellung desselben durch eine Privatgesellschaft sprechen verschiedene Gründe. Einmal wird erfahrungsgemäß durch Private das Anlagecapital schärfer ausgenutzt, als bei Regierungsbauten, und dann wird das Privatdock, so lange kein Kriegsschiff außer den in der Regierungs-Dockanlage befindlichen reparaturbedürftig ist, auch der Handelsmarine dienen können, und zweifellos eine bedeutende Rentablität erlangen, sodaß es im Frieden dem Lande nichts kostet, im Kriege aber dennoch der Kriegsmarine aushelfen kann.

So wird denn das Gaardener Privatetablissement binnen weniger Jahre im Stande sein, vollständig den Zwecken zu genügen, die bei seiner Gründung angestrebt wurden. Um das Unternehmen zu begünstigen, hat sich auch die preußische Marineverwaltung bereit erklärt, nicht mehr blos ausländische Etablissements, sondern auch, unter Voraussetzung gleicher Solidität und Preiswürdigkeit, *vorzugsweise* die Gaardener Gesellschaft mit dem Bau von Panzerschiffen und anderen großen Kriegsschiffen oder mit der Reparatur solcher Schiffe zu beauftragen; die Zusicherung der Bestellung auf ein Panzerschiff ist bereits gegeben worden.

Aber auch sonst sind die finanziellen Aussichten des Unternehmens sehr günstig, da sich hervorragende englische und deutsche Kapitalkräfte dabei betheiligt haben und unter Anderen die Herzöge von Ujest und von Ratibor deutscherseits, die Herren Lloyd Foster aus Wednesbury und Benson aus Birmingham englischerseits, Mitglieder des Gründungsausschusses und Verwaltungsraths sind und ein Anlage- und Betriebscapital von 10 Millionen Thalern sicher gestellt haben. Technischer Director des Ganzen ist Herr Howaldt, der besonders im Eisenschiffbau bewährte langjährige Dirigent und Mitbesitzer der bekannten Maschinenfabrik von Schweffel und Howaldt in Kiel.

Digitized by Google

Bei diesen Aussichten kann uns nicht wundern, daß Kiel seit den wenigen Jahren der preußischen Besitznahme schon einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen hat, daß das Grundeigenthum um 40% im Werthe gestiegen ist, und daß allenthalben gebaut wird — genießt ja doch die Stadt mehr als jede andere in Schleswig-Holstein die Vortheile der neuen Verhältnisse, indem es zum Krystallisationspunkt der Seemacht eines großen Hinterlandes von 30 Millionen Einwohnern geworden ist. Schon jetzt sind hier fast alle Behörden und „Theile" der Marine vereinigt: hier ist der Sitz des Flottenstationscommandos mit der Flottenstammdivision (allen nicht eingeschifften Matrosen), der Werftdivision (Schiffsbau- und Maschinenwesen), dem Seebataillon und dem Stabe der Seeartillerie, von welcher die 2. und 3. Compagnie in Friedrichsort liegen; und ebenso ist hier die Marineschule, das Marinebekleidungsmagazin, ein Marinedepot, die Behörden für den Hafenbau, das Artilleriedepot für die Hafenbefestigungen, die Festungsbaudirection (Friedrichsort), und die blauen sauberen Jungen unsrer aufblühenden norddeutschen Marine geben dem an sich stillen Ort angenehme Belebung.

So wird denn Kiel in Zukunft in den verschiedensten Beziehungen eine hervorragende Stelle einnehmen: als Universitätsstadt, als Sitz des Oberpräsidiums der Provinz und des Divisionscommandos, als Handelshafen, als Hauptsitz der Kriegsmarine und als Centrum großartiger nautisch-industrieller Anlagen. Wenn man die reizende hohlwegartige Landstraße in der Richtung des Kirchhofs hinaufkommt, die zwischen üppigen Gärten mit lebendigen Hecken und Feldsteinböschungen unter hohen Lindenwipfeln bergan nach binnen führt, findet man, etwa der Windmühle gegenüber, leicht an einem der einzelnen Gehöfte einen Platz, um speciell das von der Gaardener Gesellschaft abzudämmende Terrain und dann auch Kiel im Ganzen in seinem vollen Reichthum zu überschauen: zu Füßen der blitzende Spiegel der inneren Föhrde, rings von grünen Hügelketten umrahmt; gegenüber die qualmenden Schornsteine und die großartigen Anlagen der Gaardener Gesellschaft und weiterhin links die alte Stadt im Kranze ihrer grünen Baumwipfel, während rechts von dem Marineetablissement die stolzen Masten unsrer Kriegsschiffe aufragen. Das ist das neue Kiel, der Hauptkriegshafen des neuen Deutschland! — *)

*) Obwohl mit der Hafenfrage die Frage der Schiffspanzerung nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht, sehen wir uns doch durch die neuesten Nachrichten aus England veranlaßt, unseren Lesern einige Bemerkungen zur Würdigung derselben an die Hand zu geben. Die gegenwärtig in Shoeburyneß an der Themsemündung angestellten großartigen Versuche gegen Forts, welche mit drei 5zölligen Eisenplatten übereinander gepanzert sind, haben allerdings das Resultat ergeben, daß dem gewaltigsten bisher erprobten Geschütz, dem Woolwich-600Pfünder, an und für sich der Panzer nicht zu widerstehn vermag. Aber eine absolute Sicherung durch Panzerung haben wir auch nie für möglich gehalten (vgl. die frühe-

Digitized by Google

Finnland und die Finnländer.

I.

Sieben Millionen finnländiſcher Tonnen mit Seen, 25 Millionen Tonnen mit Sümpfen und niedrigem Walde bedeckt — noch nicht 4½ Millionen Tonnen Wieſen und Ackerland! Dieſe Ziffern, welche ſich in jedem Converſationslexion finden und doch nur wenig bekannt ſind, enthalten die Grundzüge der Charakteriſtik Finnlands, eines faſt ſieben Tauſend Quadratmeilen großen, zwiſchen dem 60 und 70° nördlicher Breite und 39 und 50° öſtlicher Länge belegenen Landes, deſſen Name im weſtlichen Europa ſo ſelten genannt wird, daß er für die Mehrzahl unſerer Leſer kaum mit einem beſtimmten Begriff verbunden ſein wird. Selbſt der Allwiſſenheit der europäiſchen Zeitungsliteratur, welche den Anſpruch erhebt, von Allem irgend Wichtigen und Menſchenwürdigen Kunde zu bringen, ſcheint die ſtille Abgeſchiedenheit dieſes nordiſchen Landes zu ſpotten; aus Finnland wird höchſtens alle paar Jahr berichtet, daß eine allgemeine Mißerndte die ſpärliche Bevölkerung zu decimiren drohe — während der letzten ſechs Jahren hat es außerdem zweimal geheißen, der Landtag ſei eröffnet und nach einiger Zeit wieder geſchloſſen worden. Nur in den ſcandinaviſchen Ländern weiß man beſſer Beſcheid; der Däne oder Schwede, der von dem nordiſchen Einheitsſtaat der Zukunft ſchwärmt, hat ſtets einen Seufzer für das verlorene Großfürſtenthum am bottniſchen Meerbuſen übrig und die Zeitungsblätter von Stockholm, Kopenhagen und Upſala verfolgen den Entwickelungsgang der Dinge in Helſingfors und Abo mit einem Eifer, der ſelbſt der Begeiſterung ſpottet, mit welcher die Deutſchen der 40er und 50er Jahre den Geſchicken des „verlaſſenen Bruderſtammes“ nördlich von der Elbe zuſahen. Finnland repräſentirt die Oſtmark der ſcandinaviſchen Welt, wie das Oſtſeeland die der Deutſchen Culturwelt, nur

---

ren Artikel): Dagegen genügt die relative Sicherung auch jetzt nach dieſen Verſuchen noch immer vollkommen. Abgeſehen davon, daß es bisjetzt noch kein Schiff gibt, welches gezogene 600 Pfünder zu tragen vermöchte, daß alſo fremden Panzerſchiffen gegenüber auch die engliſchen Forts faſt abſolut und unverwundbar ſind, ſo iſt vor Allem das Verhältniß der Diſtanz zu beachten. Und da finden wir, daß bei jenen Verſuchen die Zertrümmerung der Platte auf nur 200 Yards (300 Schritt) erfolgte: bei 800 Yards würde ſelbſt der 600 Pfünder nicht im Stande ſein, jene Platten erheblich zu beſchädigen, und auf eine Entfernung, wie ſie beim Seegefecht von Rügen beibehalten wurde, ſind unſere ſämmtlichen Panzerſchiffe als völlig ſchußfeſt zu betrachten, ſodaß die in der Preſſe mehrfach auftauchenden Zweifel an der Nützlichkeit der Panzerung überhaupt unbegründet ſind. Ein Panzerſchiff, das wie die unſrigen ſchnell genug iſt, um ſtets vom Gegner in der wünſchenswerthen Diſtanz bleiben zu können, wird immer im Stande ſein die feindlichen Holzſchiffe und ſchwach gepanzerten Schiffe in den Grund zu bohren, während es ſelbſt unverwundbar bleibt. — Auch der preußiſche 96 Pfünder dürfte bei Anwendung beſſeren Pulvers und Verwendung von Geſchoſſen mit ſchärferer, längerer Spitze (wie die Armſtrongs ſie haben), den fremden Geſchützſyſtemen gewachſen ſein.

Digitized by Google

daß die Beziehungen zwischen Mutterland und Colonie hier ungleich lebhafter und wärmer sind, als weiter nach Süden.

Der Deutsche, der dieses merkwürdige Land kennen lernen will, kann auf zwei verschiedenen Wegen in dasselbe gelangen. Entweder er läßt sich von einem der eleganten Dampfer, welche die finnländische Hauptstadt Helsingfors während der Sommermonate mit Petersburg und Reval verbinden, über den finnischen Meerbusen hinwegführen, um an den elegantesten, der westeuropäischen Cultur conformsten Punkt des gesammten Landes zu kommen, oder er wählt den unbequemeren, langsameren aber sehr viel interessanteren Weg, indem er von Petersburg auf einem Post- oder Fuhrmannswagen an die nur sieben Meilen von der russischen Hauptstadt belegene finnländische Grenze fährt, um sich in Rajajocki den Wechselfällen der landesüblichen Postbeförderung auf zweirädrigem Holzkarren anzuvertrauen. Beide Arten der Reise sind nur im Sommer d. h. vom Mai bis zum September praktikabel; eine freiwillige Winterreise in diesem Lande, dessen langsam pulsirendes Leben vollends erstarrt und in Schlaf zurücksinkt, wenn das undurchdringliche Grau des hyperboräischen Winterhimmels die Sonne für Monate umdunkelt hat, gehört zu den Dingen, die noch keinem Sterblichen — wenn ihm nicht etwa das zweideutige Glück zu Theil geworden, in dieser seltsamen Erdgegend geboren zu sein — in den Sinn gekommen sind und die darum nicht in Betracht kommen.

Finnlands Südküste — ein Land, das immer noch um einige Grade nordischer, kälter und unwirthbarer ist, als die Eis umstarrte „Palmyra des Nordens" — gilt für den wirthbarsten, bevölkertesten und civilisirtesten Theil des gesammten Großfürstenthums. Und doch muthet es den Reisenden, der bei Rajajocki auf finnländische Erde gelangt ist, an, als sei er in ein schweigsames, ödes Zauberland gerathen, das erst zu reden und zu leben beginnen wird, wenn das mystische Wort gesprochen ist, unter dessen Bann Land und Leute liegen. Von der Gluth der nordischen Mittagssonne, — die im Sommer einzuholen sucht, was sie während sieben langer Wintermonde verabsäumt hatte — ausgedörrt, gelangt der Reisende an ein zinnoberfarben angestrichenes Häuschen, das in Mitten einiger roh gezimmerter Hütten liegt und vor dem der russische Fuhrmann peitschenknallend hält. Er verläßt sein Gefährte, tritt ein und gelangt in ein Zimmer, dessen Mitte von einem Tisch eingenommen ist, auf welchem ein graugebundenes Heft mit der Aufschrift „Dagbok", ein Tintenfaß und ein halbes Dutzend verrosteter Stahlfedern liegen; in den Ecken des öden Gemachs stehen schwarze, mager gepolsterte, hochbeinige Stühle, welche mürrisch dreinsehen und deutlich verrathen, das sie menschlicher Gesellschaft weder gewohnt noch bedürftig sind. Nirgend Spuren menschlicher Bewohner; der Reisende schlägt das Dagbok

Digitized by Google

auf und ſteht wiederum vor einem ſchweigſamen, ungelöſten Räthſel: drei Colonnen mit finniſcher, ſchwediſcher und ruſſiſcher Ueberſchrift zeigen eine Reihe undeutlich geſchriebener Namen, die meiſt auf „blad“ „äus“ oder „ström“ enden und mit denen er nichts anzufangen weiß, wenn er nicht etwa eſtniſch gelernt und dadurch die Möglichkeit erlangt hat, die ſtammverwandten finniſchen Ueberſchriften „Name“ „Stand“ und „Beſtimmungsort“ des Reiſenden zu errathen. Er tritt in das Nebenzimmer und erblickt drei Betten, die an der Wand ſtehen und auf welche eine einſame, braun eingerahmte Tafel melancholiſch herabſieht; ihre Inſchrift wiederholt die geheimnißvoll-unverſtändlichen Dialecte des Dagboks — beigefügte Ziffern laſſen auf eine Art Taxe oder Tabelle ſchließen. Unterdeſſen hat der ruſſiſche Fuhrmann, ein munterer Burſche in rothem Hemde, dunkelfarbigem ärmelloſem Armjäck und ſchmal berändertem Hut, ſeine Pferde munter trillernd abgeſpannt und periodiſch mit der Peitſche geklatſcht. Noch immer iſt nirgend etwas von Menſchen zu hören und zu ſehen; iſt das Glück beſonders gut, ſo verſteht man, daß der Ruſſe etwas wie „proklätüje Tschuchonzi“ (verdammte Finnen) murmelt und ſeinen Wunſch nach „Theegeld“ (ein Euphemismus für das Trinkgeld, das er in Branntwein anzulegen feſt entſchloſſen iſt), verlautbart. Endlich zeigt ſich ein baarhäuptiger Burſche von 15 Jahren, deſſen flachsblondes Haar deutliche Spuren einer auf dem Heuboden verbrachten Sieſta trägt; ſchweigend ſpannt er dieſelbe Anzahl Pferde, welche das Gefährte des Ruſſen zeigte, vor einen zweirädrigen Karren, an deſſen hinterem Ende er ſich einen Schaukelſitz improviſirt. Seine großen blauen Augen ſehen den Reiſenden ſo lange an, bis dieſer ſich in den Wagen geſetzt hat — dann ſtößt er einen kurzen Schrei aus, wahrſcheinlich um ſymboliſch anzudeuten, daß die Gabe der Sprache ihm nicht vollſtändig verſagt ſei, und fort geht es in raſender Eile, Berg auf, Berg ab, über das Felſenplateau, zwiſchen haushohen Granitblöcken, welche rings über das Land geſäet, hin, an mächtigen Seen vorüber, durch magere Kiefernwälder, an bodenloſen Sümpfen vorbei, bis der felſige Weg den Reiſenden und den lenkenden Knaben nach etwa zweiſtündiger Fahrt wiederum vor ein zinnobergefärbtes Haus fährt. Die frühere Scene wiederholt ſich, nur daß die Hand des Knaben ſich nach dem Poſtgelde ausſtreckt, das hier poſtnumerando gezahlt wird; mit Sprechverſuchen wird keine Zeit verloren. Der Knabe-Lenker ſchüttelt das Haupt, bis die entſprechende Anzahl papierner Marks (ein Mark = 25 Copeken = 1 Franc) in ſeiner Hand iſt. Hat er außerdem ein Trinkgeld erhalten, ſo zeigt er es ſeinem Nachfolger mit zufriedener oder unzufriedener Miene — eine halbe Mark bildet das Ordinarium — und weiter geht die Reiſe, bis endlich Wiborg, ein ſtattlicher Ort von ächt ſchwediſchem Gepräge, ſeine Thore aufthut.

Digitized by Google

Doch es ist Zeit, dem Leser die schweigsamen Wunder seiner bisherigen Reise zu erklären. Stellung von Postpferden und Postillonen ist in Finnland ein onus publicum der Gemeinden, dem das Recht zur Erhebung eines mäßigen Fahrgeldes entspricht; der Reihe nach senden die bäuerlichen Anwohner der Poststationen ihre Pferde und Knechte auf dieselbe. Neben dem Stationshause angelegte Hütten und Ställe sorgen für die Unterkunft dieses improvisirten Postpersonals, welches wöchentlich wechselt, die Bauerfrau begleitet diese Expedition, um die Wirthschaft zu führen; der Reisende, der von ihr Nahrung oder Nachtquartier zu erhalten wünscht, hat sie in ihrer anliegenden Behausung aufzusuchen. Gelingt es ihm, sich verständlich zu machen, so erhält er das Nöthige in erträglicher Qualität zu mäßigen, durch die Taxe vorgesehenen Preisen. Auf diese Weise werden unnütze Unkosten für Bezahlung eines Expeditors u. s. w. gespart und die bescheidenen Verkehrsbedürfnisse des menschenarmen Landes, das nur während der sommerlichen Wochen zu wirklichem Leben erwacht, lassen sich an diesem Auskunftsmittel genügen. Complicirtere und kostspieligere Einrichtungen würden der Mühe und der Unkosten nicht verlohnen, da sie nur während der kürzeren Hälfte des Jahres auf ausgiebige Benutzung rechnen könnten. Die kleine Eisenbahnstrecke von Helsingfors nach Tawastehus bildet die einzige Abweichung von diesem Verkehrssystem, der Schienenweg von der finnländischen nach der russischen Hauptstadt existirt bis jetzt nur auf dem Papier.

Finnlands Küstenbildung entspricht, wie schon ein Blick auf die Landkarte lehrt, der der scandinavischen Halbinsel. Granitne Felsklippen und sogenannte Scheeren ragen in endlosem Zickzack in das Meer, Buchten von größerer und geringerer Breite bildend. An der Küste des finnischen und an dem südlichen Theil des bottnischen Meerbusens ragen unweit dem Festlande zahlreiche kleine Eilande aus dem Meer heraus, gleichsam den Eingang zum festen Lande bewachend und nur zum geringsten Theile bewohnt. Da das Innere des Landes von einer Doppelkette endloser Seen zerrissen ist, mächtige Sümpfe und auf felsigem Boden gewachsene Gestrüppe die zum Anbau geeigneten Strecken wie Oasen erscheinen lassen, der Feldbau ein bei der Unsicherheit des Klimas wenig lohnendes, mindestens unsicheres Handwerk ist, drängt die Mehrzahl der Bevölkerung den Küsten zu, wo Handel, Schifffahrt, Fremdenverkehr und Fischerei ein erträgliches Auskommeu sichern. Hier findet sich die Mehrzahl der Städte, hier sind Truppen stationirt, Fabriken und industrielle Unternehmungen angelegt, hier finden sich die Centren des geistigen Lebens, werden die politischen und literarischen Schlagworte ausgegeben. Je weiter ins Land hinein, desto dünner wird die Bevölkerung, desto düsterer der Charakter der Landschaft, desto schwerer ist die Spur menschlicher Thätigkeit und Culturarbeit erkennbar.

Digitized by

Das Land trägt faſt ausnahmslos den Charakter einer felſigen Hochebene; die mit granitnen, wellenförmig geſtalteten Rundhöckern bedeckt iſt; der felſige Untergrund tritt entweder nackt zu Tage, oder er iſt mit einer Sandſchicht überzogen, welche kaum tief genug iſt, um die Nadelhölzer zu nähren, welche rings das Land bedecken, hie und da durch freundlichere, hellſchimmernde Birken unterbrochen. Mag der Reiſende von Oſten nach Weſten, oder von Süden nach Norden ſeinen Weg nehmen, der Charakter der Landſchaft bleibt weſentlich derſelbe; allenthalben wechſeln waldbedeckte Höhenzüge, die ſich nirgend zu eigentlichen Gebirgen erheben, mit Hochebenen, über welchen rieſenhafte erratiſche Felsblöcke, nicht ſelten die Höhe mehrerer Stockwerke erreichend, wechſeln — dieſe den Vorder-, jene den Hintergrund des Bildes bildend. In der Mitte des Landes erhebt ſich der ſ. g. Landesrücken, ein Höhenzug, der ſich von Lappland her nach Süden erſtreckt, bald die Grenze gegen die benachbarten ruſſiſchen Gouvernements bildend, bald den 45° nördl. Breite (die Landesmitte) berührend: ſeine höchſte Erhebung beträgt noch nicht 600 Fuß, durchſchnittlich begnügt es ſich damit, bis zu 300 Fuß anzuſteigen. Von Wichtigkeit iſt dieſer Höhenzug durch ſeine ſüdwärts geſendeten Zweige, welche die Grenzſcheide der fünf großen finnländiſchen See- und Waſſerſyſteme bilden. Das wichtigſte derſelben liegt im Oſten und beſteht aus den Hauptſeen Ennoveſi und Saima, welche mit ungezählten kleineren Binnenwaſſern in Verbindung ſtehen; nach Oſten hin iſt der Saimaſee durch den ſich zum weltberühmten Imatra-Waſſerfall ausbreitenden Woxen mit dem Ladogaſee verbunden, nach Süden durch den vor etwa 12 Jahren fertig gewordenen Saimakanal mit dem bottiſchen Meerbuſen. Anfang und Ende dieſes Kanals ſind durch zwei Städte bezeichnet, Wiborg und Willmannsſtrandt.

Der Saimaſee iſt die Lieblingsſtätte der finniſchen Poeſie, und ebenſo vielfach beſungen und beſchrieben, wie der Lago maggiore oder der Lac Leman. Einen Flächenraum von 33 Quadratmeilen bedeckend, 240 Fuß über dem Meeresſpiegel belegen, vereinigt er all' die wilden Reize, welche im Norden die landwirthſchaftliche Schönheit ausmachen. Seine Ufer geben an Unregelmäßigkeit und Zerriſſenheit den romantiſcheſten Parthien des finniſchen Meerbuſens nichts nach, die Scheeren, welche aus ſeiner klaren Fluth herausragen, blicken ebenſo wild und düſter drein, wie die Klippen von Sweaborg oder Stockholm, der weiße Stamm der Birke, über welche ſich im Sommer ein lichtgrüner Blätterſchleier ausbreitet, kann im Hain Odins nicht lieblicher glänzen, wie am Ufer dieſes inſelreichen Sees; die erratiſchen Blöcke, welche hier von gigantiſcher Fauſt über einander gehäuft ſind, übertreffen ſelbſt die mächtigen Granitrieſen zwiſchen Wiborg und Imatra, obgleich ſchon dieſe die Trovantigruppen von Wallis und Solothurn um ein Beträchtliches überragen. Und damit ſind die Reize dieſes Zauberſees noch nicht erſchöpft;

sein Fischreichthum macht ihn zum Paradies des pareliſchen Bauern, ſeine Seehunde zum Lieblingsplatz des Jägers, der in Finnland immer mit dem Ruder ebenſogut umzugehen weiß, wie mit der Flinte — der Schiffer lobt ihn wegen ſeiner Tiefe und Reinheit. Trotzdem, daß dieſer prächtige Binnenſee kaum 8 Meilen von der Seeküſte entfernt iſt und durch ſeinen Zuſammenhang mit dem geſammten Ennoveſiſyſtem dazu prädeſtinirt erſcheint, das Herz des Landes mit der beutereichen Küſte zu verbinden iſt die Herſtellung eines Kanals erſt im Jahre 1844 in Angriff genommen, erſt 1857 zum Abſchluß gebracht worden. — Sehr viel bekannter als dieſer Kanal, deſſen Anlegung für die gewerbliche Entwickelung Finnlands eine neue Aera eröffnet hat, iſt der Katarakt des Woxen, zu dem alljährlich Tauſende von nordiſchen Reiſenden wallfahrten, um ein Waſſerſchauſpiel zu ſehen, wie es ſelbſt die Schweiz nicht bietet. Der 32 Fuß breite Strom fällt in einer Breite von 30 Schritt und einer Länge von 2200 F., 94 F., wobei er 33 Fuß ſenkrecht ſtürzt. Dieſer „Imatra" bildet neben dem Saimaſee den größten Stolz Finnlands; der an ſeinen Ufern erbaute Gaſthof iſt Staatseigenthum und wird vom finländiſchen Senat verpachtet. Der Pavillon, von dem aus das merkwürdige Waſſerſchauſpiel beobachtet wird, erhebt ſich 100 Fuß über dem Waſſer.

Von den vier übrigen Seeſyſtemen, die dem Saima ſämmtlich an Schönheit und Wichtigkeit nachſtehen, ſind noch zwei mit dem Meere verbunden; Pyhäjärwi, der durch den Kumo-Elf in den bottniſchen Buſen ausmündet, und Päijänne durch den Kymmene-Elf mit dem finniſchen Golf in Verbindung geſetzt. Ueber dieſen Kymmene-Elf hatte die ruſſiſche Regierung während des orientaliſchen Krieges eine rieſige Floßbrücke geſchlagen, welche den Truppentransport erleichtern ſollte; da das Land die Koſten der Erhaltung dieſes Baues nicht aufbringen konnte, dem Finländer Waſſer überhaupt das liebſte und geläufigſte Element iſt, iſt derſelbe in den letzten Jahren wieder abgetragen worden.

Fichtenwälder, Seen, Sümpfe, wellenförmige Hügel, mit erratiſchen Blöcken überſäete Felsplateaus, die entweder völlig nackt daliegen oder mit einer dünnen Erdſchicht bedeckt ſind, hatten wir als die Hauptmerkmale der finnländiſchen Landſchaft kennen gelernt. Zwiſchen ihnen zerſtreut liegen ſpärliche Kornfelder, magere Wieſen, welche ſich nur für Wochen mit einer mäßigen Vegetation bedecken und nur ſpärliche Viehzucht ermöglichen. In dieſem Lande, deſſen Beſtimmung Menſchen zu dauerndem Aufenthalt zu dienen von Alters her disputabel iſt, leben 1 ½ Millionen Finnen und 150,000 Schweden; jene bilden die ländliche Bevölkerung und einen Theil des Bürgerſtandes, dieſe den Adel, die Geiſtlichkeit und die höhere Bourgeoiſie. Außerdem finden ſich im hohen Norden einige Tauſend Lappen, im Süden eingewanderte Deutſche und Ruſſen. Wenig mehr als der zehnte Theil der

Digitized by Google

Bevölkerung wohnt in Städten, die übrigen 90% sind über das Land zerstreut, häufig durch so große Entfernungen getrennt, daß der Hilfsbedürftige zu Grunde geht, ehe er sich durch Schnee und Eis zu den nächsten Nachbarn durchgearbeitet hat. Die Urbewohner bilden einen Stamm der großen finnischen Völkerfamilie, die bis zum Ural hin ihre Sitze hat, aber fast allenthalben fremden Völkern unterworfen ist; wie der Finne von Perm und Ufa dem Russen, der Este dem baltischen Deutschen, so ist der Finne von Suomenmaa (die nationale Bezeichnung für das Großfürstenthum) seit Jahrhunderten schwedischem Einfluß unterworfen. Schon im 13. Jahrhundert faßten schwedische Herrscher östlich vom bottnischen Meerbusen festen Fuß, indem sie den südlichen Theil des heutigen Großfürstenthums, Tawastland und Karelien unterwarfen und dann weiter bis nach Ingermannland (das heutige Gouvernement St. Petersburg) vordrangen. Der Stempel ihrer Kultur war bald dem gesammten Lande aufgeprägt, von den Schweden empfingen die Finnen das Christenthum, lernten sie die Elemente alles Wissens, wurden sie im 16. Jahrhundert der lutherischen Kirchenreformation unterworfen. Es war kein schweres Joch, das die Enkel Jarls und Thorkels den Besiegten aufzwangen, denn die altscandinavische Bauernfreiheit wurde auch dem Finnen gegönnt, wenn dieser sich gefallen ließ, allen politischen Einfluß in den Händen der Schweden zu lassen. Der schwedische Ritter waltete als Richter und Bezirkshauptmann, er führte die Fahne, wenn von Stockholm her ein Aufgebot ergangen war, schwedische Priester und Lehrer sorgten für die Volksbildung, die Städte waren rein schwedische Schöpfungen: Abo soll bereits von Erik dem Heiligen angelegt worden sein, Wiborg wurde von Torkel Knutssohn, Tawastehus von Birger Jarl begründet und mit schwedischen Kolonisten bevölkert. Das harte Geschick der den Russen unterworfenen Finnenstämme trug wesentlich dazu bei, die Stellung der schwedischen Herrscher zu befestigen; in immerwährenden Raubzügen suchten die Großfürsten von Nowgorod ihre Macht nach Westen auszudehnen und ihre alten Ansprüche auf Tawasteland zu behaupten, das, russischer Tradition zu Folge, schon in vorschwedischer Zeit unterworfen und christianisirt gewesen sein soll. Nur im Bunde mit dem schwedischen Element ließ sich diesen gefährlichen Feinden Widerstand leisten, die unter Alexander Newski bereits siegreich bis in das Herz Kareliens vorgedrungen waren und aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Eroberung behauptet hätten, wenn nicht die unglückliche Schlacht an der Kalka (1224) die Horden Tschingischans in die sarmatische Ebene geführt und für Jahrhunderte alles Leben erstickt hätten. Als Iwan II., der Sammler nach Abschüttelung des Mongolenjochs den Zaarenthron bestiegen und dem Unwesen der Theilfürstenthümer und der Kleinstaaterei ein Ende gemacht hatte, rückte die russische Gefahr noch näher; schon Sten Sture konnte den

Digitized by Google

Besitz Finnlands nur mühsam behaupten und von seinem Tode bis zur Thronbesteigung Gustav Adolfs war dieses Grenzland der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe.

Im 17. Jahrhundert trat eine Periode der Ruhe ein; der sieggekrönte Enkel Gustav Wasa's unterwarf Est- und Livland und wurde dadurch der unbestrittene Herrscher der Ostsee. Finnland konnte sich von den erlittenen Einbußen erholen, das Kirchenwesen, die Rechtspflege und die Landesverwaltung wurden neu geordnet, die Städte erweitert und befestigt, Handel und Schifffahrt durch Freiheiten und Privilegien zu einem gewissen Flor gehoben. Aber schon unter Karl Gustav begannen die Händel mit Rußland aufs Neue, unter Karl XII. gingen Ingermannland und Ostfinnland (Karelien mit der Hauptstadt Wiborg) an Peter den Großen verloren, um durch den Nystädter Frieden (1721) sammt Liv- und Estland Rußland abgetreten zu werden. Von da an hatte Rußland die Unterwerfung des gesammten Finnland als festes unverrückbares Ziel im Auge. Die Parteikämpfe der Mützen und Hüte lähmten die Lebenskraft des einst so mächtigen nordischen Königreichs, zerstörten den Zusammenhang der verschiedenen Theile des Reichs, hemmten die Schlagfertigkeit der Armee, während die russische Autokratie trotz aller inneren Wirren und Pallastrevolutionen immer mächtiger und unwiderstehlicher emporwuchs. Russische Einflüsse waren seit 1714 im Stillen thätig gewesen, um das Band zwischen Finnland und Schweden zu lösen; schon Elisabeth, Peters Tochter, erfreute sich so ausgedehnter, durch das russische Finnland vermittelter Verbindungen in dem heutigen Großfürstenthum, daß sie die Bewohner desselben in einem vom 18. März 1742 datirten Manifest auffordern konnte, „sich von Schwedens Gewalt und Jurisdiction zu befreien und loszumachen, damit das Land künftig die Gefahr eines verderblichen Krieges und aus demselben entspringender Calamitäten vermeiden und ein freies, von keinem Theil dependirendes Land unter eigner, sich selbständig etablirender Regierungsform bilden könne. Wobei wir zu ihrem Schutz und ihrer Unterstützung mit unsern Truppen, wann und wie viel sie selbst fordern, bereit sind." Dieser verfrühte Versuch blieb allerdings folgenlos, unter Gustav III. schien Schwedens Macht sogar einer Periode der Verjüngung entgegenzusehen — aber schon im Jahre 1809 hatte das Verhängniß sich erfüllt und war das gesammte Großfürstenthum im Frieden von Friedrichshamm der russischen Krone abgetreten; der Widerstand, den der General Graf Buxhöwden bei seinem Einrücken in das Land gefunden, war so unbedeutend gewesen, daß die Anwendung von Waffengewalt fast überflüssig erschien, die „uneinnehmbare" Festung Sweaborg (die Citadelle von Helsingfors) fiel durch den Verrath eines bestochenen schwedischen Offiziers.

Kaiser Alexander I. kam bald nach Beendigung des Krieges selbst nach

Digitized by Google

Finnland, um auf einem am 25. März 1809 eröffneten Landtage zu Borgo die Zügel der Regierung zu ergreifen; schon am 15. März desselben Jahres hatte er ein feierliches Manifest erlassen, welches die Verheißung vollständiger Erhaltung der alten Verfassung und selbständiger Constituirung des Großfürstenthums enthielt. Dieses Aktenstück, das noch gegenwärtig die Grundlage der öffentlichen Zustände Finnlandes bildet, lautet wie folgt: „Wir Alexander I. ꝛc. Großfürst von Finnland thun kund: daß nachdem Wir durch die Fügung der Vorsehung das Großfürstenthum Finnland in Besitz genommen, Wir hiermit haben bestätigen und bekräftigen wollen des Landes Religion und Grundgesetze, wie auch die Privilegien und Gerechtsamen, welche ein jeder Stand im genannten Großfürstenthume besonders und alle Bewohner desselben im Allgemeinen so höhere, wie niedrere bis jetzt der Constitution gemäß genossen haben; indem Wir geloben alle diese Vorrechte und Verfassungen fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft beizubehalten. Zu mehrerer Gewißheit haben wir diese Versicherungsacte mit Unserer eigenhändigen Unterschrift unterzeichnet."

Um sich die Liebe seiner neuen Unterthanen zu sichern, ging der kluge Fürst noch einen Schritt weiter; Ostfinnland, das seit dem Jahre 1714 in russischen Händen war und ein russisches Gouvernement bildete, in dem sich der russische Einfluß zwar noch nicht consolidirt hatte, das aber bereits viele Tausend zur griechischen Kirche convertirter finnischer Bewohner zählte — Ostfinnland wurde mit dem Großfürstenthum verbunden, indem es eine besondere Provinz desselben bildete und an all' den constitutionellen Rechten des Landes, von dem es seit 95 Jahren abgerissen gewesen war, wieder Theil nahm.

Diese constitutionellen Rechte waren und sind freilich von zweifelhaftem Werth. Die Grundzüge der finnländischen Verfassung entsprechen vollständig den Einrichtungen, welche 1772 durch den Staatsstreich Gustavs III. in Schweden eingeführt waren; während dieser Sieg des Absolutismus an der Stätte, wo er erfochten worden, nur einige Jahre lang seine Wirkung übte und im weiteren Verlauf wiederum an das Selbstbestimmungsrecht der vier alten Stände verloren ging, hat er in Finnland einen dauernden Zustand begründet. Theilnahme an der Gesetzgebung und Steuerbewilligungsrecht war den Ständen von Gustav III. übrig gelassen worden und dieser Prärogativen erfreut der finnländische Landtag sich noch heute — Alles Uebrige hängt vom Souverain ab, der sich freilich Großfürst von Finnland nennt, aber zugleich und hauptsächlich Kaiser von Rußland ist. Die Rolle, welche dabei für den finnländischen Landtag übrig geblieben ist, charakterisirt sich am besten dadurch, daß seit der Versammlung von Borgo bis zum Jahre 1863, mithin 54 Jahre lang kein Landtag abgehalten worden war!

Digitized by Google

Immerhin sicherte das Manifest vom 15. März 1809 dem Großfürstenthum eine Anzahl wichtiger Rechte, durch welche dasselbe in vielfacher Beziehung einen selbständigen Staat bildet: es hat sein eigenes Staats-, Civil- und Criminalrecht, und ein selbständiges Steuersystem, die Herrschaft des Lutherthums und der schwedischen Sprache sind formell anerkannt, die Verwaltung ist durchaus selbständig und von den russischen Reichsbehörden unabhängig. Finnland hat ferner seine von der russischen getrennte Finänzverwaltung und stellt keine Rekruten; die Militärpflicht beschränkt sich auf Erhaltung einiger Bataillone finnländischer Scharfschützen. Eingriffe in die bestehenden Einrichtungen — wenn sie auch keineswegs ausgeschlossen sind und häufig genug vorkommen — werden durch die wenigstens formell giltige Bestimmung erschwert, daß jede legislative Veränderung der Zustimmung aller vier Stände bedarf. In Kriegszeiten verfährt der Kaiser ohne Zuziehung der Stände; in secundären Fragen genügt die Uebereinstimmung von drei Ständen; stehen zwei Stimmen gegen zwei, so gilt dies für Ablehnung.

Die Verbindung der russischen Staatsgewalt mit Finnland vermittelt der vom Kaiser ernannte Staatssecretär, der seinen Wohnsitz in Petersburg hat und zugleich Präsident eines aus vier Gliedern bestehenden Comités ist, welches die einlaufenden Sachen prüft und für die Unterlegung an den Kaiser-Großfürsten vorbereitet. Innerhalb Landes ruht die gesammte Oberverwaltung in den Händen des kaiserlichen Generalgouverneurs, der zu Helsingfors residirt. Während der Minister-Staatssecretär geborener Finnländer sein muß, wird der Generalgouverneur vom Kaiser ohne jede Einschränkung ernannt; die drei letzten kaiserlichen Statthalter, Graf Berg, Baron Rokassowsky und Graf Adlerberg (Sohn des Hausministers und jüngerer Bruder des Commandeurs des kaiserlichen Hauptquartiers) waren sämmtlich Nichtfinnländer. Der Generalgouverneur ist eo ipso Präsident des finnländischen Senats, der obersten Justiz- und Verwaltungsbehörde des Landes, welche aus mindestens vierzehn, vom Kaiser auf je drei Jahr gewählten Gliedern besteht. Unter dem Justizdepartement dieser Behörde stehen die drei obersten Gerichtshöfe (Hofgerichte) von Abo, Wasa und Wyborg. Nächst dem Generalgouverneur ist der Senatsprokurator die vornehmste Person dieser Oberbehörde „die Achse, um welche sich der Geschäftsgang bewegt," er nimmt eine Stellung ein, die der des russischen Justizministers vielfach ähnlich ist, da dieser zugleich das Amt eines Generalprokureuren des russischen Senats versieht. Unter den Senatsdepartements stehen die acht Provinzialgouverneure, welche gleichfalls vom Kaiser ernannt werden; Kronvögte und Landesfiscale stehen an der Spitze der Kreis- und Kirchspielsverwaltung. Die Justiz wird auf dem flachen Lande in erster und zweiter Instanz von zwei Wahlbeamten geübt, denen ein Collegium von je zwölf gewählten Bauern zur Seite steht,

Digitized by Google

in den Städten fungiren Kammer- und Rathhausgerichte; die Hofgerichte spielen die Rolle der regulären Appellationsinstanz und sind zugleich die Gerichte des Adels, der außer der besonderen Vertretung im Landtage, nur noch das Privilegium eines besonderen Gerichtsstandes genießt.

Die Zusammensetzung des Landtages aus vier Kurien ist bereits oben angedeutet worden. Die Adelskammer, an deren Spitze der vom Kaiser ernannte Landmarschall steht, wird aus den Familienhäuptern der ritterlichen Geschlechter gebildet, der geistliche Stand aus den Bischöfen und Propsteideputirten, welche in dem Erzbischof von Finnland ihren Sprecher haben. Die andern Kurien gehen aus städtischen und ländlichen Wahlen hervor, an denen die städtischen Vollbürger und die angesessenen Bauern Theil haben.

Ein Verständniß der politischen Entwickelung, welche sich in diesen schwerfälligen, aber soliden Formen ständischer Repräsentation vollzogen hat, ist nur möglich, wenn auf die jüngste Geschichte Finnlands und das eigenthümliche Verhältniß der beiden Stämme näher eingegangen wird, welche dieses Land bewohnen. Auch hier hat das Nationalitätsprincip eine merkwürdige und bedeutsame Rolle gespielt und zwar lange bevor es von Paris her als Grundlage eines neuen politischen Systems proklamirt und mit seinem gegenwärtigen Namen belegt worden. Dieselben Gegensätze, um welche es sich in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland und in Lithauen handelt, finden sich, wenn auch in anderen Formen in „Suomenmaa" vor — auch hier ist viele Jahrzehnte lang darüber gestritten worden, ob die numerische Majorität oder die Bildung und Autorität repräsentirende Minderheit den Ausschlag geben, dem geistigen und politischen Leben der Landschaft seinen Stempel aufprägen soll.

Von diesen Kämpfen und ihrem Ausgang soll ein anderes Mal und zwar im Zusammenhang mit einem Abriß des städtischen und des literärischen Lebens nördlich vom finnischen Meerbusen, berichtet werden.

Aus Schwaben.

1. August.

Die bestrittenste und zugleich entscheidenste Wahl, auf welche mit größter Spannung das ganze Land blickte, fand am 25. Juli als die letzte statt: mit ihr erst läßt sich die Bilanz des Wahlergebnisses ziehen. Diese Wahl — es war derjenige Bezirk, der den kahlen Gipfel des Hohenstaufen umgibt

Digitized by Google

— ist zu Gunsten der nationalen Partei ausgefallen, welche auf dem nächsten Landtag ihren Führer nicht vermissen wird. Nach einem beispiellos heftigen Kampf, wie er selbst bei den Zollparlamentswahlen unerhört war, hat Hölder über seinen Gegner von der Volkspartei triumphirt. Diese hatte die größten Anstrengungen gemacht, um den ihr verhaßten Gegner von der Kammer auszuschließen. Es war fast ein persönlicher Gang, den er mit den Häuptern der Gegenpartei zu thun hatte. Alle ihre Kräfte, bis zu Frese herab, wurden aufgeboten, um die Agitation im Bezirke zu betreiben, die Leitung hatte K. Mayer selbst übernommen, dessen „demagogisches Talent" kürzlich auch der Staatsanzeiger ausdrücklich anerkannte. Natürlich waren die Gegenanstrengungen der nationalen Partei entsprechend. Da die Waffen sonst überall bereits ruhten, waren hier beiderseits die besten Kräfte verfügbar, und dies steigerte vollends das Interesse an dem Ausgang, der zwischen dem nationalen und dem Volksparteiprogramm entscheiden sollte. Denn nirgends sonst handelte es sich so klar und einfach um den Gegensatz der beiden Programme, die mit gleicher Energie um die Stimmen der Wähler warben und deren Apostel Tag für Tag von Ort zu Ort zogen. So ist es denn nicht blos die Persönlichkeit Hölders, deren Sieg erfreut, sondern es war wirklich ein Sieg des nationalen Programms, der um so werthvoller ist, als er in einem Bezirk errungen wurde, der bisher als eines der Hauptlager der Volkspartei galt.

Die Regierung, deren Candidat bei diesem zweiten Wahlgang nicht mehr in Frage kam, hielt sich — zu ihrem Lob muß es gesagt werden — völlig neutral. Hölders Wahl ist ihr sicher unerwünscht, allein eine weitere Verstärkung der Volkspartei in der Kammer müßte ihr noch weniger angenehm sein. Auch scheint sie sich doch überzeugt zu haben, daß es den verwirrendsten, ja geradezu einen demoralisirenden Eindruck im Lande hätte machen müssen, wenn sie ihren Einfluß einem erklärten Candidaten der Volkspartei zur Verfügung gestellt hätte, die sonst von ihr bekämpft wurde. So drang Geßler, der Minister des Innern, der schon während den Zollparlamentswahlen sich von den Agitationen seiner Collegen weise zurückhielt, gegen die bekannten Meinungen der Herren v. Mittnacht und Golther durch. Ob die Regierung überhaupt ihre Fehler einzusehen entschlossen ist, definitiv mit den auflösenden Tendenzen zu brechen, mit denen sie aus bloßem Preußenhaß fraternisirte, ob sie eine Annäherung wenigstens an die gemäßigten nationalen Elemente sucht, muß freilich erst abgewartet und letzteres vorerst bezweifelt werden.

Uebrigens wäre der Regierungseinfluß kaum erheblich ins Gewicht gefallen bei einer Agitation, die so gründlich betrieben und von der schließlich fast jeder Wähler direct berührt wurde. Der seltene Eifer der Wahlbetheiligung — es stimmten 80 % ab — und die annähernd gleiche Stärke der

Digitized by Google

Parteien — Hölder siegte mit 2845 gegen 2631 Stimmen — zeigt, wie tiefgehend der Kampf war, der einzig um das nationale Programm gekämpft wurde. Ueberhaupt scheint durch das allgemeine Stimmrecht der Antheil des Volkes an politischen Dingen außerordentlich zu steigen. Die Veteranen unseres öffentlichen Lebens erinnern sich noch der patriarchalischen Art und Weise, wie am Anfang der 20er Jahre, also in den ersten Jahren unseres Verfassungslebens — von der bekannten vierhundertjährigen Dauer sehe ich ab — die Wahlen zum Landtag vor sich gingen. Damals fiel es noch keinem Candidaten ein, persönlich um die Stimmen seiner Wähler zu werben, die jetzt im kleinsten Dorf besucht und haranguirt sein wollen, und die sogar unzufrieden sind, wenn der geplagte Candidat etwa blos im Wirthshaus zur Sonne, und nicht auch noch im Bären oder im Ochsen seine Ansichten über die Neugestaltung Deutschlands entwickelt. Damals pflegte einfach der Minister an seine Unterbeamten in die Bezirke zu schreiben, der Herr Stadtschreiber N. oder der Herr Amtspfleger Z. sei der Candidat, und ohne Kampf und Anstrengung wurde dieser Candidat der ministeriellen Vorsehung gewählt, vorausgesetzt, daß überhaupt gewählt wurde; denn es kam vor, daß nur durch Vorhalt von Strafen oder Belohnungen die Wähler zur Ausübung ihres Bürgerrechts gebracht werden konnten. Damals also galt hierzulande in vollem Umfang, was der Minister Fialin Persigny in seinem Wahlrundschreiben vom Februar 1852 sagte: „Welche Verlegenheit für die Wähler, wenn die Regierung nicht selber die Männer ihres Vertrauens bezeichnete!“ 1830 und 1848 bezeichnen die successiven Stöße, welche dieses System der Unschuld erschütterten und nun stehen wir wiederum vor einer neuen Aera des politischen Lebens, vor einer wenig erfreulichen, wie Viele meinen, die sich nicht mehr an die jetzt erforderlichen Formen und Mittel der Agitation gewöhnen können, und die der Ansicht sind, daß die Lebendigkeit der Wahl- und Qualwochen mit Allem was dazu gehört in Presse, in Wirthshäusern und auf der nächtlichen Straße, doch eigentlich über die Gemüthlichkeit hinausgehe. Indessen darf man allerdings von unsern erstmaligen Erfahrungen noch keinen Schluß auf die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts auf unser Volk überhaupt sich erlauben. Denn es waren exceptionelle Verhältnisse. Der Respect vor der Staatsordnung — wo nicht Kirchthurmsinteressen ihn kriecherisch erheucheln — ist in Schwaben überhaupt nie besonders ausgebildet gewesen. Er mußte aber vollends in die Brüche gehen, als man die Vertreter der Regierung Arm in Arm mit der Demagogie das Treibjagen auf die „gebildeten und besitzenden Klassen“ veranstalten sah. Die Nachwirkung der Zollparlamentswahlen ist ungleich tiefer, als diejenigen sich einbilden mochten, die unbekümmert Alles mit allen Mitteln zusammenrafften, um der nationalen Partei eine Niederlage beizubringen, die doch nur ein

Digitized by Google

kurzes Vergnügen war, und von der sich diese zum Glück wieder recht erfreulich erholt hat.

Merkwürdigerweise scheint diesmal auch bei den Wahlen des ritterschaftlichen Adels, der bekanntlich nebst der Geistlichkeit noch immer in unserer zweiten Kammer vertreten ist, die Politik eine größere Rolle als sonst gespielt zu haben. Vier dieser Ritter haben auf dem vorigen Landtag, königlicher als der König selbst, gegen die Verträge mit Preußen gestimmt. Gerade diese vier werden nicht mehr in der künftigen Kammer erscheinen; einer derselben ist gestorben, die drei anderen sind von ihren Standesgenossen nicht wieder gewählt worden. Man sucht diese Thatsache allerdings nachträglich aus verschiedenen persönlichen und zufälligen Gründen zu erklären. Allein der Zufall ist doch merkwürdig genug, um notirt zu werden.

Daß die Regierung sich nicht sehr beeilen wird, die neue Kammer einzuberufen, hat inzwischen der Staatsanzeiger bestätigt. Mittlerweile geben unsere Föderativrepublikaner Gastrollen in Wien und entwickeln ihr „neues Programm" wie sie es selbstgefällig bezeichnen, den deutschen Brüdern in Oestreich. Der Eindruck dieser k. k. Völkerverbrüderung ist natürlich ein gemischter. Den Deutschöstreichern ist in ihrer Lage eine solche nationale Kundgebung sicher nicht zu verargen, und wenn dieselbe wirklich den Erfolg hat, sie in ihrem Kampf ums Dasein zu stärken, so ist nichts dawider einzuwenden. Wie sehr sie es nöthig haben, beweist am besten die Thatsache, daß die Deutschen in Prag aus Angst vor den Czechen nicht gewagt haben, in Wien zu erscheinen. Diese eine Thatsache ist beredter als alle Reden und Toaste der Schützenhalle. Auch haben die Oestreicher selbst im allgemeinen Takt genug bewahrt, ihre ideale Zusammengehörigkeit mit Deutschland zu betonen, ohne auf die Schützentribüne formulirte politische Vorschläge zu bringen. Dies war den Schwaben vorbehalten, den Vertretern des „Landes der Dichter und Denker", als welche sie sich bescheiden einführten. Wie freilich der Zerreißung Deutschlands, über welche sie so beweglich Klage führten, dadurch abgeholfen werden soll, daß ein südwestdeutscher Bund aufgerichtet wird gegen den norddeutschen, deren Vertreter dann zuweilen mit den Vertretern Oestreichs zu ähnlichen harmlosen Gesprächen, wie die Schützenhalle sie hörte, zusammentreten würden, — dieser „neue Plan" scheint doch auch die Logik der Oestreicher befremdet zu haben. Wenn den Schwaben soviel daran liegt, daß die Oestreicher wieder zu Deutschland kommen, und wenn sie sogar, wie ein Mitglied der Fraction „Triangel" that, geloben, daß sie, die Schwaben, dies durchsetzen werden, so ist dies gewiß herzlich gut gemeint, und wir wünschen alles Glück zum Gelingen. Nur ist es dann doch wohl nicht unbillig, wenn man von ihnen verlangt, inzwischen selbst den Anfang zu machen, was jeden Falls mit minderen Schwierigkeiten verknüpft

Digitized by Google

sein wird, als der Beitritt Oestreichs, und wozu sie sogar längst eingeladen sind, seitdem der Art. 79 der Bundesverfassung den süddeutschen Staaten den Eintritt eröffnet hat.

r.

Die Delagoa-Bucht.

Nachdem mehrfach schon das Gerücht aufgetaucht, daß Preußen Colonialbesitz erworben habe, melden jetzt aufs Neue die Zeitungen, daß man wegen käuflicher Uebernahme der Delagoa-Bucht mit Portugal verhandle. Ein officiöses Dementi ist unseres Wissens bis jetzt nicht erfolgt, im Uebrigen hat über die Sache noch nichts Näheres verlautet. In Erwartung eingehenderer Kunde über Grund oder Ungrund der bezüglichen Nachrichten, lassen wir eine Reihe Notizen über diesen wenig bekannten Punkt folgen, um die Leser über denselben in Kürze zu orientiren.

Die fragliche Bucht, welche über dem 26° südlicher Breite an der afrikanischen Ostküste sich befindet, bildet den Abschluß des portugiesischen Colonialbesitzes, welcher sich zu ihr in einer gedehnten Spitze von Nord nach Süd hinzieht. Sie öffnet sich ziemlich gegen Norden, ist nach Osten durch eine ins Cap Colatto auslaufende Landzunge und deren Verlängerung, die Insel St. Maria, gegen das Meer geschützt und nimmt in ihr Becken, welches wir etwa auf 5 Meilen ins Geviert schätzen, außer mehreren kleinen Zuflüssen den König Georg Manice von Norden her und den Pongola von Süden auf.

Im Allgemeinen gilt das Klima der portugiesischen Colonien für ungesund, so daß vom Mutterlande sogar zu Beamten exilirte Verbrecher genommen werden und bisweilen nur 6% einen mehrjährigen Aufenthalt ertragen. Die Umgebung der Delagoabai wird noch besonders als sumpfig, aber von dichtem Wald umgeben dargestellt. — Indeß es ist einmal zweifelhaft, ob Seitens der portugiesischen Regierung irgend welche nennenswerthe Energie in der Bewirthschaftung und Organisaton entwickelt wird und dann kann der geographischen Lage nach die Bai nur als der günstigere Theil betrachtet werden. Es ist kaum anzunehmen, daß einem umsichtigen Vorgehen nicht gelingen sollte, die Sümpfe trocken zu legen in einer Gegend, wo man gewohnt ist, über Wassermangel klagen zu hören.

Selbst wenn die unmittelbare Umgebung der Bucht nicht zu dem gesündesten Wohnort sich gestalten ließe, so wäre doch selbstredend die weitere Ausdehnung des Territoriums ins Land hinein in Erwägung zu ziehen.

Digitized by Google

Daß von Portugal viel Land erkauft werde, ist wohl schon aus pekuniären Gründen nicht wahrscheinlich; jetzt besitzen die Portugiesen eben nur ein kleine im Aufblühen begriffene Factorei und sie könnten ausgedehntes Territorium schon deshalb nicht abtreten, weil sie es selbst nicht haben, da wie gesagt, die Colonie hier in einem schmalen Küstenstreifen ausläuft. Würde also Preußen etwa das Land bis an den König Georg Manice erhalten und sich so nach Nordosten zu friedliche Nachbarschaft sichern, so wäre es im Uebrigen angewiesen, auf eine mehr oder minder gütige Vereinbarung mit den umwohnenden Kafferstämmen, welche die Abhänge des Drachengebirges bewohnen, das sich parallel der Küste, von derselben etwa 30 Meilen entfernt, hinzieht. Unter diesen sind die westwärts wohnenden Stämme nicht so berühmt, wie die südlichen, die Sulu, die bekanntlich von den Engländern für den kriegerischsten Stamm erklärt werden.

Mag man vom Standpunkt menschlicher Empfindung darüber denken wie man will, der Ausgang einer Berührung der preußischen Bevölkerung mit den Kafferstämmen wird wohl von Niemandem in Zweifel gezogen werden. Wir würden hoffen, daß die protestantische Macht nicht von vornherein durch vorschnelle Thätigkeit der Missionare die Stämme gegen sich aufbrächte und daß es ihr gelänge, im Wege des Vertrages sich die Oberhoheit zu schaffen, wie es seiner Zeit von den holländischen Agitatoren geschah, und wozu die Kaffern auch jetzt wohl schon deshalb geneigt wären, weil sie die Ueberlegenheit der Europäer in den Kriegen mit den Engländern namentlich bei der Bildung von Natal deutlich demonstrirt erhalten haben. Zudem sind sie hier fast nach allen Seiten abgeschnitten; während südlich vom Tugela die englische Colonie Natal sie hemmt, schließen westwärts auf dem Hochplateau die holländischen Boers, die Insassen der Transvaalschen Republik sie in ganzer Länge vom Innern des Landes ab. Diese Holländer sind es eigentlich, denen England die Erhaltung der ursprünglich mit privaten Mitteln begründeten Niederlassung um Port Natal gegen die Sulakaffern zu verdanken haben. Sie sind dann, als England ihre Erfolge für sich in Anspruch nahm und die Freiheit der Republik Victoria vernichtete, aufs Neue ausgewandert in das Gebiet des Oranjeflusses, von wo sie aufs Neue die englische Macht verdrängte, welche 1848 die Oberhoheit in Anspruch nahm. Die Boers wurden im August geschlagen, ein großer Theil blieb unter der englischen Hoheit wohnen, die Mehrzahl zog wieder weiter über den Vaal hinauf, und gründete hier bis an den Limpopo die Transvaalsche Republik, deren Territorium etwa das dreifache an Ausdehnung hat, als was für Preußen überhaupt zu erlangen wäre.

Die Boers haben gezeigt, daß sie die besten Nachbarn sind, welche man

Digitized by Google

haben kann; sie haben in den Kämpfen, welche England 1847—1849 mit den Kaffern hatte, sich neutral verhalten, trotz der mehrfachen Unbill, welche England ihnen zugefügt hatte. Später hat England seine Orange River Sovereignty im Jahr 1854 wieder aufgegeben und so ist eine zweite Republik der Boers, die sogenannte Oranje Republik, wieder anerkannt. Zusammen umfassen dieselbe etwa 6000 Quadratmeilen mit 50,000 europäischen Bewohnern.

Ein Blick auf die Karte genügt, um uns zu zeigen, daß diese Republiken Jagd und Viehzucht als eigentlichen Erwerb treiben; sie böten mithin völlig abgeschlossen vom Meere, wie sie sind, ein Feld merkantiler Thätigkeit dar, wie man es gar nicht besser wünschen könnte; wenn wir uns in einen Zeitpunkt versetzen, in welchem die Communication hergestellt wäre, so erscheint der Delagoahafen als der einzige Platz für Kauf und Verkauf Seitens der transvaalschen Republik. Für die Oranje-Republik liegen die englischen Colonien günstiger.

Deutschland ist bei der Vertheilung der Welt zu kurz gekommen, wir wissen ja Alle, woran die Schuld liegt. Wir haben nicht wie Andere einen großen auf fremde Continente hinüberreichenden Interessenkreis, wir kennen bislang kaum den Schutz unserer Landsleute und ihres Eigenthums jenseits unserer Staatsgrenzen, und unsere Strafgesetzbücher weisen nichts auf, was sich an Segen der Deportation an die Seite stellen könnte. Es wäre eine glänzende Fügung, wenn es demselben Manne, der Deutschlands Namen und Ehre im europäischen Auslande wieder zu Glanz erhoben hat, wenn es ihm gelänge, seinem Kranze den Lorbeer einer blühenden Colonie hinzuzufügen.

Literatur.

Ausgewählte Correspondenz Napoleons I. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derselben bestellten Staatscommission aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Kurz. Bd. I, (1795—1798). Hildburghausen, Literarisches Institut.

Das psychologische Interesse, welches die in dem vorliegenden ersten Bande der napoleonischen Correspondenz enthaltenen Briefe gewähren, ist so bedeutend, daß es an und für sich hinreichen würde, die Theilnahme auch der weiteren Leserkreise in Anspruch zu nehmen. Haüssers Ausspruch, daß wenige Menschen mit dem un-

Digitized by Google

erschütterlichen Bewußtsein, daß dies und nichts anderes ihre Aufgabe sei, in die Weltgeschichte eingetreten seien, wie der jugendliche Buonaparte und daß dem sechsundzwanzigjährigen Feldherrn eine Liebenswürdigkeit eigen gewesen sei, der Niemand widerstehen konnte, findet in diesen Briefen einen Beleg, wie er ausführlicher und schlagender nicht beigebracht werden kann. Schon die ersten, kaum ein Jahr nach dem Sturz der Schreckensherrschaft geschriebenen Blätter verrathen den Mann, der genau weiß, was er an und für sich und was er seiner Zeit werth ist, aber das Bewußtsein dieses Werths steht noch nicht im Vordergrunde der Seele des Briefschreibers, es ist noch von dem Zauber jugendlicher Unmittelbarkeit, Lebenslust und Lebensfrische umgeben. Neben Bemerkungen über die politische Lage, welche ebenso den scharfen wie den ehrgeizigen, auf seine eigene Rolle bedachten Beobachter kenntzeichnen, finden Herzensergüsse statt, welche den fünfundzwanzigjährigen, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsenen Glücksoffizier, den Sohn des Advocaten von Ajaccio deutlich verrathen. Selbst allgemeine Betrachtungen über Welt und Leben, welche an der Grenze der Trivialität stehen, laufen mitunter und beinahe rührend ist das freudige Erstaunen über den Glanz und Luxus, den die französische Hauptstadt vor den Augen des bescheidenen Provinzialen entfaltet, der die Königin der Städte zuerst kennen gelernt hatte, als das Schreckensregiment der Triumviren „de la haute main" Alles, was zu des Lebens holdem Ueberfluß gehört, verscheucht und mit der Strafe des Blutgerüstes belegt hatte. „Luxus, Vergnügen tauchen hier in erstaunlicher Weise wieder auf", heißt es in einem Schreiben vom 12. Juli 1795 (am 27. Juli 1794 war Robespierre gefallen, am 20. Mai 1795 der Aufstand der Vorstädte gedämpft, am 23. Juni d. J. auf Antrag Boissy's die Wiederherstellung der geächteten Girondisten beschlossen worden). „Gestern hat man in der Oper die Phädra zum Besten einer alten Schauspielerin gegeben; der Zudrang war schon von 2 Uhr an ungeheuer groß, obgleich die Preise verdreifacht worden waren. Die Kutschen der Elegants kommen wieder zum Vorschein, oder vielmehr es kommt ihnen nur wie ein langer Traum vor, daß sie jemals aufgehört haben zu glänzen. Alles häuft sich hier zu Lande, um das Leben zu zerstreuen und angenehm zu machen. Man entreißt sich seinen Gedanken und wie wäre es auch möglich, bei dieser Geistesrichtung und diesem unausgesetzten Wirbel schwarz zu sehen? Die Frauen sind überall — im Theater, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. Im Studirzimmer der Gelehrten findet man die schönsten, und gewiß ist Paris der einzige Ort von allen Ländern der Erde, wo sie das Ruder zu führen verdienen. Auch sind die Männer in sie vernarrt, sie denken nur an sie, sie leben nur durch sie und für sie."

Kaum fünf Monate (1. Nov. 1795) später schreibt derselbe Jüngling, der hier am Vorabend einer Liebesintrigue zu stehen schien, seinem Bruder Joseph: „Ich bin schon seit acht Tagen zum Obergeneral der Armee des Innern ernannt worden." Noch fünf Monate und er erläßt jene berühmte Proclamation an die italienische Armee, welche den verhungerten Soldaten der Republik die Schätze der fruchtbarsten Ebene der Welt mit prophetischer Sicherheit verheißt — noch kein Jahr ist seit der Abfassung des ersterwähnten Briefs vergangen und der Eroberer von Nord- und Mittelitalien, der Sieger von Voltri, Montenotte, Millesimo, Dego, Cleva, Mondovi und Lodi sendet dem Generalproveditor der Republik Venedig seine Befehle, verheißt

Digitized by Google

dem Directorium die Eroberung von Tyrol und redet mit den Leitern der Geschicke Frankreichs im Ton des Gebieters, des Feldherrn und Staatsmanns, der sich unentbehrlich weiß. Liest man die Briefe, welche in die J. 1795—97 fallen, der Reihe nach, so läßt sich die Verwandlung oder vielmehr Entwickelung in der Seele des jungen Soldaten beinahe mit Händen greifen. Ton und Haltung der amtlichen wie der privaten Briefe werden von Tag zu Tage kürzer, strenger, gebietender. Die gemüthlichen Züge, welche Anfangs noch wie Sonnenstrahlen aus einer dunklen Wolke brechen, machen mehr und mehr jener starren, antiken Kälte Platz, welche Menschenleben und Menschenglück nur als Mittel zum Zweck ansieht. Ueber die Erschießung eines dutzend verdächtiger italienischer Gemeinderäthe wird mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit berichtet, wie über die Erbeutung einer Anzahl Proviantwagen und wenn den Bürgern einer rebellischen Stadt gedroht wird, die Tödtung eines einzigen Franzosen werde mit vollständiger Zerstörung des Orts und Errichtung einer Säule mit der Inschrift „Hier war die Stadt Pavia" identisch seien, so ist von vorneherein aller Zweifel an dem Ernst dieser Drohung ausgeschlossen. Daß der Mensch der Styl ist, trifft nirgend deutlicher zu, als in dieser Briefsammlung, deren einzelne Phasen mit den Processen, die sich in der Seele des Absenders vollziehen, im engsten, nachweisbarsten Zusammenhang stehen.

Der vorliegende erste Theil umfaßt die Feldzüge von 1796 und 97, die Verträge von Leoben, Campo Formio und Rastatt und schließt mit Napoleons Rückkehr nach Paris (Nov. 1797). Dem Erscheinen der Fortsetzung sehen wir mit Interesse entgegen, da Auswahl des Stoffs und Art der Uebersetzung aus dem bisher erschienenen Bande gleich rühmenswerth sind.

Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, seit der Restauration von 1814. Von Prof. Dr. Friedrich Nippold in Heidelberg. Bevorwortet von Richard Rothe. Zweite revidirte Auflage (Elberfeld bei R. L. Friedrichs) 484 S.

Der Name des ausgezeichneten Theologen, der das vorliegende Buch wenige Monate vor seinem Tode mit einer Empfehlung an die theologische und nichttheologische Welt Deutschlands ausgestattet hat, macht genauere Ausführungen über den vom Autor desselben eingenommenen wissenschaftlichen Standpunkt überflüssig. Der Verfasser bekennt sich bereits in dem Vorwort zur ersten Auflage, zu denen, welche in kirchlicher wie in politischer Beziehung „die Avantgarde Preußens in Baden" bilden und sich auf theologischem Gebiet die Versöhnung des religiösen Menschheitsbedürfnisses mit der modernen Wissenschaft zur Aufgabe gemacht haben. Man sieht dem Buche sofort an, daß es auf dem Schauplatz der heißesten confessionellen Kämpfe geschrieben ist, welche in dem heutigen Deutschland ausgefochten werden; es rechnet nicht nur mit den Fanatikern des repristinirenden Confessionalismus im Norden ab, — reichlich die Hälfte dieses fleißigen Buchs hat es mit katholischer Kirchenpolitik seit der Restauration von 1815 zu thun und geht mit dankenswerther Ausführlichkeit auf die Geschichte der ultramontanen Bestrebungen in und außerhalb Deutschlands ein.

Das Werk zerfällt in drei Theile. Das erste „Resultat der bisherigen Entwickelung" überschriebene Buch, zieht die Summe am Wendepunkt des Jahrhunderts und leitet die neue Epoche ein, in welcher „der Jesuitismus, als letzte Consequenz des Katholicismus" die Herrschaft über die römische Kirche an sich bringt, während der Protestantismus unter der Leitung einer unduldsamen Orthodoxie „welche seinem Hauptprincip ins Gesicht schlägt" eine Reihe äußerer Niederlagen erleiden muß, durch welche ihm gleichzeitig sein Boden (die Gesammtgemeinde) seine Stütze (die selbständige Glaubensüberzeugung) und seine Lebensbedingung (die freie, individuelle Entwickelung) entzogen und dem Autoritätsgelüst einer in der Geistlichkeit prädominirenden Partei unterstellt werden. Das zweite Buch enthält in drei Abschnitten (Papstthum, außerdeutsche Landeskirchen, Geschichte des deutschen Katholicismus) eine Darstellung der katholischen Kirchengeschichte von 1815—1857. Der Gegensatz zwischen den ethischen Momenten des alten Katholicismus" und der „unethischen Einwirkung des modernen Jesuitenthums", ist das Hauptthema dieses zweiten Theils unserer Schrift, welche die Restaurationsbestrebungen der letzten Päpste und ihre Unterstützung durch die legitimistische Politik des wiener Congresses ebenso ausführlich behandelt, wie die Geschichte der katholischen Theologie und der verschiedenen Richtungen, welche sich innerhalb derselben aufthun, und ausnahmslos dem von Rom aus unterstützten System zum Opfer zu fallen, hier durch Unterdrückung und Erstickung (Hermes und dessen Schule) dort durch Verwilderung und Ausartung (Ronge und die Deutschkatholiken). Im Mittelpunkte des dritten, den Protestantismus behandelnden Theils (der sich wiederum in drei Unterabtheilungen, deutsche Theologie, deutsche Kirche, außerdeutscher Protestantismus gliedert) stehen die Vermittlungstheologen der Neuzeit, an ihrer Spitze Schleiermacher, dessen Lebens- und Entwickelungs gang mit besonderer Ausführlichkeit geschildert und seinen einzelnen Phasen nach verfolgt wird. Die §§ 35—38 (Schleiermacher als Theologe, Schleiermachers Schüler, Hegel und die rechte Seite seiner Schule) zählen wir zu den interessantesten Abschnitten des gesammten Werks, weil sie von dem freien Auffassungsvermögen des Verfassers und seinem Talent für das Verständniß der Individualität das vollgiltigste Zeugniß ablegen. Freilich treten diese Vorzüge auch in den meisten übrigen Kapiteln, namentlich in den polemisch gehaltenen, deutlich zu Tage. Während es für eine große, wenn nicht die größte Zahl der Historiker unserer Zeit, mögen sie profane oder Kirchengeschichte behandeln, nur zwei Kategorien von beachtenswerthen Männern gibt, Freunde und Gegner, hält der Verfasser sein in der Vorrede gegebenes Versprechen „vor Allem keinem Andersdenkenden Unrecht zu thun" mit wirklicher Treue. Die Unterscheidung zwischen ehrlichen Forschern und in der Wahl ihrer Mittel gewissenlosen Parteifanatikern, wird ebenso streng festgehalten, wie die Scheidung zwischen wirklichen Männern der Wissenschaft und literarischen Klopffechtern, mögen dieselben intra oder extra muros in der einen oder der andern Schlachtreihe angetroffen werden. Diese Unbefangenheit des Urtheils hat, abgesehen von dem Werth, den sie an und für sich besitzt, noch den großen Vorzug, dem Buch ein lebendiges Interesse, den einzelnen Theilen desselben eine individuelle Physionomie zu verleihen. Dieselben Männer werden als wissenschaftliche Theologen anders beurtheilt, wie als praktische Seelsorger. Das Urtheil des Autors hat überhaupt etwas ur-

Digitized by Google

sprüngliches und frisches, denn es ist nicht im Voraus fertig, nicht nach der Schablone gearbeitet. Ebenso wird an die einzelnen Landeskirchen und deren Leistungen nicht ein aprioristischer Maßstab gelegt, sondern nach den Bedingungen ihrer Entwickelung, dem Maß der für sie disponiblen Kräfte, den hemmend oder fördernd eingreifenden allgemeinen Verhältnissen gefragt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, dem Einzelnen und Individuellen gerecht zu werden. Und doch genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der Art und Weise, in welcher der Verfasser den eigenen Standpunkt zur Geltung bringt, zu der Ueberzeugung, daß es ihm an Selbständigkeit und Entschiedenheit nicht gebricht, und daß das ihm eigenthümliche Abstractionsvermögen Nichts mit der Sucht zu thun hat, um die brennenden Controversen und Parteigegensätze herumkommen und mit dem eigenen Wollen oder Nichtwollen, Lieben und Hassen hinter dem Berge zu halten. Die jugendliche Frische, welche die Darstellung überall athmet, wo es sich um Menschen und Meinungen handelt, welche dem Autor ans Herz gewachsen sind, verräth die Wärme der Anschauungen desselben ebenso, wie die Begeisterung des Strebenden. — Die rasche Verbreitung der beiden bisher erschienenen Auflagen beweist, daß der von Dr. Nippold eingenommene Standpunkt für die Beurtheilung der neueren kirchlichen Entwickelung von einer größeren Anzahl von Gesinnungsgenossen getheilt wird, und daß das Bedürfniß nach einer Aussöhnung zwischen den Forderungen des religiösen Gemüths und den Errungenschaften der Zeit, unserm Geschlecht, das man wegen seiner Zuwendung zu den praktischen Lebensforderungen ein eminent weltlich gesinntes genannt hat, noch nicht ganz abhanden gekommen ist.

Collection of British Authors (Tauchnitz).

Beachtenswerth ist die kürzlich in Tauchnitz Collection of British Authors aufgenommene Uebersetzung der göttlichen Comödie von dem Amerikaner Longfellow. Sie zeichnet sich aus durch das Bestreben, in eleganter Form stets einen völlig faßlichen Gedanken zu geben und wird in Folge dessen jedenfalls bedeutende Verbreitung finden, zumal die beigefügten Erläuterungen, die neben ausführlichen Excerpten aus antiken und mittelalterlichen Schriften vorwiegend englischen Autoren entnommen sind, durchaus auf ein weiteres Publicum berechnet erscheinen. Dabei bleibt freilich in Hinsicht auf tiefere Durchdringung des Inhaltes vielerlei zu wünschen übrig; seltsamer Weise sind die großen deutschen Forschungen auf diesem Gebiete völlig ignorirt.

Zur Reuter-Literatur.

Mit Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“ hat die Tauchnitzsche Sammlung sich einen weiteren Liebling der deutschen Lesewelt einverleibt. Die Uebersetzung ist wiederum im besten Englisch verfaßt, wir möchten aber doch dahingestellt sein lassen, ob das Buch in England einen nur entfernt ähnlichen Anklang wie bei uns finden dürfte. Die Auerbachschen Dialektgespräche, welche die erste Publication der Sammlung enthielt, sind fast alle ziemlich künstlich, nehmen sich aber deshalb in seine Schriftsprache übertragen recht gut aus; das Reutersche Platt hingegen ist ächt charakteristischer Volkston, der mit dem Reiz der erzählten Thatsachen so verwachsen ist, daß wir

Digitized by Google

die Bemerkung eines witzigen Schriftstellers, Reuter hätte auf dem Titel seiner Schriften anmerken sollen, „Uebersetzung wird verbeten" in vollem Ernste für nicht unbegründet halten. Dazu kommt, daß bei Reuter die muntere Derbheit sowie die schalkhafte Heterodoxie gewisser Scenen, die der Deutsche mit unbefangenem Ergötzen genießt, vor dem Engländer nur zu leicht mit dem vernichtenden: „improper" markirt werden wird, weshalb denn auch schon im vorliegenden Buche Einzelnes von dem Uebersetzer gestrichen, Anderes gemildert worden ist. Die englische Bearbeitung muß also als ein kühner Versuch bezeichnet werden; gelingt es dem unverwüstlichen Kerne reellen Humors, die hier drohende chinesische Mauer wirklich zu durchbrechen — um so besser! —

Eine dankenswerthe Gabe zum Verständniß unserer Reuterliteratur ist:

F. Frehses Wörterbuch zu Fritz Reuters sämmtlichen Werken. Wismar, Hinstorff.

Freilich durchaus nicht gelehrt oder auch nur einigermaßen etymologisch abgefaßt, aber durchweg bündig und brauchbar. Gern liest man auch die Erläuterung mancher Eigennamen wie „Bräsig und Nüßler", umso unlieber vermißt man dagegen Wörter wie „Pomuchelskopp" und „Julklapp"; fleißige Nachlese würde noch beträchtlichern Ertrag bieten.

Von einem näheren Freunde Reuters, Ludwig Reinhard (Avkat Rein in der Stromtid) liegen vor:

Komische Spaziergänge. (Coburg, Sendelbach), die in der Classificirung des Komischen manche gute Bemerkung und im Einzelnen allerhand ergötzliche Schnurren beibringen, darum auch vielerlei sehr Bekanntes; nur wird leider durch wirklich Gewöhnliches und Anstößiges öfters eine Linie überschritten, die Reuter selbst in derbster Jovialität streng eingehalten hat. —

Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften. Herausgeg. von Dr. J. C. Glaser. Heft 43, 44, 45. Berlin 1867.

Es ist nun bereits der vierte Jahrgang, den diese Monatsschrift zurückgelegt hat. Ihre eigentliche Aufgabe, die Interessen der conservativen Partei in Preußen zu wahren, sucht sie mit tüchtigen Kräften zu lösen. Nicht die abstract wissenschaftliche Durchforschung ihres weiten Gebiets ist ihre Absicht; vielmehr gilt es ihr, die brennenden Fragen der Gegenwart an dem Maßstabe ihres Parteistandpunkts zu messen. Besonders die „sociale Frage" mit Allem, was sich auf sie bezieht, findet eingehendste Berücksichtigung. In den uns vorliegenden Heften des 3. Quart. 1867 ist dieselbe in den „Briefen conservativer Freunde" vorzugsweise, und auch andererseits gelegentlich behandelt. Ueberall ist die Loosung: Kampf gegen das Kapital! — jener Grundsatz, in welchem bekanntlich die preußischen Tories mit den Jüngern Lassalles so innig verbunden erscheinen. Abhilfe der socialen Schäden kann nur von einer strengchristlichen Reorganisation der Gesellschaft erwartet werden. In diesem Zusammenhange werden auch den Fragen der Pädagogik, ganz besonders aber der Reform des Universitätswesens besondere Besprechungen gewidmet, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß wir die Abnahme des wissenschaftlichen Geistes

Digitized by Google

allein dem Constitutionalismus zu danken haben. Denn „es ist ganz natürlich, daß die Studirenden der Staatswissenschaften in einem constitutionellen Staate die Lernfreiheit als Freiheit nichts zu lernen fordern" (S. 33)! Ein Aufsatz über die „Volkswirthschaftslehre auf den deutschen Hochschulen" enthält den, unseres Erachtens durchaus gescheiterten, Versuch, die ganze dermalen von der Schule allgemein angenommene nationalökonomische Theorie von Grund aus umzustürzen. — Nicht minder als die socialen, werden die politischen Angelegenheiten unserer Zeit beachtet. Der norddeutsche Bund findet sich mehrfach beleuchtet, die Aufgaben seiner Zukunft berücksichtigt. So besonders die von ihm zu erwartende Colonisationspolitik in einem Aufsatze über die Nikobaren. Gegenüber der gewaltsamen Neugestaltung Deutschlands ist indeß sehr charakteristisch das geflissentliche Hervorheben des Legitimitätsprinzips, während man den revolutionären Borussianismus, welchen Herr von Ketteler den preußischen Conservativen zum Vorwurf gemacht, lediglich den Nationalliberalen zur Last schiebt. Das Sonderbarste aber ist, als Kriterium zwischen Liberalen und Conservativen anzugeben, daß jene „Vernünftigkeit und Nützlichkeit", diese aber „Sittlichkeit" als Maßstab an die Rechts- und Staatsordnung anlegen (S. 210.) — Das Gebiet der Literaturkritik ist sehr reich bedacht. Außerdem findet sich am Schlusse jedes Heftes eine kurzgefaßte, übersichtlich geordnete Chronik der Zeiterreignisse.

Volkswirthschaft für Jedermann. Nach dem preisgekrönten französischen Werke: „Populäres Handbuch der Moral und Volkswirthschaft" von J. J. Rapet, auf Veranlassung der K. Würtemb. Centralstelle für Handel und Gewerbe. Frei bearbeitet von F. Mayer. Stuttg., G. Weise. 1867.

Die Grundlagen der Volkswirthschaftslehre in allgemein faßlicher Entwickelung darzustellen, ist eine Aufgabe, der sich viele unterzogen, wenige aber auch nur annähernd genügt haben. Das vorliegende Buch löst dieselbe in nahezu unübertrefflicher Weise. Das Ganze kleidet sich in das Gewand einer anziehenden Erzählung. In einem durch wirthschaftlichen Aufschwung von sehr niedriger Stufe emporgekommenen Dorfe werden, unter Leitung eines um die Hebung der Gemeinde außerordentlich verdienten „Doctors", in schwerbedrängter Zeit sonntägliche Unterhaltungen über das Gebiet der Volkswirthschaft gepflogen. So gewinnen die abstracten Lehrsätze der Theorie überall concrete Anschaulichkeit, ohne daß jedoch, wie so leicht bei den politischen und socialen Romanen, die Reflexion des Verstandes durch leidenschaftliche Erhitzung des Gemüths unmöglich gemacht würde. Der eigentliche Leserkreis, welcher dem Verfasser offenbar vorschwebte, ist die arbeitende Klasse: sie soll durch wissenschaftliche Belehrung mit der bestehenden Gestaltung der Gesellschaft versöhnt werden. Für Arbeitervereine wird demnach das Buch ein unentbehrlicher Schatz sein. Doch auch der höhere Gebildete wird dasselbe mit Vergnügen, ja nicht ohne Nutzen lesen. Die Darstellung ist klar und lebendig; nirgends eine Spur, daß das Ganze nur eine Nachbildung eines ausländischen Produktes ist.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 33.

Ausgegeben am 14. August 1868.

Inhalt:

Die deutschen Feste der ersten Augustwoche . . . . . Seite 241
Der Troveor Rutebeuf 246
Die internationale Marineeausstellung im Havre 262
Noch ein Zeugenverhör über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld 273

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die deutschen Feste der ersten Augustwoche

✕ Nichts gelernt und nichts vergessen zu haben galt seiner Zeit für das Privilegium des legitimistischen Junkerthums. Der deutsche Liberale, der an den Orgien desselben vorüberging, versäumte nicht ein Kreuz zu schlagen und bei sich zu denken: „Ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie diese.“ Diese Zeiten sind wie es scheint vorüber. Die norddeutschen Tories, der Spielerei mit verbrauchten Phrasen müde geworden, besinnen sich auf die Pflichten, denen die Aristokratie eines großen Gemeinwesens gerecht werden muß, wenn sie auch nur den Schatten ihrer früheren Bedeutung wahren will — die Rolle der Unverbesserlichen und Unbelehrbaren haben die sogenannten Volksmänner übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß diese weder eine kleine noch eine mächtige, noch überhaupt eine Partei bilden, sondern sich und ihre Sache auf eigene Hand und für eigene Rechnung lächerlich, ihr Hauptinstrument, das populäre Volksfest, unbrauchbar machen.

Ein solches Volksfest haben wir in voriger Woche erlebt. Die Einzelheiten desselben sind aus den Zeitungen bekannt. An und für sich wäre gegen das Gebahren der in Wien versammelten Volksmänner von unserem, dem nationalen Standpunkt nichts einzuwenden — im Gegentheil wir könnten es uns gefallen lassen, wenn die Führer des Particularismus und der radikalen und föderativen Demokratie sich so öffentlich an den Pranger stellen, wie sie es während der beiden letzten Wochen gethan. Volksversammlungen, welche sich die Aufgabe stellen, Grundlagen eines neuen politischen Programms zu finden, sind an und für sich wenig gefährlich und wenn es auf denselben gar dazu kommt, daß die Schreier des idealpolitischen Systems, nach welchem jede Handbreit deutschen Landes ein souveraines Selbstbestimmungsrecht besitzen soll, — daß diese durch den Ruf „Am liebsten gar keine Politik, sondern ein kosmopolitisches Brüderbündniß aller europäischen Völker auf socialistischer Grundlage“ zum Schweigen gebracht werden, so kann das seine pädagogische Wirkung auf die Massen nicht verfehlen. Auch mit der Wirkung, welches dieses Treiben auf die Deutsch-Oestreicher geübt hat, können wir zufrieden sein. Das Facit der Urtheile, welche die großen wiener Journale

Digitized by Google

über die Politiker des Schützenfestes gefällt haben, läßt sich in das kurze Wort zusammenfassen: Bleibt uns mit solchem Unsinn vom Halse.

So gering auch die praktische Erfahrung ist, welche hinter dem östreichischen Liberalismus liegt, — der letzte parlamentarische Feldzug in Wien hat dazu hingereicht, die Zurechnungsfähigen und Ernsthaften darüber aufzuklären, daß große, weltgeschichtliche Thatsachen sich nicht durch Resolutionen zusammengelaufener Soldschreiber und exaltirter Schützenbrüder umstoßen lassen. Keiner von den deutsch-östreichischen Stimmführern hat sich dazu hergegeben mit den Trabert, Pfeiffer und Consorten im Sperl zu tagen und sich durch die Theilnahme an einer Versammlung zu prostituiren, in welcher der doctrinäre Fanatiker K. Mayer aus Stuttgart die äußerste Rechte vertrat und, verglichen mit den übrigen Rednern, den Eindruck eines praktischen Staatsmannes machte. Selbst die „Neue freie Presse", welche ihr Möglichstes that, um durch freundliches Entgegenkommen die großdeutschen und föderativen Sympathien der Festgenossen zu nähren, hat sich von dem Treiben der Demagogen des Sperl achselzuckend abgewandt und den Aerger der großdeutschen Meute über die abwehrende Haltung des ministeriellen östreichischen Liberalismus vermehrt. Von drastischestem Effect war es bereits vorher gewesen, daß die Versuche dieses Blatts, in die politischen Fest- und Trinksprüche der Schützenredner eine Art Sinn hinein zu interpretiren, von denen, die die eigentliche Sprache des Particularismus reden, mit Protest zurückgewiesen worden waren. „Wo bleiben die Sachsen, Schlesier, Hannoveraner u. s. w." hieß es in den Organen der föderalen „Stammessouverainität", als die N. fr. Pr. erklärt hatte, das unbedingte Selbstbestimmungsrecht könne doch nur für die großen Stammesgruppen, nicht für die einzelnen Territorialbevölkerungen in Anspruch genommen werden und der Klagen über die „Preisgebung des Nordens" war vollends kein Ende, als die von dem großen wiener Journal ausgesprochene Meinung im weiteren Verlauf von anderer Seite wiederholt, die Unmöglichkeit, den norddeutschen Bund durch eine Resolution umzustoßen, selbst von Karl Mayer anerkannt worden war. Die Unmöglichkeit eine Interessensolidarität auch nur zwischen den verschiedenen Gruppen des Particularismus nachzuweisen, auch nur auf dem Papier eine politische Gemeinschaft zwischen Oestreichern, süd- und norddeutschen Föderalisten herzustellen, hat sich so evident gezeigt, daß weitere Ausführungen über diesen Punkt auch für Anhänger des Föderativsystems auf einige Zeit überflüssig geworden sein dürften.

Soweit wäre Alles gut und da in den letzten Tagen bestätigt worden ist, daß Böswilligkeit und Unverstand derer, die die wiener Festtage zur Trübung der Beziehungen zwischen Oestreich und Preußen (in der großdeutschen Demokratensprache: Annäherung der 1866 auseinander gerissenen Bru-

Digitized by Google

derstämme) auszunutzen versuchten, erfolglos geblieben sind, so hätten wir allen Grund mit den Resultaten der wiener Festwoche nicht weiter abzurechnen.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Für einen nicht unbeträchtlichen Theil unserer Nation sind die Schützen-, Turner- und Sängerversammlungen als wirklich nationale Festtage von Bedeutung und wirklichem Werth gewesen. Jene Turner-, Sänger- und Schützenverbindungen, welche sich in den kleinsten Städten und Flecken Deutschlands wieder finden sind für Tausende fleißiger Männer eine wirkliche Wohlthat, sie fördern eine edlere Geselligkeit, sie bieten ein ideales Moment in Mitten des mechanischen Klapperwerks täglicher saurer Arbeit, ein Surrogat für die naiven Volks- und Kirchenfeste, welche uns seit dem Reformationszeitalter abhanden gekommen sind. Daß sie ein wirklich vorhandenes Bedürfniß befriedigen, hat sich schon durch ihre rasche Verbreitung und ihr noch immer zunehmendes Wachsthum ausgewiesen und selbst die Gegner werden um die Antwort verlegen sein, wenn man sie nach einem Aequivalent fragt. Daß sie als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke unbrauchbar sind, daß die vielgepriesene Annäherung der verschiedenen Stämme durch Zusammenkünfte dieser Art auf eine Chimäre hinausläuft, kann den Werth, den sie an und für sich haben, noch nicht herabsetzen, ändert nichts an der Thatsache, daß sie einer gewissen Schichte der Gesellschaft, zur geistigen Erhebung und zur Erweiterung des Gesichtskreises dienen. Schon der eine Umstand, daß diese Festlichkeiten und noch mehr die Genossenschaften, von denen sie ausgehen, zu Berührungen zwischen den verschiedenen Bildungs- und Berufsklassen führen und dem gemeinen Mann das Gefühl der Gemeinschaft mit den durch Bildung Privilegirten geben, fällt dabei entscheidend ins Gewicht.

Diese Feste in Tummelplätze staatsfeindlicher Demagogie und politischen Wahnsinns verwandeln, heißt ihnen die Axt an die Wurzel legen, unser Volksleben um seine Würde und sein gutes Gewissen bringen. Es ist bereits so weit gekommen, daß ein politischer Mann, der etwas auf sich hält, kaum mehr an ihnen theilnehmen darf, weil ihm nur die Alternative gestellt ist, in den Chorus geist- und gewissenloser Phrasendrescher einzustimmen und die albernsten aller überhaupt möglichen Gemeinplätze zu wiederholen oder als Störenfried ausgewiesen zu werden. Bezeichnend genug ist es, daß selbst die wiener Minister, die aus Rücksicht auf die Sympathien der maßgebenden Bevölkerung zur Theilnahme an dem Schützenfeste gezwungen waren, sich möglichst wohlfeil abzukaufen suchten und demselben den Rücken wandten, so schnell es irgend thunlich war. Die Habitués und Wortführer dieser Vereinigungen rekrutiren sich mehr und mehr aus verrufenen Winkelcoterien und das Volk wird daran gewöhnt, an den Tagen, die es seine Nationalfeste nennt, das Gegentheil von dem zu hören, zu sagen, und zu thun, was

Digitized by Google

zu seiner sonstigen Gewohnheit gehört und Geltung hat, wenn es sich mit seinen wahren Führern zu politischer Arbeit verbindet. Die gepriesenen „olympischen Spiele" des deutschen Volkes sind zu politischen Saturnalien herabgesunken, in denen sich breit macht, was im wirklichen Leben für ungesund und hirnverbrannt gilt, zu Vereinigungen denen im günstigsten Fall nachgerühmt werden kann, daß sie nicht geschadet haben. Auf diese Weise wird das Volksleben in direkten Gegensatz zum Staatsleben gebracht, das politische Bewußtsein der Nation geradezu degenerirt. Der widerwärtige Eindruck, unter welchem die halbwege zurechnungsfähigen Festgenossen von dem wiener Schützenfeste Abschied genommen haben, kann nur dazu führen, die nächste Vereinigung dieser Art noch eine Stufe unter die heurige herabzudrücken und die Communalvertretung der Stadt Leipzig hat nur ihre Pflicht gethan, indem sie die zweideutige Ehre, ihr Weichbild zum Schauplatz des nächsten derartigen Possenspiels gemacht zu sehen, höflichst abgelehnt hat. Die ursprünglichen Zwecke, um deren Verfolgung es sich bei Begründung der deutschen Turner- und Schützenbünde handelte, sind so vollständig in den Hintergrund gedrängt und vergessen worden, daß von den in Wien versammelten Specialcorrespondenten unserer deutschen Zeitungen, keinem in dem Sinn gekommen ist, über die von den Schützen entwickelte Fertigkeit und die von denselben gebrauchten Waffen ausführlich zu berichten, wir aus der Times erfahren mußten, daß auch in dieser Beziehung so gut wie Nichts geleistet werde und daß die Wehrhaftmachung des Volkes durch die Schützengesellschaften ein bloßer Wahn sei.

Es wird heut' zu Tage viel und gern von dem großen Umschwung und den eminenten Fortschritten geredet, welche das deutsche Volksleben seit den letzten Jahren gemacht hat. Dabei aber scheint es geblieben zu sein, daß unser Volk, dessen gewaltige Arbeitskraft und Arbeitslust in der ganzen civilisirten Welt Gegenstand freiwilliger und unfreiwilliger Anerkennung und Bewunderung ist, lächerlich wird, sobald es als Volk auftritt, seine Würde zu verlieren scheint, wenn es dieselbe in frohem Festgepränge zu adäquatem Ausdruck zu bringen versucht. Auch andere Nationen feiern Feste dieser Art, — wäre es in England oder Frankreich aber auch nur denkbar, daß einer Versammlung angesehener Bürger aus allen Theilen des Landes, von Leuten, deren Einfluß im wirkichen Leben gleich Null ist, vorgepredigt würde, die versammelte Festgenossenschaft sei berufen und befähigt, den Staat aus seinen Angeln zu heben und eine neue Staats und Weltordnung zu begründen?

Es genügt nicht, daß die Urtheilsfähigen unserer Nation sich von diesem Treiben lossagen und jede Gemeinschaft mit demselben ablehnen, — das Bedürfniß nach volksthümlichen Vereinigungen wird dadurch noch nicht gestillt. Fehlen die wirklichen Lehrer, so werden falsche Propheten aufs Schild

Digitized by Google

gehoben, und die im Namen der Nation von Einzelnen verübten Thorheiten werden dem gesammten Volke vom Auslande auf die Rechnung geschrieben. Daß die Massen durch diese politischen Afterversammlungen irre gemacht, mindestens an Reizmittel gewöhnt werden, deren Mangel sie für die Theilnahme an ernsthafter staatlicher Arbeit unbenutzbar und schlaff macht, kommt noch nebenbei in Betracht und macht sich oft und deutlich genug geltend.

Die Wiederkehr ähnlicher Selbstprostitutionen unseres Volkes zu verhindern, scheint darum aus mehr wie einer Rücksicht geboten. Weder brauchen wir uns gefallen zu lassen, daß das Bedürfniß der Nation nach festlichen Versammlungen von einer Handvoll unberufener Schreier mißbraucht und dadurch der Trieb nach genossenschaftlichen Vereinigungen von der Art der Turner- und Schützenbünde an einer gesunden Entfaltung verhindert werde, noch kann es uns gleichgiltig sein, wenn die Begriffe „deutsches Volksfest" und politische Affenschande in den Augen des Auslandes identificirt werden. Es wird ins Besondere Sache der Presse sein, entweder gänzlichen Verzicht auf Feste der erwähnten Art durchzusetzen — daß das möglich sein werde, bezweifeln wir — oder mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten, daß es die besten, nicht die schlechtesten, mindestens nicht die politisch unfähigsten Deutschen seien, die bei solchen Gelegenheiten im Namen Deutschlands das große Wort führen. Was in den Tagen deutscher politischer Kindheit verzeihlich schien, wird für die zur Mündigkeit erwachsene Nation zum Frevel! In gleicher Weise wird von den Führern der Turner und Schützenkreise namentlich Norddeutschlands gefordert werden müssen, daß sie die berechtigten Bestrebungen ihrer Verbände davor sicher stellen, durch Herausgreifen über ihre natürliche Sphäre lächerlich zu werden. Das deutsche Schützenhaus und die deutsche Turnhalle sind zu gut dazu, um politische Narrenhäuser zu werden.

Unter dem wüsten Getöse des wiener Festes (dem um der Deutsch-Oestreicher willen wohl zu gönnen gewesen wäre, daß es den politischen Credit der Deutschen gestärkt, nicht geschädigt hätte) sind die festlichen Töne einer anderen Feier verhallt, welche wohl werth gewesen wäre, das ganze Volk um sich zu versammeln. Die einzige glänzende und dauerbare Schöpfung jener Krankheitsperiode, welche den Rückschlag gegen die Riesenanstrengung der Freiheitskriege bildete, die Universität Bonn feierte den fünfzigsten Jahrestag ihres Bestehens, das Jubiläum ihres einstigen Vorpostendienstes auf dem Vaterlande nahezu entfremdeter Erde. Heute ist die preußische Universität Bonn nicht mehr ein vorgeschobener Pionir des preußisch-deutschen Staatsbewußtseins im Rheingau, sie ist mit demselben verwachsen und bildet das lebendige Glied eines Gemeinwesens, das die Tage seiner Entfremdung so gut wie vergessen hat. Nicht mit ausschweifenden Wünschen und Hoffnungen für eine nebelhafte Zukunft, mit dem stolzen Hinweis auf redlich

Digitized by Google

gethane unv reich geſegnete politiſche und wiſſenſchaftliche Arbeit wurde dieſes Feſt gefeiert; es galt einer wirklichen That nicht patriotiſchen Vorſätzen, die in der nächſten Viertelſtunde vergeſſen werden, es ſtand auf feſtem, ſiegreich mit den Waffen des Geiſtes wiedererobertem Boden, nicht in der blauen Luft kindiſcher Phantaſien, ſeine Redner fragten nicht, was ſie zu thun hätten, um in das politiſche Himmelreich zu kommen, ſie gelobten ſich, das errungene Beſitzthum zu wahren und weiter wuchern zu laſſen, zu des Staats und der Nation Ehre und Bereicherung! Zu ihrer wahren nationalen Bedeutung werden Jubeltage dieſer Art erſt gelangen, wenn unſer Volk ſich daran gewöhnt hat, ſeine realen Errungenſchaften, nicht Ausgeburten überreizter Phantaſie und gegenſtandlos gewordene ſentimentale Wünſche zu feiern.

Der Troveor*) Rutebeuf.

Wenn wir die provenzaliſche Dichtung einem Garten des Südens vergleichen, in welchem nur hie und da ein kräftiger Stamm in die Lüfte ragt, während der Boden überall von zierlichen, farbenprächtigen Blumen bedeckt iſt, ſo gleicht die nordfranzöſiſche Dichtung einem Hochwalde, in welchem gewaltige epiſche Dichtungen wie kräftige Eichen emporragen, während nur hie und da, dem ſchüchternen Epheu gleich, ein zartes Lied der Liebe hervorkeimt. Und dieſem Walde fehlt es nicht an Unterholz. Neben den rieſigen Gewächſen der Epen gedeihen kleinere, die jedoch nichts mit der zarten Blüthenpracht lyriſcher Gedichte gemein haben, die vielmehr der zähen Haſel oder der harten Birke gleichen, von denen man Stöcke und Ruthen zur Erziehung der Menſchheit ſchneidet, oder dem Ilex, der Brombeere und anderm ſtachlichen Geſtrüpp, das bei näherer Berührung recht empfindliche Schrammen verurſacht. Mit dieſem Unterholze meinen wir die kleineren Gedichte erzählenden, didactiſchen und ſatiriſchen Inhalts, welche man mit den Namen der Dits, Contes und Fabliaux bezeichnet. Dieſelben erfreuten ſich ſchon während des 12. Jahrhunderts und gleichzeitig mit den Volksepen und

*) Sonderbarer Weiſe hat ſich in der romantiſchen Sprachwiſſenſchaft der Brauch eingebürgert, die nordfranzöſiſchen Dichter im Gegenſatz zu den trovadors der Provenzalen „trouvères“ zu nennen. Beide Namen haben dieſelbe Bedeutung, indem ſie von einer lateiniſchen Form trovátor, der Erfinder, d. h. Dichter, herſtammen. Es entſpricht aber „trouvère“ dem lat. nom. trovátor, (provenz. trobaire) während „trobador“ ſich auf den lat. acc. trovatórem ſtützt. Da nun kein vernünftiger Grund vorliegt, weshalb man bei zwei Ausdrücken, die ganz denſelben Begriff darſtellen, einen ſolchen Caſusunterſchied machen müßte, und da im Nordfranzöſiſchen die Form troveór ganz genau dem jedermann geläufigen provenz. trobadór entſpricht, ſo haben wir, einem durch Alter und Gewohnheit geheiligten Brauch, oder vielmehr Mißbrauch, entgegen, ſtets troveór geſchrieben.

Digitized by Google

höfischen Rittergedichten, der Gunst des Publikums; als aber mit der Mitte des 13. Jahrhunderts der ritterliche Geist und mit ihm die epische Ritterdichtung zu verfallen anfing, als die Gefühlsschwärmerei, welche das frühe Mittelalter durchdrang, sich in den Kreuzzügen ausgetobt und abgekühlt hatte, und an ihre Stelle nüchterne und berechnende Ueberlegung zu treten begann, da wurden diese kleineren Gedichte, welche sich im Allgemeinen von jeder Schwärmerei fern halten, und in denen, so zu sagen, der gesunde Menschenverstand das poetische Element abgibt, entschiedene Lieblinge des Tages.

Unter allen Verfassern von Dits und Fabliaux ist keiner häufiger genannt worden, als der Troveor Rutebeuf, und mit Recht, denn er kann wegen seiner persönlichen Verhältnisse und wegen der von ihm behandelten Stoffe als ein Repräsentant der ganzen Klasse angesehen werden.

Rutebeuf dichtete von 1260 bis etwa 1285, also während der letzten Regierungsjahre des heiligen Ludwig und während der letzten großen Anstrengungen, welche die christliche Welt machte, das durch die Kreuzzüge im Orient Eroberte zu behaupten. Der ritterliche schwärmende Geist hatte sich in den vergangenen sechs Kreuzzügen abgekühlt und begann einer materialistischen, nüchtern-verständigen Richtung zu weichen. Es kann also keine günstigere Periode für die reflectirende Gattung der Poesie, welche unser Dichter pflegte, gedacht werden.

Rutebeuf gehörte, was seine äußeren Verhältnisse anbetrifft, keineswegs zu der günstig situirten Minorität, er war vielmehr darauf angewiesen, mit den Erzeugnissen seiner Muse sein Brot zu erwerben. Die Complaintes oder Klagen, eine Art von Nachrufen an Verstorbene, deren wir eine ziemliche Anzahl unter seinen uns erhaltenen Werken antreffen, scheinen auf Bestellung der Hinterbliebenen gefertigt zu sein, gewiß ist, daß der Dichter, wie viele seiner Berufsgenossen, Hochzeiten und ähnliche Festlichkeiten in den Häusern reicher Leute aufsuchte. Der Troveor war im 12. und, wenn auch nicht in den demselben Grade, noch im 13. und 14. Jahrhundert bei jedem fröhlichen Zusammensein ein gern gesehener Gast. Seine Gesänge und Schwänke mußten die Pausen der Unterhaltung ausfüllen, und wahrscheinlich brachte er den Toast auf das Brautpaar, das Geburtstagskind oder den Jubelgreis in Versen aus. Dafür bezog er dann außer der Bewirthung an der festlichen Tafel eine Belohnung in Geld, Kleidern oder Lebensmitteln. Die Revenüen eines Gelegenheitsdichters müssen aber im Allgemeinen nicht besonders glänzend gewesen sein, denn nicht nur bei Rutebeuf, sondern auch bei seinen Genossen wiederholen sich herzbrechende Klagen über Armuth und Elend. Rutebeuf hatte seinen bedauernswerthen pecuniären Verhältnissen eine Reihe von Gedichten gewidmet. In einem derselben sagt er

Digitized by Google

Wie soll ich leben? — Alles fehlt,
Und Niemand mir was geben will;
Bin ohne Bett und ohne Pfühl,
Bin krank vor Frost, mein Magen bellt,
So arm wie ich, so schlecht gestellt
Ist Niemand auf der ganzen Welt.

Die Troveors verschweigen uns die Gründe nicht; durch welche ihre Armuth hervorgerufen wird. Meistens schieben sie der schlechten Zeit die Schuld zu. Rutebeuf behauptet, daß der König Ludwig IX. alle „guten Leute", d. h. solche, welche anständige Honorare an die Troveors zahlten, mit sich in den heiligen Krieg nach Afrika genommen, und nur die „schlechten" d. h. solche

Die zum Verweigern gar geschwind,
Doch ungeübt im Geben sind,

zurückgelassen habe. Doch dieser Grund konnte nur vorübergehend sein, und mußte mit der Rückkehr der „guten Leute" fortfallen. Das Uebel lag wahrscheinlich tiefer. Die ganze Zeit war zu realistisch geworden, um noch viel für die Producte der Dichter übrig zu haben. Der Troveor, der bis dahin ein geehrter und gern gesehener Gast in jedem vornehmen Hause gewesen war, fand nur zu oft verschlossene Thüren, wo er auf ein gutes Diner und reichlichen Erwerb gehofft hatte. Es lassen sich unzählige Stellen aus den Gedichten der damaligen Zeit anführen, welche die gedrückte Lage der gesammten Troveorzunft schildern. Die Troveors waren außerdem oft lockere Gesellen und schlechte Oekonomen. Rutebeuf macht durchaus kein Hehl aus einer noblen Passion, die den größten Theil seiner Einnahmen verschlingt:

Die Würfel, so die Spieler erdacht,
Die haben den Rock mir schäbig gemacht,

ruft er aus. „Das Geld hält nicht lange bei den Dichtern aus," sagt er an einer anderen Stelle, „es brennt ihnen in der Tasche. Sie lassen den Schenkwirth Wein abziehen, den sie mehr heruntergießen als trinken. Tonnenweise jagen sie ihn durch die Kehle, und nach dem üppigen Gelage wissen sie nicht, wovon sie sich einen Rock kaufen sollen." Trotz seiner kleinen Einnahmen hatte sich Rutebeuf doch verheirathet, und die unerschwinglichen Kosten, die ihm der Hausstand und eine zahlreiche Nachkommenschaft verursachten, machten sein Elend vollständig. In einem besondern Gedicht; „le mariage Rustebeuf", gibt er in halb lachendem, halb weinerlichem Ton eine Schilderung seines Hauswesens und plaudert mit kindlicher Treuherzigkeit die kleinen Geheimnisse desselben aus. Seine Frau ist alt und häßlich,

Digitized by Google

— ein Beingerippe. —
Seitdem geboren in der Krippe
Gott von Marie,
Sah man 'nen solchen Eh'stand nie.

Er besaß nichts, als er sie heirathete, und sie noch weniger; jetzt sitzen sie zusammen und haben weder Holz zum Brennen, noch Hausrath. Der Dichter schämt sich, seine Freunde zu empfangen, da er sie nicht in so kläglich meublirte Zimmer führen mag. Die Zerstörung von Troja war nicht so gründlich, wie die seiner Verhältnisse. Doch zum Schluß tröstet er sich mit seinem Dichterruhm. „Ich bin kein Handarbeiter", ruft er aus; „man könnte mich für einen Priester halten, denn durch meine religiösen Gedichte veranlasse ich mehr Leute, sich zu bekreuzigen, als ein Priester, wenn er das Evangelium liest. Man darf meine Fabliaux wohl an den langen Abenden erzählen, denn es gibt keine, die ihnen gleichen." — Die peinlichsten Augenblicke in seinem Dasein sind diejenigen, in welchen er mit leeren Händen von einem geschäftlichen Ausfluge zurückkehrt und daheim an die Thür klopft: „Ich wage nicht, an meine Thür zu klopfen, mit leerer Hand," schreibt er, und wer nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird etwas von Ehestandsscenen und Gardinenpredigten ahnen. Ein anderer Troveor, Colin Muset, der viel geistige Verwandtschaft mit Rutebeuf zeigt, von dem uns aber leider nur wenig erhalten ist, hat diese Idee in einem kleinen Gedichte weiter ausgeführt, von dem wir uns nicht versagen können, einiges mitzutheilen.

Herr Graf, ich hab' mit der Fiedel
Gedient Euch lange schon,
Doch habt Ihr noch nicht entrichtet
Den längst verdienten Lohn.
Das ist nicht schön:
Bei Gottes heil'ger Mutter,
Ich werde von Euch gehn.
In meinen Taschen klingt kein Geld,
Mein Mantelsack ist schlecht bestellt.

Herr Graf, dem ich ergeben
Und dem ich unterthan,
Laßt mich, wenn's Euch gelegen,
Ein reich' Geschenk empfahn
Aus Freundlichkeit;
Denn gern möcht' ich jetzt heimgehn
In meine Häuslichkeit:
Und klingt das Geld im Beutel nicht,
Macht meine Frau ein bös' Gesicht.

Digitized by Google

„Verfror'ner Herr," so spricht sie,
„Ei, sag', wo kommst Du her?
In welchem Lande warst Du,
Und hast die Taschen leer?
Hast nichts verdient,
Dein Mantelsack wirst Falten,
Und ist gefüllt mit Wind;
Ein Thor ist, dem es fiele ein,
Solch' armem Wichte gut zu sein!"

Wenn ich nach Hause komme,
Und meine Frau erblickt
Den Mantelsack geschwollen,
Mich selber schön geschmückt,
Im Staatsgewand,
Dann wirst sie sonder Zaudern
Die Spindel aus der Hand
Und öffnet ihre Arme weit,
Und lacht mich an voll Zärtlichkeit.

Im Allgemeinen sehen wir, daß das Privatleben der gewerbsmäßigen Troveors nichts weniger als glänzend war. Sie waren in ihrem Verdienste allzusehr auf den Zufall und die Stimmung des Publicums angewiesen, und diese Stimmung war ihnen in der Zeit, von der wir sprechen, nicht günstig. Das Angebot in poetischen Erzeugnissen überstieg daher bedeutend das Bedürfniß und die Nachfrage. Aus manchen Andeutungen läßt sich entnehmen, daß viele, die zu ernsteren Beschäftigungen keine Lust hatten, unter die Troveors gingen, deren sorgloses Vagabundenleben ihnen besonders zusagte. So geschah es, daß auf den Festen reicher Leute sich häufig ein ganzer Schwarm von Dichtern einfand, die einander den Rang in der Gunst der Gesellschaft abzulaufen suchten. Bisweilen sangen sie in solchem Falle Lieder, die eigens zu dem Zwecke gedichtet waren, die Concurrenten herab, und sich selbst in ein günstiges Licht zu setzen. Mehrere solcher Productionen sind uns erhalten, und dieselben sind keineswegs Muster von Zartheit und Bescheidenheit. Gewöhnlich geht der Redende von dem schäbigen Aussehn des zu Bekämpfenden aus. Er wundert sich, daß ein Mensch, der nur ein einziges, und noch dazu verschlissenes Wamms besitze, der eigentlich an den Graben der Landstraße gehöre, sich erkühne, in so anständige Gesellschaft einzudringen. Dann wird dem Gegner seine Unwissenheit vorgeworfen und die eigene Gelehrsamkeit herausgestrichen. Der Redende gibt ein Register der Romane und Erzählungen, die er vorzutragen, sowie der Geschicklichkeiten, die er außerdem auszuüben vermag. Den Schluß bildet gewöhnlich die Aufforderung, einen so schäbigen und ordinären Kerl, wie den Gegner, hinauszuwerfen.

Digitized by Google

Das Vorstehende wird uns einen hinlänglichen Begriff von dem Erdenwallen jener Künstler, unter denen Rutebeuf eine hervorragende Stelle einnimmt, gegeben haben. Interessant ist es, daß wir aus den Fabliaux auch Nachrichten über das Schicksal erhalten, das ihnen im zukünftigen Leben bevorsteht. Das Tableau de St. Pierre et dou Jongleor gibt hierüber erschöpfende Auskunft. — Die arme Seele eines Troveor war nach einem lockeren Leben zur Hölle gefahren. Da er kein nützliches Handwerk gelernt hatte, wußte man ihn im Reiche der Finsterniß zu nichts anderem zu gebrauchen, als zum Ofenheizer. Als er eines Nachmittags beschäftigt war, eine große Anzahl von Seelen in einem großen Kessel über einem mächtigen Feuer zu schmoren, entfernten sich die Teufel in Geschäftsangelegenheiten, indem sie ihm einschärften, auf keinen Fall das Feuer unter dem Kessel erlöschen zu lassen und auf die darin enthaltenen Seelen genau Acht zu haben. Als der heil. Petrus den unbewachten Zustand der Hölle sah, hielt er den Augenblick für günstig, dem Reiche der Finsterniß einige Seelen zu entreißen und dieselben dem Himmel zuzuführen. Er begab sich in die Hölle und versuchte, von dem Troveor einige der ihm anvertrauten Seelen zu erbitten. Allein dieser wagte aus Furcht vor den Teufeln nicht, dem Verlangen zu willfahren. Als Petrus, der ein feiner Menschenkenner war, sah, daß er auf diesem Weg nicht zum Ziele gelangen würde, ersann er einen anderen Plan. Er schlug dem Troveor eine Partie Würfel vor. Dieser konnte der lockenden Versuchung nicht widerstehen, erklärte aber, unter seinen augenblicklichen Verhältnissen nicht bei Kasse zu sein. „Schadet nichts," entgegnete der Pförtner des Himmels, „ich nehme auch arme Seelen in Zahlung an." Die Partie begann, und der heilige Peter hatte das Glück so entschieden auf seiner Seite, daß er dem armen Troveor eine Seele nach der andern abgewann. Nachdem ungefähr die Hälfte der Seelen verloren war, erklärte der letztere, nicht weiter spielen zn wollen. Petrus ließ indeß seinen Gegner nicht so leichten Kaufs davon kommen; er schlug va banque vor, d. h. er setzte alle gewonnenen Seelen gegen die noch im Kessel befindlichen. Natürlich widerstand der Troveor der Versuchung nicht; die Würfel fielen. St. Peter gewann, steckte den Rest der Seelen zu den gewonnenen in einen Sack und ging mit ihnen zum Himmel. Gleich darauf kamen die Teufel von ihrem Ausfluge zurück. Als Lucifer den unersetzlichen Verlust so vieler Seelen bemerkte, gerieth er in furchtbaren Zorn; beinahe hätte er den Troveor ins Feuer geworfen. Er begnügte sich indeß damit, den Frevler vor die Thür der Hölle zu setzen, indem er ihm zurief: „Schert Euch hinaus, lieber Freund, hinaus mit Euch! So dumme Leute können wir hier nicht gebrauchen; nie werde ich wieder einen Troveor in mein Reich aufnehmen; mögen sie ihres Weges gehen, wohin sie wollen, meinetwegen mag Gott sie zu sich in die

Digitized by Google

ewige Seligkeit nehmen." Der Troveor ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern rannte „grand aléure", d. h. all, was er konnte, davon. Als der heil. Petrus ihn an der Himmelsthür ankommen sah, beeilte er sich, dem alten Bekannten und Spielkameraden die Pforte des ewigen Lebens aufzuthun. „Daher", so schließt das Gedicht, „amüsirt euch hienieden nach Kräften, ihr Troveors, die Qualen der Hölle braucht ihr nicht zu fürchten, denn die Pforten des Reiches der Finsterniß sind euch verschlossen, seitdem unser College die Seelen im Würfelspiel verlor."

Die Stoffe, welche die Troveors in den angeführten Arten kleinerer Gedichte behandelten, sind entweder aus dem täglichen Leben genommene Anecdoten, ernste und komische Ereignisse des Tages, Bonmots, oder Reproductionen älterer Erzählungen und Märchen, die aus den verschiedensten, oft sehr entlegenen, Quellen stammen. Griechische, römische und mittellateinische Schriftsteller, arabische und sogar indische Märchenbücher mußten ihre Beiträge liefern. Es ist schwierig, diesen mannigfaltigen Stoff nach allgemeinen Gesichtspunkten zu classificiren; weder die Eintheilung in erzählende und reflectirende, noch die in ernste und komische Gedichte läßt sich streng durchführen, denn fast überall finden sich Erzählung und Reflexion, Ernst und Scherz in unmittelbarer Verbindung und Vermischung. Wir wollen aus den Werken Rutebeufs einige der hervorragendsten Erscheinungen herausgreifen, und zwar namentlich solche, die Einblicke gewähren in den Zustand der damaligen Gesellschaft und in die wichtigsten politischen Fragen, welche die Zeit beschäftigten. Vorab müssen wir bemerken, daß überhaupt nur wenig Gedichte aus jener Periode auf solches poetisches Verdienst Anspruch haben, wie dies ja schon in den Stoffen selbst liegt. Es begegnen uns indessen in der Art der Erzählung bereits Spuren jener anmuthigen Leichtigkeit der Darstellung, welche die Franzosen der späteren Zeit so sehr auszeichnet, und welche Boileau mit dem treffenden Namen des elegant badinage bezeichnet hat. In den Folianten der ernsten und trockenen Chronisten finden wir die welterschütternden Ereignisse wie in einem Register verzeichnet, sowie dieselben sich den Verfassern darstellten, nachdem sie vollendete Thatsachen geworden waren; in den Dits, Fabliaux und Contes, flüchtigen Ergüssen der witzigsten, geschwätzigsten und lockersten Gesellen des gallischen Volkes belauschen wir das Geschwätz auf der Gasse, wie es büer die Größen der Zeit urtheilt, wir verfolgen die Stimmungen, die Ideen der Menge, die allmählich zu Thaten und Ereignissen führen, kurz, wir sind im Stande, Ereignisse, die bei den Chronisten unvorbereitet und unvermittelt in der ganzen Wucht ihrer Folgenschwere hervortreten, auf ihre Bestandtheile, Elemente und Keime zurückzuführen.

Unerschöpfliches Material für Witz und Satire bot der Clerus, Welt-

Digitized by Google

geiſtliche ſowohl als Mönche, dar. Rutebeuf wird nicht müde, die Scheinheiligkeit, Ueppigkeit und Habſucht des geiſtlichen Standes zu geißeln. Bisweilen ſind es ernſtliche Invectiven; der Dichter droht den pflichtvergeſſenen Seelenhirten mit der ewigen Verdammniß; ein häufig wiederkehrender Gedanke iſt der, daß alle heiligen Märtyrer, die ihr Leben unter den ſchrecklichſten Martern für den Glauben hingegeben haben, Narren geweſen ſein müßten, wenn es den Mönchen gelingen ſollte, in den Himmel zu kommen, nur weil ſie ein weißes, graues oder ſchwarzes Gewand trügen, und dann und wann ein Gebet murmelten, im Uebrigen es ſich aber bei guten Kellern und Küchen oder gar bei ſchönen Beichtkindern wohl ſein ließen. Wir greifen nur einige der am meiſten charakteriſtiſchen aus der großen Zahl der hierher gehörigen Stellen heraus:

Auf, ihr Prälaten unſrer heil'gen Kirche,
Die ihr, vor kaltem Winde euch zu ſchützen,
Nicht wollt zum Morgengottesdienſte gehn:
Euch ruft der Ritter Gottfried von Sargines,
Vom Feind umdroht an Paläſtina's Strand!
Doch ach, der iſt verrathen und betrogen,
Der etwas weiteres von euch erwartet,
Als guten Wein im Keller, gute Speiſen,
Mit ſtarkem Pfeffer kunſtgerecht gewürzt.
Das da ſind eure Kriege, eure Thaten,
Das euer Gott und eure Tugend! —
— — —
Auf, reiche Prieſter und ihr großen Pfründner,
Die ihr in Speis und Trank die Zeit verbringt,
Und euren Bauch zu eurem Gotte macht:
Sagt nur: Wie wollt in Gottes Reich ihr kommen?
Ihr, die nicht einen einz'gen Pſalm wollt beten,
Die winzigen zwei Verſe abgerechnet,
Die ihr behaglich nach dem Eſſen murmelt.

An andern Orten iſt die Satire in komiſche Erzählungen eingekleidet, in welchen dem Mönch oder Prieſter häufig die Rolle des Don Juan zufällt. Entführungen ſchöner Frauen durch Geiſtliche ſcheinen eben nicht zu den Seltenheiten gehört zu haben. In einer dieſer Erzählungen „de frère Denise" wird ein junges Edelfräulein von einem Mönch verleitet, ihre Eltern und ihren Bräutigam zu verlaſſen, die Tracht eines Kloſtergeiſtlichen anzunehmen und mit ihrem Verführer als Bettelmönch durch das Land zu ziehen. Endlich wird das Geheimniß von einer Ritterdame, bei der das Paar herbergt, entdeckt, der böſe Kloſterbruder gezwungen, 100 Livres zur Ausſteuer des Mädchens beizutragen, und dieſes ihrem Verlobten zurückzugeben, der ſie

Digitized by Google

alsdann heirathet. In einem andern Fabliau Rutebeuf's „du sacrestain et de la fame au chevalier“ gelingt es einem Geistlichen, einem Ritter seine Gattin untreu zu machen. Der Verführer leert den Schatz seines Klosters, über den er die Aufsicht hat, sie die Geldtruhe und die Schmuckkästen ihres Gemahls, und beide gehen mit ihrer Beute in die weite Welt. Die beraubten Klosterbrüder und der Ritter setzen indessen den Flüchtigen nach; sie werden ereilt und ins Gefängniß geworfen. In der Stille des Kerkers kommen beide zum Bewußtsein ihrer Schändlichkeit, und flehen in inbrünstigem Gebet die Hilfe der Mutter Gottes an, der sie vor ihrem Fehltritt in unwandelbarer Treue gedient. Die Gnadenreiche läßt sich erweichen und bewirkt das Wunder, daß in der folgenden Nacht, während die Mönche des Klosters und der Ritter schlafen, alles wieder so hergestellt wird, wie es vor der Flucht war. Der Prior des Klosters, der am Morgen strenges Gericht über den Frevler zu halten gedenkt, findet nach seinem Erwachen den Kirchenschatz in der schönsten Ordnung, und den Sünder mit andächtigem Gesicht vor dem Altar. Der Ritter, welcher sich mit Rachegedanken gegen sein treuloses Weib zur Ruhe gelegt hatte, erblickte am Morgen die schöne Sünderin an seiner Seite und alles geraubte Gut an Ort und Stelle. Allgemeine Verwunderung. Man schickt zum Bischof, und der Hochwürdige verfügt sich mit der ganzen Geistlichkeit in den Kerker, den die Gefangenen eingenommen hatten. Dort findet man die zwei Teufel, welche die Dame und den Mönch verführt hatten und von Maria an ihre Stelle in den Kerker eingesperrt worden waren. Diese bösen Geister ergehen sich in den höchsten Lobeserhebungen über den Charakter der beiden Delinquenten, auf deren tugendhafte Seelen sie viele vergebliche Angriffe gemacht haben. Jedermann ist über das Wunder erstaunt und gerührt; der Mönch wird in seinem Kloster geehrt wie nie zuvor, und kommt in den Geruch der Heiligkeit, der Ritter drückt seine Dame versöhnt an's Herz. — Auffällig wird manchem unserer Leser die Rolle sein, welche Maria in dieser Erzählung, sowie diejenige, welche Petrus in dem Fabliau „de St. Pierre ét dou jongleor“ spielt. Indeß dies liegt ganz im Geiste jener Zeit. Man ließ die Heiligen, ohne allzuzarte Rücksicht auf Moralität, alle möglichen Dinge ausführen, wenn dieselben nur dazu beitrugen, ihre Macht in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. In dem „miracle“ d. h. geistlichem Schauspiele „Théophile“ von Rutebeuf wird die heilige Jungfrau auf offener Scene gegen den Teufel persönlich gewaltthätig, um ihm eine Urkunde zu entreißen, auf welcher der Priester Theophilus sich dem Fürsten der Finsterniß verschrieben hat; — also offenbares Faustrecht.

Neben dem lockern und üppigen Leben der Geistlichkeit mußte namentlich ihre Habgier Aergerniß geben, und die Troveors, denen es, wie wir ge-

Digitized by Google

ſehen, meiſtens ſchwer wurde, ihr tägliches Brod zu erwerben, ließen es ſich nicht nehmen, dieſe ſchwache Seite des geiſtlichen Standes beſonders eingehend zu behandeln, da ſie alle Urſache hatten, mit Neid auf eine Menſchenklaſſe zu blicken, der es trotz privilegirten Nichtsthuns gelang, die coloſſalſten Reichthümer aufzuhäufen. Eine beſonders reich fließende Einnahmequelle war für die Geiſtlichkeit die Abfaſſung und Vollſtreckung der Teſtamente. Es war eine alte Sitte, in Teſtamenten den Armen ein Legat auszuſetzen, welches dann von der Kirche verwaltet wurde. Dieſer an ſich lobenswerthe Gebrauch ward aber bald die Veranlaſſung zu Uebelſtänden. Einerſeits machten die Prieſter, welche dem Kranken am Todbette Beiſtand leiſteten, die Legate an die Armen bald zum Geſetz und zur Pflicht. Sie verweigerten demjenigen, der ſich ihren Anordnungen widerſetzte, die Abſolution und die Sterbeſacramente, ja, ſie gingen ſo weit, ihn vom Begräbniß in geweihter Erde auszuſchließen. Verſchiedene Concilbeſchlüſſe ſetzten feſt, daß ſämmtliche Teſtamente entweder von Geiſtlichen aufgeſetzt, oder doch nach ihrer Abfaſſung der geiſtlichen Behörde des Ortes vorgelegt werden ſollten. — Andererſeits machten die Prieſter ſich nur zu oft aus bloßen Verwaltern zu Eigenthümern der hinterlaſſenen Schätze. So entſtanden reiche Klöſter und Kirchen, während die Armen, denen die Legate galten, im Elend verkamen. Unzählige Male ſprechen ſich die Troveors mit Entrüſtung über dieſen Mißbrauch aus. In komiſcher Weiſe und mit wahrhaft feinem Witze wird die Sucht der Geiſtlichen, ſich durch Teſtamente zu bereichern, in der Geſchichte „vom Teſtament des Eſels“ dargeſtellt, die den Stoff für vielleicht ein Dutzend verſchiedene Bearbeitungen, darunter auch eine von Rutebeuf, gegeben hat. Ein wohlhabender Geiſtlicher hatte einen Eſel, der ihm zwanzig Jahre lang die vortrefflichſten Dienſte leiſtete. Nach dem Tode des treuen Thieres beſtattete er ſeinen Leichnam auf dem Kirchhofe, „da, wo man die chriſtlichen Leute begräbt.“ Die Geſchichte kam dem vorgeſetzten Biſchof zu Ohren, welcher dieſen Frevel ſtrenge zu ſtrafen beſchloß. Der angeklagte Prieſter aber wußte den Zorn des hochwürdigen Herrn geſchickt abzulenken. „Zwanzig Jahre hat das Thier mir treu gedient,“ ſprach er; „in jedem Jahre verdiente es außer ſeinem Unterhalte zwanzig Sous, ſo daß es während ſeines ganzen Lebens die Summe von 20 Livres zurücklegte. Dieſe 20 Livres, blank und unbeſchnitten, mit dem Bildniß unſeres Königs in voller Waffenrüſtung, hat es Euch, hochwürdiger Herr, in ſeinem Teſtament vermacht, damit Ihr für ſeine Seele betet.“ „Ei,“ ſprach der Biſchof, „ſo viel bewaffneten Männern vermag ich nicht zu widerſtehen. Gott ſei ſeiner (nämlich des Eſels) Seele gnädig und verzeihe ihm alle ſeine Miſſethaten.“

Neben den Geiſtlichen erhielten auch die übrigen Stände, namentlich

Digitized by Google

Aerzte und Advocaten ihren Theil. Doch die Satiren, welche auf sie gemacht werden, sind sich in allen Zeiten so gleich gewesen, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollten wir dieselben hier genauer detailliren. Die Advocaten wurden überdies erst nach Ludwigs des Heiligen Tod mächtig und reich. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren sie es schon in dem Grade, daß die Geistlichkeit eifersüchtig auf sie wurde und von den Kanzeln herab gegen die Gerichtshöfe donnerte. Es war um diese Zeit, als der Predigermönch die Worte ausrief: „Heutzutage tragen unsre Herren von der Justiz lange Roben, und ihre Weiber gehen einher, gekleidet gleich Fürstinnen; wenn man ihre Kleider ausdrückte, so würde Blut hervorquellen!"

Auch die Ritterschaft und der Verfall des echt ritterlichen Geistes entging der scharfen Beobachtung der Troveors nicht. Neben komischen Darstellungen von gewaltigen Kämpen, „die mit einem einzigen Hiebe eine Fliege zu köpfen vermögen", finden sich ernste Mahnrufe an die christliche Ritterschaft, sich zu ermannen, und den Geist der Schlaffheit und Bequemlichkeit abzuschütteln, der an die Stelle des früheren ritterlichen Opfermuthes getreten war. Hier ist es wiederum Rutebeuf, der allen andern in Kühnheit, Ernst und poetischem Feuer vorangeht. Seine beiden Complaintes d'outre mer und die Complainté de Constantinople, in denen er die erloschene Flamme der Begeisterung für den heiligen Krieg in Palästina wieder anzufachen sucht, zeigen neben vielen zu weit ausgesponnen Passagen stellenweise die Beredtsamkeit und den Schwung tyrtäischer Schlachtlieder. Konnte der Kriegerstand beredter und bitterer getadelt werden, als in folgenden Versen? —

Ihr Ritter, wenn, in Weines Flammen glühend,
Ihr sitzt im Kreise um des Heerdes Feuer,
Seht ihr gar oft auch schon in Palästina,
Mit mächt'gen Streichen in die Feinde dringend.
Doch, wenn am Morgen ihr vom Schlaf erwacht,
Dann klingt die Rede anders: all die Todten,
Die eure Hand erschlug, sind auferstanden;
Statt trotz'ge Muselmänner zu verfolgen,
Hetzt ihr das Reh und folgt dem scheuen Hasen: —
Die Schlacht, so denkt ihr, ist kein Kinderspiel.

In den Aufforderungen, den Christen „outre mer" Hilfe zu bringen, wendet er sich an alle Klassen der Bevölkerung, Fürsten, Ritter, Geistliche, Bürger. In wehmüthiger Begeisterung spricht er von den Bedrängnissen, welche Geoffroy von Sargines auszustehen hatte, der tapfere Gouverneur von Acre, dem Hauptorte der Besitzungen, die den Christen noch im gelobten Lande geblieben waren:

Digitized by Google

Wenn Christus selbst das heil'ge Land nicht schützt,
So ist's verloren; Schwärme der Tartaren
Umdrohen nahe schon die heil'gen Stätten:
Schon ist's zu spät, in off'ner Schlacht zu siegen,
Da, als es Zeit war, man den Feind nicht angriff.
Gott schütze Acre und Cäsarea! — . . . .

Ich seh' kein Zeichen, Gottfried von Sargines,
Daß man zu Eurer Rettung sich erhebt.
Lahm sind der Ritter kampfgewohnte Rosse,
Und Thatkraft, Hochsinn schwand aus Männerherzen.
Doch nah' ist schon die Zeit, da Gottes Rache
Die Läß'gen trifft, die treulos ihn verließen:
Zur ew'gen Qual führt sie der Höllenfürst.

Diese wenigen Stellen, die sich unendlich vermehren ließen, mögen hier genügen. Wir wollen uns der Betrachtung eines andern die Kreuzzüge betreffenden Gedichtes zuwenden, welches die Aufmerksamkeit aller Kenner der altfranzösischen Litteratur in hohem Grade erregt hat, nämlich Rutebeuf's „desputizons dou croizié et dou descroizié," die Disputation des Kreuzfahrers mit dem Antikreuzfahrer.

Von allen historischen Gedichten jener Zeit gibt keines ein so genaues Bild der Stimmung des französischen Volkes gegenüber der damaligen orientalischen Frage der Kreuzzüge. In der Form einer Disputation zwischen zwei Freunden theilt der Dichter alle Gründe für und gegen die Zweckmäßigkeit der Kreuzzüge mit, wie man sie bereits seit dem Beginn des Jahrhunderts zwischen zwei Parteien auf's lebhafteste discutirte. Schon die Möglichkeit einer solchen Discussion ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Die ersten Kreuzfahrer hatten, von heiliger Begeisterung voll, und ohne Rücksicht auf die Zweckmäßigkeitsfrage, das Schwert ergriffen zum Kampfe für das Grab des Erlösers; jetzt überlegte man mit kalter Ruhe, ob die Vortheile, geistliche sowohl als leibliche, welche durch die Betheiligung an einem Kreuzzuge erlangt werden konnten, den etwa aufzuwendenden Kosten und zu ertragenden Anstrengungen entsprechen würden. Keine Spur mehr von jenem schwärmenden Enthusiasmus, der unter den feurigen Reden Peters des Eremiten in dem tausendstimmigen Rufe: „Gott will es!" hervorbrach, welcher Ruf alle Gründe für die Kreuzzüge in einen zusammenfaßte und keinen Gegengrund aufkommen ließ. Jetzt konnten sich sogar eifrige Verfechter der Sache Palästina's, wie Rutebeuf, der kalten Ueberlegung nicht verschließen, wie dies aus der desputizon hervorgeht. Der eine der beiden disputirenden Freunde will den andern überreden, das Kreuz zu nehmen, und setzt ihm deshalb alle Gründe auseinander, welche ihm geignet erscheinen, den Nutzen

Digitized by Google

und die Zweckmäßigkeit der Betheiligung an dem frommen Unternehmen darzuthun. Er führt für seine Sache alle Ideen in's Feuer, welche die Priester in ihren Kreuzpredigten, die Päpste in ihren Hirtenbriefen und die Fürsten in ihren Aufrufen an die Vasallen entwickelten, um sie zum Kreuzzuge zu bewegen. Irdische Belohnungen und Vortheile kann er allerdings nicht versprechen, dagegen wird die Erwartung des Himmelreiches durch Theilnahme am Kreuzzuge ganz außer Frage gestellt. Demjenigen aber, der sich weigert, dem Hilferuf zu folgen, der von jenseits des Meeres herübertönt, steht der Aufenthalt im tiefsten Abgrunde der Hölle bevor, „denn glaubst du", sagt er, „ohne jede Mühsal Gott durch ein anmuthiges Lächeln zu gewinnen? Dann waren also die heiligen Märtyrer sammt und sonders Narren, welche mit ihrem Blut die Erlösung erkauften." Er fordert den Freund auf, auf Frankreichs König, Ludwig IX., zu blicken, der, um das Paradies zu erwerben, Leib und Leben wagt, und auch seine Kinder den Gefahren des heiligen Krieges aussetzt, auf all die Tapfern, die über das Meer ziehen, während die Trägen und Feigen in der Heimath zurückbleiben, und „wie die Kühe auf ihrem Lager" sterben, unbeweint, aber selbst Thränen der Angst vergießend über die schrecklichen Qualen, die ihnen im Jenseits bevorstehen. Der „descroizié" widerspricht seinem Freunde mit sehr soliden, aus der Praxis des täglichen Lebens geschöpften Gründen. „Ihr ermahnt mich, das Meinige dem Hahn zu geben, der damit davonfliegt", sagt er unter Anderm; „man sagt indeß: Was du hast, das halte fest, und dies ist ein gutes Wort aus guter Schule. Ich will mich hüten, meine Besitzungen zu verpfänden, um für je 100 Morgen Landes bei meiner Rückkehr 40 zurückzuerhalten." Die Ritter waren nämlich häufig genöthigt, bevor sie einen Kreuzzug antraten, ihre Besitzungen zu verpfänden, um den entstehenden Aufwand zu decken; meistens nahm die reiche Geistlichkeit unter der Maske christlicher Mildthätigkeit diese Güter in Pfand, nur zu oft aber steckte der schamloseste Wucher hinter der anscheinenden Opferfreudigkeit, mit der sie Summen für die Kosten des heiligen Krieges vorschossen. „Ueberdies glaube ich" fährt der descroizié fort, daß man Gott ebensogut bei uns in Frankreich gewinnen kann, als jenseits des Meeres; daher will ich lieber im Vaterlande bleiben und von meinem Erbe leben. Wendet euch doch an die Priester und Prälaten; sie müßten von Rechts wegen die Unbilde rächen, die Gott im heiligen Lande erduldet, denn sie leben von Gottes Renten. Sie ziehen aber gutes Essen und Trinken vor und sitzen am liebsten gegen Wind und Wetter geschützt; wenn sie auf diesem Wege zu Gott gelangen, so wäre es Thorheit, einen anderen wählen zu wollen, da jener doch ohne Zweifel von allen der angenehmste ist. Ihr geht über das Meer. Sagt dem Sultan, daß ich mich nicht um ihn kümmere, so lange er weit genug von mir entfernt bleibt. Wenn er aber hierher nach Frank-

Digitized by Google

reich kommt, so soll er sehen, mit wem er es zu thun hat. Wenn Gott irgendwo ist, so ist er sicher im schönen Frankreich; glaubt nicht, daß er sich in Palästina unter den ihm verhaßten Ungläubigen aufhalten wird, in einem Lande, wo es im Sommer nicht einmal genießbares Trinkwasser gibt." Diese Stelle erinnert an das bekannte Bonmot Kaiser Friedrichs II. „wenn Gott das Königreich Neapel gekannt hätte, würde er sich nicht die dürren Felsen Judäas zum Aufenthaltsorte gewählt haben." Trotz all' der guten Gründe und trotz der praktischen Lebensansichten, die der descroizié entwickelt, läßt er sich am Schlusse des Gedichtes bestimmen, das Kreuz zu nehmen. Die Furcht vor dem höllischen Feuer, womit der croizié ihm droht, und vor dem Sterben, „gleich der Kuh auf ihrem Lager" pressen ihm das Geständniß ab, daß der Andre ihn „besiegt und matt gemacht" habe. Dieser Schluß läßt zur Genüge durchblicken, daß es der Dichter selbst ist, der unter dem Namen croizié seine Ueberzeugung verficht. Wahrscheinlich hat er mit denselben Zweifeln zu kämpfen gehabt wie der descroizié, sich aber endlich in die frommen und uneigennützigen Ideen eingelebt, die er seinen Stellvertreter aussprechen läßt. Auch hier dringt überall die Satire gegen den reichen, üppigen und unthätigen Clerus, sowie gegen das matt gewordene Ritterthum durch.

Doch die Troveors blieben nicht dabei stehn, die sociale Stellung und das Privatleben der einzelnen Stände zu beobachten und zu kritisiren, sie wagten sich auch, wie es schon in der desputizons hervortritt, an die großen politischen Fragen der Zeit. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts begann sich überall in Europa der Geist derselbe Opposition gegen die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt zu regen, dessen Tendenz drei Jahrhunderte später in der Reformation gipfelte. In Südfrankreich, auf provenzalischem Sprachgebiet, kam es schon im Beginn des Jahrhunderts zum Waffenkampfe zwischen den beiden gegenüberstehenden Prinzipien, der reformatorischen und der römisch-hierarchischen Partei. In den Albigenserkriegen gelang es der letzteren nach zwanzigjährigem Vernichtungskampfe, den Geist einer freieren Religionsrichtung im Blute ihrer Bekenner zu ersticken. Das Feuer, welches im Süden Frankreichs zu vernichtendem Brande aufloderte, glimmte auch im Norden Frankreichs. Wenn es schon hier nicht zu kriegerischer Gewaltthat kam, so sprach sich doch der oppositionelle Geist unverhohlen in den Schriften der erleuchteten Köpfe des Zeitalters aus. Neben dem schweren Geschütz freisinniger theologischer Werke, wie sie in großer Zahl von den Gelehrten der pariser Universität ausgingen, erscheinen die Plänklertruppen der Troveors mit den leichteren, aber darum nicht weniger empfindlich verwundenden Waffen der Satire auf dem Kampfplatze, und zwar meistens in den Reihen der Opposition gegen die Hierarchie. Betrachten wir die hierher gehörigen Productionen Rutebeufs, so finden wir, daß er, der mit ganzem Herzen der

Digitized by Google

Religion Christi zugethan ist, der mit zündenden Worten die Sache des Kreuzes predigt, dennoch kühn gegen die Mißbräuche des hierarchischen Regiments zu Felde zieht. Er schont sogar seinen geliebten König Ludwig nicht, da dieser dem Papste und seinen Dienern in seinem Lande einen übertriebenen Einfluß zugesteht. „Der König übt keine Gerechtigkeit gegen den Ritterstand" ruft er aus „und anstatt mit Helden, umgibt er sich mit einer doppelten Leibgarde weißer und grauer Mönche." Er wundert sich darüber, wie Könige so schwach sein können, sich vom Papste in ihren eigenen Ländern Befehle vorschreiben zu lassen. Ludwig hatte auf Befehl des Papstes Alexander IV. den Meister Guillaume de St. Amour, einen verdienstvollen, aber freisinnigen Gelehrten der pariser Universität, aus den königlichen Landen verbannt. Entrüstet ruft Rutebeuf aus: „Das sag' ich euch mit kurzen Worten, wenn der Papst in Rom aus andern Ländern einen braven Mann verbannen kann, so hat der Landesherr nichts mehr in seinem Gebiet zu sagen." Ebenso findet er die Schenkungen von fremden Ländern lächerlich, welche die Päpste oft aus eigener Machtvollkommenheit vornahmen. Bei Gelegenheit der Schenkung des Königreichs Aragon an Karl von Valois, einen Sohn Philipps des Kühnen, bemerkt unser bissiger Troveor: „Dreißig Tage Ablaß wären dem Königssohne wohl lieber gewesen, als sothanes Geschenk." Ja, er geht so weit, Rom als die Wurzel aller Uebel, an denen seine Zeit krankte, hinzustellen. Das Gedicht, in welchem dieser Gedanke besonders eingehend behandelt ist, „de la vie dou monde" zeugt von der edelsten Begeisterung für Recht und Vaterland. Der feurige und energische Ton, der darin herrscht, läßt Luthers reformatorische Lieder ahnen. Es ist fast, als wenn die großen Gedanken, die den Dichter bei Abfassung dieses Gedichtes beseelten, auch auf seine Sprache Einfluß geübt hätten. Es zeichnet sich an mehreren Stellen durch Reinheit der Sprache, klingenden Versbau und edlen, wirklich poetischen Ausdruck unter den zeitgenössischen Werken vortheilhaft aus. Wir können uns nicht versagen, zum Schluß aus diesem Gedichte, dem Schwanengesange Rutebeuf's, einiges mitzutheilen:

Des Frühlings Duft zu athmen im Mond der grünen Mai'n
Trat in der Morgenfrische in einen Park ich ein;
Voll Wonne streckt ich nieder mich auf dem grünen Rain,
Und sieh', im Gras vergessen fand ich ein Büchlein klein.
Ich las es, und seine Lehren, die drangen in's Herz mir hinein:
Ich will's euch lesen, wollt ihr geneigtes Ohr mir leihn.

Es klagt die heil'ge Kirche in Angst und Nöthen schwer,
Der trotz'gen Feinde Waffen umdroh'n sie ringsumher;
All' ihre Söhne schlafen, und keiner greift zur Wehr;
Wenn Gott sie nicht errettet, ist keine Hilfe mehr.

Digitized by Google

Gebückt und lahm, an Krücken, geht die Gerechtigkeit,
Die Wahrheit ist im Schwanken, verschwunden die Biederkeit,
Des Glaubens Flamme erloschen, der Liebe Gluth erkühlt,
Und jeder Tugend Wurzel zerrissen und zerwühlt.

Wie giftig Unkraut sprießen jetzt List und Trug empor,
In Lasters wuchernden Ranken die Keuschheit sich verlor.
In Erdenlust befangen, vom wahren Heile weit,
Verdorben und versunken ist wahrlich unsre Zeit.

Nie, seit den ersten Menschen Gott Vater werden ließ,
Nie, seit durch Adams Sünde verloren das Paradies,
Ward weniger gefürchtet Gott in der Christenwelt:
Von Rom, da kommt das Böse, das alle Tugend fällt.

Rom, das von unserm Glauben den Grundstein bilden soll,
Von Habsucht und Bestechung, von Lug und Trug ist's voll;
Es drängen sich sündige Frevler um Petri heil'gen Thron,
Durch dieses Beispiel sprechen sie frech der Tugend Hohn.

Und wer sein Geld nach Rom trägt, 'ne Pfründe bald erlangt;
Man gibt sie nicht nach Würden, so wie es Gott verlangt,
In Rom, da heißt's lateinisch: Willst du ein Amt, dann, „da",
Und wenn du nicht willst „dare": „Fort da des Wegs, fort da!"

Auch du, mein theures Frankreich, so bieder sonst und frank,
Verdienst nicht mehr den Namen, da deine Tugend krank,
'S ist Niemand frank mehr und bieder, nicht Priester, nicht Baron
In deinen Städten und Dörfern, noch in der Religion.

Seitdem der päpstliche Zehnte die Christenvölker drückt,
Ist Frankreichs frommem König kein Kriegszug mehr geglückt:
Damiette, Apulien, Tunis eroberten wir nicht,
Nicht hat in Aragonien die Oriflamme gesiegt.

Frankreich vor allen Landen der ganzen Christenheit
War, Rom's Gesetz zu dienen von Herzen stets bereit;
Doch ging aus seiner Treue nur schlechter Lohn hervor:
Gar häufig zog zum Dank man das Fell ihm über's Ohr.

Chr. Rauch.

Digitized by Google

Die internationale Marineausstellung im Havre.

Die große pariser Industrieausstellung des Jahres 1867 war kaum geschlossen, als man in Frankreich schon daran dachte, eine neue Ausstellung ins Werk zu setzen. Doch es sollte dies nicht eine allgemeine Ausstellung sein, berechnet für alle, auch die verschiedensten Zweige menschlicher Thätigkeit, deren Mannichfaltigkeit auf den Besucher fast mehr verwirrend als belehrend wirkt: vielmehr wollte man sich diesmal mit voller Energie auf ein einzelnes Fach concentriren, und in diesem zeigen, was Frankreich der übrigen Welt gegenüber zu leisten im Stande sei, auf das Fach der Marine. Gerade für diesen Zweck war Havre als Ausstellungsplatz außerordentlich günstig gewählt: die Stadt selbst liegt, ungleich den meisten anderen nordeuropäischen Seeplätzen, welche dem Handel großer Ströme als Basis dienen, hart an der See. Der Seeverkehr und Seehandel Havres ist wahrhaft enorm. Dieser Ort ist gleichsam die Seevorstadt des nur acht Stunden (Eisenbahnfahrzeit) entfernten Paris, der colossalen Stadt, welche von der Regierung als dem ganzen übrigen Frankreich an Wichtigkeit gleichstehend betrachtet wird. Havre ist mit dem Binnenlande zwiefach, auf doppelten Wegen, durch Eisenbahnen und durch die Seine verbunden. Nicht minder leicht ist Havre von den Küsten Englands aus zu erreichen, zu denen der Dampfer in ebenfalls acht Stunden gelangt. Havre liegt in der Mitte zwischen Südengland und Paris, auf neutraler Bahn zur See von allen Nationen erreichbar, und außerdem in einer entzückend schönen Naturumgebung, die den Aufenthalt am Ausstellungsorte zu einem wahren Vergnügen macht.

Trotzdem hat die Ausstellung sich nicht ganz so glänzend entwickelt, wie es unter den angedeuteten Umständen wohl zu erwarten gewesen wäre. Einmal folgte sie nach dem Urtheil Aller viel zu rasch auf die große pariser Ausstellung des Vorjahres. Der Beschauer hatte noch zu sehr die Bilder jenes colossalen Werkes im Sinne, als daß er die Ausstellung im Havre hätte imposant finden können, so lehrreich und interessant sie auch sein mochte: die Aussteller dagegen, welche in Paris die Section der Marine mit ihren Objecten belebt hatten, scheuten zum Theil die nochmaligen bedeutenden Kosten der Versendung und Ausstellung. Anscheinend ist dieses Motiv auch bei den Regierungen maßgebend gewesen. Denn weder die englische Regierung, deren grandiose Modellsammlung im Schuppen des pariser Seinequai jedem Bewunderung einflößen mußte, noch auch selbst die französische Regierung hatte das Geringste eingesandt, was um so auffälliger ist, als einmal keine

Digitized by Google

Herſtellung von Modellen nöthig war, da man die in Paris ausgeſtellten Stücke noch beſitzt, und als ihr andererſeits doch am glänzenden Ausfall dieſer Ausſtellung liegen mußte. Indeſſen iſt es Thatſache, daß von den Regierungen nichts ausgeſtellt iſt, und dieſe Thatſache trug bedeutend dazu bei, den Eindruck des Ganzen zu ſchwächen. Endlich wird die Phyſiognomie dieſer Marineausſtellung noch durch ein Moment beeinflußt, das zwar den allgemeinen Glanz in den Augen Nichtſachverſtändiger hebt, auf den Fachmann dagegen ſtörend wirkt: wir meinen die Zulaſſung von Supplementarklaſſen in den Annexen und auch im Hauptgebäude ſelbſt, die Zulaſſung einer großen Zahl verſchiedenartiger Sachen, die kaum in irgend einer Beziehung zur Marine ſtehn. Man hat ſich hierzu wohl einmal durch den Wunſch bewogen geſehn, daß dieſe Ausſtellung im Herzen der Normandie dieſer Landſchaft überhaupt Gelegenheit geben möge ihre Induſtrie zu zeigen, und andererſeits hatte man dafür zu ſorgen, manchen Raum zu verwerthen, der bei der Nichtbetheiligung der Marineminiſterien frei geblieben war.

Wir werden im Folgenden von dieſen nicht zur Marine gehörigen Theilen ganz abſtrahiren und uns nur mit den Zweigen beſchäftigen, die dem urſprünglichen Zweck der Ausſtellung nahe ſtehn. Der allgemeine Eindruck dieſer letzteren Partien iſt nun der, daß die Ausſtellung für das Studium der Kriegsmarine nicht viel bietet, eben nur einige, allerdings wichtige Modelle von Kriegsſchiffen, die von Privatfirmen ausgeführt oder von Privatingenieuren u. ſ. w. projectirt ſind; daß dagegen in Sachen der Handelsmarine die Ausſtellung ſehr viel bietet, namentlich ſehr viel mehr Schiffsmodelle von Privatingenieuren als die pariſer Ausſtellung.

Ehe wir indeſſen von dieſem allgemeinen Urtheil auf die Beſprechung beſonders intereſſanter Einzelheiten übergehn, wird es nöthig ſein, den Schauplatz der Ausſtellung und die Stadt Havre, ſoweit ſie dabei in Betracht kommt, unſeren Leſern näher vor Augen zu führen.

Die Seine hat in ihrem unteren Laufe von Rouen ab eine ganz bedeutende Breite angenommen, die ſich beim Ausfluß in die See auf eine halbe Stunde ausweitet, und ſie ſtrömt nun zwiſchen lieblich grünen Wieſen dahin, während in etwa einer Viertelſtunde Entfernung beiderſeits hohe Bergzüge ſie begleiten, die meiſtens mit üppig grünem prachtvollem Buchenwald bedeckt ſind, oft auch kahle ſteile Felſen hervortreten laſſen, und auf ihren ausſpringenden Punkten mehrfach von ſtolzen Kapellen in höchſter Höhe gekrönt ſind. Da wo der Höhenzug des rechten Ufers die See erreicht, ſtürzt er in ſteilem Abfall mit prachtvoll ſteilem Profil weit hervortretend in die See hinab: es iſt das Kap de la Hève, das die Leuchtfeuer für den Hafen trägt, zwei Leuchthürme deren electriſches Licht von Sonnenuntergang ab, viele Meilen weit blendend in die Nacht hinausſtrahlt, während bei Tage

Digitized by Google

sich von dieser Höhe aus ein prachtvoller Blick auf See und Landschaft zu den Füßen des Beschauers eröffnet. Die Flußseite des erwähnten Höhenzuges aber, welcher in das Kap de la Hère ausläuft, ist hier wie auch sonst mit hohen Buchen bedeckt, unter deren Schatten sich zahllose Villen und die langen Häuserreihen von Ingouville und Graville bergen, zweien früher selbständigen Ortschaften, jetzt aber Vorstädten von Havre: denn zu den Füßen dieses Höhenzuges, auf dem flachen Landstreifen zwischen ihm und der Seine, und zugleich hart an der See, breitet sich die mächtige Seehandelsstadt von 100,000 Einwohnern aus, die von ihrem Gründer, Franz I., „Le Havre de Grâce" benannt, jetzt nur noch als „Le Havre" bezeichnet wird, ähnlich wie wir z. B. von „der" Friedrichstadt bei Magdeburg sprechen.

Eine Haupteigenthümlichkeit Havres ist es nun, daß den Hafen der Stadt nicht die Seine bildet: vielmehr hat man, um der Versandung des Hafens durch den Fluß zu entgehen, östlich von der Seine und dem Flusse parallel direct von der See aus einen Canal in das Land hineingegraben, und ihn am Ende zu einem Hafenbassin ausgeweitet. Und als dieses Bassin dem Verkehr nicht mehr genügte, hat man sich veranlaßt gesehen neue Bassins zu graben und mit dem alten durch Schleusen zu verbinden, so daß gegenwärtig der Hafen Havres von einem ganzen Dutzend solcher Bassins gebildet wird, einem Komplex von ganz colossaler Ausdehnung, gegen den die vielgerühmten antwerpener Bassins sich wie bloße Kinder ausnehmen. Was den Werth dieser Anlagen für den Handel in so großartigem Maße steigert — fast alle diese Bassins haben hart am Quai ringsum ein Schienengleis, sodaß jedes Schiff in ihnen seine Fracht direct auf die Eisenbahnwagen übersetzen kann, wenn man wünscht, sogar mit Dampfkrahnen. Für alle Schiffe, die während der Dauer der Ausstellung in diese Bassins einlaufen, ist nun gegenwärtig eine Concurrenz eröffnet: diejenigen Fahrzeuge die von allen sich am besten in See gehalten, die schnellsten Reisen gemacht und durch Beobachtungen für die Wissenschaft am meisten genützt haben, sollen am Ende der Ausstellung von einer Commission, die sie bei ihrem Einlaufen besichtigte, prämiirt werden.

An einem der größten dieser Bassins, nahe dem Bahnhof, liegt das riesige Dock-Entrepôt, in welchem Waaren von auswärts, die nicht für Frankreich, sondern für andre Länder bestimmt sind, ohne Verzollung bis zum Export lagern dürfen. Für den Ausstellungsbesucher haben die riesigen Hallen dieser Entrepôtgebäude besonders darum ein Interesse, weil in diesen Räumlichkeiten am 1. Juni die Eröffnungsfeierlichkeit der Ausstellung stattfand, da zu jenem Termin das eigentliche Ausstellungsgebäude noch nicht ganz vollendet und eingerichtet war.

Wir bemerkten bereits oben, daß der Hafencanal neben der Seine,

Digitized by Google

auf ihrem rechten Ufer und ihr parallel ins Land hineingegraben sei; den Theil westlich vom Kanal nach der Seine hin füllen größtentheils die Bassins aus, den östlichen Theil dagegen, zwischen dem Kanal und dem Hügelzuge, bedecken die Häuser des alten Havre. Die letzteren treten indessen nicht hart an die See heran: vielmehr sind sie von derselben durch einen mächtig breiten und langen Platz geschieden, den früher die Fortificationswerke einnahmen: und auf diesem gewaltigen, langgestreckten Platze zwischen See*) und Stadt hat man das Ausstellungsgebäude erbaut.

Ganz analog der vorigjährigen pariser Ausstellung hat man es bei diesem Gebäude vermieden, eine hochgethürmte, architectonisch wirksame Construction aufzuführen. Vielmehr hat man einzig und allein die praktische Brauchbarkeit ins Auge gefaßt: um alle Treppen zu vermeiden, gab man dem Ganzen eine einzige Etage, und um überall die günstigste Beleuchtung zu erzielen, brachte man Oberlicht an und gab man dem Gebäude einen so colossalen Hof, daß die gegenüberliegenden Theile keinem Saale im Geringsten Licht entzogen. Der Grundriß des ganzen Gebäudes stellt somit ein unregelmäßiges Viereck dar; die vier langen Flankengebäude umschließen einen colossalen freien Raum (wozu ja die Oertlichkeit genügenden Platz bot) und dieser Raum ist als ein innerer Park genau in derselben Weise eingerichtet und gestaltet, wie es mit dem äußeren Park vor einem Jahre in Paris der Fall war, also als ein Park, bei welchem für jedes Bosquet, jeden Rasenfleck ein Pavillon das Centrum bildet, in dem ein Aussteller seine Sachen dem Publikum zur Schau stellt. In der Mitte des Parks und somit der ganzen Ausstellung befindet sich aber das große Seewasseraquarium, im Aeußeren der Fingalshöhle nachgebildet, auf das wir unten zurückkommen.

Derjenige Theil des Ausstellungsgebäudes, welcher sich eigentlich auf die Marine im engeren Sinne bezieht, nimmt nur den Nordostflügel des Ausstellungsgebäudes ein. Wir wandeln hier durch eine Anzahl Säle von ungeheurer Länge, deren Decke mit bunten Flaggen ganz verhängt ist, während die Wände mit Karten, nautischen Zeichnungen und Rissen bedeckt sind: an beiden Seiten aber ziehen sich in langen Fronten Tische und Schränke mit Modellen und nautischen Apparaten hin, und in gleicher Weise ziehen sich zwei, drei oder vier Reihen eben solcher Tische oder Schiffsmodelle, Bote ꝛc. in der Längenrichtung der Räume hin, zwischen denen bequeme Gänge gelassen sind, sodaß der Besucher Alles ganz in der Nähe betrachten kann. Gleich am Kopfende stoßen wir auf die sinnreichen pneumatischen Apparate, mittelst deren wie mit Telegraphen, der Kapitän seine Befehle blitz-

*) Auf dem Strande selbst, von den Wellen bespült zieht sich indessen noch eine einzelne Reihe Gebäude hin, Bäder, Werften u. s. w., sodaß der große Platz eigentlich zwischen diesen Strandgebäuden und der Stadt liegt.

Digitized by Google

schnell durch das ganze Schiff hin ertheilen kann. Ein Fingerdruck auf einen Knopf bringt die Luft in einer geschlossenen Röhre in Bewegung, und diese stellt wieder einen Zeiger in der Maschine oder einen Zeiger am Steuerrad, der die auf einem Zifferblatt verzeichneten verschiedensten Commandos durchläuft und auf demjenigen stehen bleibt, welches der Kapitän geben will: zugleich aber stellt sich dabei auch ein Zeiger im Commandothurm des Kapitäns auf einem andern Zifferblatt ebenso, sodaß der Kapitän stets die Ausführung seiner Befehle zu controliren vermag. Der hier in Rede stehende Apparat (Construction von Wier) ist übrigens auf dem englischen Panzerschiff „Bellerophon" und ebenso auf den französischen großen Paketdampfern eingeführt, die von Havre über Brest nach Amerika fahren, während andre Apparate, etwas abweichender Construction (Walker) auf den französischen Panzerlinienschiffen „Magenta" und „Solferino", der Panzerfregatte „Provence" und dem Küstenwidder „Taurnau" in Gebrauch sind. Weiter unten folgt dann noch ein ähnlicher Steurungsapparat, der aber nicht durch pneumatische, sondern durch hydraulische Kraft wirkt, es folgen Patent-Logge, hohle Cylinder mit Schraubenflügeln, die, hinter dem Schiff ins Wasser geworfen, nachschwimmen und die Schnelligkeit des Schiffs durch die Zahl ihrer Umdrehungen markiren. Weiterhin kommen dann, untermischt mit Tischen, auf welchen die werthvollen Marinewerke von Admiral Paris und andere Marinesachen des Verlags von Arthus Bertrand ausliegen, Apparate andrer Art: Spille zum Aufwinden von Ankertauen, Schiffslaternen, Chronometer, Modelle von Morgan- und Martinsankern, deren Originale draußen im Park liegen und deren Arme beide zugleich in den Grund fassen; Schiffsapotheken mit Gebrauchsanweisung in Behältern von der Form kleiner Koffer; Steuerapparate mit Schraubengewinden; Bootsgeschütze und Hinterladung; Muntzmetallplatten (cuivre jaune) zur Kupferung der Schiffe — kurz es ist ein verwirrendes Durcheinander nautischer Apparate in diesem Saal. Dicht daneben zieht sich in gleicher Länge eine andere Abtheilung hin, ausschließlich der Fischerei gewidmet, und hier finden wir wahre Unmassen von Netzen und Garnen und Fischerbooten in natura, Harpunen, Angeln und Fünfzacke, die Poseidons Dreizack noch überbieten möchten. Modelle verschiedner Constructionen zum Reefen der Marssegel, colossale Massen von Segelleinewand, vollständige fertige Segel von der Größe einer Saalwand und colossale Ankerketten der Firma Dorémieux, die auch die preußische Marine bedient, führen uns wieder zu einem anderen Saal der eigentlichen Marineausstellung hinüber, wo uns zunächst verschiedene Mittel entgegentreten, bestimmt eiserne Schiffsböden vor dem Bewachsen mit jenen Muscheln und Seegewächsen zu behüten, welche die Schnelligkeit der Schiffe ganz bedeutend vermindern können. Da ist Peacock und Buchows

Digitized by Google

bekannte Composition in verschiedenen Sorten für den Anstrich präparirt, da ist Delbeke's erst vor einem Jahre in Paris aufgetauchtes enduit métallique, das trotz seiner bedeutend größeren Billigkeit dennoch sehr günstige Zeugnisse für sich aufzuweisen hat, da ist endlich die ebenfalls im vorigen Jahre zu Paris ausgestellt gewesene „allmähliche Procedur", (Bazin, Mather & Co.), die vielleicht die glänzendsten Resultate von allen Methoden aufweist: weder die Kupferplatte noch der eiserne Schiffsboden darunter zeigen nach 16monatlicher Versenkung in der See die geringste Spur von Bewachsen oder Rost. Dann folgen lange Reihen von Schiffsmodellen der verschiedensten Baumeister, meist Modelle von Handelsschiffen, die von ihnen selbst bereits gebaut worden sind, und den Fachmann durch ihre stets verschiedene Formung unter Wasser interessiren. Meist sind es Halbmodelle, welche diese Formung zur Genüge zeigen: vollständige aus einem massiven Holzblock gearbeitete Schiffe in verkleinertem Maßstab sind nämlich in der Längenaxe senkrecht durchgeschnitten, und nur die eine Hälfte, der ja die andere genau gleich ist, ist ausgestellt, d. h. mit der platten Schnittfläche an der Wand aufgehängt wie ein Bild. Die großartigste und interessanteste Sammlung solcher Halbmodelle konnte man im vorigen Jahr in Paris in Augenschein nehmen: dort hatte die englische Admiralität in ihrem mächtigen Schuppen auf dem Seinequai die Modelle ihrer sämmtlichen Panzerschiffe und fast aller Holzschiffe (Schraubenkriegsschiffe) von Einführung der Schraubenkriegsschiffe an, aufgehängt, alle in gleichem Maßstab und zusammen über dreihundert, ein Anblick von imposanter Großartigkeit und schönster Instructivität. Während man dort in Paris fast nur Kriegsschiffe sah, wiegen hier im Havre die Kauffahrteischiffe entschieden vor, theils in Halbmodellen, theils und noch mehr in ungetakelten, seltner in aufgetakelten Ganzmodellen, auf deren Einzelheiten wir hier nicht weiter eingehn können. Von Kriegsschiffen finden wir hier, wie oben bemerkt, nur solche, die von Privatfirmen gebaut sind. So sendete das großartige Cockerillsche Etablissement aus Seraing in Belgien, (dem unter anderem Holland fast alle seine eisernen Canaldrehbrücken verdankt) das Modell eines russischen Monitors ein, nebst Modellen und Zeichnungen von hübschen Raddampfern; so Westwood und Baillie, ein Halbmodell der englischen Panzerfregatte Resistance und einige Panzerfregatten von Construction eigener Erfindung. Es haben übrigens alle solche Modificationen des indent-Systems den Nachtheil, daß nur ¼, höchstens die Hälfte aller Geschütze auf einen Punkt verwendbar bleibt. Die glänzendste Ausstellung von Schiffsmodellen hat die Société des forges et des chantiers de la méditerranée aus La Seyne (Halbinsel gegenüber Toulon) zu Stande gebracht: zwar hat sie nur etwa die Hälfte ihrer 1867 in Paris ausgestellten Schiffs- und Maschinenmodelle hierher eingesandt, aber reicher Geschmack

Digitized by Google

in der Aufstellung wie höchste Sauberkeit und Eleganz in der Ausführung glänzen auch hier unter den übrigen Schiffsmodellen ebenso hervor, wie sie im vorigen Jahre den prachtvollen Modellen der kaiserlichen Marine würdige Concurrenz zu machen im Stande waren. Von den Schiffsmodellen selbst ist das bedeutendste die (aufgetakelte) italienische Panzerfregatte „Maria Pia", deren Platten jede einzeln hier aus blankem Neusilber hergestellt ist: außerdem ist aber noch die ganze Wand des Saales mit Photographien von Schiffen bedeckt, die diese Compagnie erbaut hat, namentlich der spanischen, vorzüglichen Panzerfregatte „Numancia" (die seitdem im großen Ocean gegen Chili gefochten hat), unserer norddeutschen Panzerfregatte „Friedrich Karl" mit Bork-Takelage und des brasilianischen Casemattenfahrzeugs „Brazil" mit Dreimastschooner-Takelage. Auch Photographien des holländischen, als Brigg getakelten Thurmschiffs „Schorpioen" (spr. S-chorpiun), das mit zwei Schrauben versehen ist, befinden sich hier: doch ist die Construction eines Thurmschiffs mit hoher Back nicht besonders zweckmäßig, da dasselbe nicht grade nach vorn feuern kann. Höchst interessant sind ferner die Photographien der colossalen haushohen Dampfbagger, welche die Compagnie für die Arbeiten am Suezcanal gebaut hat, die Abbildungen des großen für die egyptische Regierung construirten eisernen Schwimmdocks und endlich der hübsche Situationsplan des Etablissements, welcher dem Beschauer eine erwünschte Orientirung ermöglicht, sowie große in Farben ausgeführte Durchschnittszeichnungen einer Erkerthurmfregatte (Typus „Marengo") für Egypten, eines ganz flachgehenden Kanonenboots für die Türkei, und einer Breitseiten-Panzercorvette für Brasilien. Für die Kriegsmarine bietet somit die Ausstellung dieser Gesellschaft von La Seyne die reichste Anschauung bereits vollendeter Schiffe: was dagegen neue Ideen der Construction angeht, so bietet sie eigentlich nichts oder wird sie wenigstens von einigen der sogleich zu nennenden Privataussteller weit übertroffen. Aus der großen Fluth der Modelle von Schiffen der Handelsmarine wollen wir hier nur die Sachen zweier Aussteller hervorheben, die getakelten hübschen Modelle unserer Landsleute, des Schiffsbaumeisters Teklenborg in Bremen und des Schiffsbaumeisters Dreyer in Altona, während unter den Zeichnungen die Risse von Dampfern der französischen Messageries impériales (namentlich eines Schiffs von 500 Pferdekraft für Hinterindien) und Zeichnungen des „Pereire" und des „St. Laurent" von der Compagnie transatlantique am meisten interessiren. Außerdem sind noch ein Rettungsboot der französischen Central-Rettungsgesellschaft mit allen Apparaten, Mortons Patent-Slip, um Schiffe auf Eisenschienen behufs der Ausbesserung aufs Trockne zu ziehn und Rouquairol-Denairoupes äußerst vollkommne Taucherapparate zu beachten, die schon in Paris prämiirt wurden.

gitized by Google

Wenden wir uns jetzt zu den neuen Erfindungen auf dem Gebiete des Schiffsbaus und der Schiffsausrüstung, die in demselben Saale ausgestellt sind. Hinsichtlich der Auftakelung der Schiffe ist nur eine neue Erfindung im Modell ausgestellt; dafür ist es aber auch eine Erfindung von höchstem Werthe, äußerst sinnreich und auch bereits im vorigen Jahre mit der goldnen Medaille gekrönt. Der Ingenieur Fleury vermeidet durch höchst einfache Vorrichtungen das bei hochgehender See sehr gefährliche Festmachen der verschiedenen Arten von Schratsegeln: ohne daß ein Mann nach dem Mast hinauf zu gehn oder auf den Klüverbaum hinauszusteigen braucht, zieht er vom Deck aus alle jene Segel im Nu zusammen. Ueber den Klüver stützt sich ein vorher zusammen geschobener hohler Kegel von Segeltuch, der dem Winde wenig Fläche bietet; das Gaffelsegel rollt sich nach unten um den Giekbaum zusammen, der sich um seine Achse dreht wie eine Kurninpham-Raa, und auch das Topsegel wird durch eine Spiralleine fest um den Mast geschlungen, nachdem man die Schooten geviert hat. Von neuen Steuerrudern hat Lumley fünf verschiedene Formen seines Patentruders ausgestellt, das durch seine Biegung viel stärker als ein gewöhnliches Ruder wirkt, und von dessen Formen uns die zweite als die sinnreichste und zugleich solideste erscheint. Wie wichtig die Solidität in diesen Dingen ist, kann nur der sich recht vorstellen, der einmal bei einem ordentlichen Sturm die colossale Gewalt der Wellen beobachtet hat. Von gleich hohem, wenn nicht noch höherem Werth für leichtes Wenden des Schiffs ist der sogenannte Schleusenkiel unseres hamburger Landsmannes Grell: die schmale Wand, in welche der hintere Theil des Schiffs unten ausläuft, hat Grell durchbrochen, sodaß sie, entweder permanent offen oder durch drehbare Platten zum Oeffnen eingerichtet, bei einer Wendung im Wasser keinen seitlichen Widerstand findet. Für schnelle Bewegung kleiner Ruderboote verspricht Farcots rare-boat mit seiner Ruedereinrichtung ein vollkommener Typus zu werden: jeder Mann bewegt bei diesem System nicht einen Riem (Ruder) überhaupt, sondern auf jedem Bord einen solchen. Um dies zu ermöglichen, d. h. um die innere Hand, die sonst am Griff jedes Riems liegen müßte, disponibel zu machen, hat der Erfinder die Enden beider Riemen an einer senkrechten Säule in der Mittellinie des Boots festgemacht, sodaß jetzt der Mann mit einer Hand jeden Riem ohne Schwierigkeit zu bewegen vermag. Auch die gebogene Form des Blattes sichert größere Gleichmäßigkeit des Widerstandes im Wasser. An schönen Abenden sah man von der jetée, der prächtigen Nordostmole von Havre, ein elegant gebautes leichtes Boot dieser Art durch größere Schnelligkeit alle anderen Boote überflügeln. Als beachtenswerthen neuen Motor für Dampfschiffe zeigt die Ausstellung allein den Propeller von Guerligny-Groneruil, der schon im vorigen Jahr in Paris zu sehen war und eine

Digitized by Google

ehrenvolle Erwähnung davon trug. Eine dem Querschnitt des Schiffs paralle stehende Platte unter jeder Hälfte des Hinterschiffs wird von der Maschine nach hinten gestoßen, und soll durch den Gegendruck des Wassers beim Vorwärtsziehn sich umlegen, um dem Wasser keinen Widerstand zu bieten: die nöthige Vergrößerung des „Hubes" will der Erfinder durch ein System von Diagonalschienen erreichen, wie bei den „Schlangen" auf welchen Kinder ihre hölzernen Soldaten plötzlich weit vorwärts schnellen und ebenso rasch zurückziehn. Sinnreich ist die Idee jedenfalls: aber die Reibung in den Zapfen der Diagonalschienen und das Complicirte der Construction erscheint uns für die Praxis sehr bedenklich; auch die Platte würde durch die Wellen gar bald am regelrechten Umklappen gehindert werden — wie sich denn überhaupt ein viel vollkommnerer Motor denken läßt. Tourouvre will blos die gewöhnliche Schraube dadurch verbessern, daß er einen vollständigen Schraubengang in einen hinten offnen Cylinder einschließt; doch dürfte er damit eine unbequeme Reibung des Wassers im Cylinder hervorrufen, ohne die horizontale Wassersäule, auf die die Schraube sich stützt, genügend zu fixiren. Lelanchon dagegen will zwei Schrauben mit einer Maschine beliebig drehen — doch scheint uns der Apparat im besten Falle sehr complicirt zu sein.

Wir kommen schließlich zu den neuen Erfindungen auf dem Gebiet der Panzerschiffconstruction. Von der unglücklichen schwimmenden Batterie eines nicht genannten Engländers, die sich hier findet, sehen wir natürlich ab: ein Suppenteller, auf den ein anderer gedeckt ist, ein halbes Hundert Kanonenboote, die rings aus der Linie der Zusammensetzung hervorschauen und ein Monitorthurm in der Mitte — das ist die Construction. Das arme Ding kann aber nicht schwimmen, denn der eingetauchte Theil ist viel zu klein um solch ein Gewicht zu tragen; nicht zwei Kanonen können auf einen Punkt feuern und das Kaliber der Geschütze ist bei ihrer Zahl nothwendig so klein, daß Panzerschiffe ihnen gegenüber absolut sicher sind. Auch Adelines elastische Widerlage (bocking, für Panzerplatten) von vulcanisirtem Kautschuk, dessen Querschnitt eine Wellenlinie zeigt, sodaß die „Wellenberge" Raum zum Ausweichen haben, erscheint uns schweren Geschossen gegenüber zu wenig solid. Beachtenswerther ist Palmers Fregatte mit festen Thürmen, aber drehbaren Geschützständen darin, von denen die Kanonen durch drei Scharten in jedem Thurm feuern sollen. Während aber so das Feuer sehr beschränkt ist, zeigen zwei Modelle des Ringtunnel-Systems, von dem vor einiger Zeit in diesen Blättern ausführlich die Rede war, die weitere, oder vielmehr denkbar weiteste Ausbildung eines ähnlichen Gedankens. Da die Geschütze auf Querrahmen 1½ Fuß seitwärts rücken können, sind die massiven Eisensäulen kein Hinterniß für den Schuß, und alle Geschütze vermögen zugleich nach demselben Punkt zu feuern, während sie durch

Digitized by Google

den Ring stets absolut gedeckt sind. Das eine Modell zeigt ein ganzes Schiff in kleinerem, das andere das Mittelstück des Schiffs in größerem Maßstabe, und die verschiedenen Dicken der Panzerung sind durch Lackirung mit verschiedenen Farben markirt. Auch ist die Wiederstandskraft der Ringe nicht blos durch ungewöhnliche Dicke der Platten, sondern auch durch das Trägheitsmoment erzielt, das aus fester Verbindung zwischen Drehscheibe und Geschütz hervorgeht und ein Festklemmen wie bei den Thürmen unmöglich machen dürfte, während andrerseits die Gewichtsvertheilung so günstig ist, wie bei Thurmschiffen.

Mit den Modellen des Ringtunnelsystems*) wären wir am Ende der eigentlichen maritimen Ausstellung angelangt: und wir haben hier keine Veranlassung, auf die Säle des „commerce du Havre" einzugehen, wo alle Handelsobjecte Havres, alle Rohprodukte der Tropen lagern, oder auf die Galerie der Pianos, wo die „See-Pianos", vor Verstimmung durch das Arbeiten des Schiffes gesichert, nur den kleinsten Theil bilden, oder aber auf die galerie du vêtement, wo Marineoffizier-Uniformen nur die Einleitung bilden zu den Kunsterzeugnissen der tailleurs in jedem Genre; selbst in der Maschinengalerie sind neben einer einsamen 7¾ Zoll dicken Panzerplatte die Proben von Marine-Maschinen aus dem bekannten Etablissement von Muzline im Havre, das einen großen Theil der französischen Marine und auch unsere norddeutschen Korvetten „Victoria" und „Augusta" versorgt hat, das Einzige, was sich auf Marine bezieht. Auch in der Galerie der schönen Künste sehen wir unter den meist unbedeutenden Kunstwerken nur wenige Gemälde oder Photographien, die zur Marine in engerer Beziehung stehen als die Ausstellung der berühmten Silberservices von Christofle in Paris, der hier die Services vor Augen führt, wie sie auf den französischen Messageriedampfern im Gebrauch sind.

Treten wir lieber durch die große nordöstliche Eingangshalle, wo unter anderen nautischen Emblemen ein colossaler Martinsanker in natura prangt, hinaus in den Park, und dann an zwei Bassins mit lebenden Seehunden, einer colossalen Seeschildkröte und mehreren Krokidillen vorbei nach dem Seewasser-Aquarium. Von hohen schwarzen Basaltfelsen, schwarzen kantigen Prismen wie Baumstämmen gebildet, auf welchen eine weißgraue Felsschicht lagert, zieht sich hier ein langer Steincoloß in Form eines großen Schuppens hin. Durch eine Brücke dringen wir in die inneren Hohlräume, wir steigen einige Stufen hinab und stehen plötzlich überrascht in einem langen

*) In deren Nähe befindet sich ein Object mehr nautisch-historischer Art, Beschreibung und Abbildungen des Modells eines antiken Ruderkriegsschiffs von fünf Ruderreihen, das im berliner Museum aufgestellt ist, und die Unrichtigkeit der napoleonischen Trireme handgreiflich klar macht.

Digitized by

halbdunklen Saal. Jede Langseite des Saales, in dessen Mitte Divans stehen, hat 20 (mit den Ecken 26) Fenster: zugleich aber ist der Saal so tief unter die Erde versenkt, daß das Niveau der letzteren der Oberkante der Fenster gleich ist. Es würde also ganz dunkel sein, hätte man nicht vor jedem Fenster eine Grube in die Erde gemacht, und dieselbe, nachdem sie mit Korallen, Felsen, Sand und Steinchen ausgelegt worden, mit Seewasser ausgefüllt, durch welches nun das Licht von oben nach den Fenstern fällt. Jede Grube ist nun mit besonderen Seepflanzen, Tang und Algen bestanzt, mit besonderen Fischen, Krustaceen, Molusken und Schildkröten belebt, und es gewährt einen reizenden und zugleich höchst interessanten Anblick, die verschiedenen Thiere im Leben zu beobachten. Durchsichtige Seepferdchen und Krevetten, pfeilschnelle hechtartige Fische, und Flundern, deren ganzer Körper als Flosse spielt, wimmeln dem Beschauer buchstäblich vor der Nase herum, und gravitätisch schreitet unten der Hummer, tastet die unbehilfliche Krabbe, schnappt die grausame gierige Seeschildkröte mit Flossen statt der Füße, indessen Austern und Muscheln in stiller Behaglichkeit ihr Dasein vor den Augen neugieriger Menschenkinder verträumen. Nach den fünfzig Fenstern dieses Aquariums drängt denn natürlich auch massenhaft das große Publikum, während die Fachmänner noch wenig vertreten sind und erst jetzt zu kommen beginnen, wie auch von der norddeutschen Marine Kapitän Werner erst jetzt zum Besuch der Ausstellung gesandt worden ist. Immer voll dagegen ist und war die Ausstellung während der Nachmittags- und während der Abendconzerte, die täglich stattfinden. Auch sonst hat man, um dies noch zu erwähnen, gar Manches aufgeboten, um den Ausstellungsplatz anziehend zu machen. Eine spanische Gesellschaft liefert in einem großen Circus Stiergefechte, denen allerdings der Reiz der Gefahr fehlt, insofern die Thiere nicht getödtet werden dürfen und die Spitzen ihrer Hörner durch aufgesetzte Kugeln gefahrlos gemacht sind: indessen ist die Sache doch bisweilen ziemlich riskant für die Chulos, die allerdings nicht von den beschlagenen Hörnern durchbohrt, aber noch ganz bequem an der Wand vom Stiere zerdrückt werden können. Uebrigens fällt das Widerliche gräßlich verwundeter Pferde und Menschen weg, und die Kraft und Grazie in den Bewegungen der Chulos gewährt demjenigen, der schöne Bewegungen liebt, ähnlichen Genuß wie ein süditalienischer Nationaltanz. Schließlich haben wir noch den Ablauf der schönen französischen Kriegscorvette „Château Renaud" von der Werft des Herrn Normand, die Ankunft der beiden amerikanischen Kriegs-Schrauben-Sloops „Ticonderoga" und „Swatara" und die großen Wettrennen unweit Havres in dem paradiesischen Seinethal bei Harfleur als Momente zu nennen, die für den Besucher der Ausstellung bisher von besonderem Interesse waren.

Bei der langen Dauer der Ausstellung (vom 1. Juni bis 31. October) ist

Digitized by Google

übrigens Grund anzunehmen, daß der Haupttheil der Besucher erst in den nächsten Wochen eintreffen wird.

Noch ein Zeugenverhör über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld.

Nachtrag zur Erwiderung.

Auf die von mir in Nr. 42 der vorigjährigen Grenzboten veröffentlichte Mittheilung über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen hat die Beilage zu Nr. 77 der Norddeutschen Allgem. Zeitung eine von T. R. unterzeichnete Entgegnung gebracht, die zwar dem Urtheile beipflichtet, welches ich über das Verhalten des Prinzen bei der Saalfelder Affaire ausgesprochen, dagegen die Darstellung bekämpft, die ich auf Grund einer Erzählung des Justizraths Windorf, abweichend von allen bisherigen, von dem Tode des Prinzen gegeben habe. Daran schließt sich in Nr. 87 desselben Blattes ein Bericht des braunschweigischen Generallieutenants a. D. von Erichsen, der den Prinzen ganz am Ende der Schlacht gesehen hat, nachdem derselbe bereits zum Tode verwundet worden war. Während sich dieser Bericht, der mir und meinem Gewährsmanne weder in directer Aussage noch durch Schlußfolgerungen entgegentritt, dem von mir mitgetheilten als eine willkommene Ergänzung einfach anschließen läßt, finde ich Veranlassung, mich mit jener Entgegnung eingehend auseinanderzusetzen. Die wichtigste Frage scheint jetzt zwar erledigt, nämlich die nach der geistigen Verfassung des Prinzen bei Beginn des Feldzuges; aber es ist auch wünschenswerth, endlich die so mannigfach variirten Details seines Todes völlig zweifellos festzustellen, nachdem eben von der Katastrophe aus so oft das ganze Gefecht beurtheilt worden ist. Ueberdies wird jede neue Nachforschung immer die eine und andere Notiz von allgemeinerem Bezuge zu Tage fördern.

So habe ich zunächst ein auf den Tag von Saalfeld bezügliches Blatt aus den handschriftlichen Tableaux und Souvenirs der edlen patriotischen Fürstin Caroline von Schwarzburg-Rudolstadt mitzutheilen, in deren Gesellschaft der Prinz den Abend des 9. Oct. verlebte. Dasselbe zerstört völlig die Tradition, daß er die Nacht vor dem Gefechte auf einem Balle im Rudolstädter Schlosse sorglos durchschwärmt habe; es bekundet vielmehr den hohen Ernst, mit welchem er die Lage der Dinge betrachtete. „Es war Herbst," schreibt die Fürstin, „Alles war in Angst und Bewegung — Trup-

Digitized by Google

pen zogen vorüber, ein Artilleriepark kam vor die Stadt und exercirte auf dem Felde — wir (der Fürstin Schwester, Prinzessin Karl, war bei ihr) gingen hin, um das mit anzusehen. Wie grausenhaft wurde es uns zu Muthe, als wir rufen hörten: Wenn Nr. 1 bleibt, wer nimmt seine Stelle? Wenn Nr. 2 fällt, wer kommt an seine Stelle? — Ich! u. s. w. — Wir gingen recht betrübt nach Hause. Nicht lange darnach trat Prinz Ferdinand von Preußen in meine Stube, der Held der Helden — es war eine hoch erfreuliche und Vertrauen erweckende Erscheinung. Er sprach sehr ernst und mit großer Erhebung von dem wichtigen Augenblicke und entfernte sich dann, um Befehle zu ertheilen und Pläne zu prüfen. Dann ging man zu Tisch — eine Nachricht folgte der anderen — die Gesichter der älteren Offiziere erblaßten und verlängerten sich — der Prinz wurde ernst und immer ernster. Er sagte uns gute Nacht, er nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinen, indem er mich schweigend ansah. Noch war Norddeutschland zu retten von dem Joche der Franzosen — ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühle drückte ich diese Hand; recht ernst wurde es in meiner Seele. „„Nein, wenn ich zurückgeschlagen würde, das könnte ich nimmermehr ertragen."" „Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardegefecht so zu exponiren, daß Sie in wichtigeren Momenten nicht helfen könnten," antwortete ich ihm. — — Das war Abends 11 Uhr. Mittags des darauf folgenden Tages (genauer Nachmittags) war er todt. Er blieb bei Saalfeld kaum 12 Stunden, nachdem ich ihm diese letzten Worte gesagt hatte."

Man erkennt aus dem Benehmen des Prinzen, wie es sich hier darstellt, daß er ebenso von der Ueberzeugung erfüllt war, den Uebergang von Saalfeld halten zu müssen, als von der Besorgniß, ihn mit seinen Kräften schwerlich halten zu können. Jene Ueberzeugung hatte er im Laufe des Nachmittags aus der Anschauung des Terrains gewonnen. Er hatte entdeckt, daß sich das Quartier Hohenlohes im Irrthum befinde, wenn es glaubte eine der vier Armeecolonnen mit Artillerie und Train bei Rudolstadt die Saale passiren lassen zu können — wie am 9. Oct. noch die Absicht war; daß ein solcher Uebergang vielmehr, außer bei Lobeda, nur bei Saalfeld möglich sei. Er wußte überdies, daß sich die Armee, deren Marsch er zu decken hatte, durch die Unschlüssigkeit und Uneinigkeit des Hauptquartiers in einem halbwegs chaotischen Zustande befand und daß, wenn er den Feind in die marschirende Armee hineinstoßen ließe, diese aufgerollt werden würde. Für die Preußen bedeutete der Besitz von Saalfeld die Möglichkeit der großen Dislocation, welche auf den 10. Oct. angesetzt war, mochte diese nun darin bestehen, daß die ganze Armee, wie Hohenlohe wollte, über die Saale ging, oder daß, nach der Ansicht des Herzogs von Braunschweig,

Digitized by Google

das bereits bei Mittel-Pöllnitz stehende Corps über die Saale zurückgenommen und die Armee nach der Unstrut vorgeschoben wurde. Für Napoleon bedeutete er die Vereinigung seines linken Flügels, der von Coburg über Gräfenthal heraufmarschirte, mit dem Centrum, welches von ihm selbst von Kronach auf Schleiz und Gera dirigirt wurde. Ehe diese Vereinigung zu Stande gekommen, wollte er nicht vorrücken. „Ma jonction avec ma gauche n'est pas encore faite," schreibt er am Morgen des 10. Oct. an Soult, „ou du moins par des postes de cavalerie, qui ne signifient rien. Le maréchal Lannes n'arrivera qu'aujourd'hui à Saalfeld, à moins que l'ennemi n'y soit en force considérable. Ainsi les journées du 10. et du 11. seront perdues. Si ma jonction est faite, je pousserai en avant jusqu' à Neustadt et Triptis." Und über die Stärke des Feindes, den er dort erwartete, schreibt er an den Großherzog von Berg, der die Avantgarde des Centrums führte: „Vous savez combien il m'importe de connaître dans la journée le mouvement sur Saalfeld, afin que, si l'ennemi avait réuni là plus de 25.000 hommes, je puisse y faire marcher des renforts par Poesneck et les prendre en queue." Von dieser Lage der Dinge auf Seiten der Feinde wird sich der Prinz durch die Nachrichten überzeugt haben, die er am Abend von der Gräfenthaler und der Pößnecker Straße empfing, und wie besorgt er auch jetzt um die Position sein mochte: er mußte sie um jeden Preis zu halten suchen bis zur Ankunft der Anvantgarde der Hauptarmee, die ihm versprochen worden war. Von einem leichtsinnig entrirten Gefechte kann hier nicht die Rede sein, und der Prinz war, wie man sieht, keineswegs in leichter zuversichtlicher Stimmung.

Was nun unsere specielle Frage betrifft, so ist zunächst zu constatiren, daß der Reiter des Windorfschen Berichtes und jener Guindey, welcher in den schlesischen Provinzialblättern v. J. 1808 erklärte, den Prinzen im Zweikampfe besiegt zu haben, und dem auch T. R. diese That zuschreibt, nicht eine und dieselbe Person sind. Denn dieser trug in der Affaire von Saalfeld mehrere Säbelhiebe davon, und sein Pferd erhielt eine Kugel; jener blieb, wie sein Pferd, unverwundet, — eine Thatsache, deren sich Herr Windorf genau erinnert. Beide aber gehörten, wie ich nicht mehr bezweifeln kann, zu demselben Regimente, den 10. Husaren. Zwar Herr Windorf nennt ihn, und mit ihm ein anderer Augenzeuge, einen Dragoner, von einigen Andern wird er als Chevauxleger bezeichnet, und ich vermuthete des geraden Säbels wegen, den er trug, daß er von den Chasseurs à cheval gewesen sei, die mit unter Lannes' Befehl standen; aber diese blieben, wie Guindey glaubwürdig versichert, den Tag über in Reserve, und es wird ihnen — dies war mir der einzige schwierige, aber bei der auffälligen Unsicherheit der Quellen nicht durchaus anstößige Punkt der Windorfschen Erzählung — auch

Digitized by Google

sonst keine Theilnahme am Gefecht zugeschrieben. Auch trugen sie eine grüne Uniform, jener Reiter aber, wie ich nachträglich erfahre, eine hellblaue; und hellblau war eben die Farbe des 10. Husarenregimentes. Was die Saalfelder Zeugen, die übrigens nicht kriegskundig waren, über die Gattung des Reiters irre machte, war jedenfalls sein gerader Säbel: zu erinnern ist aber auch, daß Napoleon die Unterschiede der Cavalleriegattungen zu jener Zeit in hohem Grade verwischt hatte, so daß ein Laie unschwer beirrt werden mochte; gab es doch damals selbst neben Jägern zu Pferd, Husaren zu Fuß. Was aber jenen geraden Säbel bei einem Husaren betrifft, so hat er am Ende nichts besonders Auffälliges. Es kommt im Kriege oft genug vor, daß sich Jemand die Handwaffe nach seiner Liebhaberei wählt; jener Säbel war aber auch möglicherweise ein Ehrensäbel aus früheren Tagen, wie sie Napoleon zahlreich an Stelle von Decorationen vertheilte. Daß aber der Reiter einen geraden Säbel trug und daß der Prinz durch einen solchen getödtet wurde, ist ausgemacht; das Letztere ist durch vier Aerzte und einen Wundarzt bezeugt.

Welchem von beiden Husaren ist nun die That zuzuschreiben, um die es sich handelt? Oder waren sie etwa Beide dabei betheiligt?

Prüfen wir zunächst die Aussage, welche Guindey, übersetzt durch Dr. Richter, in den Schlesischen Provinzialblättern von 1808, Seite 241 ff. niedergelegt hat. Da heißt es: „ . . . Jung, ohne alle Empfehlung und von einem äußerst lebhaften Charakter, durchdrang mich das heiße Verlangen, mit auszuzeichnen, und so beschloß ich, — im Fall unser Angriff gelänge, ihn gefangen zu nehmen, oder zu sterben. Von diesem Entschlusse beseelt, vereinigte ich mich mit meinem Regimente, und befand mich darauf unter der sächsischen Infanterie. Ich erinnere mich, indem ich mir den Weg bahnte, einige Säbelhiebe versetzt zu haben, doch gegen alles gleichgültig, war nur der feindliche General mein einziger Gedanke. Endlich erblickte ich ihn, indem er mit der größten Lebhaftigkeit ein Bataillon Fußjäger, in grüner Uniform mit Schnüren, wieder in Ordnung stellte, und hielt ungefähr 100 Schritte, ehe ich an eine Wiese nahe bei der Saale ankam; ich ritt im Galopp, mit dem Säbel in der Hand auf ihn zu, indem ich ihm zurief: Rendez vous, general, on je vous tue! Er antwortete mir mit fester und entschiedener Stimme: Non Coquin, und versetzte mir dabei einen Hieb mit dem Säbel in's Gesicht. Da ich sah, daß er sich so tapfer vertheidigte, griff ich ihn muthig an: fest entschlossen, ihn nicht aus meinen Händen zu lassen, versetzte ihm mehrere Hiebe, die er mit Fertigkeit abwand; nur einen Stich mit dem Säbel in die Brust sowie einen Säbelhieb hinten am Kopfe vermochte er nicht abzuhalten. Die außerordentliche Gefahr, in der ich mich während dieses Gefechtes befand, wo mein Pferd eine Kugel in den Hals erhielt, eine andere durch

meinen Colbak, sowie eine dritte durch meinen Mantelsack ging, nöthigte mich, zu meinem Regimente zurückzueilen, vor dem ich mich bisher befunden hatte. Ich ward jetzt von 5 preußischen Husaren umringt, die mich gefangen nehmen wollten; als ich mich vertheidigte, versetzten sie mir zwei leichte Säbelhiebe in's Gesicht, mein Colbak ward von mehreren Säbelhieben gespalten, doch entkam ich ihnen durch den Beistand eines Husaren meiner Compagnie, nachdem ich einen getödtet und einen anderen verwundet hatte. Ich hatte sehr gut bemerkt, daß der Prinz mit diesen Wunden sich nicht weit entfernen konnte, denn ich hielt sie für tödtlich; aber ich fürchtete außerordentlich ihn nicht wiederfinden zu können, oder daß ein Anderer sich die Ehre zuschreiben würde, ihn besiegt zu haben. Bald darauf ward ich durch einen maréchal des logis, einen meiner Freunde, dem ich dies Gefecht erzählt hatte, von dieser Verlegenheit befreit; er zeigte mir den Prinzen am Ufer eines kleinen Baches auf einer Wiese, nicht weit von der Saale liegend."

Diese Darstellung würde die Kritik herausfordern, auch wenn nie eine andere Erzählung vom Tode des Prinzen aufgetaucht wäre und zum Vergleich genöthigt hätte: sie sieht aus wie polirt und geglättet durch vielen Gebrauch. Man überlege nur: Guindey arbeitet sich erstens glücklich durch sächsische Infanterie hindurch, um an den feindlichen General heranzukommen; alsdann trifft er diesen, den Höchstcommandirenden, allein, und findet Zeit, den außerordentlich gewandten Fechter mehrere schwere Wunden beizubringen, ohne durch einen Adjutanten oder Husaren belästigt zu werden; auch die Jäger, die der Prinz eben rangirte, gebrauchen weder Kolben noch Bajonett, sondern sie feuern auf den Reiter, obgleich er sich mit einer Lebhaftigkeit um seinen Gegner herumtummelt, daß er ihn im Hinterkopfe wie in der Brust zu verwunden im Stande ist. Endlich wird er zwar von fünf Husaren umringt, aber er tödtet Einen, verwundet einen Andern und entkommt. Der Erzähler verräth offenbar dieselbe Neigung zu idealisiren, die wir in den Bulletins seines Kaisers bewundern. Aber etwas Thatsächliches liegt natürlich diesen Angaben zu Grunde. Dafür bürgt der Umstand, daß die Offiziere, welche Dr. Richter sprach (er nennt freilich nicht gerade Offiziere des 10. Regiments), ihn für denjenigen hielten, der den Prinzen getödtet hatte; vielleicht auch seine Decorirung und sein Avancement, obschon Richter nicht ausdrücklich sagt, daß ihm Beides für die bezeichnete That zu Theil geworden sei, wie denn Guindey seine Unterredung mit dem Kaiser auffälliger Weise nicht selbst erzählt. Es spricht auch dafür, daß Guindeys Ortsangabe sehr wohl auf den Platz bezogen werden kann, auf welchem der Prinz wirklich kurz vor der Katastrophe sich bewegte, nämlich etwa hundert Schritt von der Wiese, das ist in und hinter dem Bockschen Garten. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß er hinter dem Garten noch einmal die Jäger zu sammeln

Digitized by Google

versuchte. Im Uebrigen befürchtet doch Guindey selbst, daß ihm ein Anderer die Ehre streitig machen könne, den Prinzen besiegt zu haben; und daß seine Veröffentlichung keinen Widerspruch erfuhr, beweist noch nicht für seine Ansprüche, wenigstens für den vollen Umfang derselben; denn die Schlesischen Provinzialblätter hatten nur eine ganz locale Verbreitung.

Und nun tritt in der That dieser Andere in der Person des Reiters auf, den Herr Windorf am Tage nach dem Gefechte auf das Schlachtfeld begleitete.

Die Offiziere wie die Saalfelder Bürger hielten und die noch heute lebenden Zeugen halten diesen Reiter für Denjenigen, der den Prinzen erstach. Man maß daher dem Guindeyschen Berichte, als er im Saalfelder Wochenblatte (1845, p. 224) abgedruckt wurde, dort selbst keinen Glauben bei, hielt ihn vielmehr für eine Fälschung. Auch der Frankesche Quartiergast präsentirte sich dem Kaiser, und zwar alsbald nach dem Gefecht; er suchte ihn im nächsten Hauptquartiere auf und überbrachte ihm die Orden des Gefallenen, um eine Belohnung zu erhalten; aber er wurde, wie er nach seiner Rückkehr erzählte, mit den Worten abgewiesen: „Man tödtet Prinzen nicht auf der Stelle, man nimmt sie gefangen.“ Diese Antwort ist wahrscheinlicher, als diejenige, welche nach Richters Erzählung Guindey empfangen haben will, weil es dem Kaiser von größerem Werth sein mußte, den Prinzen gefangen zu haben, als ihn todt zu wissen. Doch schloß sie eine Belohnung für die bewiesene Tapferkeit nicht aus, und in der That wurde der Wachtmeister, wie er bald darauf nach Saalfeld schrieb, zum Lieutenant befördert. Napoleons Bulletin, das schon am 12. October abgefaßt ist, paßt auf keine der beiden Erzählungen genau, weil es annimmt, daß der Prinz den Zweikampf gesucht habe; es läßt sich daher auf die eine nicht mehr als auf die andere beziehen. „Voyant ainsi,“ heißt es da, „la déroute de ses gens, le prince Louis de Prusse, en brave et loyal soldat, se prit corps à corps avec un maréchal de logis du 10. régiment de hussards. „Rendez-vous, colonel, lui dit le hussard, ou vous êtes mort.“ Le prince lui répondit par un coup de sabre; le maréchal des logis par un coup de pointe, et le prince tomba mort.“ Man sieht, daß der Wortlaut des Anrufs dem Berichte Guindeys, der den Prinzen lange gesucht und in ihm den commandirenden General erkannt haben will, nicht entspricht.

Hören wir nun zu dem, was wir über den im Frankeschen Hause einquartierten Wachtmeister bereits wissen, noch die kurze Mittheilung der Tochter des Wirths, der noch lebenden Wittwe Rosine Fuchs. „Wenn schon damals erst acht Jahre alt,“ so erzählt sie, „habe sie doch manches Ereigniß in ihrem Gedächtnisse so genau bewahrt, als sei es erst gestern vorgekommen. Am Abend der Saalfelder Affaire, nachdem der französische Wachtmeister, der

Digitized by Google

den Prinzen erſtochen, bei ihrem Vater einquartiert worden, habe ein Bauernwagen mit zwei ſchwarzen Pferden vor ihrer Wohnung gehalten. Der Wachtmeiſter ſei ſofort hinausgegangen, bald aber mit vier Franzoſen, die einen ſchweren Mantelſack und noch einiges Gepäck getragen, in ihre Stube gekommen. Nun ſei das Gepäck geöffnet und aus ihm ein Haufen Geld und goldene Sachen auf den Tiſch gelegt und dort getheilt worden, wobei ſie nicht gezählt, ſondern nur nach Häuflein gemeſſen hätten. Einer jener Franzoſen ſei mehr geweſen als ihr Wachtmeiſter und habe zwei Portionen erhalten. Der Wachtmeiſter habe bei ihren Aeltern vier Wochen gelegen, denn er habe ſich nicht ausquartieren laſſen. Gar viele Offiziere ſeien zu ihm gekommen und denen habe er ſeinen geraden Säbel gezeigt, an dem die Blutſpuren zu ſehen geweſen, die er nicht habe abwiſchen laſſen."

Hiernach, dünkt mich, liegt die Sache ſehr einfach und, wie mir ſcheint, ſo, wie ich ſie in meiner erſten Mittheilung angegeben habe. Die Anſprüche der beiden Huſaren modificiren ſich gegenſeitig. Vermuthlich waren Alle, welche den Inhalt des Mantelſacks unter ſich theilten, auch an dem Kampfe mit dem Prinzen betheiligt geweſen, der aber die zwei Portionen bekam, wird Guindey geweſen ſein, und er wird ſie bekommen haben, theils weil er vielleicht in etwas höherem Range ſtand als die Andern, theils weil er es vermuthlich geweſen war, der den Prinzen kampfunfähig machte. Es entſpricht durchaus der Wahrſcheinlichkeit, daß es eine Mehrzahl von Reitern war, die den Prinzen überwand, und es iſt faſt unmöglich zu denken, daß er, der ein Mann von ſeltener Stärke und ein ebenſo renommirter Schläger wie gewandter Reiter war, einem einundzwanzigjährigen Burſchen erlegen ſei, vorausgeſetzt ſelbſt, daß er ſich ganz allein befunden habe. Die Art der Verwundung zwingt durchaus eine Mehrzahl von Gegnern anzunehmen. Und ein ſehr heftiges Getümmel, in welchem der Adjutant v. Klitzing von dem Prinzen abgedrängt, Noſtiz verwundet wurde, iſt durch die Bockſche Ausſage bezeugt. Es fand neben und in jener kurzen Hohle ſtatt, die dem Bockſchen Hauſe gegenüber und keineswegs, wie die Entgegnung anzunehmnen ſcheint, einſam und abſeits vom Gefechtsfelde gelegen iſt. „Der Prinz bemühte ſich," ſo beſchreibt es Höpfner, „die Fliehenden aufzuhalten und zum Frontmachen zu bewegen; doch jeder auf ſolche Weiſe neugebildete Trupp wurde von dem wilden Andrange der Fliehenden und der Sieger ſofort über den Haufen geritten. Die im Marſch begriffene Artillerie die ſich theils durch Davonjagen retten wollte, theils die Geſchütze ſtehen ließ, das mit dem Hohlwege durchſchnittene Terrain, das Alles vermehrte noch die Unordnung. Sächſiſche, preußiſche und franzöſiſche Huſaren befanden ſich wild durcheinander." Ohne ein ſolches Getümmel, welches die Wahrnehmungen verwirrte,

Digitized by

wäre eine so große Zahl von Varianten, wie sie über den Tod des Prinzen in Umlauf gekommen sind, gar nicht möglich gewesen.

Der Kampf des Prinzen selbst wird dann drei kurze Momente gehabt haben. In dem ersten hatte Guindey mit ihm zu thun, während einige andere Reiter seine Begleiter beschäftigen und zugleich ihn selbst bedrängen mochten: dann griff ihn auch der Wachtmeister an, und da der Prinz bereits den schlimmen Hieb in den Ellenbogen, einen Pistolenkolbenschlag und zwei Hiebe auf den Hinterkopf bekommen hatte, war er nicht mehr im Stande, ihm zu widerstehen. Er erhielt den Todesstoß. In diesem Momente aber scheint es einigen braunen Husaren gelungen zu sein, ihn noch für einige Augenblicke herauszuhauen. Sein Pferd jagte auf die Schwadron zu, die unter Herrn von Kaphengst detaschirt war und die, wie mir Herr Generallieutenant v. Erichsen schreibt, nördlich von Wölsdorf, also ganz nahe von der verhängnißvollen Stelle hielt und dann im selbigen Augenblicke einen furchtbaren Stoß von den blauen Husaren bekam. Der Prinz sank im Getümmel vom Pferde, und die ihn getödtet hatten, machten sich nun über ihn her, ihn auszuplündern. Fast nackt wurde er unter Tanzmusik in den Schloßhof von Saalfeld getragen, wo Marschall Lannes ihn besichtigte und der kranke Herzog Franz von Coburg ihm durch seinen Jäger eine Locke vom Haupte trennen ließ.

Das Resultat dieser Abwägung wird also sein, daß Guindeys Bericht unter den hier aufgestellten Modificationen Geltung beanspruchen darf, wie ich denn schon in meiner ersten Mittheilung bemerkt habe, daß er an der Tödtung des Prinzen betheiligt gewesen sei. Aber es wird auch anzuerkennen sein, daß er in dem Bestreben, sich allein die Ehre des Sieges zuzulegen und sie obendrein möglichst hoch zu steigern, die Details des Kampfes unrichtig und übertrieben dargestellt hat. Es verhält sich zwar nicht ganz so, wie die Entgegnung bemerkt, daß der Prinz fast als der letzte Preuße auf dem Schlachtfelde gefallen sei; denn in dem allerletzten Gewühl unmittelbar am Wasser fiel noch eine ganz bedeutende Anzahl: aber der Kampf des Prinzen fand doch unmittelbar vorher und schon mitten in der allgemeinen Verwirrung statt, und dazu stimmt Guindeys Erzählung in ihrer ganzen Haltung nicht. Sie schildert einen vereinzelten Zweikampf vor der Front; nach der That aber will Guindey zu seinem Regiment zurückgekehrt sein. Das war aber um die Zeit, als der Prinz fiel, weder nöthig noch möglich: die blauen Husaren drängten in aufgelöster Ordnung schon Alles vor sich her.

W. Roßmann.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 34.

Ausgegeben am 21. August 1868.

Inhalt:

Der pariser „Salon" von 1868. 1. . . . . Seite 281
Hausraths neutestamentliche Zeitgeschichte 293
Abseit der Heerstraße. 2. Eschwege 300
Finnland und das Nationalitätsprincip 310
Einladung und Programm zur zehnten Versammlung des volkswirthschaftlichen Congresses in Berlin 319

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Der pariser „Salon" von 1868.

I.

Indem wir bei dem Unternehmen, für einen gebildeten Leserkreis post festum die Honneurs im diesjährigen „Salon" der großen pariser Kunstausstellung zu machen, von vorn herein auf die Vollständigkeit verzichten, die bei den Honoratioren und schönen Frauen beginnt, um bei den „Chinois", wie der Franzose obscure Personen nennt, zu endigen, so üben wir nur die gute Sitte des Wirthes im großen Gesellschaftssalon, der sich beim Originellen und Bedeutenden und bei dem begnügt, was unterhält. Wäre es doch ohnehin eine physische Unmöglichkeit, 2500 Bilder, die von A bis Z nummerirt sind, wie die Reviere unserer Forstwaltung, und auch auf den rechten Blick nicht viel größere und individuellere Unterschiede zeigen als diese, mit Muße zu sehen, geschweige denn zu beschreiben. Denn mit dem zehnten Theil käme vielleicht eine genießbare Gallerie — erst mit dem hundertsten eine Kunstsammlung im ästhetischen Wortsinn zu Stande. In dieser Form jährlicher Lieferung, sinkt die Ausstellung jedoch zu einem großen Bazar und industriellen Bildermarkt herab, der zwar dem aufkeimenden Talent eine Art Schule und eine leicht ersteigliche Sprosse auf der steilen Leiter des Ruhmes bietet, auf dem andrerseits aber auch das Unkraut manch' seltenes Korn, oder eine viel versprechende Blüthe zu ersticken droht. Das Publikum streift blasirt, verwirrt und geängstigt von dem zuviel, an manchem Guten achtlos vorüber, der Amateur windet sich mühsam hindurch, seine alten Freunde suchend, ehrlich bemüht, jedem guten, neuen, ein Beifallslächeln nicht zu versagen. Auch vergessen wir es auf unserer Wanderung nicht, daß die Laien solche Sammlungen nur durchblättern wie Kinder ein Bilderbuch, nach leicht verständlichen Geschichten haschend. — Marine, Thierstücke, Stillleben, Porträts- und Landschaften, wenn auch noch so brav gemalt, existiren für sie nur als langweilige Zugabe; vielleicht von richtigem Instinct geleitet, suchen sie einzig nach dem Leben in den Darstellungen der Kunst. Deshalb will auch ich meinen Lesern nur das Sehenswürdige und die Curiositäten wie in einer Laterna magica vorführen, mich des Raisonne-

Digitized by Google

ments enthaltend, außer da, wo es unumgänglich nothwendig ist, um die sociale Stellung und den Einfluß des Künstlers zu bezeichnen. Da ist z. B. gleich der erste Saal derartig mit den lächerlichsten „croûtes“ angefüllt, daß die Absicht der Jury unverkennbar ist, das Publikum nach ernsthaftem Sehen auch einmal mit dem Ausschuß dessen, was noch den Namen Kunstwerk verdient, zu belustigen; denn selten sah man so viel unfreiwillig Carrikirtes nebeneinander! — Hier ein Sonnenuntergang wie eine Bombe, in Farbengluth von Chrom und Zinnober explodirend — dort Gott-Vater in riesiger Dimension mit seinem Strafengel, der ein zwergartiges Menschenpaar, vor dem sich ein Regenwurm (wahrscheinlich die Schlange) ängstlich krümmt, aus dem Paradiese jagt. Einer hat die Perspective seines Zimmers, in einer Quecksilberkugel verrenkt, abgespiegelt, ein anderer die drei Menschenalter in einem grünen, einem reifen und einem verfaulten Apfel symbolisirt, welche tiefsinnige Parabel wir schwerlich gefaßt hätten, wäre uns die getreue Nachbildung einer Terra-Cotta darunter nicht zu Hilfe gekommen, die ein Knäbchen im Fallhut, einen Athleten im Mannesalter, der 1000 Pfund hebt, und einen invaliden Greis am Stabe zeigt. Uns blieb dabei vom Räthsel der Sphynx nur die Frage übrig, ob der Schöpfer dieser Bizarrerie der ersten oder zweiten Kindheitsstufe angehöre. Das ergreifende Drama in der russischen Abtheilung der Weltausstellung vorigen Jahres „die Prinzessin Tarakanoff in ihrem Kerker ertrinkend“ von Flavitzky hatte denn auch in Madame X eine allzukühne Nachahmerin gefunden. Dort rettet eine wunderschöne Frau in rothem Sammtgewande, erschlafft und verzweifelt, sich mit einer Schaar von Mäusen zugleich auf ihr ärmliches Lager, das die zum Fenster hereinstürzende Fluth schon umspült — hier im Pendant sehen wir eine Megäre, die in einer Art Veitstanz die Wand hinan zu klimmen versucht. „Schreckliche Strafe einer Frau, welche den Hahn ihres Badezimmers zu ölen vergessen“ bezeichnet es le monde pour rire. Desgleichen sehen wir auch noch die böse Jesabel, die in Convulsionen von ihrem Söller gestürzt wird (wobei ihr natürlich die Krone vom Kopfe fällt) während unten schon die Hundemeute auf sie wartet. Daneben zwei Schwestern, welche wie Lenau's Anna ihre Schatten durch Zauberkraft eingebüßt zu haben scheinen; item einen Vater, der in einem Anfall von folie sich und sein Kind mit einem ellenlangen Schwert erstochen hat, und nun gräßlich aufwacht (uns nicht zur Freude), endlich einen verruchten Mörder, der sich die blutigen Hände in einem Waldbach wäscht, — kurz wir meinten wahrlich für einen Augenblick in das „chamber of horrors“ der Madame Tussaud in London gerathen zu sein. Sollen wir es der Kunstjury danken, daß sie uns durch das laissez passer für so viel Naiv-Groteskes, ein gesundes Lachen verschafft? — Wir möchten ihr eher einen betrübenden Mangel an Wohlwollen vorwerfen, daß

Digitized by Google

sie nicht durch ein barmherziges „refusè" die Urheber dieser ungeschickten Mißgeburten verhinderte, sich öffentlich blos zu stellen. Leider zeigen diese Wahnsinnsproducte, daß jener ästhetischen Behörde ein nöthiger Bestandtheil fehlt: der Arzt.

Doch genug des Unliebsamen, Verfehlten. Wir schonen die Kranken am besten durch Namenlosigkeit, und wenden uns lieber zum Erfreulichen. Und wer nicht mit vorgefaßtem Wunsch zu tadeln, sondern mit Liebe und Toleranz sehen will, findet namentlich unter den kleinern Bildern (toiles de chevalet) des Vortrefflichen soviel, daß wir Nachsicht für die nothwendigen Lücken unsers Berichts in dieser Beziehung zu erbitten haben.

Bescheiden wir uns vorab mit der höheren Weisheit des Kunstgerichts, welches Herrn Brion's „Interieur einer protestantischen Bauernfamilie" im Elsaß mit der Ehrenmedaille und jenem Preise von 4000 Franken gekrönt hat, welcher aus Mangel an tadellosen Werken nicht einmal alljährlich zur Vertheilung kommt. Wir gestehen offen, daß der größere Theil des kunstsinnigen Publikums diese Entscheidung ebenfalls nicht begriffen. — Obgleich das Bild in harmonischer Gruppirung, lebenswahrer Auffassung der Typen, ruhig kräftigem Farbenton und kühn sicherer Pinselführung unzweifelhaft dem Besten seiner Gattung anzureihen ist, so ist es darum noch nicht „non plus ultra". Zudem war es eine dankbare und keineswegs schwierige Aufgabe, einen Hausvater im Kreise seiner schwarz gekleideten Familie darzustellen, da alle Figuren in Ruhe horchend, gegen die linke Seite gewendet sind, wo die schwielenharte Hand des ländlichen Patriarchen ehrfürchtig die Blätter des heiligen Buches umwendet. Leider ist auf den Gesichtern dieser Herzenseinfältigen aber wenig von Erhebung, Inbrunst und geistiger Gemeinschaft zu lesen; sie sind nüchtern gewohnheitsfromm, wohl glaubensfest, aber gefühlsstumpf. Auch der Hund, der fast wie ausgestopft mit geschlossenen Augen neben dem Lehnstuhl des Lesers sitzt, wirkt geradezu wie eine falsche Note in dieser Scene, in welche nur das naive Erstaunen der Kinder bei den heiligen Geschichten einiges Leben bringt. Brion's frühere Leistungen z. B. sein Christus auf dem Meere wandelnd, waren dagegen so frappant, daß wir zurückblicken müssen, um zu verstehen, wie ihm für dieses, uns ganz kalt lassende Bild so hohe Ehre zu Theil werden konnte. Herr Firmin-Giraud hat dagegen mit seiner „Heirath in extremis" einen glücklichen Griff ins tiefste Leben gethan, welcher den Accord unseres Herzens noch lange nach vibriren läßt. Er erzählt die alte, ewig neue Geschichte vom Leichtsinn des Mannes und vom Liebesopfer des Weibes. Hier aber läßt der edle Kopf des Sterbenden uns eher an eine Verirrung des Herzens, als an ein gequältes Gewissen glauben, welches Ungesühntes mit in die Ewigkeit hinüber zu nehmen zittert.

Digitized by Google

Der kleine Knabe, der liebkosend und fragend seine Händchen zwischen dem unbekannten Vater und der Mutter ausstreckt, die weinenden Großeltern, welche vielleicht zu spät das Vorurtheil ihres Stolzes der Rechtschaffenheit opfern (denn das rothe Band im Knopfloch zeugt, daß dies Drama auf dem Boden guter Gesellschaft spielt) — links die Zeugen, — ein Bruder Offizier, tief in den Ernst des Augenblicks versenkt, die Bewegung des Notars und des Maire, während man in der lebhaft vorgebeugten Gestalt des Arztes deutlich die Sorge liest, ob die erbleichende Lippe denn nur auch noch fähig sein werde, das entscheidende „Ja" des Bündnisses zu sprechen — das ist wahr und ergreifend. Außer von Vautier, der dem Sentimentalen immer auch noch die komische Seite abzugewinnen versteht, und der uns im Salon von 1866 neben der untröstlichen Wittwe, die nach dem Begräbniß bei ihr kaffeetrinkenden Gevatterinnen vorführte, in deren Individualitäten man deutlich die Geschichte ihrer Ehe oder ihres Wittwenstandes ablas — und außer den Meisterstücken von Knauß in diesem Genre, wissen wir uns keiner gleich fein in Farben erzählten Novelle zu erinnern. Herr Vautier, obgleich in der Schweiz geboren, ist ein Düsseldorfer, aus Jordans Schule und seine Tanzstunde im Dorf ist so lustig, daß sie selbst dem Trübsinnigsten ein Lächeln abnöthigt. Der alte steifbeinige Vestris mit der Fiedel läßt sichs doch noch gar sauer werden in seinem Beruf, obgleich er über die Jahre der Grazie hinaus ist, sonst hätte er wohl das Rasiren des Stoppelfeldes, das ihm im Gesichte starrt, und das Abnehmen des Hutes vor dieser hübschen Mädchenschaar nicht vergessen. Diese, in ihren Bewegungen ungelenk und täppisch, wie auf dem Trockenen zappelnde Backfische, stehen zwar ernsthaft in Reih' und Glied, aber doch nicht ganz d'aplomb. — Eine ist ausgetreten und zieht den ungewohnten rebellischen Schuh auf. Die Mutter und die Ahne sehen kopfschüttelnd, das Brüderchen aber mit gespreizten Beinen, laut lachend ihren verlegenen Bemühungen zu. Es gilt aber auch! denn die Blüthe der jungen Mannschaft des Dorfs steht, die Hände in den Hosentaschen, ihnen kritisch mit Kennerblicken gegenüber. Wer von unsern Lesern nach Berlin reist, mag sich das hübsche Bild in der Nationalgallerie noch einmal ansehen. Auch unser Landsmann Georg Saal rangirt diesmal sehr glücklich mit unter die Humoristen. Antwortete er mir doch, als ich ihm in seinem Atelier das Bizarre und Unglaubliche einer Skizze „ein Unbescheidener" betitelt, vorwarf: „Freilich ist das Wahre nicht immer wahrscheinlich. Dies Blatt erinnert an eine heiße Stunde meines Lebens, die ich mitten im norwegischen Schnee verlebte." Jetzt finden wir das Bild brav ausgeführt, von einer beständig dicht gedrängten Gruppe von Lachern umringt, im Salon wieder. Der Künstler selbst, im rothen Kittel, vor einer Feldstaffelei, mitten im Gebirg eifrig malend, wendet uns den Rücken, man sieht das großartige Alpen-

Panorama auf seiner Leinwand schon deutlich wiedergespiegelt. Aber hinter ihm auf dem Felsen kauert ein plumper und grausamer Kritiker, ein brauner Petz, — „der mich zwei Stunden lang, unverrückt anstarrte, dann aber brummend davon schlich, weil er mich offenbar nicht verstanden hatte." Freilich dünkt uns, die Kunst habe an der Wahrheit des Wahrscheinlichen noch immer Stoff genug. Seine Dorfgeschichten, wie diesmal auch die „Abreise der Conscribirten" erinnern in Eleganz des Stils an Auerbach, ohne jedoch so oft ins Idealisiren zu verfallen. Weiche aber streng correcte Linien, feine Farbe, schöne Gruppen, endlich die Poesie seiner immer neuen, romantischen und pittoresken Motive, fleißiges Naturstudium, welches ihm die Beherrschung der Lichteffecte im höchsten Grade angeeignet hat, bedingen den Adel seiner Gestalten. Ich erinnere nur an sein „Rendez-vous im Mondlichte am Brunnen", auf der Weltausstellung, an seinen „Mondschein im Walde von Fontaineblau", den der Kaiser selbst erworben, endlich an seinen „Rennthierjäger bei Mondlichtschein in Lappland" die ihm früher die Medaille errungen. Fast möchte ich ihm wegen Zartheit der Farbe, Eleganz der Pinselführung und feiner geistreichen Composition Paul Leyendecker an die Seite stellen, der ebenfalls deutschen Ursprungs, aber Schüler Gerôme's, ein zwar noch junges Talent ist aber durch seine „Traumdeutung Josephs" 1866 vortheilhaft debutirte. Er hat überdies den Tact, die Strengen durch Wahl klassischer Süjets zufrieden zu stellen. Sein Genius gab ihm ein, den Kallimachos zu malen, wie er über einen Gottesacker schreitend das erste Modell des reichen und üppigen korinthischen Säulenknaufes in dem von einer Felsplatte bedeckten Korbe findet, durch welchen schön geschweifte Akanthusblätter sich schlängeln, deren Ton mit dem intensiven Blaugrün des Mantels, eine prächtige Farbensecunde angibt. — An diesem geschmackvoll behandelten Anekdotenmotive zeigt sich, daß der Künstler sich nicht zu schämen braucht, wenn er malt, was er schaut und erblickt, statt lediglich der Intuition zu fröhnen. Das Auge in unmittelbarer Begegnung mit Wirklichem — das ist ja recht eigentlich der Künstler am Künstler.

Freilich aber liegt das Seltene in der Kunst nie im Seltsamen! Das möchten wir vor Allem Herrn Gerôme zurufen, der hierin von seinem Schüler Maaß und richtige Wahl lernen sollte. Wir bestreiten ihm nach ästhetischem Gesetz ganz das Recht, uns die Schatten von Körpern, welche wir nicht sehen, vorzuführen, um so mehr, wenn er einen Gegenstand, wie die Kreuzigung berührt. In der That sehen wir, barock genug, rechts auf dem Hügel Golgatha's drei phantastische Schattensilhouetten, die wir nach langem Examen endlich als von den Kreuzen, welche die Missethäter neben dem Erlöser getragen, herrührend erkennen müssen, die der Künstler aber in die Phantasiewelt außerhalb des Bildrahmens verlegte. Dasselbe verfehlt, ein-

gitized by Google

fach als Landschaft gesehen, zwar kaum eines choquanten Eindruckes: Der Himmel ist bleischwer verdunkelt, die Sonne im Hintergrunde erscheint nur als blutiger Ring einen düsterrothen Schein nach Osten werfend; das Opfer ist vollbracht, denn im Mittelgrunde ziehen die Kriegsknechte und das Heer der gaffenden Spötter gen Jerusalem, von dem man in der düstern Nebelform kaum die Zinnen erkennt. Gilt es nur, uns eine Stimmung mitzutheilen, so ist Gerôme ein Maler wie Keiner, unvergleichlich und unnachahmlich. Er hat aber immer zugleich den Instinct für das Unrichtige in seiner Kunst, und sein Dichten mit dem Pinsel ist um so verführerischer, weil er denselben mit meisterhafter Virtuosität handhabt. Daher der Eindruck des leeren Pathos. Ueberdies hat er zu viel literarischen esprit, er schießt oft über das Ziel hinaus, und statt des geistreichen bon-mot, das er ersonnen, vernehmen wir nur eine banale Phrase. Er wirkt wie die Sophisten durch Ueberraschung und Contraste, Paradoxen und Antithesen, und mit diesem Blendwerk der Wahrheit, das immer da auftritt, wo ihr Geist entwichen, verbindet sich eine beißende Ironie. Seine Imagination hat das poetische Ideal entweder nie besessen oder verwahrlost. Wir erinnern nur an seine realistische Cleopatra, die sich vor dem Cäsar, an seine Phryne, die sich vor dem lüsternen Areopag entschleiert, an seine hohnlachenden Auguren, an den Sklavenmarkt, auf dem der Käufer die Zähne der schönen Waare untersucht, endlich gar an den Haufen abgesäbelter Türkenköpfe am Eingange einer Moschee, von zwei Garden der Pforte bewacht, deren Einer im Ringpanzer indolent mit dem Schwerte spielt, während der andere im Turban sich durch den Wohlgeruch seines Narghile's vor dem neben ihm aufsteigenden Verwesungsduft phlegmatisch zu schützen sucht. Der Enthusiasmus der kritischen gourmets für so widrige Schaugerichten, beweist eben recht den haut-goût, worin ein Theil der französischen Kunst-Philosophie und Tageslitteratur, die wohl leider allzusehr der Spiegel des hiesigen Lebens blendet, sich heut zu Tage verirrt haben. — Der blasirte Gaumen des Pariser muß durch scharfe Würze gekitzelt werden, wenn er überhaupt noch kosten soll, und das eitele „Von sich reden machen", ist meist ein viel stärkerer Antrieb für die hiesigen Kunstbrüder, als der Stolz, die Stufen des Tempels zu erreichen. Daher so viel Verbildetes, Verzerrtes, Ungeheuerliches und Manirirtes im Salon, — des geradezu Widerwärtigen und Obscönen — wie es sich bei uns in Deutschland doch gottlob! nie an die Oeffentlichkeit wagen dürfte — gar nicht einmal zu gedenken. Sollte die hiesige unsaubere Novellistik, die sich nur in Fictionen von Herrschaft des Hetärenthums, Mord, Raub und Ehebruch, kurz jeder Schandthat, welche das öffentliche Criminal-Verfahren an's Licht zieht, und womit Theater, Feuilletons und Romane die Phantasie Tausender täglich ungestraft vergiften dürfen, ergeht, nicht an diesen lockern Sitten, am Verfall

Digitized by Google

des Geschmackes und an der Lähmung der sittlichen That- und Schöpferkraft den größten Theil haben? Hier wäre das Feld für eine Censur — weil hier Reform unbeschreiblich noth thut. — Vergessen wir es nicht, daß mit dem Verlust des Glaubens an das Unsichtbare, Heilige und Reine im Leben — Ueberdruß und Ironie das verlassene Herz ergreifen und jeden Aufschwung lähmen müssen. Der Mensch ringt dann noch vielleicht wie im Traume, das Wort zu finden, das aus dem Bann, der seine Sinne gefangen nahm, erlöst, aber er hält nur noch die Buchstaben, und kann sie nicht mehr zum Sinne vereinigen. — Zu diesen Unmündigen, welche die hohe Geistersprache nur in Silben stammeln statt mit Feuerzungen zu uns zu reden, gehört Gerôme, der mit sinnlichem Formtalent sonst hoch begabte Meister! Von dem großen Hergange der Passion gibt er uns nur den wesenlosen Schatten und nicht einmal durch das materielle, physische Gesetz berechtigt, — denn wie? wenn Finsterniß das Land deckt, und das Sonnenbild selbst halb verdunkelt am Horizont steht, kann der Schatten der Dinge dann gegen die Lichtquelle hinfallen? woher hat Herrn Gerômes Geist denn seine Erleuchtung, um zu den Wundern, welche den größten Moment unserer Geschichte kennzeichneten, noch so Unsinniges hinzu zu dichten?

Gerôme's zweites Bild ist noch absurder. — Sein Titel: „9. Mai, 7 Uhr Morgens", gibt dem nicht ganz Geschichtsfesten, abermals zu rathen, daß die verhüllte in Mantel und Escarpins vor einer steifdiagonalen Mauer hingestreckte Gestalt, der ein altmodischer Hut entfallen ist, die Leiche des auf Befehl Ludwigs XVIII. erschossenen Marschall Ney vorstellen solle. Ein in der Ferne abziehendes Piket Soldaten, einige noch brennende Patronen am Boden, und das an der Kellerwand ausgekratzte „vive l'Empereur" neben den dort eingeschlagenen Kugeln, geben vor, uns die Geschichte zu erzählen. Als Illustration eines Bilderbuches möchte eine so dürftige, unschöne Idee den Tod eines Helden darzustellen allenfalls passiren. Aber die hiesige Kritik ist durch Rücksichten paralysirt, und wagt schüchtern mit echt französischer Urbanität, gegen gewichtige Namen kaum einen leisen Tadel, sonst hörten die Großen des Kunstreichs wohl auch einmal Anderes, als die mitunter steif genug erzwungenen Lobhudeleien. Von dem Meister dieser Zunft auf sogenanntem stylistischen Gebiete — von dem hochgefeierten Doré — wird jetzt auch bei Ihnen in Deutschland viel Wesen gemacht. Seine Prachtbibel, die Lucubration schlafloser Nächte, unserer hiesigen Gesellschaft schon um ihrer pikanten Entstehungsweise sympathisch, überfluthet den Kunstmarkt. Wir können die Verbreitung derselben mit Ruhe ansehen. Schlimm freilich, wenn das gesunde deutsche Publikum vorübergehend der Gefahr ausgesetzt wird, diese Produkte überreizter Phantasie und übernächtiger Doppelsichtigkeit, die freilich von originellen Einfällen strotzen, ernsthaften und tüchtigen Leistungen hei-

Digitized by

mischer Künstler vorzuziehen, — aber zu dem gesunden Sinne des Volkes haben wir das Zutrauen, daß es den Rausch, den solche importirte Narkotika nach sich ziehen, nicht wie die darin geübten Pariser lieb gewinnen, sondern auf die Dauer sich herzhaft vom Leibe halten wird. Doré wird nie überwinden können, daß er vom Journal pour rire und dergleichen ausgegangen ist. Dahin gehört sein Talent; es mag austoben — denn „Toben" ist der einzige passende Ausdruck für solche Massenerzeugnisse — aber wenn der Clowne den Priesterrock anzieht, so wird er kläglich oder, was wir in diesem Falle mehr fürchten: beklagenswerth.

Cham, der geistreiche Carricaturenzeichner, privilegirt, Jedem die Wahrheit zu octroyiren, hält den Pfeil des Spottes diesmal kameradschaftlich zurück und zeichnet verblümt nur die Mauer, an der ein Schütze auf einer Leinwand von 1500 Metern Perspective nicht ins Schwarze trifft. Le Salon pour rire, schon kecker, bringt dagegegen eine gute Charge des Bildes — die Schatten von drei Ordenskreuzen auf einem leeren Hügel mit der Unterschrift: „Beweis der Wirkung, welche links und rechts, ohne Unterschied vertheilte Kreuze auf schlechte Malerei haben." Auch Herr Louis Baader der 1867 durch Hero und Leander, seine Medaille mit Recht gewonnen, bietet uns heute statt des Lebendigen nur Fäulniß und Verwesung. Auch er obgleich das Häßliche offenbar nicht absichtlich intendirend, wie Ribot, Courbet und Manet, die Adepten des „Realismus", wußte doch seiner kranken Imagination kein anderes Thema zu entlocken, als „römische Sklaven lebendig den Muränen zur Nahrung vorzuwerfen." Man denke sich ein finsteres Gewölbe voll Moderluft, von einer trüben Lache umspült, in der die schlangenartigen Fische schwimmen. Eine Mutter, ihr Kind an sich pressend, sieht verzweiflungsvoll der Agonie eines im Wasser liegenden Greises zu, dem die Blutsauger eben die letzten Kräfte entziehen — ein männlicher Sklave rüttelt mit wildem Grimm an dem Gitter dieses höllischen Kerkers aus dem kein Entrinnen ist. Alles vortrefflich gemalt, — präcis, wie photographirter Alpdruck: und über solchen Scheußlichkeiten verharrt der Maler monatelang, und er ist nicht wirklich verrückt geworden, ein Beweis, daß es unsere neufranzösischen Routinisten an Nervenzähigkeit mit dem Schindangerhumor des Mittelalters vollkommen aufnehmen. Man kommt dabei vor dem pathologischen Problem gar nicht bis zum ästhetischen, was auch gar nicht nöthig ist. Wenn das Entsetzliche die letzte Stufe ist, auf der es der Kunst noch erlaubt ist mit unserer Furcht und unserem Mitleid zu spielen, so ist das Ekelhafte und Abscheuliche schlechterdings ausgeschlossen.

Herr Klagmann hat diese Grenze des Gräßlichen fein verstanden, und überschreitet sie nicht, wenn er auch für seine „Medea" unsere Sympathie nicht ganz zu gewinnen vermochte. Wir hätten es ihm gedankt, wäre sie

Digitized by Google

etwas weniger hager, ältlich und nervig dargestellt, weil wir so Jason's Treubruch, wenn nicht gar verzeihen, so doch begreifen. — Das oft behandelte Sujet, ist in satten intensiven Farben mit breitem Pinsel, im „classischem" Stil gemalt, hat aber Orginalität genug, um einst mit einer Medaille belohnt zu werden. Es ist wenigstens der Medea von Armand Combon bei weitem vorzuziehen, die einer Furie gleich, nachdem sie den Mord schon vollbracht, von einem scharlachrothem Mantel umflattert, ihren Drachenwagen besteigt, um als echte Hexe durch die Lüfte davonzufahren. — Auch Herr Guillamet erreicht im Schauerlichen fast das Erhabene; obgleich er uns im Vordergrunde seines Bildes fast nichts wie das Gerippe eines Kameels zeigt, an dem Geier und wilde Bestien, noch einige Reste von Haut und Muskeln übrig gelassen, so dehnt er doch die ungeheure Perspective der Wüste und den darüber zitternden glühenden Himmel so magisch duftig aus, daß man wirklich vor einer unendlichen Fläche und Tiefe zu stehen wähnt. Wenn wir genau hinsehen, entdecken wir in den Pünktchen am Horizont eine herbeiziehende Karavane.

Daß übrigens in der leidigen Effecthascherei ein Theil der französischen Künstler auf schlüpfrigen Abwegen wandelt, von denen einer oder der andere zuweilen einen bösen Sturz thut, beweist Niemand schlagender, wie Herr Courbet, „der Prophet von Ornaus" oder der „Hoheprieſter des Realismus" wie er sich noch lieber nennen hört. Nachdem er mit seinem nackten, mit einem Papagei spielenden Fräulein im Salon 1866 viel Lärm verursacht, hat er jetzt in seinem schmutzigen Bettler, dessen Gliederbau noch dazu aus allen Fugen gerenkt ist, und der einem schmutzigeren Jungen, dem Sohn des schmutzigsten alten Weibes, cynisch ein Almosen giebt, und der ohne alle Farbe, Zeichnung und Sentiment geradezu mit dem Borstwische aus Lehm und Ruß hingepinselt erscheint — sich so ganz ins Alberne verirrt, daß man an der Zurechnungsfähigkeit des Künstlers zweifelt, und daß selbst seine besten Freunde und sein zweites hübsches Bild: „ein Reh auf dem Anstand" das nur durch etwas zu grelle, unruhige Farbe sündigt, ihn vor dem Sturm des öffentlichen Unwillens nicht zu retten vermögen. Ja, man ist nahe daran, ihn in die Acht zu erklären, und aus der edlen Künstlergilde auszustoßen, weil man behauptet, daß er durch solche Sudelei nicht nur der vox populi Trotz bietet, sondern alle Regeln der Kunst höhnisch mit Füßen tritt. Wir dagegen halten Herrn Courbet einfach für einen Spaßvogel, der ein wenig „Gamin" sich mit echt künstlerischem Muthwillen an der zischenden Petarde ergötzt, die er so unvermuthet unter die „ernsthafte gute Gesellschaft" geschleudert hat, und der im nächsten Salon sein Künstlerwappen glänzend wieder restauriren wird.

Flüchten wir schnell, um unsern Blick von diesen galvanischen Ver-

Digitized by Google

zuckungen auszuruhen, einen Augenblick in das sanfte Helldunkel, womit Cäsar de Cock das Publikum vor seiner „Waldgegend“ fesselt. Es ergreift uns in dieser heißen, staubigen Atmosphäre mit unendlichem Fernweh — und wir ersehnen das Fortunatshütlein, uns gleich dorthin zu wünschen: leider müssen wir uns jedoch begnügen die Stufen dieser feinen grauen Töne, in die er auch seine „Reisigpflückenden Frauen“ gekleidet, erfrischt und dankbar wieder und wieder zu verfolgen. Sein „Haidefeld“ das hier und dort rosenroth erglüht, weil es in Liebe und Blüthe steht, wie das glückliche Paar, das darin wandelt, setzt diesen beruhigenden Eindruck fort. Wir finden ihn noch einmal in August Ortmann's prächtigem „Walddunkel“, in welches uns die mit smaragdgrünem Moos überzogenen Steinkissen, die mächtigen im hautrelief modellirten Stämme weiter und weiter verlocken möchten, zöge uns nicht eben Paul Huet, der einen Gewittersturm über die Ruinen des Schlosses von Pierrefonds hinwegführt, zu dessen Füßen ein Walddorf lagert, noch mächtiger an. Er ist ein Athlet unter den Landschaftern, immer herculisch und großartig, wenn er, wie nur zu selten geschieht, seinen Griffel zur Zeichnung eines Epos ansetzt. Sein düstergrauer Sturm hallt dann noch in einem frischen mächtigen Farbenecho wieder, da der dunkle bewegte Bergwald in dem Scharlachrocke einer hübschen Dirne, die ihr weißes Tuch zum Schutz gegen die Schlossen über den Kopf flattern läßt, und ihr Hündchen zur Eile treibt, den glücklichsten Gegensatz findet. — Und in dieser modernen Nachbarschaft begegnen wir unserem entschiedenen Lieblinge Breton, für den wir, stolz genug, kein besseres Lob wissen, als dieß: er könnte ein Deutscher sein, so rechtschaffen und gemüthvoll muthet uns Alles an, was er bringt, und doch ist er in Kühnheit und Sicherheit gerade Franzose genug. Bald ist es eine Schaar müder Mäherinnen, die der Feldwächter von der Tagesarbeit heim beruft, und die rasch gebückt, noch ein paar Aehren für sich auflesen, bald sind es nur drei oder vier Gestalten die im Kleefelde beim Abendroth glückbringende Vierblätter suchen; bald ein Mädchen im Mohnfelde, das mit Mutterfinn die Brut in einem verlassenen Neste füttert. Auch er ist Realist — aber ein echter! nur liegt sein Ideal nicht im Excentrischen und Unerfaßbaren, aber wo er verweilt, da ist gut sein. Wie keusch, wie frei von aller Coquetterie spielt das Licht um seine Gestalten, die vielleicht eben deshalb, wie von einer Glorie umflossen sind. Hier wird die Poesie Fülle der Wirklichkeit, lebendig wie vor dem Blicke des Sonntagkindes, und unsers alten Meister's Dürer schönes Wort:“ „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, — wer sie herausreißen kann, der hat sie“, findet in Breton Bestätigung. Diesmal gibt er zwei Bäuerinnen, die Erdäpfel aus einem staubigen Korbe in einen Sack schütten. Ihr Anblick genügt, um uns mit Verdruß vor all den pretensiösen Verbildungen und Farbenmarktschreiereien abzuwenden, die

Digitized by Google

ringsum prahlen. Hier, wie in Göthe's Gedichten, „ist kein Stäubchen, kein Lichteffect zu viel", „ein Schatten mehr, ein Strahl dort nicht, hätt' namenlosen Reiz zerstört" möchten wir mit Byron sagen. Und dennoch hält Breton uns nur den Spiegel vor, in dem wir das Leben einfacher Menschen belauschen, aber seine Landmädchen haben in ihrem strengen Stil, in ihrer frischen robusten Natur all den Adel und die Majestät, womit Homer die griechischen Königstöchter bei ihren häuslichen Beschäftigungen umkleidet. Wie grazös naiv ist sein zweites Bild: Ein Gärtnermädchen in zerlumptem erdfarbenem Kleide kniet vor dem Heliotroge, der soeben seine Blüthen erschlossen, und saugt den feinen Duft in tiefen Zügen ein. Auch für sie, die Aermste scheint die Sonne, athmen die Blumen. — Mit diesem Zauber der Einfachheit wirkt Breton, und was er spendet ist hier doppelt erquicklich.

Aber wenn wir ihm so ungetheiltes Lob zugesprochen, so dürfen wir auch August Bonheur nicht vergessen, der so reich begabt in die Fußstapfen seiner berühmten Schwester tritt. Es ist auch nichts mehr, als eine friedliche Schafheerde, die dieser vielleicht größte Animalist unserer Zeit, uns am sandigen Abhang vor dem großen Meeresspiegel weidend zeigt, über dem eine lichte Gewitterwolke steht; aber mit welcher Liebe und Sorgfalt ist jeder Halm, jeder Schatten des hügeligen Terrains behandelt! Wie intensiv grün legt die transparente Welle ihre Schaumkrone am Strande nieder, wie fein gestuft und wahr bewegt ist die schwankende, unendliche Wasserfläche, während die Luft so klar und ruhig ist, „daß man selbst Gott im Himmel sieht." — Zufrieden stolz blickt der schwarze Widder im Mittelgrunde auf seinen Harem, indessen das neugeborene Lamm im Sonnenschein liebkosend neben der Mutter dingelt. Nur wer selbst Thiere gemalt, wird die Sorgfalt völlig würdigen, mit welcher jedes Wollflöckchen gekräuselt sein muß, um vom modellirenden Licht, die zarten gelb- oder grauröthlichen Nuancen zu empfangen, unter welchen allein der Muskel gerundet hervortritt und das Leben scheinbar arbeitet. Und wie wenig zahlt der Blick des rasch vorüberschweifenden Beschauers, selbst das begeisterte Lob der Kunstkundigen, die namenlosen Mühen, das ernste Studium, die solcher Leistung vorausgehen mußten.

Wenn wir das überaus vortreffliche Bild von Ed. Moyse, „Rabbiner im Sanhédrin (am 4. Febr. 1810 zur Feststellung der Rechte der Juden in Frankreich versammelt"), welches gleich geschickt in der Vertheilung des Lichts, individuell im Typus und würdig in der Gruppirung gehalten ist, eine Versammlung von Denkern, gleich eloquent in der Demonstration, wie im sinnenden Schweigen, — wenn wir ferner den Versuch J. Beaume's gelten lassen wollen, mit dem unglücklichen Sohn Ludwig XVI., der bis zum Skelet abgezehrt, sich einen Augenblick frei träumt, weil sein grausamer Wächter entschlafen ist — ein trübes Schattenbild der Geschichte heraufzurufen,

Digitized by Google

ſo finden wir außer dieſen im gegenwärtigen Salon faſt keine nennenswerthen Motive, welche den Namen Hiſtoriengemälde verdienten, denn die Krönung König Wilhelm I. von A. Mentzel iſt bei allen Verdienſten eben nur ein Situationsbild.

Darum dürfen wir es den Herren Lepaulle und Jonquières ſchon danken, daß ſie gleichzeitig den Beſuch des Papſtes unter den gefangenen Garibaldianern zum Vorwurf genommen. Beide haben die bekannte Scene gleich bewegt und dramatiſch geſchildert, letzterer vielleicht pſychologiſch feiner, indem er einem ſeiner Charakterköpfe eine frappante Aehnlichkeit mit Victor Emanuel geliehen. Herr Lepaulle bleibt dagegen mehr harmoniſch in der Localfarbe der Rothhemden, und hiſtoriſch treu, weil er die päpſtlichen Wachen bei dieſer Zuſammenkunft entfernt. Denn das Erhabene liegt juſt in der freundlichen Ruhe, in der Furchtloſigkeit des Alleinſtehens Pio nono's unter dieſen wilden Geſellen. Aber freilich werden wir dabei die unangenehme Empfindung der Tendenz nicht los. Von Geiſt und Angeſicht verſchieden, wenn auch im Plane identiſch ſind die ebenfalls doppelt, von Paul Guerie und Herrn Fauvel vorgeführten Scenen des „Beſuchs der Kaiſerin Eugenie im Cholerahoſpital zu Amiens im Juli 1866". Fauvels Bild, zur Decoration für das Hoſpital beſtimmt, verdient Lob für das Geſchick, mit welchem er den Stoff bewältigt, jedoch erhebt es ſich nicht über die Grenzen des gutgemalten Genre: Paul Guerie dagegen hat ſich durch Stil und Anordnung der vielſeitigen Gruppen, durch den äſthetiſchen Takt, mit dem er uns den Anblick des Unſchönen entzieht, und alle ſeine bewegten Geſtalten (man rühmt ihre Portraitähnlichkeit) gegen den Mittelpunkt, die Kaiſerin zurückwirken läßt, — ferner durch ſein ſattes Colorit aus der Reihe der Unbekannten, plötzlich zum gekrönten Geſchichtsmaler aufgeſchwungen. Beſonders iſt der Ausdruck des Mitleids und der Tröſtung, in den Zügen der hohen Frau, deren Heroismus und Menſchenliebe hier in einem der Barmherzigkeitsacte verewigt wird, zu rühmen. Ich entlehne dem Berichterſtatter der Kölniſchen Blätter die hiſtoriſchen Worte, welche bei jener Gelegenheit gewechſelt wurden. Einer der Kranken nannte die Kaiſerin „ma soeur" ſie mit einer barmherzigen Schweſter, ſeiner Pflegerin verwechſelnd. „Beſinnt Euch," ſagte jene erſchrocken, „es iſt Ihro Majeſtät, die mit Euch redet." „O laßt," antwortete die Kaiſerin gerührt, „gibt er mir doch einen ſo ſchönen Namen!" „Und mit dieſem werden die Engel Euch einſt an der Himmelspforte begrüßen," fügte der Biſchof von Amiens als gleich vollendeter Höfling und Geiſtlicher hinzu. Hier haben wir in That, Wort und Bild, ein echtes Stück second empire. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Hausraths neutestamentliche Zeitgeschichte.

Neutestamentliche Zeitgeschichte von A. Hausrath, Prof. an der Universität Heidelberg. I. Theil. Die Zeit Jesu. Heidelberg 1868.

Man muß gestehen, daß all' die zahlreichen Untersuchungen, deren Gegenstand das Leben Jesu bis heute gewesen ist, alle erneuten Darstellungen desselben, die von den verschiedensten Standpunkten aus versucht worden sind, den Umfang dessen, was wir als historisch sicher über das Leben und die Persönlichkeit unseres Religionsstifters wissen, nicht erheblich erweitert haben. Es liegt dies, wie Jedermann weiß, an der Spärlichkeit der Quellen, die von nirgends her einen directen Zuwachs mehr zu hoffen hat, und an der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Quellen, die noch überdies zwingt, von denselben einen sehr behutsamen Gebrauch zu machen. Ein wesentlicher Theil des Lebens Jesu ist darum eben die Orientirung in dieser Quellenliteratur geworden, und eine Zeitlang schienen die Forschungen, welche dieser galten, ungleich wichtiger zu sein und den Eifer der Gelehrten ungleich mehr zu reizen, als das, wozu sie zunächst doch nur ein Mittel, eine Hilfswissenschaft waren. Erst als die Arbeit der Evangelienkritik einen gewissen Abschluß gefunden hatte, als über die Hauptpunkte, eine annähernde Verständigung erzielt war, und insbesondere die Ansichten der tübinger Schule über das Verhältniß des vierten Evangeliums zu den drei ersten, was doch immer der entscheidende Punkt war, nach hartem Kampf auch innerhalb der officiellen Theologie sich Anerkennung errungen hatten, trat das andere Interesse wieder in den Vordergrund, mit dem, was an verwendbaren Bausteinen übrig geblieben war, den positiven Aufbau der Biographie Jesu zu versuchen.

Allein es ist nicht zu leugnen: noch immer gilt das Wort von Strauß, daß wir über keinen großen Mann der Geschichte so ungenügend unterrichtet sind, als über Jesus. Alles was der Sammelfleiß der Gelehrten aus den Quellen zusammenzutragen und ihr Scharfsinn aus denselben herauszulesen gewußt hat, ist doch ungleich mehr dem Beiwerk als dem Kern der Aufgabe zu statten gekommen. Es sind in den letzten Jahren sehr anziehende Studien zu Tage gefördert worden, über die geographischen Verhältnisse, die Landesgeschichte und speziell die Landschaft, in der Jesus geboren wurde; man hat über die damaligen Zustände des jüdischen Volks, die äußeren wie die inneren, insbesondere seine religiösen Verhältnisse, sein Parteiwesen die werthvollsten Untersuchungen angestellt. Aber Jedermann sieht, daß dies Alles nur in mittelbarer Beziehung zu einem Leben Jesu steht; es zeichnet den historischen Boden, auf welchem dieses Leben erwuchs, aber auf das Geheimniß dieses Lebens

Digitized by Google

selbst fällt daraus kaum ein neues Licht. Man ist genau orientirt über das Rabbinenthum, über das Synagogenwesen, man weiß, wie Art und Umfang des religiösen Unterrichts beschaffen war, aber speziell über die Jugend und Jugendbildung Jesu bis zu dem Zeitpunkt, wo er selbst als Lehrer auftritt, wissen wir durchaus nichts; es ist ein lediglich unbeschriebenes Blatt das man immerhin mit Ausführungen jener Art ausfüllen mag, weil sie wenigstens den Schluß erlauben, was etwa Jesus in solcher Schule sich angeeignet haben mag. Und was dann die Hauptstücke der Biographie betrifft, die relgiöse Anlage Jesu und ihre Entwickelung, der Inhalt seines Entschlusses zum öffentlichen Auftreten, sein inneres Verhältniß zur Messiasidee, über diese entscheidenden Momente ist jeder Schriftsteller auf den Weg der Combination gewiesen. So sehr lassen die Quellen im Stich, daß er diese Fragen nur beantworten wird je nach der allgemeinen Anschauung, die er sich von Jesus und seinem Werk gebildet hat. Es ist doch mehr oder weniger ein Ideal des neunzehnten Jahrhunderts, das uns die modernen Biographen geben, und unwidersprechlich ist dabei nur das eine: je einfacher seine Züge, desto mehr wird es uns als ähnlich anmuthen. Am wenigsten können rhetorische Häufungen an die Wirkung reichen oder gar sie überbieten, welche die Strauß'sche Schilderung hervorbringt. Dieser und jener neue Biograph sollte bedenken, daß es immer die einfachsten Mittel waren, durch welche dieses weltgeschichtliche Leben gewirkt hat. Je breiter es ausgeführt werden will, um so mehr eigene Zuthat; je angestrengter die Versuche es bis in seine letzten Fasern zu zergliedern, um so weniger der Eindruck voller und ungebrochener Natur.

Daher denn der vorherrschend subjective Charakter dieser neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu. Wir fürchten, die meisten werden einst mehr ihre Bedeutung haben als Beiträge zur Charakteristik unserer heutigen Wissenschaft, denn als Beiträge zur Charakteristik Jesu. In der That beruht das Interesse, das wir diesen Werken entgegenbringen, weniger auf der Frage, was wir nun aus ihnen Neues erfahren als gesichertes Ergebniß der Forschung; uns reizt ungleich mehr die Methode der Forschung. Wir fragen, wie die philosophischen oder religiösen Prämissen des Schriftstellers sich bewährt haben in seiner Durchführung, oder in welchem Maße es ihm gelungen ist seiner Hypothese den Eindruck der Harmonie und der inneren Wahrscheinlichkeit zu verleihen, in wie fern er sie zu begründen versteht aus den unzweifelhaft sicheren Spuren der Ueberlieferung, und wie sie andrerseits zusammenstimmt mit den Wirkungen die unzweifelhaft von diesem Leben ausgegangen sind. Wir sind im voraus resignirt, daß die Ausbeute an neuen Resultaten bescheiden ausfallen wird, aber es zieht uns der Künstler an, der aufs neue den bekannten Stoff zu gestalten versucht.

Freilich nicht müssig und willkürlich sind diese Versuche, auf dem Wege

Digitized by Google

der Combination wiederherzustellen, was das Gedächtniß der Geschichte nun einmal verloren hat; sie entspringen vielmehr aus dem tiefen Bedürfniß unserer Zeit, endlich einmal eine menschliche Persönlichkeit an die Stelle eines unbegriffenen und unbegreiflichen Doppelwesens zu setzen. Aber nur daß man nicht wieder verwische, was geschichtliche Kenntniß ist und was immer nur das Gebiet der Hypothese bleiben wird. Es wäre ein Rückfall, wenn man die Grenzlinien wieder verrücken wollte, welche der schärfste Kritiker auf diesem Felde wohlbemessen abgesteckt hat. Strauß ist am größten in der Selbstbeschränkung die er sich auferlegt. Kein Bearbeiter ist anscheinend so skeptisch wie er und doch gewinnt man eben bei ihm ein Gefühl der Sicherheit wie anders nirgendwo; es mögen nicht wenige Leser sein, denen, so oft wieder ein neues Leben Jesu erscheint, das Strauß'sche im Werthe steigt.

Noch immer geht das, was wir vom Leben unsres Religionsstifters wissen, auf den Inhalt weniger Blätter zusammen. Und wenn jetzt das, was wir Beiwerk nennen, einen so großen Raum in der Biographie Jesu einzunehmen pflegt, so hat daran die Biographie im engeren Sinn nur einen sehr mittelbaren Gewinn. Sein Werth liegt aber nach einer andern Seite. Kann es die verloren gegangenen individuellen Züge des Christusbildes nicht wieder herstellen, so dient es dafür dazu, das Christenthum als geschichtliche Erscheinung verständlicher zu machen. Es dient also, kann man sagen, einem höheren geschichtlichen Interesse. Geschichtlich betrachtet kommt weniger darauf an, welche eigenthümlichen Züge die Persönlichkeit Jesu trug, als vielmehr darauf, wie sich der durchgreifende Weltumschwung vollzog, der sich an seinen Namen knüpft. Und man wird ja wohl sagen dürfen, daß weniger der historische Jesus diese Wirkungen ausgeübt hat als der ideale Christus, den sich frühzeitig die Gemeinde bildete. Es ist doch nicht zufällig, daß die größten Wirkungen nicht von demjenigen Kreise ausgingen, der durch persönliches Zusammenleben und Erinnerung am engsten mit dem Meister zusammenhing; denn hier kam man allem Anschein nach nicht über eine Modification des Judenthums hinaus. Welterneuernd wurde das Christenthum doch erst in seiner paulinischen Form, also durch den Apostel, für welchen der geschichtliche Jesus verschwand hinter dem dogmatischen Jesus. —

Bekannt ist das Wort von Baur über die Auferstehung: „Was für die Geschichte die nothwendige Voraussetzung für alles folgende ist, ist nicht sowohl das Factische der Auferstehung Jesu selbst, als vielmehr der Glaube an dasselbe. Was die Auferstehung an sich ist, liegt außerhalb des Kreises der geschichtlichen Untersuchung. Die geschichtliche Betrachtung hat sich nur daran zu halten, daß für den Glauben der Jünger die Auferstehung Jesu zur festesten und unumstößlichen Gewißheit geworden ist." Das Wort klingt paradox und ist mehrfach angegriffen oder mißdeutet worden, und doch ist

Digitized by Google

es unwiderſprechlich richtig. Für die geſchichtliche Betrachtung hat es nur untergeordnete Bedeutung was dem Glauben der Jünger Thatſächliches zu Grunde lag. Ueber dieſes angeblich Thatſächliche urtheilt in letzter Inſtanz doch nur das philoſophiſche Bewußtſein des Einzelnen; der Verſuch aber, den Glauben der Jünger zu analyſiren, zu erklären, aus bekannten Urſachen abzuleiten, bleibt der Natur der Sache nach für alle Zeit Gegenſtand der Hypotheſe. So hat denn der Hiſtoriker nur einen unzweifelhaft ſichern Punkt von dem er ausgehen kann, und dies iſt der Glaube der Jünger, dieſer iſt die hiſtoriſche Thatſache, die durch keine Kritik umgeſtoßen wird, und deren Folgen dauern und unendlich ſich fortſetzen, wie auch die philoſophiſche Anſicht im Bunde mit der Evangelienkritik über jenes Wunder urtheilen möge.

Man ſage nicht, daß durch ſolche Betrachtung die perſönliche Bedeutung Jeſu verkürzt, daß ſein Werk dadurch zu einem Werke ſeiner Nachfolger gemacht werde. Er bleibt ja doch immer Derjenige, deſſen Perſönlichkeit einen ſo gewaltigen Eindruck in den Seinen zurückläßt, daß ſie an ſeinen Tod nicht glauben konnten. Er bleibt doch immer derjenige, in welchem die meſſianiſche Idee ihre Verkörperung fand, von deſſen Leben ſie den Anſtoß empfing zu ihrem weltgeſchichtlichen Lauf. Allein je weniger wir von der Perſönlichkeit ſelbſt wiſſen; um ſo lebhafter fühlt ſich die geſchichtliche Forſchung auf das Feld gewieſen, wo ſie mit rein geſchichtlichen Factoren operiren kann, zu der Frage nämlich, wie die Ideen, die an Jeſu Perſon den Jüngern aufgegangen ſind, die Welt erobern konnten. Und darin liegt die Berechtigung für die vielſeitigen Unterſuchungen, welche gegenwärtig dem Zeitalter Jeſu, den äußeren und inneren Zuſtänden der damaligen Welt, der jüdiſchen ſowohl als der heidniſchen, gelten. So gewiß die allgemeinen Geſetze der Geſchichte auch für dieſe ihre bedeutſamſte Epoche galten, ſo gewiß müſſen auch die Fäden erkennbar ſein, die von den alten Bildungen in die neuen überleiten. Das Chriſtenthum bleibt ein unverſtandenes Wunder, den Zuſammenhang der Geſchichte durchbrechend, wenn es nicht als die Blüthe und Frucht der zeitgenöſſiſchen Erſcheinungen begriffen wird. Gerade weil es mit ſo univerſellen Wirkungen auftrat und alle lebendigen Bildungen abſorbirte, kann es ſeine Verwandtſchaft mit dieſen nicht verleugnen, und diejenigen mögen ſich beruhigen, welche durch ein ſolches geſchichtliches Begreifen die Orginalität des Chriſtenthums gefährdet glauben. Denn das Neue bleibt immer neu, auch wenn wir rückwärtsſchauend erkennen, daß es längſt vorbereitet war, ehe es in die Erſcheinung trat, und daß es längſt zu wirken anfing, bevor es einen Namen hatte.

So hat man denn längſt jene blos teleologiſche Betrachtung aufgegeben, die ſich in dem Nachweiſe gefiel, wie die Vorſehung zu den Zeiten des

Digitized by

Kaisers Augustus alles so zweckmäßig gefügt habe, um dem Christenthum seinen Weg zu erleichtern und zu sichern. Auch jene historischen Gemälde sind heute veraltet, welche den Verfall der jüdischen und heidnischen Welt schilderten um dann zu zeigen, welch tiefem Bedürfniß das neue und erlösende Princip des Christenthum entgegen kam. Man weiß heute, daß es keinen Verfall gibt, an dem nicht schon Kräfte mit thätig sind, welchen die Zukunft gehört, wie es andererseits keine Neuschöpfung von so originaler Kraft gibt, daß sie nicht fortwährend compromittiren müßte mit den Mächten, welche sie überwinden will. Längst ist es Sitte geworden, als Einleitung dem Leben Jesu eine historische Schilderung der damaligen Welt- und Bildungsverhältnisse vorauszuschicken, nicht blos um den Schauplatz der Handlung zu zeichnen, gleichsam als den dunklen Hintergrund, von dem sich die heilige Geschichte um so leuchtender abheben soll, sondern um den Anfang des Christenthums in den wirklichen Zusammenhang der Weltgeschichte zu stellen, in welchem es allein begriffen werden kann. Denn die heilige Geschichte „ist nicht phantasmagorisch auf den Hintergrund der wirklichen Geschichte vom Himmel her gespiegelt worden, sondern hat sich als ein wirkliches Stück der wirklichen Geschichte und unter den lebendigsten Wechselwirkungen mit den gegebenen Zeitverhältnissen entwickelt, wenn auch wir uns gewöhnt haben, sie losgelöst von ihrem ursprünglichen Zusammenhang als einen über alle historischen Begebenheiten, wie über das Leben des damaligen Geschlechts wegschreitenden Gang der göttlichen Offenbarung zu betrachten. So erwächst uns denn die Aufgabe, diese neutestamentliche Geschichte wieder einzugliedern in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang, in dem sie stand, als sie Gegenwart war; sie zu betrachten zwar nicht als Product, wohl aber als Theil eines allgemeineren historischen Prozesses; sie darzustellen, wie die Mithandelnden sie erlebten, vermischt und verworren mit durchaus profanen Ereignissen".

Diese Worte sind von A. Hausrath, aus der Vorrede des Werkes, in welchem er es unternommen hat, die neutestamentliche Zeitgeschichte, die bisher nur einleitungsweise behandelt zu werden pflegte, für sich nach ihrem eigenen Zusammenhang ausführlich darzustellen. Sein Inhalt fällt also zusammen mit dem, was Keim „die geschichtliche Fundamentirung und Instrumentirung des Lebens Jesu" genannt hat. Voraus geht die geographische und ethnographische Beschreibung des heiligen Landes zur Zeit Jesu. Es folgt die Schilderung der öffentlichen Zustände Palästinas, der bürgerlichen und geistlichen Gewalten, der kirchlichen Verhältnisse, der religiösen Parteien. Ein weiterer Abschnitt gilt dem Conflict der römischen und jüdischen Nationalität, der Lage Judäas unter den Römern, woran die Darstellung der messianischen Hoffnungen jener Zeit geknüpft ist. Ausführlich wird sodann die Geschichte des Herodes und seiner Regierung erzählt, und ein letzter Abschnitt erörtert diejenigen Ver-

Digitized by Google

hältnisse, in welchen das Leben Jesu selbst von seiner Geburt bis zum Tode sich mit der Zeitgeschichte berührt.

Es ist nicht blos der Umfang dieses von jüdischen und christlichen Schriftstellern bearbeiteten Gebiets, was eine abgesonderte Darstellung rechtfertigt, es ist wirklich ein historisches Interesse, dem sie entgegenkommt. Eine wahrhaft geschichtliche Behandlung ist doch nur da möglich, wo die Erzählung Selbstzweck ist und durch keine polemischen Abschweifungen gestört wird. Man wird finden, daß diese Ausführungen eigentlich unbefangener wirken als eingestreut in Werke, wo sie zuweilen fast wie Lückenbüßer erscheinen. Obwohl der Verfasser aus seinem theologischen Standpunkt keinen Hehl macht, hat er doch seinen Gegenstand so abgegränzt, daß er einzig dem Historiker das Wort lassen kann. Dieser rein geschichtliche Charakter berührt am wohlthuendsten eben im letzten Abschnitt, wo das Leben Jesu einfach und anspruchlos als Theil der Zeitgeschichte beschrieben wird. Was wir hier erhalten, ist im Grund ein vollständiges Leben Jesu. Und es klingt fast zu bescheiden, wenn im Vorwort von der Beschreibung der Aufgabe die Rede ist, sofern nemlich Jesus hier „nicht als der Welt Heiland, nicht als der Herzen Seligmacher, sondern als der Unterthan des Antipas, als der Gegner der Rabbiner, als der Angeklagte des Synedriums" betrachtet werden soll. Jesus „als der Welt Heiland, als der Herzen Seligmacher" ist eben nicht Gegenstand der geschichtlichen Erzählung, sondern Gegenstand des Glaubens und der Glaubenslehre, und der Versuch mußte einmal gemacht werden, mit Weglassung aller jener Zwischenprocesse, ohne die kritisch-literarische Einleitung, ohne Analyse der Mythenentwicklung, und vor Allem ohne anspruchsvolle Vorlesungen aus der Dogmatik und Religionsphilosophie, ohne Speculationen über Wunder und Gottmenschlichkeit einfach dasjenige zu erzählen, was wir vom Leben des Menschen Jesus wissen.

Und der Verfasser weiß zu erzählen. Schon in seinem „Apostel Paulus" hat er gezeigt, wie sehr er den geschichtlichen Ton zu treffen versteht. Aus fleißig herbeigetragenen Details setzen sich scheinbar kunstlos Geschichtsbilder zusammen, die in hohem Grade anziehen. Die gelehrte Discussion verbirgt sich vollständig hinter der einfachen Erzählung. Dabei ist freilich zu bemerken, daß die Materien, welche hier zu behandeln waren, noch keineswegs alle so gleichmäßig aufgehellt sind, daß künftig überhaupt die Forschung ihr Amt einfach an die Erzählung abzugeben hätte. Es sind noch immer schwierige Probleme zu lösen oder hypothetische Resultate genauer zu begründen. Wir erinnern nur an die schwierige Frage, wie des Näheren die messianischen Hoffnungen und Erwartungen beschaffen waren, die zur Zeit Jesu das jüdische Volk bewegten, eine Frage über die noch nicht das letzte Wort gesagt ist und deren Wichtigkeit in die Augen springt. Denn wenn die Stiftung der

Digitized by Google

neuen Religionsgesellschaft wesentlich an dem Punkt der Messianität Jesu hängt, so muß man vor Allem wissen, welche Vorstellungen in den Augen des Volks sich an diese Idee knüpften, als Jesus sich dieselbe aneignete; kann man es hier zu festen Resultaten bringen, so hat man an ihnen einen historischen Ausgangspunkt für die Fragen, wie Jesus selbst sich mit dieser Idee identificiren und wie die Jünger in ihm den Messias anerkennen konnten, Fragen über welche die Untersuchung noch keineswegs geschlossen ist.

Wie dieser erste Band die Zeit Jesu behandelt, so wird sich der zweite Band über die apostolische und nachapostolische Zeit verbreiten. Dem Lauf des Christenthums folgend werden wir aus den Zuständen Judäas herausgeführt werden in die Zustände der Heidenwelt, aus der Geschichte einer Provinz in die Universalgeschichte. Man darf dem folgenden Band um so mehr mit Interesse entgegensehen, als die Aufgabe die ihm gestellt ist, noch weniger der Gegenstand ausführlicher Darstellungen gewesen ist und der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers einen freieren Spielraum gewährt. Und zugleich ist geschichtlich betrachtet, diese Seite mindestens so wichtig als die andere. Denn wenn das Christenthum seine Wiege hat im Judenthum, so hat es doch diese Wiege frühzeitig verlassen und ist eingegangen in die Culturbewegung des Westens. Als selbständige Macht hat es sich erst erfaßt als es definitiv brach mit dem Judenthum, und es errang sich den Sieg allerdings im Kampf mit der griechisch-römischen Bildung, aber zugleich indem es dieselbe absorbirte. Die bloße Thatsache, daß noch heute das Judenthum existirt neben dem Christenthum, während das hellenisch-römisch-germanische Heidenthum aufgegangen ist in den Strom der christlichen Kultur, ist der sprechendste Beweis dafür, daß diese eine weit unmittelbarere Fortsetzung der Kultur des Alterthums ist und in dieser ungleich mehr verwandte Elemente und Anknüpfungspunkte gefunden hat, als die herkömmliche Meinung zulassen will. Und so wird jede erneute Durchforschung dieses Uebergangszeitalters dazu dienen, die Ueberzeugung zu befestigen, daß auch die Entstehung des Christenthums nicht außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs steht und daß zu ihrer Erklärung die Gesetze ausreichen, welche die allgemeingiltigen sind für alle Geschichte.

W. Lang.

Digitized by Google

Abseit der Heerstraße.

2. Eschwege.

Vor Jahresfrist haben diese Blätter das historische Bild einer erstarrten Stadt — Rotenburg an der Tauber — geschildert, sie geben heute das Gegenbild einer auch abseit der Heerstraße liegenden, aber erstarkten Stadt.

In reizender Landschaft an der Werra, umgeben von einem Gebirgskranze in den mannigfachsten Formen schmückt Eschwege, prangend mit seinen hohen Thürmen, gothischen Kirchen und stattlichen Gebäuden ein weites fruchtbares Thal. Schroff und unzugänglich erhebt sich am linken Werraufer der Cyriaxberg, wohl die Wiege der Stadt, auf dessen Höhe einst die Cyriacus-Abtei und ohne Zweifel auch das kaiserliche Palatium sowie eine Anzahl Burgsitze des Adels lagen; nach Süden dacht er sich sanft ab und 7 Straßen und Zugänge führen hinauf. An seinem Fuße liegt die alte Pfarrkirche zu St. Dionys und der Markt, das Centrum des Ortes, wo 13 Straßen zusammentreffen. Die gewerblichen Pulse schlagen an der Werra: hier ist das meiste Leben, hier blühen Handel, Schifffahrt und Gewerbe und von hier führt die lange Hauptstraße „am Stade" mitten in das Innere der Stadt. Am westlichen Ende auf einer Anhöhe am Ufer des Flusses steht das fürstliche Schloß und ganz im Süden ragt über die Häuser der Neustadt weit empor die alte Kirche zu St. Catharinen mit ihrem neuen gothischen Thurme. Eschweges Bewohner haben weithin den Ruf großen Gewerbfleißes; Handel, Fabriken und Manufacturen stehen in Flor, daneben wird in der großen Gemarkung Ackerbau getrieben und namentlich viel Tabak gezogen. Auch die Lohgerbereien sind bedeutend. Grade vor hundert Jahren zählte die Stadt 3813 Einwohner, seitdem hat sich die Zahl derselben fast verdoppelt; schon jetzt ist das Leben in gedeiblichster Entwickelung; es wird stattlich überhand nehmen, wenn erst Eisenbahn da ist, wozu alle Aussichten vorhanden sind. —

Die ältesten Bewohner der Stadt und Gegend waren Slaven, die von den Thüringern unterjocht wurden, und es errinnert noch vieles an jenes Verhältniß: noch heißt ein ganzer Stadttheil „die Wendische Mark" und ein bedeutender hessischer Geschichtsforscher vermuthet sogar, Eschwege sei die Stadt eines alten Slavengaues gewesen. — Nach einer Sage neueren Ursprungs ist der heilige Bonifacius, der auf dem Cyriacusberge inmitten eines Eschenwaldes seine Klause erbaut haben soll, der Gründer; die Chronisten bezeichnen als solchen Karl den Großen, der das Nonnenkloster auf dem Cyriacusberge sowie die Stadt selbst erbaut und 812 mit einer Mauer um-

geben habe. Also auch hier begegnen wir den beiden großen Sagenträgern Winfried und Karl. — Geschichtlich tritt Eschwege erst im 10. Jahrhundert auf und erscheint da als eine Besitzung der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause. Nach einer zu Mühlhausen am 3. Mai 973 ausgestellten Urkunde gab Kaiser Otto II. seiner Gemahlin Theophano die Schlösser und Höfe zu Eschwege (Eskinwach), Frieda, Mühlhausen, Tutinsoda und Schlotheim, die in Thüringen in der Germarmark und im Comitate Wiggers gelegen waren, mit völligem Verfügungsrecht, bedeutendere Güter mit Pfalzen, wozu ein ansehnlicher Besitz vieler kleiner Villen, Hörige, Gebäude, Weiden, Forsten, Wasser, Mühlen, Jagden und Fischereien gehörte. Auf Bitten seiner sterbenden Mutter schenkte dann Otto III. das Gut Eschwege seiner Schwester Sophia, Aebtissin zu Gandersheim, mit der Bedingung des Erbrückfalls an ihn. Da er vor ihr starb, so stiftete sie aus ihrem Eschweger Besitze ein Benedictiner-Nonnenkloster auf dem Cyriacusberge, das dem Gandersheimer Damenstifte untergeben war und das Kaiser Heinrich II. in seinen Schutz nahm. Ein Theil des ehemaligen Reichshofes blieb in kaiserlichen Händen. Sophie starb 1038 und Kaiser Heinrich III. übergab das Eschweger Kloster dem Bischofe Hausmann von Speier, der dagegen an das Stift Gandersheim 1043 das Schloß Brüggen abtrat.

Im Kampfe gegen Kaiser Heinrich IV. verheerte Otto von Nordheim mit 3000 geübten raubsüchtigen Söldnern die Kaisergüter in Thüringen und kam so plündernd bis hierher. Der Gaugraf der Germarmark zog ihm mit dem aufgebotenen Heerbanne entgegen und am östlichen Fuße des Leichbergs — die Wahlstatt heißt noch heute die „Kriegwiese" — kam es 2. Spt. 1070 zum Treffen, der Gaugraf erlag und Otto nahm darauf Eschwege ein und richtete ein großes Blutbad an. Aber noch am Schlusse desselben Jahres tröstete Heinrich IV. seine Stadt, indem er das Weihnachtsfest hier feierte; auch als er 1073 von den Sachsen gedrängt die Harzburg verlassen mußte, kam er, von einem Jäger geführt, auf einsamem Pfade durch wüste Wälder am vierten Tage (12. August) hungrig und matt in ihre Mauern, und nachdem er bei Langensalza die Sachsen geschlagen, entließ er am 21. October 1075 in Eschwege sein Kriegsheer.*)

Mit dem 11. Jahrhundert ging die Blüthe der Herren von Bilstein, Amtsgrafen der Germarmark zu Ende. Am Ausgang des 12. erscheint Graf Ludwig von Lora als kaiserlicher Advocatus, der Stift und Ort Eschwege beschirmte. Einen Streit zwischen ihm und der Aebtissin schlichtete Kaiser

*) 1074 schenkte er dem Chorherrenstifte zu Speier sein Eschweger Gut; weil dieses aber weit von Speier entlegen war und Eschweges Bewohner mancherlei Eintrag machten, so wurde es 1235 von den Chorherren an den Erzbischof Siegfried von Mainz für 400 Mark reinen Silbers verkauft.

Digitized by Google

Friedrich Barbaroſſa unter Beirath vieler geiſtlicher und weltlicher Herren auf dem Schloſſe Beyneburg.

Unter günſtigen Verhältniſſen blühte Eſchwege raſch auf und ſeine Entfaltung drängte mächtig zu ſtädtiſchen Inſtitutionen. Schon frühe regte ſich merkantiles Leben; bereits 1188 hatte der zunehmende Handel und Verkehr Streitigkeiten über Zoll, Markt und Münze zwiſchen der Aebtiſſin und dem Vogte veranlaßt. In demſelben Jahre wird Eſchwege zwar noch „Villa“ genannt,*) aber ſtädtiſches Weſen hatte ohne Zweifel ſchon Wurzel geſchlagen. Freilich erſt 1236 begegnen wir in Eſchwege eigentlich ſtädtiſcher Verfaſſung und vor dieſem Jahre, vielleicht noch im 12. Jahrh. iſt es vom Kaiſer zur Stadt erhoben worden. So war durch nationalen Lebensdrang aus dem Eſchweger Königshofe eine Palatial- oder Königshofſtadt geworden, die unmittelbar unter dem Kaiſer ſtand, an der Grenze zwiſchen Thüringen und Heſſen. Um ihre Reichsunmittelbarkeit aber kam die Stadt in der Zeit des Interregnums.

Als 1247 Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen und Heſſen, ohne Leibeserben geſtorben war, ſuchten die Nachbarn Thüringens ihr Beſitzthum zu erweitern. Die allgemeine Verwirrung benutzend bemächtigte ſich der Herzog Otto von Braunſchweig, ein Sohn Heinrich des Löwen, der Gegend an der Werra. Münden hatte ſich ihm unterworfen, andere Städte mußten folgen. Er belagerte auch Eſchwege, deſſen Bürger alle Kräfte anſtrengten, um ihre Freiheit zu behaupten. Trotz alles Widerſtandes eroberte der Herzog die Stadt am 28. December 1250, die damit aufhörte, Reichsſtadt zu ſein. Aber in braunſchweigiſchen Händen blieb es nicht lange. Es entbrannte in aller Wuth der thüringiſche Erbfolgekrieg. Die beiden Hauptcompetenten der thüringiſch-heſſiſchen Erbſchaft waren Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen und Heinrich von Brabant, der nachmalige erſte Landgraf von Heſſen, welcher mit Herzog Albert von Braunſchweig, dem Sohne Ottos, verbunden war. Letzterer wurde am 28. October 1263 bei Wettin gefangen genommen und mußte ſich löſen mit 8000 Mark Silbers und Abtretung 8 feſter Plätze an der Werra, worunter auch Eſchwege war, das nun alſo dem Markgrafen von Meißen huldigen mußte. Beim Friedensſchluſſe 1264 entſagte Heinrich von Brabant allen Anſprüchen auf Thüringen, behielt die Landgrafſchaft Heſſen und bekam von Meißen unter anderm auch Eſchwege. So war die Stadt heſſiſches Allodium geworden, welches Landgraf Heinrich I. dem Kaiſer als ein Reichslehn auftrug, ſei es um die neuen Eroberungen zu ſichern oder auch nur, um durch Beſitz eines Reichslehns reichsfürſtliche Würde zu erlangen; ſein übriges Land zu Heſſen blieb noch freies

*) Wird doch noch Mainz 1074 und Straßburg 1265 ſo genannt, aber mehr im Sinne des franzöſiſchen ville.

Digitized by Google

Erbgut. Dagegen ſchenkte Kaiſer Adolph dem Landgrafen das in der Nähe liegende Reichsſchloß Beyneburg und ertheilte ihm am 9. Mai 1292 den erſten Lehnbrief, worin er ihm dieſes Schloß und die Stadt Eſchwege unter dem Titel eines Fürſtenthums als Reichslehn übergibt. Der Preis für die Fürſtung des Landgrafen von Heſſen war alſo die Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit Eſchweges.*)

Herzog Otto der Quade oder Böſe von Braunſchweig-Göttingen hatte alte Anſprüche an Heſſen, namentlich an die Landſchaft an der Werra geltend gemacht und erſchien am Sonntage Judica 1375 vor Eſchwege. Die Sage erzählt, auf den Mauerzinnen zwiſchen der Mühlpforte und dem Dünzebacher Thore ſeien helleuchtende Geſichte und glühende Schwerter geſehen worden, welche Schrecken und Verwirrung unter den Feind, Rettung aber den Bürgern brachten. Otto zog ab und die Stadt ließ dort auf die Stadtmauer fünf in Stein gehauene Engelsköpfe ſetzen, ſtiftete eine reiche Spende an die Armen und feierte jährlich am Sonntage Judica ein Dankfeſt.

Wie faſt überall im Reiche, ſo gerieth auch in Heſſen die ſich entwickelnde Landeshoheit in Conflict mit den ſtädtiſchen Freiheiten. Die in ihren Rechten ſich gekränkt fühlenden niederheſſiſchen Städte wurden bis zum äußerſten gereizt und verbanden ſich wider ihren Landgrafen Hermann am 1. Januar 1376; Eſchwege, die bedeutendſte Landſtadt des Niederfürſtenthums, ſchloß ſich dem Bunde an. Die Bündner zogen nach der Hauptſtadt und eroberten die landgräfliche Burg zu Caſſel. 1378 wurde unter Vermittelung der thüringer Landgrafen ein Vergleich geſchloſſen. Die Bedrückungen des Landgrafen Hermann wurden indeß ärger und inſonderheit ſollte Eſchwege den ganzen Zorn der beleidigten Majeſtät fühlen. Man ſuchte Schutz und Hilfe bei Balthaſar von Thüringen und dieſer kündete darauf dem Landgrafen Hermann die Fehde an. Verbündet mit Braunſchweig, Mainz, Köln und andern rückte er 1385 in Heſſen ein; Wanfried, Sontra und Schloß Beyneburg öffneten ſich ihm; auch Eſchwege warf ſich ihm in die Arme und that Huldigung. Die Alliirten erſchienen vor Caſſel und Hermann ſchloß mit ihnen einen ſchmählichen Frieden. Balthaſar behielt ſeine Eroberungen, namentlich Eſchwege, Sontra und Homberg. Im März 1387 hielt Balthaſar mit Otto von Braunſchweig und Adolph von Mainz dort Tagfahrt; Otto trat das Drittheil der Eroberungen, worauf er Anſprüche machte, an Balthaſar ab und dieſer nahm den Churfürſten von Mainz in die Gemeinſchaft von Eſchwege und Sontra auf. Ein neuer Zug gegen Caſſel wurde beſchloſſen.

*) 1373 ſchloſſen in Eſchwege die Landgrafen Heinrich II. und Hermann von Heſſen und Friedrich, Balthaſar und Wilhelm von Meißen und Thüringen eine Erbverbrüderung und die heſſiſchen Städte und Schlöſſer leiſteten dem meißniſchen Hauſe, die meißniſchen und thüringiſchen aber dem heſſiſchen die Eventualhuldigung.

Digitized by

1392 kam der Friede zu Stande: Eschwege blieb thüringisch.*) Neue Wirren mit Mainz folgten.

1403 erschien Churfürst Johannes in Eschwege und verwüstete von hier aus das hessische Gericht Bilstein. Im Frieden zwei Jahre nachher mußte Mainz seinen Antheil an Eschwege und Sontra an Thüringen zurückgeben und erhielt dagegen den früher abgetretenen Theil von Langensalza und Bischofgottern zurück und Balthasar war nun wieder Alleinherrscher. Allen Spänen machte Heirath ein Ende: Landgraf Ludwig von Hessen vermählte sich mit der Prinzessin Anna von Meißen, zahlte 12000 Gulden und seit 1436 war Eschwege in ungestörtem Besitz der hessischen Landgrafen.

Die Hauptpartie der älteren Geschichte Eschweges gehört unstreitig der Benedictinerinnen-Abtei, die hoch oben auf dem Plateau des Cyriaxberges stand und von der sich noch als Rest das sogenannte schwarze Thürmchen erhalten hat. 1558 wurde die städtische Knabenschule in dieselbe verlegt und und als diese 1822 in das damalige Hochzeitshaus übersiedelte, wurde die Gensdarmerie dort einquartirt; 1828 aber wurden die Gebäude abgebrochen und aus ihren Trümmern erhob sich die stattliche Töchterschule. Die alte Stiftskirche hatte schon 1735 ihren Untergang gefunden; sie zählte 6 dotirte Altäre und 2 Kapellen und war besuchter Wallfahrtsort, wo reicher Ablaß zu holen war. Patron des Stifts war der heilige Cyriacus und die Regentinnen desselben die Aebtissinnen, die sich „von Gottes Gnaden" nannten und nur adeligen Geschlechtern angehörten. 1527 bei Einführung der Reformation in Hessen wurde es säcularisirt; 20 Klosterfrauen traten aus und wurden wegen ihrer Mitgift abgefunden. Landgraf Philipp erklärte sämmtliche Stiftsgüter für sein Eigenthum. Besondere Geistliche waren für die Stiftskirche nicht bestellt; der Gottesdienst wurde vielmehr abwechselnd von der Pfaffheit der Stadt und der nächsten Umgegend besorgt; dieselben fungirten unter den Namen „Stiftsherren, Canonici, Präbendare des Cyriaxberges." Erst 1507 erhielten die Nonnen einen besonderen Propst als Beichtvater.

Das Stift besaß das Patronatsrecht über 16 Pfarrkirchen und eine Anzahl Vicarien und Altäre und die Sprengel derselben erstreckten sich vom Eichsfelde und dem Gebiete der Stadt Mühlhausen bis ins Amt Sontra. Außer diesen geistlichen Lehen vergabte die Aebtissin auch noch eine Menge weltlicher: die Stadt mit Mühle und Münze, das Hospital mit einem Gute, mehrere benachbarte Klöster mit ihren Gefällen und 29 adelige Fa-

*) Balthasar aber versprach, gegen 12,000 Gulden das von ihm 1386 in Eschwege erbaute Schloß und das zu Sontra an Hessen zurückzugeben. Dagegen widersetzte sich der Kurfürst von Mainz, gab den Thüringer Landgrafen die Hälfte von Langensalza und Bischofsgottern, übernahm dagegen 1400 die Hälfte von Schloß, Stadt und Vogtei Eschwege, schloß mit den Landgrafen von Thüringen einen Burgfrieden und die Eschweger Bürgerschaft leistete ihm die Huldigung.

Digitized by Google

milien und zahlreiche Patriciergeschlechter, Bürger und Bauern mit vielen Gütern. Der namentlich durch Friedrich Rothbart und Rudolph von Habsburg stattlich dotirten und privilegirten Abtei gehörten Markt, Zoll, Münze, Mühlengerechtigkeit, Fischerei; sie besaß die Gerichtsbarkeit, zahlreiche Gefälle, viele Aecker, Wiesen und Waldungen und die Dörfer Beyneburg (ganz) und Aue, Schwebda, Geismar, Elbershausen (zum Theil).

Beide, Stift und Stadt, waren freilich aus einem Stamme erwachsen, aus dem Kaiserhof Eschwege, doch war ersteres reicher providirt und behauptete bedeutendes Uebergewicht über die Villa, die zum größern Theil von ihr abhängig war. Und als Eschwege zur Stadt erhoben wurde, da wurde die frühere enge Verbindung des Ortes mit dem Stifte symbolisch im Stadtwappen ausgeprägt, welches die beiden Thürme der Stiftskirche von der Westseite enthielt. Aber der Glanz des heiligen Cyriacus erbleichte in dem Grade, in dem das städtische Leben erstarkte und das frühere Verhältniß gestaltete sich anders, als der kaiserliche Schirm verschwand und fürstliche Beamten in Eschwege einzogen. Schon früher begegnen wir einem Eingriffe der städtischen Institutionen in die Gerechtsame des Stifts, seitdem emancipirte sich die Gemeinde immer mehr, die Oberin mußte der Stadt die Münzgerechtigkeit abtreten, die stiftische Gerichtsbarkeit ging auf den städtischen Schöppenstuhl über, dem Stifte geschah am althergebrachten Zolle Eintrag, seine Capläne mußten Stadtarbeit und Wachen thun und je älter es wurde, desto mehr nahmen seine Bedrängnisse zu. Nach der Säcularisation zog endlich die städtische Knabenschule in die Stiftsgebäude ein und auf dem noch stehenden Thurme der alten Stiftskirche wohnt jetzt ein städtischer Wächter.

Wie in den meisten Städten, so gestaltete sich auch zu Eschwege die Verfassung zuerst ganz aristokratisch. Von den benachbarten Orten zogen freie Leute in die neue Stadt, die ihnen sicheren Aufenthalt und ehrenvolle Gemeindeverbindung darbot, da die wenig geachteten Handwerker anfangs nicht zur Gemeinde gehörten, Zunftcorperationen sich noch nicht gebildet hatten und überhaupt von einem Bürgerthume im späteren Sinne, im Gegensatze zum Adel, noch nicht die Rede war. So entstand hier eine Aristokratie, erwachsen aus einer Anzahl bevorzugter Geschlechter, welche, zum Theil in der Umgegend stark begütert und in Lehnsverhältnissen stehend, die Zügel des städtischen Regiments in Händen hatten. Der Stadtrath bestand aus 12 Consuln, deren Häupter zwei Rathsmeister (magistri consulum) waren und diese Zwölf waren zugleich die Schöffen, welche in den von den fürstlichen Vögten oder Schultheißen gehegten Gerichten das Urtheil fanden. Der Rath wurde jährlich neu gewählt und trat im Herbst sein Amt an. — Wir bemerken nun in Eschwege schon frühe ein allmähliches Zurücktreten des streng aristokratischen Elements im Stadtrathe: 1331 erscheinen schon zwei

Stadträthe, ein alter und ein neuer, jeder aus zwei Rathsmeistern und zehn Consuln bestehend und auf zwei Jahre gewählt, 1336 sogar drei Stadträthe, aus 36 Gliedern bestehend und auf drei Jahre gewählt, woraus sich ein Mitwirken der niederen Klassen bei wichtigern Angelegenheiten ergibt.*) Wir sehen demnach in Eschwege, daß Wohlstand und Bildung in derselben allgemeiner wurde und Ausdruck in den politischen Rechten begehrte. Gewerbe und Handel aber bildete von Anfang an überall das eigentliche Lebenselement der Städte und so führten die sogenannten Zunftbewegungen nur einen natürlichen Abschluß der städtischen Verfassung herbei. Mit der Erstarkung dieses neuen demokratischen Elementes zog sich die Ritterschaft wieder mehr aufs Land zurück; auch Patricier verlassen die Stadt, treten jedoch größtentheils in den inmittelst umgeformten Bürgerstand ein und verlieren ihre frühern Standesvorrechte. Der Begriff der Bürgerschaft ist durch Eintritt der Handwerker ein ganz anderer geworden, nur wurde dadurch weniger die städtische Verfassung als die Standesverhältnisse alterirt. — Und noch ein anderer Factor steigert die Geltung der Handwerker und Zünfte im städtischen Regimente: Zur Bestreitung ihres Haushaltes bedurften die Städte seit dem Ende des 13. Jahrhundert überall vermehrter Abgaben und der Druck derselben ruhte vorzugsweise auf den Niederen, die ihn um so härter empfanden, da sie bei der Verwendung der Einkünfte nicht mit sprechen durften. Daher überall Beschwerden der Handwerker, daß der Rath die Einkünfte zu seinem Privatnutzen verwende. So wie nun auf der einen Seite durch Handel und gewerbliches Leben die Handwerker und Zünfte größere Bedeutung erlangt und aus diesen mit Aufnahme des Patriciats ein neues Bürgerthum sich gestaltet, auf der andern Seite aber die Landeshoheit der Fürsten sich mehr und mehr ausgebildet hatte, so sehen wir in Eschwege die Obmacht der Patricier allmählich verschwinden. Wir finden die Handwerke und die Gemeinde seit 1386 durch zwei Vormünder vertreten, welche jährlich von ihnen gewählt wurden und im Stadtrathe Sitz und Stimme hatten. Patricier führen zuweilen den Titel „Herr", wie man die Mitglieder des Raths auch nannte und bezeichnend genug ist der Name der Herrengasse, welche die zur Werra führende Hauptstraße mit dem Markte und dem ehemals mit Burghäusern der Ritter besetzten Cyriaxberge verbindet.**)

*) Ja es erschienen bereits als Mitglieder des Stadtrathes: Conrad Pistor (Bäcker) 1278, Rembaldus Faber (Schmidt) 1299, Otto genannt Murmeister, Tylo Pileator (Hutmacher) 1322, Gunther Smet 1328, Herbordus Lampex 1331 und Erhardt Messersmet 1348.

**) Eschweger Patricierfamilien sind die von Allendorf, von Bartlof, von Burghofen, von Brausdorf, von Trauthausen, von Cappel, von Kreuzburg, von Diemeride, von Gradenborn, von Gehau, von Rende, von Rotenburg, von Rambach, von Sontra, von Dünzebach, von Birbach, von Wanfried, von Wichmannshausen ꝛc. — alles Orte in der Umgegend von Eschwege, — die Engelbert, Flemming, Herold, Hüter, Speereisen, Steinhaus ꝛc., von denen die meisten ohne Zweifel alte Adelsgeschlechter waren.

Digitized by Google

Als Eschwege hessisch wurde, begann alsbald die Territorialhoheit des Landesfürsten sich auszubilden, was anfangs bei den Freiheiten, welche die Stadt genoß, nicht ohne gewaltsames Eingreifen geschah. So sehen wir um 1282 den landgräflichen Vogt Werner von Besse in offener Fehde mit der Aebtissin auf dem Cyriaxberge, die er in ihren hoheitlichen Rechten bedrängte. Unter die landesherrlichen Rechte gehörte damals vorzugsweise nur die Hegung des Gerichts, worauf aber die Stadtgemeinde durch ihre Consuln den entschiedendsten Einfluß behauptete, dann militärische Besetzung der Stadt, Heeresfolge und Beede; die Regalien des Zolls und der Münze blieben dem Stifte. Dazu kam noch die Bestellung des Stadtrathes und als Landgraf Hermann die bisherigen Freiheiten weiter antastete, empörte sich die Bürgerschaft und huldigte, wie wir sahen, dem Thüringer. Der Kaiserhof auf dem Cyriaxberge mochte zerfallen sein und eine Feste hatte die Stadt noch nicht, die selbst eine erweiterte Burg mit Mauern, Thürmen und Graben war. 1389 begann der neue Herr zu bauen, nachdem ihm die Bürgerschaft dazu einen Platz überlassen und er versprach ihr, weil sie ihm erlaubt hätte, eine Burg zu bauen, sie bei ihren Gnaden, Ehren, Würden, Freiheiten und Rechten, die sie von Alters bei den Herren von Hessen gehabt, zu belassen, sie nicht zu beschweren und ohne ihre ausdrückliche Genehmigung kein Gut zu seiner Burg zu kaufen und an sich zu bringen*). Die fürstlichen Vögte erhielten im Laufe der Zeit immer größeren Wirkungskreis, sowie die Besitzungen des Landgrafen von Hessen in dieser Gegend sich erweiterten, und wurden zuletzt Landvögte der Landschaft an der Werra**).

Neben den Vögten und Amtleuten erschienen als landgräfliche Ministerialen zu Eschwege die Burgmannen, welche die militärische Besatzung der Stadt waren, in ihren Burghäusern zerstreut in der Stadt umher, doch meistens an und auf dem Cyriacusberge wohnten und eine geschlossene Corporation bildeten. Es gehörten dazu fast nur Rittergeschlechter, welche in der Umgegend ansässig und begütert waren, z. B. die von der Aue, von Beyneburg, von Buttlar, von Diede, von Eschwege, von Hundelshausen, von Heudel, von Leichberg, von Netra, von Völkershausen ꝛc.

In dem alten Rechtsbuche der Stadt waren Statuten und Rechtsgewohnheiten eingetragen. Der Eschweger Schöppenstuhl stand in Ansehn und es holten nicht selten dort als bei einem Oberhofe andere Gerichte sich Raths.

Die alte Mutterkirche ist St. Dionysii am Markte, ein schönes Werk gothischer Baukunst; 1340 wurden die Filialkirchen St. Catharinae und St. Godehardi auch zu Pfarrkirchen erhoben.

*) An der Stelle dieser Burg steht jetzt das fürstliche Schloß.

**) Allendorf, Altenstein, Witzenhausen, Ludwigstein, Rüderide, Bilstein, Germeride, Eschwege, Wanfried, Bischhausen, Beyneburg, Waldcappel, Sontra, Bach, Kreuzburg und die Herrschaft Schmalkalden u. a.

Digitized by Google

1278 kamen Augustiner Einsiedler nach Eschwege und wurden freundlich vom Stadtrathe aufgenommen, auf dessen Fürsprache ihnen die Aebtissin des Cyriaxberges innerhalb der Stadtmauer im Süden der Stadt ein Grundstück zur Einrichtung eines Klosters übergab. Durch weitere Erwerbungen infolge von Geschenken und guter Finanz vergrößerten sie ihren Besitz beträchtlich und bauten eine neue Klosteranlage, von deren weitem Umfange noch mächtige Ringmauern Zeugniß geben. Sie hatten zahlreiche Hospize, Vorwerke, Ländereien, Zinsen und Capital an vielen Orten. Die Kirche liegt in Trümmern; in den andern Gebäuden befindet sich jetzt der Renthof und das Hospital St. Elisabeth. Bei der Säcularisation des Klosters 1527 wurden 19 Mönche abgefunden; der Prior wurde Pfarrer an der neustädter Kirche. Seit 1436 vergrößerte sich Eschwege ansehnlich, die Neustadt wurde erweitert, der Neubau der Catharinenkirche begonnen, die Dionysienkirche vergrößert, der Nicolausthurm an der Gotthardskirche und auf dem Markte das Kaufhaus gebaut. Freilich blieb das fröhliche Gedeihen der Stadt nicht ungetrübt. Ueberfluthung der Werra, Pest, rothe Ruhr und Feuerschäden ängstigten die Bürger, und auch an einigen kriegerischen Unternehmungen des 15. Jahrhundert betheiligte sich die Stadt. Denn rings umgeben von Adelssitzen, wie sie war, konnten bei ihrem Erstarken die Reibungen nicht ausbleiben.

Bedeutend war für Eschwege die Regierungszeit des Landgrafen Philipp des Großmüthigen (1518—1567), der sie mehrmals besuchte und ihre Privilegien bestätigte, wofür die Stadt dem Fürsten im Bauernkriege treu blieb und zum Zuge gegen die Wiedertäufer — 31 Mann stellte. Unter Wilhelm IV. (1567 — 1592) war es in glücklicher Fortentwickelung begriffen. 1578 wurde das stattliche Hochzeitshaus auf dem Berge erbaut, 1581 das Schloß neu hergestellt, auch der Zug der Landstraße durch die Stadt gelegt. — Landgraf Moritz (1592—1627) war ihr sehr gewogen, bestätigte ihre Freiheiten, gab ihr noch zwei Jahrmärkte, errichtete den neuen Gasthof zum Engel, privilegirte die erste Apotheke, machte die Werra schiffbar, setzte hier 1608 persönlich seine kirchliche Reform durch, und verschönerte das Schloß, in welchem er auch sein 1632 thatenreiches Leben endete.

Behagliche Blüthe aber schien die Stadt nur erreicht zu haben, um in ihr begraben zu werden. Der 30jährige Krieg brachte den Gräuel der Verwüstung auch in die lachenden Werrafluren: Plünderung, Einlagerung, Pest, Mord und Brand streiften die Blüthen der Stadt ab. Im Juni 1623 besetzte Tilly Eschwege und legte dorthin sein Hauptquartier; bei seinem Abzuge brach eine pestartige Krankheit aus. Abermalige Einlagerungen Tillyscher vom August 1623 bis Mai 1625 und im September verweilte Wallenstein mit seinen Schaaren mehrere Wochen. Nach seinem Abzuge besetzte Graf

Digitized by Google

Merode die Stadt. Im August 1626 zog Wurmb mit Schaaren Georgs von Lüneburg in Eschwege ein und im November baierisch-ligistische Truppen, um daselbst Winterquartier zu halten, und das durch Pest, Mißernte und Contributionen gänzlich ausgesogene Volk wurde mit solchem Ungestüme bedrängt, daß man eine allgemeine Auswanderung der Einwohner besorgte. Die furchtbarsten Bedrängnisse währten bis zur Ankunft Gustav Adolphs 1631. Doch schon im Juni 1632 fielen wieder Pappenheimische Croaten ein und brandschatzten die Stadt. Sonnabends vor Jubilate 1625 fiel ein bedeutendes Scharmützel bei Eschwege vor, durch welches die kaiserlichen Obersten, welche Eschwege überfallen wollten, von dem hessischen Major von Herda blutig zurückgeschlagen wurden und zur Revanche äscherten die erbitterten Croaten 14 Dörfer der Umgegend ein. 1636 hausten die Kaiserlichen unter Hatzfeld und später unter Götz und gegen Ende des Jahres die Schweden unter Banner in Eschwege. Das Schrecklichste ereignete sich am Gründonnerstag 1637. Beim Gerücht vom Anmarsch der kaiserlichen Croaten erfolgte eine allgemeine Flucht der Bewohner; das 1100 Häuser zählende, schon mehr als 20 mal ausgeplünderte Eschwege war menschenleer. nur Wenige zurückgeblieben. Jetzt zog die Verheerung über die arme Stadt, die in jener Osterzeit Drangsale erlitt, von welchen wieder aufzuerstehen nur deutscher Bürgerzähigkeit gelingen kann. Am 20. April wurde Eschwege an mehreren Orten angesteckt, zugleich mit mehreren Dörfern der Umgegend und in wenigen Tagen lag die Stadt in Schutt und Asche. Die Bürgerschaft hatte sich zerstreut und der einst blühende Ort war eine Stätte des Jammers geworden. Nur langsam ging der Wiederaufbau von statten. — 1640 im Juni lagerte Banner mit einem großen Heere in Eschwege und in der Umgegend. 1646 zog Wrangel und 1647 Melander durch. Nun kam der Friede, aber die Genesung blieb lange aus.

Auch der 7jährige Krieg (1756—1763) ging nicht vorüber, ohne der Stadt Eschwege Spuren einzudrücken. Zwei Jahre hielt daselbst ein französisches Reiterregiment Winterquartier. — Als 1806 die Franzosen Hessen besetzt hatten, entstand in Eschwege gegen die neue westphälische Regierung eine militärische Revolte, nach deren Unterdrückung fünf ehemalige Soldaten zu Eschwege erschossen wurden.

In neuester Zeit aber ist das städtische Leben nach allen Seiten hin in der glücklichsten Entwickelung begriffen und hat bereits eine Höhe erreicht, auf der die Stadt nie zuvor gestanden. Handel und Gewerbe blühen, der Wohlstand wächst zusehends und die Einwohnerzahl mehrt sich von Jahr zu Jahr.*) In die Gemeinschaft der preußischen Städte ist Eschwege mit

*) Wir empfehlen die fleißige „Gesch. der Stadt Eschwege" von Julius. C. Chr. Schmincke gedruckt zu Eschw. im Verlag der Stadt 1857.

Digitized by Google

dem Bewußtsein tüchtiger Vergangenheit und im Besitze wenn nicht glänzender, so doch desto soliderer Existenzbedingungen eingetreten, die vom großen Staatsleben nur Förderung zu erwarten haben. --

---

Finnland und das Nationalitätsprincip.

(Vgl. Nr. 32 der Grenzboten: Finnland und die Finnländer.)

Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war das schwedische Element das in Finnland ausschließlich herrschende. Finnnland war eine schwedische Provinz und wurde als solche genau ebenso behandelt, wie das Land westlich vom bottnischen Meerbusen. Während Glieder des (wie wir wissen schwedischen) Adels häufig nach Stockholm gingen, um höhere Staats- und Militärämter zu erwerben, kamen jährlich zahlreiche schwedische Gelehrte, Beamte, Geistliche, Kaufleute u. s. w. nach Finnland herüber, um sich daselbst niederzulassen. Es verstand sich von selbst, daß Jeder, der zu der herrschenden Gesellschaftsklasse gezählt werden wollte, zum Schweden wurde und die finnische Nationalität, welche ausschließlich das Bauernthum repräsentirte, spielte absolut gar keine Rolle. Man war ihr in den höheren Schichten keineswegs abgeneigt und wegen der persönlichen Freiheit der Bauern fehlte sogar jeder Grund zu ständisch-nationalen Conflicten — in durchaus naiver Weise hielt man es aber für selbstverständlich, daß die schwedische Cultursprache die alleinherrschende war und blieb, und daß das Finnische auf die bäuerliche Sphäre beschränkt blieb.

Eine finnische Litteratur hatte es bis gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts eigentlich nicht gegeben und es liegt die Annahme nah, daß schwedischer Seits absichtlich nichts zur Förderung derselben geschehen. Die einzigen vorhandenen finnischen Druckschriften waren Bibeln, Gesangbücher und Erbauungsbücher für den Hausgebrauch des Bauern, und auch mit diesen war es ziemlich langsam vorwärts gegangen. Das erste finnische Buch, eine Erbauungsschrift, war 1544 zu Abo gedruckt worden, ihm folgten des Bischof Agricola Uebersetzungen einzelner Bücher des alten und neuen Testaments, eine vollständige Bibel in finnischer Sprache erschien beinahe hundert Jahr später, Anno 1642 zu Stockholm.

Als Schweden um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Parteikämpfe der Hüte und Mützen gelähmt, um seine innere Würde und sein äußeres Ansehen gebracht war und Finnland der unglückliche Schauplatz fortwährender

Digitized by Google

ruſſiſcher Eroberungszüge wurde, denen die ſchwediſche Armee nur ohnmächtigen Widerſtand zu leiſten vermochte, bereitete ſich im Schooß des finnländiſchen Volks ein Umſchwung vor, der Anfangs nur politiſcher Natur war, allmählich aber auch auf das Gebiet der nationalen Gegenſätze hinüberſpielte. — Wir haben in dem Artikel „Finnland und die Finnländer" bereits erwähnt, daß die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters des Großen, am 18. März 1742 ein Manifeſt an die Bewohner Finnlands richtete, in welchem dieſelben aufgefordert wurden, „um ihr Land von den Gefahren und Calamitäten künftiger Kriege zwiſchen Rußland und Schweden zu befreien," die ſchwediſche Herrſchaft abzuſchütteln und unter ruſſiſchen Schutz einen unabhängigen Staat zu bilden. Blieb dieſe Kundgebung auch ohne directe Folgen, ſo wirkte ſie doch im Stillen nachhaltiger und gefährlicher, als in Stockholm geahnt wurde. Langſam und allmählich bildete ſich eine Partei, welche den ruſſiſchen Vorſchlag höchſt plauſible fand und die Eventualität einer Abtrennung von Schweden ernſthaft in Erwägung zog. Das von den ariſtokratiſchen Fraktionen der Mützen und Hüte getriebene Unweſen hatte das Staatsgebäude bereits damals ſo tief erſchüttert, daß ſich namentlich in den entfernteren Provinzen ein entſchiedener Widerwille gegen Alles, was von Stockholm kam, geltend machte, das Staatsbewußtſein von ſeiner früheren Kraft verlor und kühle Nützlichkeitsberechnungen an die Stelle der patriotiſchen Hingabe traten, welche noch ſechzig Jahre früher das Volk beherrſcht hatte. Immer größer wurde die Zahl der Finnländer, welche die Frage aufwarfen, welches denn eigentlich die Vortheile ſeien, die man dem Zuſammenhang mit Schweden zu danken habe: hohe Steuern, welche nicht ſowohl dem Lande, als dem beſtändigen Geldbedürfniß einer Regierung zu Gute kommen, die weder im Innern noch nach Außen ſtark war, Parteikämpfe, welche nicht die Principien der Staatsgewalt, ſondern bloße Perſonenfragen zum Gegenſtande hatten und doch am Mark des Landes zehrten, endlich auswärtige Kriege mit einem Feinde, der den Schauplatz derſelben regelmäßig nach Finnnland verlegte, das zu beſchützen die Regierung, die die ruſſiſchen Händel angefangen, durchaus nicht im Stande war. Mehr und mehr bildete ſich ein Provinzialparticularismus heraus, der die Verſchiedenheit der finnländiſchen und der ſchwediſchen Intereſſen betonte und den erwachenden nationalen Anſprüchen des Finnenthums zum Anhaltepunkt wurde. Zwar hielten der Adel und die Geiſtlichkeit in der Mehrzahl ihrer Glieder noch zur alten ſchwediſchen Fahne, aber auch in ihrer Mitte fehlte es nicht an Stimmen, welche ſich zu Gunſten einer finnländiſchen Autonomie ausſprachen und alsbald bei einem Theil des handeltreibendenden Bürgerſtandes und in gewiſſen Gelehrtenkreiſen ungeahnt lebhafte Unterſtützung fanden. Wenig ſpäter begann Porthan, der Ahnherr Jungfinnlands († 1804) ſeine tief eingreifende Thä-

Digitized by Google

tigkeit. Dieser Mann, dem die Dankbarkeit seiner Partei vor einigen Jahren ein Denkmal gesetzt hat, trat zuerst mit dem Gedanken einer Emancipation der finnischen Sprache und Nationalität von der Herrschaft des Schwedenthums hervor und wußte bald eine große Zahl von Jüngern und Parteigenossen zu gewinnen. Das Verfahren dieser sogenannten Fennomanen war genau dasselbe, das wenig später von den Czechischen und andern Schwärmern für die Wiederbelebung um ihre Selbständigkeit gebrachter kleiner Nationalitäten angewandt worden. Man begann mit der Sammlung von Volksliedern, halbvergessenen Sagen und Schriftwerken, man suchte die im Absterben begriffene oder von Kulturelementen zurückgedrängte volksthümliche Tradition wieder zu beleben, man gründete gelehrte Zeitschriften und Literaturgesellschaften, die aus dilettantischen Gelehrtenvereinen allmählich zu politischen Clubbs wurden und schloß mit der Forderung, die eben aus dem Rohen herausgearbeitete Sprache der Majorität, der Kultursprache der gebildeten Minorität gleichzustellen, beziehungsweise, ihr den Vorrang vor jener zu Theil werden zu lassen.

Zu wirklicher Bedeutung und nachhaltigem Einfluß gelangte die jungfinnische Partei seit der Losreißung Finnlands von Schweden und der Constituirung des Großfürstenthums unter Alexander I. Während die in den höheren Ständen vorherrschende schwedische Partei die Losreißung vom Mutterlande als schwere Prüfung auffaßte und blutenden Herzens an den Erinnerungen festhielt, durch welche Finnland mit dem Vaterlande Gustav Wasas, Gustav Adolphs und des zwölften Karl verbunden war, sah Jungfinnland seine Stunde gekommen. Schon, daß der beständige Zufluß schwedischer Elemente aufhörte und das finnische Schwedenthum der festen Stütze entbehrte, welche es bis dazu in der Stockholmer Regierung besessen, war ein vielversprechender Umstand. Was ließ sich aber nicht erst von Rußlands Unterstützung für eine Partei erwarten, welche den Bruch mit der schwedischen Tradition, wenn nicht auf den Lippen, so doch im Herzen führte? Rußland hatte ein natürliches Interesse daran Jungfinnland zu begünstigen und dadurch die Gefahr einer Erhebung zu Gunsten der alten schwedischen Landesherrn für immer zu beseitigen. Unter der Firma eines besonderen finnischen Localpatriotismus wurde die Unabhängigkeit des Landes von Schweden in Prosa und Versen gefeiert und zum Lieblingsgegenstande der aufstrebenden jungen Schule gemacht; während ein großer Theil ihrer Jünger ziemlich naiv zur Sache stand und eigentlich politische Tendenzen nicht verfolgte, fehlte es doch auch nicht an Elementen, welche eine Anlehnung Jungfinnlands an das Russenthum laut und leise predigten, die Befreiung „Suomenmaas" von der schwedischen Vormundschaft feierten.

Die eigentliche Blüthezeit der Fennomanie begann erst mit dem Auf-

Digitized by Go

treten ihres um die Sache der Wissenschaft allerdings hochverdienten Meisters, des berühmten Elias Lönnrot (geb. 1802 in der Provinz Nyland), eines Mannes, der sich lediglich durch sein Talent und seinen Fleiß vom Schneidergesellen zum Gelehrten durchgearbeitet hatte, und der heute der finnländische Homer heißt. Nachdem er sich bereits als geschickter und feinsinniger Sammler, Bearbeiter und Herausgeber von Volksliedern und Sagen vortheilhaft bekannt gemacht, tritt er 1835 mit Herausgabe der Kalewala, dem großen finnischen Nationalepos hervor, das er aus vorhandenen Fragmenten herausgelesen und einheitlich zusammengearbeitet hatte. Diese „Kalewala" hat für die Jungfinnen eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Königinhofer Handschrift für die Czechen: sie schnellte das Nationalgefühl mächtig empor, drückte Ansprüchen, die bis dazu für vermessen gegolten hatten, das Siegel der Legalität auf und begründete eine neue politisch-literarische Aera. Lönnrot, seit 1853 Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors, stand bald an der Spitze einer Schule, die auf die weitesten Kreise Wirkungen übte, und binnen weniger Jahre eine selbständige Literatur schuf.

Auf die Einzelheiten dieser literarischen Revolution, ihre verschiedenen Phasen u. s. w. gehen wir ebensowenig ein, wie auf die Frage nach dem realen Grund und Boden der Ansprüche, welche Jungfinnland auf Begründung eines selbständigen Kulturlebens erhob. Für uns genügt, daß der von dieser Richtung geübte Einfluß rasch so bedeutende Proportionen annahm, daß das Schwedenthum den Entschluß fassen mußte, mit der Fennomanen zu capituliren. Die Stellung Finnlands war an und für sich eine höchst schwierige und konnte zu Zukunftsbefürchtungen der ernstesten Art Veranlassung geben. Wohl hatte Kaiser Alexander die ehemals schwedische Provinz zum selbständigen Großfürstenthum erhoben, ihre Rechte, Gewohnheiten und Privilegien, ja selbst die Verfassung von 1772 feierlich anerkannt, aber jeder Finnländer wußte, daß es thatsächlich vom bon plaisir des Großfürsten (der als Kaiser von Rußland nicht eben an constitutionelle Rücksichten gewöhnt war) abhing, in wie weit er sich an die Normen des Status-quo binden wollte. Das Maß der Connivenz gegen dieselben, war schon bei Alexander I. nicht sehr bedeutend gewesen; seit jenem Landtage von 1809, auf welchem der Kaiser die Huldigungen seiner neuen Unterthanen entgegen genommen, hatte Alexander die Wiedereinberufung der finnländischen Stände, trotz wiederholter bescheidener Mahnungen derselben, nicht mehr für nöthig gehalten und ohne dieselben regiert. Unter Nicolaus durfte der constitutionellen Rechte Finnlands nicht einmal mit Namen Erwähnung gethan werden; der kaiserliche Generalgouverneur, der im Schloß von Helsingfors residirte, war ein ebenso schrankenloser Machthaber, wie seine Collegen in Warschau oder Wilna und der Unterschied zwischen dem verfassungsmäßig regierten Finnland und den russischen

Digitized by Google

Reichstheilen reducirte sich darauf, daß die für das erstere erlassenen Regierungsbefehle in der Regel nicht Gesetze (diese sollten nur mit Zustimmung der Stände verändert werden), sondern provisorische Verordnungen hießen. — Obgleich Finnland immer noch sehr viel rücksichtsvoller behandelt wurde, als irgend eines der polnischen oder baltischen Länder, so kamen doch auch hier russificatorische Eingriffe aller Art vor, ohne daß ein Wort über dieselben verloren werden durfte. Die Verlegung der Landesuniversität Abo nach Helsingfors, die Eintheilung Finnlands in 8 Gouvernements, die Einführung neuer strenger Censurvorschriften, all' diese wichtigen Veränderungen wurden ausgeführt, ohne daß auch nur die Miene zu einer Einberufung der Stände gemacht worden, und wenn eifrige Patrioten in den zu Petersburg lebenden Staatssecretär Grafen Armfeld drangen und ihn auf diese Verfassungsverletzungen aufmerksam machten, so war die regelmäßige Antwort, daß der Kaiser Nicolaus eine Erinnerung an den Bestand finnländischer constitutioneller Rechte, unfehlbar mit der förmlichen Aufhebung derselben beantworten und da durch den vorhandenen Nothstand perpetuiren werde.

Unter so bewandten Umständen erscheint vollständig begreiflich, daß die schwedische Partei vor dem Gedanken an einen offenen Kampf mit dem Jungfinnenthum zurückbebte. Bei der zweifelhaften Lage, in der das Großfürstenthum sich an und für sich befand, konnte ein durch nationale Gegensätze geschürter Hader von wahrhaft tödtlichen Folgen sein. Nahmen die Finnen die Rolle der unterdrückten Nationalität auf, beriefen sie sich außerdem noch auf ihre russischen Sympathien, so war ein gewaltsamer Eingriff unvermeidlich und die gesammte Zukunft des Vaterlandes aufs Spiel gestellt. Dazu kam, daß die moralischen Eroberungen, welche die durch talentvolle Dichter und Gelehrte geführte jungfinnische Schule gemacht, bis tief in das schwedische Lager reichten und namentlich den größten Theil der Jugend hinüber gezogen hatten. Machte man der neuen Richtung Concessionen, so konnte man sie vielleicht noch in das patriotische Interesse ziehen, — andern Falls setzte man sich dem Vorwurf aus, wohlmeinende und traitable Männer durch Hartnäckigkeit abgestoßen und in das feindliche Lager getrieben zu haben. Mußte man sich doch überdies sagen, daß die materiellen Vortheile, welche das arme, bei ungünstigen Erndten mit dem Hungertode bedrohte Land von der Verbindung mit Rußland zog, die Massen längst mit russischen Sympathien erfüllt hatten.

So lange der Kaiser Nicolaus lebte, war selbst an einen Ausgleich der Differenzen zwischen jungfinnischen Wünschen und schwedischen Concessionen nicht zu denken. Da Alles, was nach selbständigem Parteileben aussah streng verpönt war, die von Petersburg aus instruirte Präventivcensur überdies dafür Sorge trug, daß die öffentlichen Blätter auf dem Niveau jener

Digitized by Google

Harmlosigkeit blieben, welche die Regierung für gesunden conservativen Zuständen entsprechend hielt, so versteckten die vorhandenen Gegensätze sich hinter literarischen Controversen, welche die politische Frage eigentlich nur symbolisch andeuteten. Dem Verlangen der Fennomanen nach literarischen Gesellschaften und selbständigen Organen wurde soweit entsprochen, daß dieselben keinen Grund zur Klage hatten, der innere Friede und die bestehenden Einrichtungen ungestört blieben.

So ging es bis zum orientalischen Kriege und dem Tode des Kaisers Nicolaus fort. Als die Engländer vor Helsingfors und Lovisa lagen, das gesammte Land von russischen Truppen starrte, die von der Regierung gehaltenen Zügel immer straffer angezogen wurden, zeigte sichs, daß die kluge Nachgiebigkeit der finnländischen Schweden hingereicht hatte, die früheren russischen Sympathien Jungfinnlands zu schmälern und den von dieser Partei ausgebildeten specifisch finnischen Enthusiasmus zu einer Waffe des Patriotismus zu machen. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde bemerkbar, daß die Finnländer sich in dem großen Kampf, der zwischen Rußland und den Westmächten ausgekämpft wurde, ziemlich deutlich als Westeuropäer fühlten und ganz genau wußten, wie groß die Opfer waren, welche ihnen die Verbindung mit dem mächtigen Staat des Ostens auferlegt hatte. Kaum hatte Nicolaus seine Augen geschlossen, so brach von allen Seiten das von Hoffnung getragene Verlangen nach einer Umgestaltung im Sinn der liberalen Zeitideen stürmisch hervor. Nach Jahrzehnten unterwürfigen Schweigens erinnerte man sich plötzlich daran, daß das Großfürstenthum Finnland keine russische Provinz, sondern ein selbständiger constitutioneller Staat sei und daß gesetzlich keine Gründe dafür vorhanden seien, die Präventivcensur und die übrigen Beschränkungen der Nicolaitischen Dictatur länger zu tragen. Begünstigt durch die große Umwälzung, welche sich seit dem orientalischen Kriege und dem pariser Friedensschluß im Schooß des russischen Volkslebens vollzogen hatte, ermuthigt durch die liberale Haltung des Kaisers, der eben mit der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigt war, trat Finnland mit seinen Ansprüchen auf Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände immer deutlicher hervor und die jungfinnische Partei sah sich durch die Macht der öffentlichen Meinung und zu Folge der Verstärkung, welche sie durch zuströmende ursprünglich schwedische Elemente erfahren hatte, gezwungen, nicht nur mitzumachen, sondern an die Spitze der Bewegung zu treten.

Zunächst gewann die periodische Presse, welche sich bis dazu ebenso leblos verhalten, wie in Rußland, einen ungeahnten Aufschwung. Binnen kurzem wuchs ein ganzes Heer schwedischer und finnischer Zeitungen empor, welche sich trotz der noch immer bestehenden Präventivcensur, ziemlich frei bewegten und das Thema von der Nothwendigkeit des baldmöglichsten Zusam-

Digitized by

mentritts der seit einem halben Jahrhundert in Vergessenheit gekommenen Stände unaufhörlich variirten: ein in Stockholm herausgegebener „Finnländischer Censurkalender" sorgte dafür, daß das Publikum auch von denjenigen Gedanken seiner Publicisten regelmäßige Kunde erhielt, welche der Rothstift des Censors als mit der öffentlichen Wohlfahrt unverträglich entfernt hatte.

Im H.rbst des Jahres 1861 erfolgte endlich die Veröffentlichung eines an den Minister-Staatssecretär gerichteten kaiserlichen Handschreibens, welches die baldige Einberufung der getreuen Stände des Großfürstenthums Finnlands in nahe Aussicht stellte. So groß aber war die Masse der durch die Unterlassungen eines halben Jahrhunderts aufgehäuften Geschäfte, daß zunächst eine (verfassungsmäßig mit vorgesehene) ständische Ausschuß-Comission niedergesetzt werden mußte, um die zahllosen Vorlagen, welche der Erledigung harrten, einigermaßen zu ordnen und festzustellen, auf welchen Gebieten durchgreifende Neuschöpfungen nöthig seien. Alle Zweige der Gesetzgebung befanden sich im Zustande der Verwirrung; eine große Anzahl alter Vorschriften war zu Folge der Verordnungen, welche sich im Schooß des wirthschaftlichen und socialen Lebens vollzogen hatten, vollständig unpractisch geworden, andere hatte das bon plaisir der Regierung außer Kraft gesetzt, wieder andere waren modificirt worden, ohne das Jemand anzugeben wußte, woher diese Veränderungen stammten und in wie weit sie verbindlich waren. Crimminal- und Civilrecht, Proceßwesen, Preßgesetz, Communications- und Schulwesen, Steuerordnung und Handelsgesetzgebung — Alles bedurfte seit Jahren radicaler Neugestaltungen, welche wegen der kaiserlichen Scheu vor Anerkennung der ständischen Prärogative unterlassen worden waren; nebenher galt es eine Schaar administrativer Uebergriffe, wenn nicht förmlich zur Sprache zu bringen, so doch im Stillen zu beseitigen. Die liberale Jugend drängte außerdem zu einer Verwandlung der alten schwedischen Vierstände-Verfassung in eine moderne Constitution, nach belgischem Muster.

Volle achtzehn Monate dauerte es, bevor der ständische Ausschuß (Uskrot) die Reinigung des Augiasstalles, den er vorgefunden, beendete. Seine Thätigkeit wurde von der jungen Presse mit lebhaftem Eifer verfolgt und schon die wiederholten Mahnungen derselben, nicht außer Augen zu setzen, daß es Sache der Stände sein werde, über die Vorlagen der Commission zu beschließen, bewiesen, daß Finnland seinen Rechten Nichts vergeben sehen wollte und keineswegs gewillt war, die Commission für ein Surrogat des Landtags gelten zu lassen. Daß die Regierung dem Gedanken nicht ganz fremd gewesen war, die Ständeversammlung zu umgehen, dürfte schon durch den Umstand bewiesen sein, daß der Uskrot seinen Bericht an den Kaiser mit einem Hinweis auf den „unmaßgeblichen Charakter" seine Arbeiten beschloß. — Was den Inhalt dieser Beschlüsse anlangt, so sprachen dieselben sich für Abschaffung des Adels-

Digitized by Google

privilegiums auf den ausschließlichen Besitz gewisser Rittergüter, Abschaffung der Deportation nach Sibirien (die „auf dem Verwaltungswege“ eingeführt worden war), Trennung der Schule von der Kirchenverwaltung (Domcapitel), periodische Wiedereinberufung der Stände u. s. w. aus: außerdem hatten 43 Mitglieder Adressen an den Kaiser und den Landtag beschlossen, welche die Gleichstellung der finnischen Sprache mit der schwedischen und Einführung derselben in die höheren Schulen, die Gerichtshöfe und Verwaltungsstellen beantragten.

Erst im September 1863 trat der Landtag zusammen; er fiel in einen Zeitpunkt, der an und für sich höchst ungünstig war, denn wenige Monate früher war der polnisch-lithauische Aufstand ausgebrochen und das russische Nationalgefühl zu einem beleidigenden Mißtrauen gegen die nicht-russischen Unterthanen seines Monarchen gereizt worden. Die Moskauer Presse erhob schon im Frühsommer 1863 gegen Finnland die Anklage auf separatistische Bestrebungen, und verschiedene andere russische Journale suchten durch die Veröffentlichung finnischer Klageschriften über die schwedische Gewaltherrschaft den Gegensatz zwischen der herrschenden und der beherrschten Classe ebenso zu schüren, wie in den Ostseeprovinzen und in Lithauen; dazu kam, daß einzelne Conflicte zwischen den Offizieren der in Finnland stehenden russischen Armee und den Einwohnern stattgefunden und einige Helsingforser Journale sich im Vollgefühl ihrer constitutionellen Herrlichkeit unvorsichtiger Aeußerungen darüber schuldig gemacht hatten, daß Finnland im Fall eines Krieges zwischen Rußland und den die Polen unterstützenden Westmächten neutral bleiben müsse. Die Sprache der russischen Presse gegen Finnland wurde immer drohender. Die Neigung ein russisch-finnisches Bündniß gegen das Schwedenthum abzuschließen trat namentlich in den Spalten der panslawistischen Organe immer deutlicher hervor.

Noth und Klugheit geboten, den Gefahren welche der Selbständigkeit des Vaterlandes einerseits durch zuweitgehende constitutionelle Forderungen, andererseits durch Verletzung der Ansprüche der Fennomanen bereitet werden konnten, rechtzeitig zuvor zu kommen. Man begnügte sich damit, auf dem Landtage die dringendsten Forderungen der Zeit zu befriedigen und verzichtete auf weitergehende Pläne; das Finnenthum wußte man durch großmüthige Concessionen, die über das Maß der Forderungen hinausgingen, vollständig zu entwaffnen.

Noch bevor der Landtag zusammentrat erließ der finnländische Senat ein an sämmtliche Gerichte und Verwaltungsstellen gerichtetes Circularschreiben, welches die bedingungslose Entgegennahme finnisch abgefaßter Satzschriften und Gesuche anordnete. Der Landtag ging noch weiter, indem er nicht nur die volle Parität beider Sprachen aussprach, sondern als Princip aner-

Digitized by

kannte, daß die finnische Sprache allmählich zur erstberechtigten gemacht und allmählich auch in die Universität und die höheren Lehranstalten eingeführt werden sollte. Auch der Landtag von 1867 sprach sich in diesem Sinne aus und binnen weniger Jahre wird die finnische Sprache die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wenn nicht ausschließlich giltige, so doch vorherrschende sein.

Daß diese Opfer nicht vergeblich gebracht wurden, sondern der Selbständigkeit des Großfürstenthums wesentlich zu Gute gekommen sind, hat sich in den letzten Jahren deutlich gezeigt. Die Verwandlung des alten Vierstände-Systems in eine modern zugeschnittene Constitution ist zwar ebensowenig erreicht worden, wie die Herstellung einer unbeschränkten, nur den Gerichten verantwortlichen Preßfreiheit. Die Finnländer haben sich sogar gefallen lassen müssen, das französische Verwahrungssystem gegen den ausdrücklichen Beschluß des Landtags eingeführt zu sehen. Die russische Presse aber, welche noch vor wenigen Jahren Miene machte, Finnland ebenso zu behandeln wie Litthauen und die Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, hat ihre Hörner wieder eingezogen und läßt die Finnländer in Ruhe; ihre Hauptwaffe, die Berufung auf den „abnormen" Charakter einer politischen Einrichtung, welche Sprache und Cultur der Minorität zur Herrschaft über die Majorität einsetzt, ist ihr durch die kluge Politik des finnländischen Landtages entwunden worden und das nordische Großfürstenthum darf noch für einige Zeit hoffen, von dem Eindrang des slavischen Wesens verschont zu bleiben. Die Wünsche für Ausbau der alten Verfassung, Verantwortlichkeit des Staatssecretärs und seiner Beamten vor dem Landtage, Herstellung wirklicher Preßfreiheit u. s. w. werden wahrscheinlich nicht in Erfüllung gehen, so lange Rußland den Traditionen des Absolutismus treu bleibt, aber unter den einmal gegebenen Verhältnissen will es schon etwas sagen, wenn auch nur die Hauptstücke der Verfassung von 1809 aufrecht erhalten und Versuche zur Verschmelzung Finnlands mit dem russischen Reiche abgewandt worden sind.

Läßt sich vom politischen Standpunkt aus in der That nicht leugnen, daß die von der schwedischen Parthei in Finnland befolgte Handlungsweise (für welche in der gesammten neueren Geschichte kaum ein Analogon zu finden sein dürfte) von ebenso vieler Selbstlosigkeit wie staatsmännischer Umsicht zeugt, so erscheint die beliebte Lösung des finnländischen Nationalitätenstreits doch in wesentlich verändertem Lichte, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkt der Kultur betrachten. Es ist ein mehr wie kühnes Unternehmen, eine kleine noch nicht anderthalb Millionen Menschen zählende und dazu arme Nation in Bezug auf ihre Bildung selbständig machen und auf eigene Füße stellen zu wollen. Weder die Kalewala noch ein anderes der neu herausgegebenen finnischen Nationalepen besitzt die Kraft, den Ausfall zu decken, der nothwendig entstehen muß, wenn auf die reichen literarischen Hilfsquellen verzichtet wird, welche dem Großfürstenthum bisher aus Schweden zuflossen. Die begeisterten Anstrengungen, welche seit den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind und noch gegenwärtig gemacht werden, um eine finnische wissenschaftliche Literatur zu begründen, werden schwerlich ausreichen, die Versäumnisse von Jahrhunderten auszugleichen und für die Entbehrungen schadlos zu halten, die man sich selbst auferlegt hat, indem man darauf verzichtete, von der vorgethanen schwedischen Geistesarbeit zu zehren. Finnland besitzt nur eine Universität; wird diese, wie beabsichtigt war, vollständig finnisirt, so ist sie die einzige ihrer Art, und von dem Verkehr mit den übrigen Hochschulen des Welttheils noch mehr abgeschnitten, wie bisher, wo sie wenigstens an den in den schwedischen Anstalten erzielten Resultaten Antheil hatte. Die Pro-

Digitized by Google

duktionskraft des Volks wird, wenn der Rausch der Begeisterung verflogen ist, in welcher man sich gegenwärtig bewegt, nothwendig erlahmen, denn sie ist über ihr natürliches Maaß hinaus gesteigert; ist der Stillstand einmal eingetreten, so scheint ein Rückschlag unvermeidlich Zu den verlassenen schwedischen Fleischtöpfen zurückzukehren, wird dann aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr leicht sein und unter allen Umständen dem Selbstgefühl der Nation einen harten Stoß versetzen.

Die Herrschaft des finnländischen Particularbewußtseins, wie wir dasselbe oben zu schildern versuchten, ist übrigens schon gegenwärtig so ziemlich vorüber. Fühlt man auch nicht wieder so gut schwedisch, wie vor fünfzig und sechzig Jahren, so steht man doch unter dem Einfluß des Scandinavismus und das Ideal eines Föderativstaates, in welchen Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland verschmolzen werden sollen, zählt gerade unter den Jungfinnländern zahlreiche Anhänger, zumal seit man aus den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen gelernt hat, daß die Anschließung an das Russenthum ihre sehr bedenklichen Folgen haben kann. Schon zur Zeit des dänisch-deutschen Krieges wurde in Helsingfors und Abo eifrig zu Gunsten der Blutsverwandten an der Eider gesammelt und die Presse Finnlands gehörte zu den lebhaftesten und ausgesprochensten Gegnern der gegen Dänemark und später gegen Oestreich geübten preußisch-deutschen Politik. Während Jungfinnland seit Erreichung seiner Ziele überhaupt zahmer geworden ist und überdies innerhalb des scandinavischen Föderativstaats der Zukunft die Möglichkeit specifisch finnischer Entwickelung offen gelassen sieht, acceptirt die schwedische Partei die scandinavische Idee schon als Ersatz für den verloren gegangenen Zusammenhang mit dem Staat, dem Finnland zu danken hat, daß es überhaupt zu den Kulturländern zählt. Wie eifrig man aber in Stockholm darauf bedacht ist, aus den scandinavischen Sympathien der Finnländer für das eigene Interesse Capital zu schlagen, das haben wir noch vor wenigen Tagen aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erfahren, als diese tadelnd berichtete, der in Stockholm versammelte schwedische Journalistentag habe eine Resolution angenommen, nach welcher alle Nachrichten aus Norwegen, Dänemark und Finnland künftig der Rubrik „Inland" einverleibt werden sollen.

Einladung und Programm

zur

zehnten Versammlung des volkswirthschaftlichen Congresses,

welche

in Breslau

vom 31. August bis incl. 3. September d. J. stattfindet und am 31. August, Vormittags 10 Uhr, eröffnet wird.

---

1. Die Anmeldung wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebst etwaigen Schriften über die Berathungsgegenstände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder 5¼ Gulden süddeutscher oder 4½ Gulden östreichischer Währung bei dem Local-Comité am 30. und 31. August d. J. Vor- und Nachmittags in dem Anmeldebüreau

Digitized by Google

Büreau der Handelskammer (neue Börse).

später während der Sitzungstage, am Eingange des Versammlungslocals, das bei der Anmeldung bekannt gemacht wird.

2. Der Zutritt zum Congreß und dessen Verhandlungen steht Jedermann frei, welcher sich dazu meldet und die Eintrittskarte löst. Staats- und Gemeinde-Behörden, Gesellschaften, Vereine und Geschäftshäuser können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Congresse, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Congresse zu erscheinen verhindert sind, erhalten gegen Einsendung des obengedachten Jahresbeitrages an das Localcomité oder an den Schatzmeister, Kanzleirath Quandt in Berlin (Artilleriestr. 7), ein Exemplar der Berichte nebst vorhandenen Schriften.

Tagesordnung des Congresses.

a. Jahresbericht der ständigen Deputation.

b. Wahl eines Präsidenten, seiner beiden Stellvertreter und von fünf Schriftführern für die Congreß-Verhandlungen.

c. Entgegenahme etwaiger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen statutenmäßig nur vor oder bei Eröffnung des Congresses gestellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derselbeu der Congreß entscheidet.

d. Berichterstattungen durch die von der Deputation bestellten Referenten, und Berathungen, in der Regel sofort im Plenum über folgende Gegenstände:

I. Reform des Hypotheken-Credits.
II. Reform des Bankwesens.
III. Vereinfachung der Zolltarife und Ermittelung der Gegenstände, welche einen Eingangszoll überhaupt nicht zu unterwerfen sind.
IV. Reform des Zollvereinstarifs. (Eisenzölle, Reiszoll, Zuckerzoll und Zuckersteuer, Tabakzoll und Tabaksteuer, Lumpenausfuhrzoll.)
V. Grenzen der Verpflichtung zur Aushilfe bei außergewöhnlichem localen Nothstande.
VI. Das Princip für Regelung der Gehälter der öffentlichen Beamten.
VII. Staatsaufsicht über Waldwirthschaft.

e. Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung für das folgende Jahr von 9 Mitgliedern durch die Versammlung, von mindestens 9 durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenarsitzungen an den folgenden Tagen werden jedesmal bestimmt.

Berlin, den 6. Juni 1868.

Die ständige Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe.

Dr. Lette (Berlin), Vorsitzender.
Dr. Böhmert (jetzt in Zürich).
Dr. Braun (jetzt in Berlin).
Dr. Michaelis (Berlin).
G. Müller (Stuttgart).
Prince-Smith (Berlin).
Dr. Soetbeer (Hamburg).
Dr. Versmann (Hamburg).
Dr. Wolff (Stettin).
C. Clauß (Nürnberg).
Dr. Emminghaus (Carlsruhe).
Dr. Faucher (Berlin).
Grumbrecht (Harburg).
Dr. Makowiczka (Erlangen).
Dr. Pfeiffer (Stuttgart).
Dr. Rentsch (Dresden).
Roepell (Danzig).
Schulze-Delitzsch (Potsdam).
Dr. Weigel (Cassel).

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 35.

Ausgegeben am 28. August 1868.

Inhalt:

Norddeutsche Kriegshäfen. 7. Danzig . . . . . Seite 321
Der pariser „Salon" von 1868. 2. 330
Vom hannoverschen Harze 341
Politischer Monatsbericht 344
Literatur 359

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Norddeutsche Kriegshäfen.

7. Danzig.

Von allen übrigen Punkten der Ostsee, die für unsere Marine von Interesse sind, führen wir nach der Schilderung des maritimen Mittelpunktes Kiel unseren Lesern nur noch denjenigen vor, an welchem sich bisher die preußische Marine entwickelt hat und der als solcher ein bedeutenderes historisches Interesse besitzt, wie er auch künftig stets ein Constructionshafen für Holzkriegsschiffe bis zur Größe der gedeckten Corvetten bleiben wird: es ist Danzig mit der bisher einzigen königlichen Werft.

Das Delta der Weichsel, die weite, flache danziger Niederung, wird auf seiner Westseite durch ein Plateau mit steilem Abfall nach dem Strome zu begrenzt: und an dem Fuß dieser Höhen, rechts und links von einem von Westen einströmenden kleinen Niederungsflusse, der Mottlau, also zwischen dem eigentlichen Stromlauf der Weichsel und ihren Uferhöhen, liegt die alte Seestadt Gdansk oder Danzig, wenig über eine Meile von der See entfernt, und zugleich nahe der Mündung der Mottlau in den Westarm des großen Weichselstroms. In Hinsicht landschaftlicher Schönheit ist diese Lage ganz prachtvoll, so schön wie bei keiner anderen Seestadt von ganz Deutschland. Im Osten das weite grüne Wiesen- und Bruchland der Niederung (plattdeutsch Neerung), im Süden ein Meer von üppigen Gärten, aus deren Laubkronen die Gebäude kaum herauszuschauen vermögen, im Westen der schroff und steil abfallende Rand der Höhen mit den Befestigungen des Hagelsbergs, des Bischofsbergs und der Jesuiterhöhe, deren dräuende Schießscharten und scharf gerissene Konturen aus den dichten Baumkronen der Glacis malerisch hervorblicken und dominirend auf das Häusermeer herniederschauen, noch viel stolzer und unmittelbarer als etwa bei Namur; im Norden endlich die weite grüne Ebene mit dem Stromlauf der Weichsel und den malerischen Takelagen zahlreicher Seeschiffe darauf, mit Neufahrwasser und den Festungswerken von Weichselmünde, mit dem gärtenreichen berühmten Oliva und der uralten vierfachen Lindenallee nach Langfuhr, Oliva und den Ortschaften am Fuß des lieblichen Karlsberges, von dem das Auge weit in die blaue See bis gen Hela hinausschaut — eine Umgebung, wie kaum eine andere Stadt

Digitized by

Norddeutschlands sie aufzuweisen hat. Und im Kranze dieser Landschaft erhebt sich links von der Mottlau, zwischen dieser und den stolzen Höhen der Forts eingezwängt, eine Stadt, die an alterthümlicher Schönheit, an hohem historischen Interesse, das in jeder Einzelheit der äußeren Erscheinung verkörpert ist, keiner andern in Deutschland etwas nachgibt; alle Perspectiven haben einen Reichthum und eine Mannichfaltigkeit in der Schönheit, die selbst Nürnberg hinter sich läßt. Die hohen, geschnörkelten alten Giebelfaçaden der stolzen Patricierhäuser, wie sie nicht blos am Langenmarkt sich zusammendrängen, der an Prag erinnernde Reichthum an kunstvollen herrlichen Thürmen und prächtigen Thoren, deren wuchtige Masse durch zahllose Thürmchen und Erker verschönert wird, die Straßen, die vermöge ihrer Windungen stets die Giebel einer Seite voll zu Schau bieten, in freundlicher Abwechslung mit den grünen Laubkronen einzelner alter Bäume und den gebrochenen Linien zahlloser „Beischläge" und „Vorbaue" vor den Häusern, und die stets mit dem prachtvollen Bilde eines der stolzen Thore abschließen oder den Durchblick auf das Mastengewirr der Seeschiffe eröffnen — Alles das sind Eigenthümlichkeiten, welche die Wiege der preußischen Marine dem Auge des Beschauers in bezauberndem Glanze erscheinen lassen. Und dann das bunte Gewimmel auf den Straßen mit seiner Mischung der verschiedensten Trachten, wie sie der Süden nicht reicher aufzuweisen hat, das polnische Element der Land- und Strombevölkerung, das uns stets vor Augen führt, wie Danzig eigentlich die Metropole des polnischen Seehandels am Hauptstrom Polens ist und noch mehr war, — dazwischen die knappe schmucke Tracht der preußischen Soldaten mit den leuchtenden weißen Achselklappen oder des schwarzen Husaren mit seinem Todtenkopf, dann wieder die Schwärme fremdartig aussehender Matrosen von den Handelsschiffen des Auslands — es ist ein Leben und Treiben, das den ernsten Interessen die hier gepflegt werden, anmuthigen Schimmer verleiht.

Völlig verschieden von der Altstadt*) mit ihren ragenden Thürmen und Thoren, ihrem Artushof, ihrem Rathhaus und dem stolzen Hallenbau ihrer mächtigen Marienkirche, ihrer Schwarzmünster- (Dominicaner-) und Weißmünster- (Carmeliter-) Kirche und den anderen zahlreichen Genossinnen — völlig verschieden von diesem historisch interessantesten Theile Danzigs ist die „Speicherinsel" in der Mottlau, mit ihren langen, an Bremens Stromfront erinnernden Giebelfaçaden unzähliger Magazine, und ebenso verschieden ist

*) Als für die Handelsmarine besonders wichtig in dieser großen über 90,000 Einwohner zählenden Stadt ist namentlich die Navigationsschule hervorzuheben, außer denen zu Memel, Grabow-Stettin und Stralsund die einzige in Preußen: das gelbe Gebäude, das sie beherbergt, macht sich weithin durch seinen einer Sternwarte ähnlich sehenden Observationsthurm kenntlich. Außerdem fällt hier wie in Prag besonders die vielfache Benutzung ehemals geistlicher Gebäude zu weltlichen Zwecken auf.

Digitized by Google

der Eindruck der freundlichen grünen alleegeschmückten neueren Stadt (Langgarten), mit dem Brückenkopf auf dem rechten Ufer des Flusses, mit seinen Holzhöfen und seiner Gewehrfabrik. Alle drei Theile aber werden von einer weitläufigen bastionirten Festungsenceinte eingeschlossen, deren grüne Vaubansche Wälle und Bastionen den französischen Ursprung verrathen, und nach Westen die Altstadt vom Fuß des Hagelsberges, auf der anderen Seite die übrige Stadt von der weiten grünen Fläche der Niederung abschließen, wobei sie noch durch das großartige Ueberschwemmungssystem der Steinschleuse unterstützt werden können. Die Hoffnung, den ersteren Theil der Wälle fallen und so eine Erweiterung der Stadt ermöglicht zu sehen, ist zum Bedauern der Danziger nicht in Erfüllung gegangen, da man die Stadt nach Einebnung jener Wälle auch durch die befestigten Höhen nicht für genug gesichert gehalten hat, und Danzig auf jeden Fall als Festung ersten Ranges erhalten werden muß.

Hart unter den Wällen der Nordseite, am linken Ufer der Mottlau, wo die Wege aus dem Jacobsthor und dem unteren Wasserthor sich schon etwas unterhalb des Einflusses der Mottlau in die Weichsel vereinigen, liegt nun die königliche Werft. Ein großes länglich viereckiges Grundstück, mit einer Längenfront an die Weichsel grenzend und auf den anderen Seiten durch Graben, Zaun und Mauer gegen die umgebende Wiese abgeschlossen, dehnt sie sich hart am Stromlauf dahin. Treten wir durch das Hauptthor am nördlichsten, zumeist stromabwärts gelegenen Theil der Umfassungsmauer ein, wo eine Wache etablirt ist, so stellt sich unseren Blicken zunächst eine Reihe einfacher Häuser mit den Bureaux der Werftdirection und den technischen Bureaux dar. Dahinter, weiter stromaufwärts, steht ein mächtiger Krahn mit colossal dickem Tau, und dann liegen hier mehrere langhingestreckte Schuppen und enorme Magazine mit der Ausrüstung außer Dienst gestellter Schiffe, mit Masten und Blöcken, mit Tauen, Ankerketten und allen kleineren Ausrüstungsstücken, während Kanonen und Anker, Reserveschrauben und Kessel in langen Reihen unter freiem Himmel aufgestapelt sind, neben enormen Haufen von Kohlen und Ballast. Noch weiter aufwärts am Flusse lagern, während sich in gleicher Höhe binnen eine Reihe anderer Schuppen hinzieht, die überdachten, luftigen, Eisenbahnankunftshallen ähnlichen Hellingen, auf welchen unsere gedeckten Corvetten „Arkona", „Gazelle", „Vineta", „Hertha" gebaut sind und noch die „Elisabeth" im Bau ist, wie auch hier, auf der kleineren Helling, die Glattdeckcorvetten „Nymphe" und „Medusa" dereinst in Spanten standen, und ebenso die größeren Kanonenboote „Drache", „Meteor" u. s. w. Namentlich die Hellingen der Corvetten geben ein eigenthümliches Bild mit ihren flachen, von hohen Holzpfeilern getragenen Dächern, deren Giebelfronten ganz offen

Digitized by Google

sind, wobei der First und das ganze Gebäude stark nach dem Wasser geneigt ist: darin aber erhebt sich, auf colossalen Stapelklötzen ruhend, der gewaltige Bau einer Corvette mit ihren massigen Eichenstamm-Spanten und den völlig sichtbaren schönen feinen Formen, deren scharfe Schneide an den Enden allmählich mit der mächtigen Wölbung des Körpers in der Mitte verschmilzt und hinten den Schraubenbrunnen mit seinen bronzenen Führungen zum Auf- und Abwinden der Schraube zeigt. Am südlichsten Theil des Stromufers aber, gegenüber der weiter binnen liegenden Schmiede, den Reepschlägerbahnen für Anfertigung der Taue und den Segelmacherböden, lag früher das Kasernenschiff „Barbarossa", das jetzt seinen Platz in Kiel am königlichen Schlosse gefunden hat, stationär vor Anker; dessen grotesk buntes, unkünstlerisches Gallionbild, aus den Zeiten der deutschen Flotte stammend, starrt als Holzstatue Kaiser Rothbarts noch heute in den Magazinen dem Besucher überraschend entgegen.

Unweit des südlichsten Theiles der Werft liegt endlich gegenüber einer Schanze des rechten Ufers im Strom verankert das hölzerne, schwimmende Dock des Schiffbaumeisters Klaevitter, das aber mit seinen Schleusenthoren und seiner geringen Tiefe nur Schiffen bis 15 Fuß Tiefgang Eingang verstattet, sodaß „Gefion" und „Thetis" erst gänzlich abrüsten mußten, um darin ausgebessert werden zu können, und die gedeckten Corvetten sogar noch Maschinen und Kessel herzugeben gezwungen waren, obwohl eine sichere, feste Lage dieser Stücke von höchster Wichtigkeit ist. Weiter abwärts im Strom, vom Dock aus gerechnet, zieht sich ziemlich nahe dem Ufer eine ganze Kette von Kriegsschiffen hin, die allerdings vor der Verlegung der Marinestation nach Kiel noch weit zahlreicher war, theils abgerüstete Schiffe, mit dem Rumpf hoch über Wasser liegend und nur von kahlen Maststumpfen nebst den Marsen überragt, theils ausgerüstete Schiffe mit stolzer Takelage und blitzenden Kanonen in der Breitseite — gegenwärtig meist nur solche Fahrzeuge, die entweder eben ausgebessert worden sind oder noch der Ausbesserung harren.

Trotz der Verlegung der Werftdivision und aller andren Hauptmarinebehörden nach Kiel, trotz der Einrichtung eines vollständigen Marinedepots an letzterem Orte hat man es im Uebrigen doch zweckmäßig gefunden, die königliche Werft vorläufig in Danzig zu lassen; und auch für die Zukunft, selbst wenn der Kriegshafen in Kiel in der allervollständigsten Weise ausgebaut ist, wird sich dies empfehlen. Ein Abbrechen dieser Etablissements und eine Ueberführung des Materials nach Kiel würde einmal an sich überaus kostspielig sein, namentlich im Verhältniß zum Werth des Materials selber, und außerdem den Hauptwerth derselben vernichten, da dieser in der Arbeit des Aufbaues bestanden hat (bis 1864 waren schon 400,000 Thlr. auf diese

Digitized by Google

Werft verwandt): — es wäre also ohne Schaden nur ein Verkauf des gesammten Materials an eine Privatschiffbaugesellschaft möglich, die sich etwa an der Weichsel etabliren wollte. Sodann aber ist es auch von hohem Werth, gerade an einem östlichen Punkt der Küste die Möglichkeit zu umfassenden Reparaturen und Ergänzungen der Ausrüstung wenigstens für Schiffe mittlerer Größe vorzufinden, so lange in Oxhöft noch kein befestigtes Marinedepot mit Dock existirt: Und wenn auch die geringe Wassertiefe in der Hafeneinfahrt von Neufahrwasser und in der Weichsel dem Einlaufen gedeckter Corvetten mit Armirung (normal 18¼ Fuß Tiefgang) Schwierigkeiten bietet, so können doch kleinere Schiffe stets bequem bis zur Werft gelangen. So dürfen wir denn wohl erwarten, daß für den Neubau unsrer gedeckten und Glattdeckscorvetten sowie kleinerer Holzkriegsschiffe, ja auch leichter Panzercorvetten vom Typus der französischen „Belliqueuse" oder unsrer künftigen „Hansa" Danzig stets im gegenwärtigen Umfange Constructionshafen bleiben wird, und seine königliche Werft behalten wird, welche gegenwärtig die einzige im Staate ist. Auch wird gegenwärtig wieder rüstig hier weitergearbeitet, nachdem im Mai d. J. zufolge des Scheiterns der Marineanleihe 200 Arbeitern gekündigt gewesen war.

Danzig verdankt indessen seine Wichtigkeit für die Kriegsmarine nicht blos der königlichen Werft, sondern ebenso seiner Eigenschaft als strategischer Rückhalt für die Befestigung der Weichselmündungen bei Neufahrwasser und Weichselmünde, mit dem Fort von Brösen (eine Viertelstunde von Neufahrwasser, wo 2—300 Arbeiter zu thun haben) und dem Fort von Neufähr an dem Ausfluß des eigentlichen Weichselstroms in die Ostsee. Kaum eine Meile haben von der königlichen Werft aus die kleinen Dampfer zu machen, die von Danzig wie Omnibusse nach Neufahrwasser*) hinabgehen, und seit einiger Zeit allerdings die Concurrenz einer Eisenbahn bestehen müssen. Von ihrem Deck aus hat man eine entzückende Aussicht, mag man rückwärts nach den stolzen Thürmen und Giebeln über den grünen Wällen von Danzig schauen, oder rechts und links den Strom entlang mit seinen langen Reihen mächtiger, hochbordiger und stolz getakelter Barkschiffe und Klipper und der weiten grünen Niederung in der fernern Perspective. Schon von den Wällen Danzigs ab hat uns auf dem rechten Ufer ein grüner Erdwall begleitet, in mannichfachen Ecken gebrochen und hin und wieder durch geschlossene Schanzen verstärkt: er dient dazu die Verbindung Danzigs mit dem gleichfalls auf dem rechten Weichselufer gelegenen Weichselmünde herzustellen, und liegt theilweise nicht auf festem Land, sondern auf dem Holm, einer durch einen Weichselarm auch jenseits abgegrenzten Insel. Nach einiger Zeit

*) Der Danziger sagt stets blos Fahrwasser.

kommt dann rechts das Ende dieser grünen in der grasigen Niederung schwach hervortretenden Befestigung und damit steigen zugleich die Wälle von Weichselmünde dicht vor unsern Augen empor. Während drüben auf dem linken Ufer die Conturen des Brückenkopfes sich abzeichnen, der diesen Punkt der Weichsel gegen Westen schützt, erhebt sich rechts am Strome das eigentliche Weichselmünde, im Wesentlichen ein bastionirtes Viereck mit hohen grünen Wällen, aus denen das ragende Steinmauerwerk der gleichfalls viereckigen Reduits (Citadelle) hervor und herüber schaute, während außen noch einige Raveline und „Demi-Lunen" die Werke verstärken. In seinem Innern aber birgt das weitläufige Reduit auf einem weiten viereckigen Platze außer den Kasernen und dem freundlichen Kirchthurm nur spärliche Gruppen ganz einfacher Häuser für die Unterbeamten und Magazine, die sich doch in Verbindung mit den Gärtchen daran und den hohen Laubkronen zahlreicher Bäume malerisch genug ausnehmen, während ein uralter dicker runder Vertheidigungsthurm in seinem hellen Weiß diesen Eindruck noch verstärkt. Weichselabwärts von hier aus führt, als gedeckte Verbindung der Strandschanzen mit Weichselmünde, auf dem rechten Ufer ein langer Weg zwischen zwei hohen grünen Dämmen oder Wällen mit Saillants dahin, mit der Aussicht rechts auf flaches Gefilde und später auch auf Binnenwasserflächen, links mit dem Blick auf die Weichsel, die zunächst genau parallel läuft, plötzlich aber mit ihrem Haupttheile halblinks abbiegt, also in scharfer Biegung gen Westen, während rechts ein Nebenarm in die See geht, und durch eine Schleuse in jener Biegung mit dem Hauptstrom in Verbindung steht. Das Delta welches beide Arme bilden, ist die Westerplatte, eine reizende, größtentheils mit frischem Laubwald bedeckte Insel, deren Seefront im Kriege von 1864 mit einigen Strandschanzen bewehrt worden ist, einfachen flankirten Facen, deren Kehlen mit Pallisaden geschlossen sind, während schwere Geschütze von den Wällen auf die öden Dünen herabstarren und weite Aussicht auf die See bieten. Der östliche Weichselarm, welcher die Westerplatte, diese anmuthige, gehölzbedeckte Insel mitbildet, führt auch an mehreren Schanzen vorbei, namentlich an der starken fünfeckigen Mövenschanze, die eine gemauerte Kehle besitzt. Der westliche, der Hauptarm dagegen bietet im Gegensatz zu dem öden Ostarm ein äußerst lebensvolles Bild: hier ist der eigentliche Haupthafen Danzigs, wo sich im Strome Hunderte von Schiffen, größtentheils stolze dreimastige Barkschiffe, Klipper und Briggs aneinander drängen, aus deren schwarzem Masten- und Taugewirr bunt die Flaggen der verschiedenen Nationen flatternd hervorleuchten. Hier liegt ein Amerikaner mit stolzer Obergaffel, dort eine Gruppe plumper schmutziger englischer Kohlenbriggs, hier lachen die heiteren Flaggen Frankreichs, und dort das savoyische Kreuz in der grünweißrothen Farbe des neuen Italien. Rechts, auf der Westerplatte, von dem

Digitized by Google

schattigen Laubhain derselben, dem Lieblingsspaziergang der Danziger begleitet, zieht sich ein langer Quai mit Krahnen bis zur Wurzel der Ostermole, der ersten Strandschanze und den einfach eingerichteten Seebädern hin: drüben auf dem linken Ufer liegt Neufahrwasser, noch im Bereich der schweren Geschütze des Brückenkopfs von Weichselmünde. Die niedrigen neuen rothen Häuschen, um den hohen grünen Thurm ihrer verhältnißmäßig großen Kirche geschaart und von rechtwinklig sich kreuzenden, dörflichen Gassen getrennt, ganz wie in Cuxhafen oder Swinemünde und anderen Oertchen mit specifisch seemännischer Bevölkerung, schwinden gegenüber den hohen Takelagen auf dem Strom zusammen. Auf der Landseite sind sie von mehreren theilweise sternförmigen Schanzen mit verpallisadirten Kehlen umschlossen, die auch die Bahn beherrschen, und unweit des weißen auf einem kleinen Hügel gelegenen Thurmes der Lootsenstation, wo die Lootsen, durch Mützen von Form und Farbe der berliner Bauakademiker ausgezeichnet, in ihren scharfgebauten starken Booten und Kuttern liegen, geht die Westermole in die See hinaus. Jedoch zeigt diese, wie die Ostermole, welche den kleinen Leuchtthurm trägt, nicht einen flachgewölbten Rücken, gleich der Swinemündes, sondern sie ist eine ebne, beiderseits abgeschlossene Bahn für den Spaziergänger, der hier gern von den massigen Steinquadern aus das Aus- und Einlaufen der Schiffe im vollen Schmuck ihrer schwellenden Segelmassen beobachtet.

So schön dieser Hafen in malerischer Beziehung ist, so wenig genügt er in praktischer Hinsicht den Anforderungen sehr großer Schiffe der Handelsmarine und vollends denen der Kriegsmarine, namentlich hinsichtlich seiner Tiefe; denn die Geräumigkeit ist allerdings weniger zu vermissen. Bis 1840 hatte der Hafen von Danzig einen Flächenraum von 43 Morgen. Derselbe war ursprünglich die westlichste Mündung der Weichsel, und da sich diese zu verflachen drohte, ward 1673 der Eingang der Rinne von der übrigen Weichsel her durch eine hölzerne Schleuse geschlossen und die Stromrinne selbst ausgebaggert. Später wurden Hafendämme von der Mündung in die See geführt und die Ufer durch Mauern und Bohlwerke befestigt. Da in einem Jahrhundert hier das Land 200 Ruthen in die See hinauswuchs, mußten die Hafendämme von Zeit zu Zeit verlängert werden. Infolge des Durchbruchs der Weichsel durch die Dünen bei Neufähr $1^1/_2$ Meile östlich von Fahrwasser (1. Februar 1840) und der Anlage von Schleusen daselbst gestaltete sich indessen der Hafen weit vortheilhafter, namentlich da die Sandanschwemmungen sich sehr verminderten, sodaß er jetzt 300 Morgen Fläche und 16—17 Fuß Tiefe hat: durch Hinzuziehung des Sasper Sees könnte noch ein großartiges Bassin gewonnen werden.

Der Seehandel hier besteht meistens aus massenhafter Ausfuhr des polnischen Waizens, in dessen hochgelben Massen die danziger Sackträger aus den

Digitized by

Bordings (Liechter Fahrzeugen) bis an die Knie waten, und für deſſen Export Danzig nächſt Odeſſa der bedeutendſte Hafen Europas iſt, während außerdem hier namentlich Holz ausgeführt und engliſche Steinkohle, zum Theil ſtatt Ballaſt, eingeführt wird. Auch die Rhederei Danzigs iſt bedeutend: ſie ſteht mit ca. 60,000 Tons engliſch neben Roſtock und Stettin in erſter Linie unter allen deutſchen Oſtſeehäfen, und beſitzt ca. 120 dreimaſtige Schiffe, von denen das größte vor vier Jahren bei Hein gebaut iſt und bis vor Kurzem überhaupt das größte deutſche Handelsſchiff war. Doch wir kommen auf dieſe Verhältniſſe, die Schifffahrtsbewegung und den Export ſpäter bei Beſprechung der deutſchen Handelsmarine zurück.

Wenn nun die geringe Tiefe der Einfahrt in Neufahrwaſſer ſchon große Handelsſchiffe von 21—28 Fuß Tiefgang in beladenem Zuſtande fern hält, ſo iſt dies Verhältniß noch empfindlicher für die Kriegsmarine, deren große Schiffe nicht mit voller Ausrüſtung einlaufen oder gar bis zur Werft gelangen können, was doch unbedingt gefordert werden muß, die im Gegentheil weit draußen auf der Rhede bleiben müſſen und deren Ausrüſtung ſo Monate lang dauert und Linienſchiffe befreundeter Mächte wie vor einem Jahrzehnt der engliſche „St. George" überhaupt nicht in den Hafen kommen können, ſondern auf der Rhede den Stürmen preisgegeben liegen. Die Stromrinne*) hat hier eben blos 14 Fuß Waſſer, während ſchon Corvetten ausgerüſtet 15—20 Fuß tief gehen, und auch bei Neufahrwaſſer beträgt der mittlere Waſſerſtand nur 18 Fuß, da er durch die geringe Fluth der Oſtſee nur um 1 Zoll, bei Seewind höchſtens um 3 Fuß geſteigert wird. So befand ſich denn auch während des Krieges 1864 die „Vineta" auf dieſer Station in höchſt peinlicher Lage. Trotz größtmöglicher Entlaſtung hatte ſie immer noch einen Tiefgang von 19 Fuß. Der mittlere Waſſerſtand bei Neufahrwaſſer betrug aber eben 18, und ſo konnte das Schiff es nur bei ſtarken nördlichen Winden, welche das Waſſer in der Mündung aufſtauten, und nach erlittenen Beſchädigungen einen Rückzug ohne Schwierigkeiten ſicherten, wagen, gegen die däniſche Uebermacht den Hafen zu verlaſſen: auf der Rhede zu bleiben durfte ſie nicht riskiren, weil die Strandbatterien zu weit zurückliegen, um mit genügender Wirkung ſecundiren zu können. Wenn es trotzdem am 30. April, wo das däniſche Linienſchiff „Skjold" mit einem Raddampfer auf der Rhede lag, gelang, durch Vorausbringen der Geſchütze das Schiff auf ebnen Kiel zu legen und damit (nach einem verunglückten Verſuch) die Barre zu paſſiren, ſo iſt dadurch noch nicht die Tauglichkeit des Hafens bewieſen. Uebrigens mußte auch, da der Wind heftiger wurde, See aufkam und es zu dunkeln begann, die „Vineta" nach einem erfolgloſen

*) Die Mottlau iſt in Danzig 9—9½ Fuß, die Weichſel an der Schleuſe 13 Fuß tief.

Kugelwechsel mit den dänischen Schiffen, ebenso wie am 19. April nach den Manövern gegen „Själland", „Geyser" und „Holger Danske" wieder in den Hafen zurück, dessen Schwächen sich nach dem Urtheil eines ganz competenten Gewährsmannes nie nachtheiliger für die preußische Marine herausgestellt haben als eben bei Gelegenheit dieses Krieges, in welchem Danzig außer den eben erwähnten Rencontres keine Action der Marine zu sehen bekam.*)

Uebrigens ist für Danzigs Benutzung zum Kriegshafen auch der lebhafte Verkehr der Handelsmarine äußerst störend, und selbst eine Marinestation würde aus diesem Grunde nicht hier, sondern, wie wir oben vorschlugen, in Oxhöft anzulegen sein.

Den besten Ueberblick über die ganze Gegend mit ihren Befestigungen, dem unteren Lauf der Weichsel und seinen Verzweigungen gewährt wohl der Karlsberg oder die Königshöhe bei Oliva: während man auf dem Belvedere mitten im Walde selbst in einem wahren Meere von Laub zu schweben scheint, überblickt das Auge die ganze weite grüne Landschaft, durche welche sich der Strom wie ein breites Silberband dahinzieht, bis nach dem 1½ deutsche Meilen entfernten Neufahrwasser, es erblickt den hohen hellen Thurm von Hela, übersieht fast die ganze Danziger Bucht, auf der zu Zeiten über 40 Segel, Kauffahrer und Fischerboote zu zählen sind, und verliert sich erst viele Meilen weiter da, wo der Horizont den blauen Spiegel der See begrenzt. Dann wendet sich der Blick wieder dorthin zurück, von wo wir ausgegangen sind: zu den Thürmen, der weiland Hansestadt, der späteren Handelsrepublik dem nordischen Nürnberg oder Venedig, wie man Danzig genannt hat. Und doch schließt jede solche Bezeichnung, die doch rühmen soll, eine Verkennung gerade der bedeutendsten Schönheiten des Ortes in sich. Mag auch Nürnberg an Einzelschätzen der Kunst reicher sein; im Ganzen ist der Eindruck von Danzig unendlich viel reicher und poetischer; mag Venedig, als meerumschlungene und meerdurchschlungene Marmorstadt prächtiger erscheinen, lieblicher und frischer ist gewiß Danzig im grünen Kranze seiner Umgebung und der Laubkronen auf Wällen und Straßen. Auch das „hundertthürmige" Prag steht an Schönheit seiner architectonischen Physiognomie hinter dieser alten Metropole polnischen Handelslebens und deutschen Bürgerfleißes zurück.

*) Und doch hatten die Dänen zur Beobachtung der „Vineta" schon im Anfang April auf der Höhe zwischen Hela und Rixhöft, dann bei Jershöft stets fünf Kriegsschiffe kreuzen lassen.

Digitized by Google

Der pariser „Salon" von 1868.

II.

Schluß zu Nr. 34.

Ich habe die Leser bereits darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die industrielle Absicht, durch Gefälligkeit zum Ankauf zu reizen, über den Kunstzweck, durch wahrhaft Bedeutendes den Geschmack zu erheben und die Tradition der großen Stilmeister festzuhalten, im diesjährigen Salon dominirt. Unter den Künstlern, welche ihrer Vocation nicht vergessen, gebührt Herrn Czermak für seine „Christenmädchen, von Baschi-Bouzouks geraubt" (in Lebensgröße) Anerkennung. Gallait's einziger Schüler theilt die hohen Vorzüge des Meisters, wie vielleicht einige seiner Fehler. Wir bedauern in den Dramen beider, daß die meisten ihrer großen Gestalten unbewegt, öfter durch ihren Contrast, als durch ihre Gravitation gegen das Centrum der Handlung wirken und sich so isolirt neben einander statt miteinander produciren. Auch Gallait's mächtige und immer schöne Modelle verrathen selten durch eine Geste das in ihnen glühende Leben. Nur das Mienenspiel ist Träger ihrer Emotion. Gewöhnlich aber rechtfertigt die Wahl des Sujets, wie auch hier, diesen Mangel an Activität, den z. B. auch Edwin Landseer, der englische Maler der Thierkomödie in hohem Grade theilt, was ihn jedoch nicht hindert, im Drastisch-Humoristischen das Höchste zu leisten. Gallait und Czermak sind Eklektiker, — sie haben der flamländischen, italienischen und spanischen Schule ihr Bestes entwandt, nicht ohne es mit ihrer Originalität zu verschmelzen und sind unendlich geschickt: aber wenn auch keineswegs die Erhebung des Gedankens, so fehlt ihren Compositionen doch die dramatische Kraft. Ihr Temperament neigt zum Contemplativen, zum ruhigen Wiederspiegeln von Stimmungen in der Schicksalstragödie. Gallait's gewohnte schwertrübe, aber immer harmonische Farbengebung ist auch hier dem Pinsel Czermaks für die düstere Scene überaus effectvoll entflossen, dagegen sind die Fleischtöne ruhig lichtvoll, glücklich accentuirt hier und dort ein blinkender Strahl, Schmuck und Waffen; — aber trotz dieser fast wissenschaftlichen Behandlung des Lichts, trotz dieses Aufbaues tadelloser Linien gleicht diese Gruppe mehr jenen lebenden Bildern, in denen man schöne Figuren artistisch drapirt und kunstgerecht beleuchtet, als einem Blick in's volle Pathos des Lebens. Wir hören dieser Räubergeschichte interessirt, aber kühl ungläubig zu, — wir lassen uns sichtbar zum Mitleid überreden, denn wir sind weder überzeugt, noch entsetzt, noch ergriffen; — der Verstand hat Muße zu zergliedern, ehe das Gefühl gepackt ist, und wir wenden uns zwar befriedigt,

Digitized by Google

aber nicht ergötzt von diesem schönen Schein zu anspruchsloseren Schöpfungen, in denen das Absichtliche, seiner verhüllt, uns desto leichter vergnügt.

Als Contrast stellen wir das Talent Fromentin's gegenüber, dem die hohe Gabe geworden, den Blitz des vorüberfliehenden Augenblicks in der Handlung zu fixiren. In seinen Bildern ist Alles gedrängte Bewegung, — mag er nun einen Nomadenzug in der Wüste, oder wie hier den Kampf auf Leben und Tod zwischen einer Löwin und zwei berittenen Arabern in einer Felsenschlucht zeichnen. Die Stellung des links sich bäumenden, schon verwundeten Schimmels ist unnachahmlich kühn; — sein Reiter stützt sich mit der geballten Linken fest auf den Sattelknopf, die Rechte krampfhaft gegen die Brust gepreßt sucht das Schloß des Carabiners und das Löwenherz als Ziel; — aber er zögert in den Gliederknäuel vor sich zu feuern, — denn das Pferd seines Genossen hat sich überschlagend diesen aus dem Sattel geworfen; aber der Sohn der Wüste sendet mit letzter Kraftanstrengung den Blitz seines Revolvers gegen die Bestie. Man steht fast athemlos vor diesem wilden Drama, obgleich die aus der Ferne heransprengenden Stammesgenossen uns nochmals des glücklichen Ausgangs versichern. Darnach wird man begreifen, wenn wir Herr Fromentin anklagen, daß er uns um eine Freude und die Nachwelt um ein Meisterstück betrügt, wenn er, wie Blondin seines équilibre und seines Sichergehens überall gewiß, sich an halsbrechende Aufgaben wagt und sich in der Wahl seines Stoffes vergreift, wie diesmal in seinen männlichen und weiblichen Centauren, welche Geier mit ihren Pfeilen erlegen. Unsere der Wirklichkeit zugeneigte Empfindung sträubt sich, blonde Weiberbüsten auf Pferderücken zu bewundern, wären sie anatomisch auch noch so kunstgerecht verschmolzen. Die Griechen wußten durch streng classische Formen die Darstellung solcher Zwitterwesen vor dem Sinnenkitzel wie vor dem Widerwillen zu retten, während die indecent realistisch thiermenschlichen Formen Fromentin's gegen Tradition und Ideal zugleich verstoßen. Wem die Wunder der afrikanischen Wüste und des Orients offen stehen, wie diesem Meister, der lasse den Olymp mit seinen hohen und niederen Genossen, die mit der Dampfkraft moderner Sinnenüberreizung nicht zu erreichen sind, in Ruhe.

Als unser Altmeister Göthe die Gruppe des Laokoon dem fixirten Blitz oder der versteinerten Welle verglich, wußte er wohl, daß die Welle nie versteinern könne, wenn auch nicht, daß der Blitz niemals in einer Neuntel-Secunde, die nach den Physiologen zu jeder Wahrnehmung gehört, in einer Form vor unserem Auge festzuhalten sei, da er mit der Geschwindigkeit von 77.000 Meilen in der Secunde den Raum durchfährt, sonst hätte Herr Otto von Thoren ebenfalls ein gleich wahres wie schönes Bild geschaffen. Er hat wenigstens die Wirkung, die das flammende Meteor einen Baum

im Walde niederschmetternd auf einen Fuhrmann und sein Gespann übt, sehr glücklich wiedergegeben. Der Bauer im blauen Kittel verdeckt mit dem Arm das Auge, die Pferde, schnaubend und stieren Blickes, mit Mähnen wild gesträubt, scheuen vor dem blendenden Strahl, der in wildem Zickzack dicht neben ihnen die Erde sucht. In seiner großen Parforcejagd hat Herr von Thoren einen trefflichen Wurf gethan, das hastig bewegte Leben der Thierwelt mit kräftigem Pinsel und gesunder Farbe festzuhalten. Er wird in diesem prestissimo noch von einem belgischen Maler, Herrn Nieuvenhuys, übertroffen, der uns im Format des Genrebildchens einen Bojaren mit zwei Dienern zeigt, welche in lustigem Jugendübermuth, diesmal selbst vom Gewittersturm gejagt, Pferde und Hunde zu immer schnellerem Tempo des ventre à terre antreiben. Erwähnen wir, da wir nun doch einmal ins Genre gerathen, als solches eines sterbenden Ritters von Outin, der dem Sohn das Schwert als Vermächtniß seiner Ehre übergibt, — weiter eines hübschen Idylls von Marie Nicolas, Schülerin Chaplin's, die ihm seine zarten rosigen Tinten abgelauscht und die eben deshalb in der Pinselführung wohl etwas sicherer hätte auftreten dürfen. Die Großmutter spinnt — zwar emsig, aber sie ist blind und kann dem Barfüßle wahrscheinlich das Brod nicht schaffen, denn die groben Holzschuhe stehen verklagend neben dem zierlichen Fuß der hübschen Blondine, die eben Zwirn und Nadel bei Seite geworfen hat und nun melancholisch über einem rosa Seidenstoff und reicher Perlenschnur sinnt. Gleich daneben finden wir einen Newfoundländer, der seine Kette gesprengt hat, um der Spur seines Spielkameraden zu folgen: der müde Bube hat sein schweres Holzbündel im Walde an einen Stamm gelehnt und überläßt sich auf dem Daunenpfühl des Schnees dem gefährlichen Ausruhn, das wohl ewig dauern würde, leckte der treue Freund nicht unermüdlich die starre, aber noch rothe Wange des Schläfers, der die Stirn runzelt, wie einer, den es verdrießt, daß man ihn stört. Herr Feyen, der scharfsichtige Psycholog, hat statt seiner armen Musikantenkinder, die immer so ergreifend wirken, diesmal zwei alte Bauerweiber an einen Brunnen gesetzt, wovon die eine, erzählend in das Einst ihres Lebens vertieft, wehmüthig sinnend mit der Krücke Figuren in den Sand zeichnet, während um den zahnlosen Mund der andern aller Unglaube, aller Neid ihrer Klasse, aber auch die Einfalt ihres Kopfes zuckt. Eine frische Magd, die im Mittelgrund Wasser aus dem Brunnen zieht, macht sich über ihr Beginnen mit der Ueberlegenheit lustig, mit der die dünkelhafte Jugend so gern auf das Alter herabsieht. Die vollendete Wiedergabe der Individualität, der Rhythmus der Linien und die wahre Farbe erinnern an Breton's Pinsel, ohne jedoch seine großartige Einfachheit zu erreichen. Noch besser recitirt Herr Feyen sein zweites Gedicht: Hans und Lise sitzen auf der Garten-

gitized by Google

mauer, über die sie doch wahrscheinlich zu ihrem „Stelldichein" geklettert, und lassen die Füße ins Grüne baumeln. Aber mit der Unterhaltung scheint es nicht recht fort zu wollen; er, sichtbar um das rechte Wort zur Liebeserklärung verlegen, zieht einen Strohhalm durch die Lippen, dumm genug dabei aussehend; das Mädchen, halb schelmisch, halb sinnig, schaut ebenfalls verlegen nach der anderen Seite, die Hände ineinander gefügt, voll Ergebung und Erwartung der Dinge und des Wortes, welches nicht kommen will. Man wird in der That vor diesen Bildern an Claus Groth's oder Fritz Reuter's humoristische Schilderungen des Bauernlebens erinnert. Auch Herr Jundt hat in seiner „Marguérite" ein fein beobachtetes Naturpoem gegeben. Es ist etwas Träumerisches, noch Unaufgewecktes in ihren Zügen, die erhobenen Arme, die Halbtoilette lassen uns die jungen Reize, die weichen Linien dieses frischen Körpers entzückt bewundern, und der mit Tausendschön (marguérite) durchwebte Teppich des hohen Grases, der blühende Apfelbaum, das silberne Licht, das diese knospenden Formen liebkost, sind ganz Jugend und Morgen. — Daran reihen sich Herrn Emil Levys neue Variationen seines monopolisirten Themas: Paul und Virginie. Es ist noch selten der bildenden Kunst gelungen, sich der sentimentalen Delicatesse dieses Stoffes ohne Schaden zu bemächtigen; auch Herr Levy ist der Ziererei verfallen.

Eilen wir jetzt flüchtig — ich setze auch Leserinnen meines Artikels voraus — an der Reine du salon vorüber, mit der Herr Jules Lefèbvre einen so großen Triumph errungen. Die nackte Gestalt, die sich auf einem rothsammtnen Ruhebett von rothen Vorhängen umspielt vor uns dehnt, täuscht unsern erstaunten Blick wirklich mit dem vollen Anschein des Lebens; aber sie blickt uns keck herausfordernd an. Ihre Bewunderer vergeben ihr das. Die Aerzte behaupten, es fließe cruorhaltiges Blut in ihren Adern, und die Anatomen ärgern sich, keine Fehler auszufinden. Dafür fehlt ihr aber neben allem Phantastischen auch jede Schamempfindung, und so entläßt uns diese selbstbewußte Schönheit mit der Aufforderung, dies unsererseits nachzuholen.

Eine andere nackte Grazie wiegt sich als Nereide mit dem Kopfe abwärts liegend in einer Riesenmuschel, über deren hohen Rand sie die Knie kreuzt, — das blonde perldurchflochtene Haar von der Fluth halb getragen, in der sie die zarten Hände kühlt. Hier opalisirt Alles — Muschel, Wellen und Wolken, ja selbst die Atlashaut dieses Götterkindes, die den Lichtton so voll empfängt, daß sie hie und da fast transparent erscheint. Herr Adolph Lefèbvre lügt indessen so anmuthig, (überdies sind wir hier ja auch im Gebiete der Fabel) daß wir es uns gefallen lassen, mit ihm dieses Meerwunder zu erträumen. Man trägt sich dazu im Publikum mit der pikanten Anekdote, einer der Schöpfer dieser Nuditäten habe früher als Eleve im Atelier

Digitized by

seines Meisters am Portrait einer hochgestellten Frau das Beiwerk gemalt, und der Mann derselben, seinem Talent mißtrauend, sich unzufrieden darüber geäußert. Der in seiner Eitelkeit gekränkte Kunstjünger habe empfindliche Rache gelobt, und man behauptet jetzt den frappant ähnlichen Kopf der schönen unbescholtenen Frau in der Pose einer jener losen Nymphen wieder zu erkennen. Gerechtfertigter erscheint die Revanche Horace Vernet's, der einem der Häupter der Plutokratie, welcher mit ihm um den Preis seines Portraits feilschte, gedroht hatte, ihn jetzt umsonst malen zu wollen, wonach er ihn lebenstreu im Ueberfall seines algierischen Lagers in Versailles unter dem Bilde des Juden, der diebisch mit dem vollen Beutel davon schleicht, für immer der Nachwelt überliefert hat, — allen Anerbietungen des Goldfürsten unerbittlich taub, der mit der zehnfachen Summe das Auslöschen dieses Brandmals jetzt nur allzugern erkauft hätte.

Wenden wir uns demnächst zu einer Salamis und Hermaphrodite von M. Cot, Schüler Bougereau's. Die schöne Najade, nackt mit aufgelöstem Haar, entschlüpft dem Waldbach, um Hermaphroditos, der sich an einem die Quelle beschattenden Zweig hält, mit ihren Elfenarmen zu umranken und mit ihm in Eins zusammenzufließen. Das schöne Bild hätte ebensowohl „Der Fischer nach Göthe" betitelt sein können, wenigstens deutet der Kampf und Schmerzensausdruck in dem Gesicht des Jünglings, ehe er sein individuelles Leben dem verlockenden Weibe hingibt, auf eine höhere moralische Idee. Die allzugeleckten und durch Glasur fast crystallisirten Töne des Fleisches gehören der Unterweisung Bougerau's, der in zwei nackt schlafenden Kindchen, hold wie Amoretten, und in einer tanzenden Hirtenfamilie wieder sein graziöses Pastorale modulirt, so farbenfreudig, kunstgerecht und anmuthig, daß Viele ihm nachahmen, Keiner ihn erreicht. Erwähnen wir noch in der mit einer Medaille gekrönten „Elegie" von Parrot einer keuschen Gestalt, der die zersprungene Leier entsunken, und die melancholisch wie eine Quelle einsam zwischen den Felsen weint; — einer Waldnymphe, zu deren Füßen Iris sprießen, die schelmisch mit dem Eros tändelt, von Hagrel, ein vollendet graziöses Modell, — endlich noch einer gleichfalls gekrönten, im eleganten Stil gehaltenen Bachantin von H. Dubois, die, mit einer emporgehobenen Traube liebäugelnd sich im Vorgenuß berauscht, während sie mit dem Thyrsusstabe rasch dahineilend die Landschaft, die der junge Maler leider zu sehr detaillirt hat, zu beherrschen scheint, — dann glauben wir uns der nicht leichten Pflicht, Unverhülltes decent zu zeigen, entledigt zu haben. Ein besonderes Lob, ehe wir dies Thema verlassen, verdient aber noch Herrn Coningk's Bild einer jungen Mutter, die im Gottesurtheil der Wasserprobe den Beweis ihrer ehelichen Treue erwartet; weil hier der Künstler wenigstens eine glückliche Rechtfertigung gefunden, uns schöne Formem schleierlos sehen zu lassen, — „c'est le Rhin, qui

Digitized by Google

éprouve chez les Gaulois la sainteté du lit conjugal. (Histoire des Gaulois, par Amadée Thierry)." Der Ritter, welcher so grausam prüft, kauert im Hintergrunde erwartungsvoll am Ufer; — das Kindchen zappelt mit Händen und Füßen in seiner improvisirten Wiege, einem umgekehrten Schilde, dem Wasser-Orakel preisgegeben, — aber die Welle trägt! —

Herr Ehrmann, den wir diesmal mit Recht am Ehrenplatz wiederfinden, hat jedoch alle seine Nebenbuhler an Poesie und Anmuth in seinem „Morgenstern" überflügelt. Die leicht aufschwebende Gestalt mit den noch traumgeküßten Augen, die unter dem Erwachen sich dehnenden Arme, welche das lichtblaue, ins Purpurne spielende Gewand von dem elfenhaften Gliederbaue hinwegziehen, endlich der silberne Stern im goldenen Haar erblassend, das schon der erste Sonnenstrahl durchspielt, erinnern an Milton's erhabene Ode:

Now the bright morning star, the days harbinger
Comes dancing from the east . . . . .

Wir dürfen es hier nicht versäumen auch noch Herrn Charles Marchal unsere Huldigung darzubringen, der die naiven Sittenbilder seines Schwarzwaldes plötzlich verlassend in Phryne und Penelope dem pariser Tagesgeschmack schmeichelt, in dem er den Gegensatz einer „grande dame" (du monde) zu einer „petite dame" (oder nach Gautier, „d'une femme comme il faut, zu den femmes comme il en faut") — welches heutzutage das einzige Thema aller französischen Mode-Romane und Theaterstücke ist, durch zwei vorzüglich concipirte Figuren in das hellste Licht stellt. Weit entfernt der antiken Penelope zu gleichen, borgt die distinguirte junge Frau im grauen Seidenkleide, die wir im Profil, stehend, mit weiblicher Arbeit und dem Portrait des abwesenden Gatten, vor dem eine Pensée blüht, beschäftigt erblicken, von der Griechenfürstin nur den keuschen Namen und den häuslichen Fleiß. Die moderne Phryne dagegen hat eben ein galantes „poulet" mit fürstlichem Wappen empfangen und rüstet sich jetzt mit allen Waffen künstlicher Reize zur Behauptung ihrer Eroberung. Zollen wir dem brillanten Colorit und der feinen Ironie des Herrn Zamacois hier noch einen Blick des Beifalls, der seinen aufgeblähten Hofzwerg, zur Zeit von einem Windhunde geleitet, die Schloßtreppe herabsteigen und die sarkastische Huldigung der Hofleute augenscheinlich für baare Münze nehmen läßt, — der ferner die Gourmandise fetter spanischer Mönche beim Mahl im Refectorium, an dem auch Katzen und Elstern theilnehmen, humoristisch geißelt.

Herr Alma-Tadema, Schüler von Leys, einer der Koryphäen der neugriechischen Schule bringt uns in einem zu sehr in die Breite gedrängten Gallerieſtück die Siesta eines vornehmen Griechen an der Seite seines Pä-

Digitized by Google

dagegen, welche sich von einer Sclavin durch Modulationen auf der Doppelflöte in waches Träumen lullen lassen. Die Schönheit der classischen Modelle, die vigoureuse Farbe ohne Relief, endlich die virtuose Ausführung des Beiwerks, Rosen, Früchte, Marmorvasen und einer Silberstatue der Venus, zeugen von dem originellen Stil und der hohen Detailkenntniß des Meisters. Herzgewinnender tritt indessen Charles Müller — (der berühmte Autor des „appel des dernières victimes de la terreur" im Luxemburg) — nach langer Pause mit seiner Desdemona und Emilie entgegen. In der That sind Gram, Liebe und Unschuld diesen noblen Zügen so ergreifend ausgeprägt, daß wir fühlen, wie selbst der Trost im Gebet, worauf das geschlossene Andachtsbuch auf dem Pult hindeutet, ihr versagt bleibt. Emilie hält sich, matt tröstend, auch im Bilde genau auf dem zweiten Platz, den ihr Shakspeare angewiesen. Vielleicht um sich von so tragischem Motiv zu erholen, wählte Herr Müller für sein anderes Bild einen halb erwachsenen Jungen, welcher mit den Büchern unter der Bank auch den Schulzwang von sich geworfen hat, und der eine erhaschte Orange in der einen Hand wiegend, mit der andern das übergeschlagene Bein im rothen Höschen caressirend, uns im Bewußtsein der schwer eroberten illegalen Freiheit anblickt.

Gegenüber dem litterarischen Lakonismus Gérôme's, der zu wenig sagt, weil er zu viel zu verstehen geben will, tritt nun hier Gustav Doré's seichte Weitschweifigkeit auf. Sobald er das Reich der Illustration verläßt, und in lebensgroßen Figuren und mit einander zankenden Farben zu uns redet, zeigt er, daß er, der den Grabstichel so sicher wie dreist handhabt, kein Colorist ist, und die außerordentliche Fruchtbarkeit seiner Phantasie verführt ihn, die Zahl der Gestalten dort zu vervielfältigen, wo wenige, sorgfältiger studirt, verkleinert und strenger in sich geschlossen, seine immer pikanten Ideen energischer ausgedrückt hätten. Die „Spielhölle in Baden" im vorigen Salon war ein solcher verunglückter Versuch, eine Illustration in Lebensgröße bunt zu coloriren, sein „Neophyt" unter betenden Karthäuser-Mönchen, wobei er der Klippe der Farben-Accorde diesmal absichtlich auszuweichen scheint, wäre weniger befremdend, gäbe das Skizzenhafte in den meisten Charakterköpfen nicht zu erkennen, daß Herr Doré glaubt, das Genie bedürfe der Mühe nicht, seine Hand verwandele, wie die des Midas, ohne weiteres Alles in Gold, was sie nur berührt. A. Muratou (Medaille), der uns den Mönch knieend in seiner Zelle mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen demüthig in hingebender Andacht zeigt, während ein Strahl des hereinfallenden Lichtes sein friedliches Haupt wie mit einem Nimbus umkleidet, hat uns nach diesem sehr wohl gethan — Auch Doré's zweitem Bilde fehlen der electrische Funke und das moralische Band, welches 5 bis 6 Figuren zu einem lebendigen Ganzen verbinden könnte.

Wir nehmen wenig Antheil an den spanischen Weibern, welche unter dem Portal einer Kirche Siesta halten und dem Mandolinenspieler apathisch zuhören. Die Regungslosigkeit, in der sie keinen anderen Zweck verrathen, als den, blaue Schatten zu werfen, während die Durchsicht und Perspective der Straße im Sonnenlichte badet, erinnert allzu lebhaft an die Welt der Geister und Gespenster, in der Gustav Doré zu Hause ist.

Wenn wir so lange bei der Beschreibung des Genre's verweilen, so ist dies nicht Willkür oder Neigung; denn an großartigen Motiven und historischen Bildern ist dies Jahr auffallender Mangel. Die Kunst geht leider nach Brod — wer will es den Künstlern in heutiger Zeit verdenken, daß ihr Ehrgeiz sich auf die Anerkennung der Mitlebenden richtet. Wenn Landschafter, wie der zu früh dahingegangene Corot, Theodor Rousseau, Daubigny und Auguste Bonheur jetzt mit Leichtigkeit 20,000 bis 40,000 Franken für mittelgroße Landschaften und Thierstücke realisiren, so bezahlt man damit freilich nicht nur den eigentlichen Kunstwerth der Bilder, sondern noch höher den Namen. Umsomehr begreift man, wenn die jüngere Künstlerwelt, von der leichteren Nachahmung der Natur zu rascherer Erreichung der Virtuosität verlockt, ihrer Phantasie die Flügel stutzt und dem Gebiet der Historie, der Composition im großen Stil und den Mustern strenger Schule mehr und mehr den Rücken wendet. — Wenn Einige, wie Puvis de Chavannes, Mazerolle und Chevallier mit rührender Treue dennoch im Glauben an das überlieferte Evangelium verharren, und fortfahren, es nach allen Regeln der Rhetorik im großen Stil zu predigen, so erwerben sie zwar hie und da die Anerkennung der Puristen unter den Kritikern, selten aber den Beifall und das Geld des Publikums, höchstens eine Compensation in Bestellungen des Gouvernements. Hundert Andere streben und ringen mit ihnen auf allen Kunstgebieten in gleicher Weise, aber gefälliger; — die Magnetnadel des Geschmacks inclinirt in der Menge beständig gegen das Neue, leicht Verständliche — und die Altmeister bleiben mit ihren jüngeren Nachfolgern auf schwindelnder Höhe, unbeneidet und unbestritten, allein. — Zudem hat die Kunstfertigkeit in unserer Zeit für die Kunst zwar recht erfreulich, aber für die Concurrenten doch auch so erschreckend zugenommen, daß nur noch die unbedingteste Fähigkeit und das eminente Talent die besonnene Wahl eines Berufes in dieser Richtung rechtfertigen kann. — Auch begnügen sich Koryphäen, wie Bonnat, Tony Robert, Fleury, Cabanel, Hebert, Baudry, Gallait, Coomans, Ed. Landseer, Romberg ꝛc. bei den gediegensten Arbeiten sorgfältig bedacht, sich durch minder Gelungenes nicht zu compromittiren. — So erklärt sich der Mangel an Großem hinlänglich durch die außerordentlich rasche und erfreuliche Vermehrung des Guten, welches auch den Mitteln des Liebhabers erschwinglich bleibt — und deshalb stimmen

Digitized by Google

wir nicht unbedingt mit in den Klageruf der Pessimisten über den Ruin der Kunst unserer jetzigen Aera ein. Kunstverständniß und Kunstübung dringen nur mehr und mehr in die mittleren Volksschichten und üben auch dort ihren Einfluß auf die Veredlung des Geschmacks. Während unsere deutschen Maler an Innigkeit und Höhe des Gedankens, an Tiefe des Symbols, im Poetischen überhaupt Meister der Franzosen sind, überholen uns diese durch sorgfältigeres Studium der Kunstgramatik und der alten Meister, ebenso wie durch die Schlagfertigkeit, den Gedanken klar und begrenzt, präcis und gefällig wieder zu geben.

Doch es drängt uns zu schließen. — Portraits, Blumen, Landschaften, Marine und Stilleben lassen sich ebensowenig beschreiben, wie der Duft unbekannter Blumen oder der Geschmack einer seltenen Frucht. Wir versuchen aber der Vollständigkeit halber eine Nomenclatur — und nennen als bewunderten Schöpfer der „nature morte" vor Allem Blaize Desgoffe, der schöne Achatschalen, Krystall und Email, seltnen Schmuck, Blumen, Früchte und Schmetterlinge mit vollendeter Grazie der Unordnung vor unserem Blick durcheinander wirft. Nur verfehlt sein Pinsel, der dem Metall und Stein jeden transparenten Glanz und Reflex verleiht, hie und da das organische Leben. Seine Pfirsiche und Trauben, Himbeeren, Winden, Rosen und Malven, ja selbst die Falter erstarren oft, sobald sein für die höchste Politur geschulter Pinsel sie berührt. Mächtiger und wahrhaft großartig hat dagegen Herr Vollon alte Waffen, Harnische und Kunstgeräth aller Art in natürlicher Größe zu einem reizenden Ensemble geordnet und ihre leise Farbensprache untereinander mit überaus kräftigem Accent ausgedrückt, was die Jury durch eine Medaille würdigte. Philipp Rousseau in einem prachtvollen Mohnbouquet, Maisait in seinen vielbeliebten Rosenvarietäten befleißigen sich der vollendetsten Horticultur — Kreyder bietet uns köstliche Früchte und Trauben, in deren buntem Laub schon alle Gluth des edlen Rebensaftes wie prophetisch funkelt. Daneben reizt uns Masure's ewig blaue, zahme See, Theodor Webers „Rettungsboot im Sturm", Frêret's und Marc Fatio's klares und dennoch stark bewegtes Wasser; sie zählen als eben so viele Meisterstücke. —

Unter den Portraitmalern streiten Cabanel, Jalabert, Perpignan, E. Dubuffe, Bonnegrâce, Jules Lefèbvre, Chaplin, Cellier, Comte, Baron, Rudolf Lehmann, Henriette Browne, Ch. Landelle (obgleich dieser wie immer dem Orient und seinem pittoresken Costüm getreu bleibt), endlich auch ein ganz junges bis jetzt unbekannt gewesenes Mädchen, Nélie Jaquemart (vielleicht Lokalgenius des neuesten Paris, weil sie das Bild des Seinepräfekten ausstellt), um die Palme.

Auch Giacomotti in der streng modellirten Gestalt seiner schönen Ita-

Digitized by Goo

lienerin, die mit „der letzten Nadel" ihr Kopftuch befestigt, und Henry Schlesinger, der sein kleines römisches Modell in seiner Abwesenheit vor einen Spiegel treten ließ, und ihr naives Erstaunen, sich doppelt zu sehen, hübsch verdeutlicht, gehören mit zu dieser Gruppe. Corot, der uns in den Abendstimmungen seiner Waldeinsamkeit mit seiner tüpfelnden vaporösen Manier beständig an Elfenringe erinnert, Daubigny, der Stimmungspoet, der einem Schnitter während des Mondaufgangs bei der Heuernte Muße gibt, einer hübschen Mähderin „fleurettes" zu erzählen, der jedoch in seinem Organ, d. h. dem tiefschwarzen Schatten, so rauh und mächtig, aber auch so treuherzig aussieht, wie ein Kohlenbrenner, sodaß wir erst Zeit brauchen, ehe wir uns an ihn gewöhnen. O. Achenbach, unübertroffen, wo es sich um Perspective und Sonnenduft unter Italiens schwülem Sciroccohimmel handelt, Anastasi, der dagegen kühlen Schatten sucht, Français, der mit seinen zarten Farbengeistern am liebsten im Mondschein verkehrt, Girardet und Fontenay, die uns ihre Thal- und Seemärchen in so leisen, schattenlosen Uebergängen erzählen, daß ihre Stimme fast zum Geflüster herabsinkt, Jules Ouvrié, sicher und heiter in sauberer Klarheit, Hanoteau und Harpignies voll epischer Kraft und Virtuosität im Clairobscur, Busson und Emile Breton, der auf etwas wie classischen Stil in der Landschaft zurückkommt, Nazon und Chintreuil, in kühner Behandlung der Sonneneffecte, manchmal excentrisch, Appiani in seiner trockenen aber so vielsagenden Manier, Mali und Schleich aus München (ersterer mit einem romantischen Sonnenuntergang hinter einem Schloß in Schwaben, letzterer mit einem effectvollen Nocturno würdig vertreten), — Kussawey, Lapito, Belly, Camille Bernier, Jules André, Otto Weber, wir finden sie alle wieder in der uns lieb gewordenen Ursprache ihres Talentes, womit sie uns die Poesie der Natur dolmetschen. Vergessen wir auch unsern berühmten Hippographen Schreyer nicht, — wahrlich nicht der Geringsten einen, ihn der den Franzosen Respect vor der künstlerischen Behandlung des Pferdes bei den Deutschen eingeflößt hat.

Man hat von gleichzeitiger Entstehung der Ideen gefabelt, behauptend, daß solche gleichsam athembar in der Luft schwebten oder intuitiv als Manifestationen des Zeitgeistes den Jupiterstirnen unserer Erfinder und Künstler im gleichen Augenblick entsprängen. Ob ein solcher Gedankenmagnetismus, ein geistiges Wirken durch die Ferne noch anderswo, als in einer krankhaften Fantasie vorgehe — das müssen wir Herrn Reichenbach und Allen, die dem feinen Fluidum des Od zugänglicher sind als wir, zur Entscheidung anheimstellen. Wir fühlten uns zu dieser Hypothese jedoch fast bekehrt, nachdem wir einmal in einer deutschen Gemäldeschau mit großem Vergnügen 21, sage einundzwanzig zärtliche Mütter gezählt, im Begriff ihre

Digitized by Google

Säuglinge anzukleiden oder mit dem Badeschwamm zu reinigen. Wir, der Verherrlichung des Familienglücks keineswegs abhold, bemühten uns damals den guten Künstlern den Mangel an Originalität für die Darstellung ihres lebendigen Conterfei's zu verzeihen, zumal weil sie ihr Modell so nahe hatten, wurden aber im vorigen Salon doch recht verdrießlich, als wir nun wieder und immer wieder Lafontaine's vorsichtiger Ameise und leichtsinniger Grille, die keinen Wintervorrath gesammelt hatte, in so vielen Wendungen begegnen mußten, daß alle Nuancen der Verwunderung und Bewunderung erschöpft wurden. Wir beglückwünschten uns auch schon aufrichtig, daß diese beliebten Paradeinsecten endlich zu Tode gehetzt schienen; dafür bringen uns nun aber die Herren Delattre & Co.: 1) fünf magere Esel, die sich vor einer Vogelscheuche entsetzen, 2) Herr N. N. vier Esel ohne alle Entschuldigung ihrer Existenz, 3) Herr X. ein braves isolirtes Grauthier, das ordentlich verdutzt dasteht, weil es allein ist, endlich gar unser beliebter A. Schenk, (außer seiner „letzten Stunde wohlgemästeter Schafe") noch sieben gut individualisirte Eselsköpfe, bedächtig in ein Trinkbecken schauend, sodaß wir fast verzweifelnd mit dem englischen Humoristen ausrufen möchten:

„So voll von Eseln ist die Welt,
Daß, wer sie nicht will ertragen,
Der schließ' seine Thür', eh' der Tag sich erhellt,
Und mag dann noch den Spiegel zerschlagen."

Aber dieser Midas-Refrain soll keineswegs von der ganzen Ausstellung gelten. Auch in andrem Sinn als demjenigen sofortiger Verwerthbarkeit enthielten die Säle diesmal manches Gold. Haben wir auch wie immer zahlreiche elegant geschliffene Plattitüden zu verzeichnen gehabt, und jene übernächtige Phantasie der Morgue oft vertreten gefunden, so begegneten uns dazwischen doch Leistungen, die nicht solchen Contrastes bedürfen, um sich dem Gedächtnisse einzuprägen. Und wir können diesmal mit Genugthuung constatiren, daß ein guter Theil echten und edlen Erfolges auf Deutsche kommt. Freilich sind wir ketzerisch genug, den Elsässer Brion dazuzurechnen, dessen Name so sehr an geheiligte Erinnerungen anklingt, daß wir uns doppelt freuen, die Verherrlichung deutsch-protestantischen Familienthums, die sein Bild zeigt, mit der Ehrenmedaille gekrönt zu sehen, eine Auszeichnung, die dem sonstigen Verfahren der Jury und dem pariser Geschmack gegenüber heute fast wie Demonstration aussieht, zugleich gegen die römische Kirche und gegen das Raffinement des modernen Sinnenkitzels gerichtet.

Digitized by Google

Vom hannoverſchen Harze.

Das Zeitalter der Eiſenbahnen und der Sommerreiſen hat eine andere Seite des Harzes in den Vordergrund gezogen, als die, welche in früherer Zeit im Vordergrunde der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſtand. Der Harz, deſſen ehemalige öffentliche Bedeutung die eines der älteſten und entwickeltſten Bergwerksreviere Deutſchlands war, iſt jetzt hauptſächlich die nächſtgelegene Sommerfriſche für einen großen Theil des norddeutſchen Bundes. Da ihm weiter weſtwärts der Rhein eine überlegene Concurrenz macht, oſtwärts aber obendrein mehr volkreiche Städte liegen, für die er neben dem thüringer Walde das beſterreichbare Gebirge darſtellt, ſo iſt der öſtliche, preußiſche Abhang — einſchließlich braunſchweigiſchen und anhaltiſchen Antheils — zuerſt mit Eiſenbahnen, geräumigen modiſchen Gaſthöfen und bequemen Waldwegen cultivirt worden, ſodaß nicht allein die meiſten Harzreiſen ſich auf dieſen Theil des Ganzen beſchränken, ſondern auch ſtillſchweigends angenommen zu werden pflegt, der weſtliche, ehemals hannoverſche Abhang ſei mit landſchaftlichen Schönheiten weit ſtiefmütterlicher ausgeſtattet. Wer aber in Lauterberg oder Grund gebadet hat oder an einem der künftigen, vorausſichtlich noch zahlreich im Schooße der Zukunft ſchlummernden Kurorte des Weſtharzes demnächſt friſche Bergwaldluft einſchlürfen wird, der möchte die unbedingte Ueberlegenheit Ilſenburgs oder der Roßtrappe kaum anerkennen. Wie dem aber auch ſein möge: ſchon die nächſte Zeit verſpricht die Aufmerkſamkeit der Welt wieder auf eine Seite der Harzverhältniſſe zu lenken, die auf den alten Ruf des Gebirges zurückweiſt. An dieſer Seite, der volkswirthſchaftlich-ſocialen, iſt, was gerade die Hauptfragen betrifft, der neueſte literariſche Bearbeiter des Harzes, J. G. Kohl, merkwürdigerweiſe in ſeinen ſonſt ſo eingehenden und zum Theil vortrefflichen Skizzen gänzlich vorübergegangen, — wie es denn überhaupt die Art dieſes Schriftſtellers iſt, für das Kleine mehr Sinn zu entwickeln als die Mehrzahl der Menſchen, dagegen aber an den großen Zügen menſchlichen Weſens und Lebens vorüber zu gehen.

Dreizehn von den ſechsunddreißig Geviertmeilen, welche der Harz einnimmt, gehören dem ehemaligen Königreich Hannover an, während das alte Preußen nur elf, Braunſchweig neun und Anhalt vier Geviertmeilen davon beſitzt. Das hannoverſche Stück iſt alſo das größte; es iſt zugleich das wichtigſte, was bergmänniſchen und induſtriellen Betrieb angeht. Die Gruben bei Klausthal und Andreasberg, die Hütten bei Lauterberg und Elbingerode ſtehen unter Ihresgleichen obenan. Sie fördern oder verarbeiten vornehmlich Silber, Blei und Eiſen. Außerdem gibt der außerordentliche Holzreichthum

Digitized by Google

des Gebirges den Stoff zu allerhand Fabrikationen wie z. B. der von Möbeln, Schwefelhölzern und Holzpapier her, die freilich bisher nur soweit sich entwickeln konnten, als der gute Wille der Forstverwaltung ihnen mit Abgabe des Rohstoffs hinlänglich entgegenkam.

Die Vorurtheile, welche sich der Zulassung von Industrie im modernen Sinne des Worts bei uns ihrer Zeit vielfach entgegenstemmten, konnten in einem kleinen Staate wie Hannover besonders leicht sich eines maßgebenden Einflusses auf die Regierungsgewalt bemächtigen. In der flachen Hauptmasse des Landes sollten nur Ackerbau und Viehzucht blühen; am Harze galt der von Alters her überlieferte eigentliche Bergbau lange Zeit als allein berechtigt. Selbst den Handel sah man nur insoweit gern, als er den Absatz der erzeugten Rohproducte und die Zufuhr der im Inlande nicht hervorzubringenden Consumtionsartikel vermittelte. Die Industrie dagegen wurde als gefährliche unheimliche Neuerung angesehen, welche Gutsherrn und Gemeinden mit der Sorge für ein massenhaftes Proletariat, Gesetzgebung und Verwaltung mit neuen kitzlichen Aufgaben, die herrschende Klasse mit der Nebenbuhlerschaft eines frischen Standes gebildeter bürgerlicher Besitzer bedrohe. Als Aristokraten scheuten die Beherrscher des von seinen Fürsten lange sich selbst überlassenen Landes die sociale Ueberlegenheit erfolgreicher Fabrikunternehmer, als Bureaukraten fürchteten sie sich vor deren politischem Ehrgeiz. Sie wollten allein und ungestört bleiben — auf dem Harze mit ihren gehorsamen Bergleuten, im übrigen Lande mit Tagelöhnern und Bauern. So lange wie möglich wurde daher das Eindringen der Industrie ganz abgewehrt. Als das nicht länger durchführbar war, schlug man sie, was den Harz insbesondere anbetrifft, in die Fesseln der Abhängigkeit von generellen und speciellen administrativen Concessionen.

Natürlich hat dieser Widerstand sich nicht lange aufrechterhalten lassen. Von einem Extrem ging man dann ins andere über; die Eisenbahnen, welche man erst ganz zurückgewiesen hatte, nahm man später in ausschließliche Staatspflege, und hart neben dem Fleck, wo auf abgetretenem hannöverschem Boden das blühende Bremerhaven entstanden war, wurde für Millionen der ziemlich zwecklose Geestemünder Hafen erbaut. Des Harzes hatte sich dieser neue Geist noch kaum zu bemächtigen begonnen, als Hannover an Preußen fiel. Im Jahre 1865 und dann zu Anfang des Jahres 1866 verhandelte der nicht einsichtslose Finanzminister Erxleben mit kundigen liberalen Ständemitgliedern wie z. B. Miquel nnd König über eine Reihe eingreifender Reformen, welche mit dem Harze vorzunehmen sein möchten und nur eine derselben hatte er noch Zeit selbst auszuführen. Das war die absolute Trennung des Forsthaushaltes am Harze von der Hütten- und Grubenverwaltung, die Einführung der Regel, daß die letztere der ersteren das

Digitized by Google

von ihr verbrauchte Holz bezahle. So rein rechnungsmäßig diese Maßregel zu sein scheint, so praktisch wichtig war sie. Erst durch sie konnte Licht in die Verhältnisse der Bergwerke und Hütten gebracht werden. So lange dieselben ihr Holz, d. h. ihre gesammte Feuerung unentgeltlich und unverrechnet bezogen, ließ sich niemals gehörig übersehen, ob sie noch rentabel, folglich betriebswürdig seien oder nicht. Das alte System wollte im Grunde gar nicht wissen, wie es sich mit der Betriebswürdigkeit des einzelnen Werks verhalte. Es sah das Ganze als eine ihm anvertraute Domäne an, die zu Gunsten der Bevölkerung fortgeführt werden müsse, ob sie nun einen entsprechenden Reinertrag abwerfe oder nicht. An die behagliche Unklarheit dieser Ideewaren die älteren Harzbeamten so gewöhnt, daß sie schon die Erxleben'sche Maßregel mit Grauen zur Ausführung kommen sahen. Der Entschluß des letzten hannoverschen Berghauptmanns zum Rücktritt, der verwirklicht wurde, als von Berlin aus hier zuerst ernstlicher eingegriffen wurde, datirt im Keime vielleicht schon von der Zeit her, da in Hannover die Reformtendenzen dem Harze gegenüber zur Geltung kamen.

Weit wichtigere Reformen sind für die neue Verwaltung zurückgeblieben. Es gilt, den Bergmann und Hüttenarbeiter auf der einen Seite von unwürdiger Vormundschaft zu befreien, auf der anderen mit dem Gefühl einer wirthschaftlichen Verantwortlichkeit zu erfüllen, deren das amtliche Gängelband ihn völlig entwöhnt hat. Bislang lieferte die „Herrschaft" — wie die Verwaltung auf dem hannoverschen Harze charakteristischer Weise immer noch allgemein genannt wird — ihnen das nöthige Brennholz unentgeltlich, das Brodkorn zu jeder Zeit für den festen und sehr niedrigen Satz von 22½ Silbergroschen. So in ihren wichtigsten Lebensbedürfnissen gedeckt, vegetirte die Bergmannsfamilie ökonomisch nur so hin, statt auf Vorwärtskommen bedacht zu sein. Der Spielraum zu Ersparnissen ist für sie, da der Lohn natürlich entsprechend niedriger ist, so gering, daß kein Reiz besteht ihn zu beschreiten. Eine völlige Veränderung ihrer Lage durch Orts- oder Berufswechsel kommt für sie im Grunde nur dann in Betracht, wenn eine anhaltend flaue Absatzperiode der „Herrschaft" selbst eine große Auswanderung wünschenswerth macht. Sonst weiß man diese gehorsamen Untergebenen schon an die Scholle zu fesseln.

Mit einem streng und durchsichtig geordneten, wirthschaftlich aufgeklärten und politisch wenigstens in der Absicht freien Staatswesen wie dem preußischen verträgt es sich natürlich nicht, daß Tausende von Staatsangehörigen in gänzlicher wirthschaftlicher Abhängigkeit von einem Minister und seinen Beamten stehen. Es spricht für Preußens guten Ruf, daß die Abschaffung des „Herrenkorns" und der unentgeltlichen Feuerung am hannoverschen Harze theils gehofft, theils gefürchtet wird, je nach dem Standpunkte der Leute,

Digitized by Google

seit die preußische Verwaltung in Klausthal ihren Einzug gehalten hat. In keinem anderen Theile der neuen Landestheile hat diese Verwaltung es so leicht, Segen zu verbreiten durch bloße Anwendung ihrer längst feststehenden Grundsätze. Sie wird dafür hoffentlich auch nur die zur Vorbereitung durchaus nöthige Zeit verfließen lassen.

Ein fernerer nothwendiger Schritt ist die Oeffnung des an Wasserkräften so reichen, Holz und Erze in Fülle darbietenden Gebirges, für eine ungehemmte Privatindustrie. Zur Herbeiführung dieses wichtigen Fortschritts bedarf es vor allem der Aufschließung der nordöstlichen Thäler durch Eisenbahnen. Die Nordhausen-Northeimer Bahn, welche die Ausgänge des Oder-, Sieber- und Söse-Thals berührt, wird wahrscheinlich noch im laufenden Jahre fertig; für eine im Innerste-Thal berganſteigende Bahn nach Klausthal hat der Handelsminister unlängst die besten Aussichten eröffnet, als er dort zum Besuch war. Sobald diese Schienenwege eröffnet sind, muß sich zeigen, inwiefern die Staatswerke noch betriebswürdig und verkaufbar sind, denn dann kann die westfälische Steinkohle mit der Holzkohle concurriren, wo dies überhaupt thunlich ist. Die Staatshütten mindestens werden dann zum Verkauf auf Weiterbetrieb oder Abbruch gelangen, und Industrieunternehmer aller Art sich so angezogen fühlen, daß voraussichtlich ein ganz neues thätiges Leben in diesen stillen Thälern aufblüht. Solche Orte wie Sieber und Lonau, die unfern des Eingangs eines romantischen Flußthals liegen, oder wie Sachsa und Steina unterm Rabenskopf — einem der schönsten Aussichtspunkte des ganzen Gebirges — werden dann leicht erreichbare, viel besuchte Sommerfrischen werden, was jetzt längs des ganzen Ostrandes einzig Lauterberg und Grund sind.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, Ende August.

Von der Ferienzeit, welche die europäische Politik sich alljährlich in den Sommermonaten zu machen pflegt, liegt die größere Hälfte bereits hinter uns — bis zum Zusammentritt des preußischen Landtags, der auch in diesem Herbst der Vereinigung des Reichstags vorhergehen soll, sind es höchstens noch zwei Monate. Die Verhandlungen desselben werden dieses Mal ein neues Interesse bringen, denn die administrative Decentralisation und die Anbahnung provinzieller Selfgouvernements stehen auf der Tagesordnung der Parteien und sind

Digitized by Google

von der Regierung wiederholt für eine nahe Zukunft in Aussicht gestellt worden. Der Gegenstand, um den es sich hier handeln wird, ist im Grunde genommen für alle Parteien ein neuer, denn trotz der Wünsche, welche die liberale Partei seit Jahren für Herstellung einer neuen Kreis- und Gemeindeordnung gehegt hat, ist ihr bis jetzt jede Gelegenheit versagt geblieben, ihr Geschick auf diesem Gebiete zu bethätigen; und wenn die Conservativen die Pflege provinzieller Autonomie und Selbstbestimmung als ihre spezielle Domaine in Anspruch genommen haben, so geschah das lediglich aus Gehorsam gegen das Schlagwort der Schule.

In einem Staat von so bureaukratischem Gefüge wie es der preußische ist, wird und muß es mit der Wiederbelebung eines durch ganze Menschenalter außer Bewußtsein und Uebung gekommenen Zweiges staatsbürgerlicher Betheiligung seine besonderen Schwierigkeiten haben, zumal in unserer Zeit, welche wesentlich von den Schwingen nationalen Centralisationsbedürfnisses getragen wird. Wird das Bedürfniß nach Entfesselung der Selbstthätigkeit und des Selbstbestimmungsrechtes von Gemeinde und Provinz theoretisch auch in den weitesten Kreisen getheilt, so läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe mit unsern übrigen politischen Gewohnheiten und dem gerade in Preußen besonders stark entwickelten modernen Staatsbewußtsein in einem noch unausgeglichenen Gegensatz steht. In dem Kampf gegen den Feudalstand hat sich die Mehrzahl derer, welche heute in öffentlichen Angelegenheiten mitreden, ihre Sporen verdient und schon darum ist eine heilige Scheu vor Allem, was irgend nach Beeinträchtigung staatlicher Einheit und Omnipotenz aussieht, weitverbreitet. Wie von einer großen Anzahl der hervorragendsten preußischen Politiker über provinzielle Sonderinstitutionen gedacht wird, das hat sich in der Debatte über den hannoverschen Provinzialfonds bereits gezeigt und es ist sicher mehr als ein Zufall, daß die feierliche Bewahrung davor „den Staat nicht in eine Anzahl selbständiger oder fast selbständiger Gemeinwesen“ auflösen zu wollen, seit lange die stereotype Eingangsformel für jedes Wort gewesen ist, das zu Gunsten auch der mäßigsten Beschränkung staatlicher Allgewalt gesprochen wurde. Und doch liegt diese Gefahr dem preußischen Staate ferner, als jede andere, und doch ist eine rechtzeitige und energische Decentralisation der Verwaltung als eine der wichtigsten Bedingungen zur glücklichen Erreichung des Ziels anzusehen, dem Preußen entgegengeht. Ein gesundes lebenskräftiges Selfgouvernement durch Parlamentsbeschlüsse herzustellen, in einer Zeit herzustellen, die zugleich hundert andere, großen Theils in entgegengesetzter Richtung liegende Aufgaben zu lösen hat und inmitten der heißesten Arbeit um Zusammenschweißung eines nationalen Einheitsstaates begriffen ist, das gehört zu den schwierigsten Zielen, die eine Volksvertretung sich überhaupt stecken kann. Es handelt sich dabei um einen Bruch mit Gewohn-

Digitized by Google

heiten von jetzt unvordenklichem Alter, um den Verzicht auf Annehmlichkeiten, wie sie nur eine technisch geschulte Bureaukratie bieten kann, um die Weckung von Volkskräften, die längst anderweitig in Anspruch genommen sind. Selbsthilfe und Selbstbestimmung in Localangelegenheiten sind den primären Fertigkeiten vergleichbar, die sich in der Jugend von selbst, im Alter nur mühsam lernen. Einmal außer Uebung gekommen sind sie schwer wieder herzustellen, zumal da, wo die Furcht vor Zurücksinken in feudale Zustände volle Berechtigung hat, aber zugleich jede freie Bewegung hindert, wo der naive Volksinstinkt für eine einfache und natürliche Regelung der Interessen, welche man mit den Nachbarn gemein hat, verloren gegangen oder doch durch moderne Bildungseinflüsse gekreuzt ist. Dazu kommt, daß es an Mustern für eine demokratisch gestaltete Selbstverwaltung beinahe allenthalben fehlt.

Diese inneren Schwierigkeiten sind aber, wie wir fürchten, nicht die einzigen, mit denen das in Aussicht genommene große Reformwerk zu kämpfen haben wird. Ueberblicken wir auch nur die preußische Geschichte der letzten vier Wochen, so möchten wir glauben, das dem nächsten Landtage zu stellende Horoskop werde überhaupt kein günstiges sein. Die mehr als eigenthümliche Stellung, welche der Staatsanzeiger zu der Usedom'schen Note eingenommen hat, die plötzliche Abberufung Vogel von Falkenstein's, an dessen Stelle der Herr von Manteuffel getreten ist, die gleichzeitig angekündigte Reactivirung Savigny's, die unaufhörlich wiederkehrenden Bestätigungsverweigerungen, durch welche die Herren Eulenburg und Mühler das Wahlrecht der Communen illusorisch zu machen suchen und die der Verstimmung der neuen Provinzen gegen die altpreußische Bureaukratie reichliche Nahrung zuführen, alle diese Umstände haben dazu beigetragen, das Unbehagen, unter dessen Eindruck das vorige Halbjahr schloß, zu verschärfen. Daß die dauernde Abwesenheit des Staatskanzlers von den reactionären Elementen vom Bodelschwingh'schen Typus benutzt worden sei, um die bis jetzt maßgebend gewesenen Einflüsse zu kreuzen, ist die günstigste unter den Auslegungen, welche zur Erklärung namentlich des Artikels über die Usedom'sche Note und die Reactivirung Manteuffels aufgetaucht sind. Von den übrigen Conjecturen wollen wir schweigen — schon diese scheint uns unheilvoll genug zu sein — und unheilvoll in mehr als einer Beziehung.

Ein Zusammenhang zwischen der inneren und der auswärtigen Politik Preußens hat bis jetzt bekanntlich nicht bestanden: daß derselbe auf Unkosten dieser und zu Gunsten jener hergestellt werden könne, das war bisher kaum Jemanden in den Sinn gekommen. Und doch hat es den Anschein, als stehe ein solcher Umschwung vor der Thür und als solle die lähmende Mattherzigkeit der Diplomaten des ancien régime, das System von Olmütz und Warschau wieder die Oberhand gewinnen. — Die schwachherzige Verläugnung der kühnen

und entschlossenen Politik, welche aus der Usedom'schen Note sprach, erscheint im gegenwärtigen Augenblick, wo Preußen eben erst in den Rang der Großstaaten eingetreten ist, besonders unverzeihlich. Einmal wird durch dieselbe dem Unverstande derer in die Hände gearbeitet, welche jenes Actenstück zur Grundlage ihrer Beurtheilung der gegenwärtigen preußisch-östreichischen Beziehungen machen. Hätte man einfach gesagt: „c'était la guerre und im Kriege gelten alle Mittel" und hätte man dieser Erklärung die Bemerkung hinzugefügt „gegenwärtig aber haben wir Frieden" — das großdeutsche Verrathsgeschrei wäre gründlicher auf den Mund geschlagen worden als gegenwärtig, wo die ungeschickt formulirte halbe Dementirung des berliner Amtsblattes Gegenstand des Spottes aller Parteien ist und von keiner geglaubt wird. Vor einem lauten und deutlichen Wort, das man einmal gesprochen, noch in der Erinnerung zurückzuschrecken, — das ist die Art des Philisters, im politischen Leben die des Kleinstaats, die Würde des großen Staats fordert, daß eine Regierung für das, was sie einmal gethan und gesprochen, zu jeder Zeit eintrete. Von allem Uebrigen abgesehen — erscheint es unbegreiflich, daß und warum man überhaupt zu leugnen versucht, daß Preußen zur Zeit des Krieges von 1866 bestrebt gewesen, seinem Gegner den größtmöglichen Schaden, die größte Summe von Verlegenheiten zu bereiten? hat Oestreich etwa nicht das Gleiche gethan, als es nach Königgrätz eine französische Intervention zu veranlassen suchte und als es Herrn von Beust zu diesem Behuf seine unglückliche Reise nach Paris machen ließ? Rückschlüsse daraus auf die veränderten Verhältnisse der Gegenwart zu machen, scheint uns nun ebenso absurd, wie die Berechtigung derselben durch nachträgliche Umdeutungsversuche indirect anzuerkennen. Wenn Preußen im gegenwärtigen Zeitpunkt Miene macht, auch nur ein Titelchen seiner Politik vom Sommer und Herbst 1866 zu verleugnen, wenn es eine ängstliche Schamröthe zeigt, sobald auf dieselbe die Rede kommt, so arbeitet es seinen Gegnern noch viel directer in die Hände, als durch eine reactionäre innere Politik. Den Muth seiner Meinung verlieren, ist an und für sich ein schwerer Verlust — mit dem Eingeständniß dieses Verlustes hört die Möglichkeit der Rückgewinnung des Verlorenen auf.

In Sachen der inneren Politik scheint es den Verleugnern der Usedom'schen Note dagegen an Muth nicht zu fehlen. Fast sollte man glauben, dieselben hätten es ausdrücklich darauf abgesehen, den liberalen Elementen, auf deren Unterstützung die Regierung bisher in den Fragen, auf welche es wesentlich ankam, rechnen konnte — denselben zu beweisen, daß die Zeiten vorüber sind, in denen man ihrer bedurfte und in denen man auf sie Rücksicht nahm. Wir reden nicht davon, daß die Wiederanstellung des ehemaligen Chefs des Militärcabinets davon zeugt, daß man für die Sympathien und Antipathien der nationalen Partei vollständig gleichgiltig ist, auch nicht davon,

Digitized by

daß das Verhalten der Minister des Innern und des Cultus den Boden in den neuen Provinzen sehr viel gründlicher unterminirt, die Stellung der liberalen Regierungsfreunde (und andere gibt es in den neuen Provinzen keine) sehr viel rascher unhaltbar macht, als welfische oder radicale Agitationen es irgend vermögen — die selbstzufriedene Miene, mit welcher die Regierungsorgane die Nachricht dementirten, daß der Justizminister die Beförderungen in seinem Ressort nicht von der politischen Stellung der einzelnen Beamten abhängig machen werde, ist zur Kennzeichnung der Situation sehr viel geeigneter als alles Andere. — Die mit Maßregeln dieser Art „conservative" Politik treiben, können über Erfolglosigkeit derselben nicht klagen. Nach den Zeitungsberichten zu urtheilen, hat die nationale Partei oder doch ein Theil ihrer hervorragendsten Glieder bereits öffentlich auf die Nothwendigkeit einer veränderten Stellung zur Regierung hingewiesen. Es konnte den peinlichen Eindruck, welchen die Mandatsniederlegung des Grafen Henkel von Donnersmark machte, nur erhöhen, daß gleichzeitig mit dieser Bennigsen und Miquel betonen mußten, daß nichts übrig bleibe, als zu einer aggressiven Stellung gegen die innere Politik der Regierung überzugehen. Obgleich nur noch zwei Monate bis zum Zusammentritt des Landtags sind, ist die Möglichkeit doch keineswegs ausgeschlossen, daß bis dahin auch zu Verwahrungen gegen die auswärtige Regierungspolitik neue Veranlassung gegeben sein wird — mit der Verwerfung der Usedomschen Note ist bereits ein ziemlich erbaulicher Anfang gemacht worden, und der Unfall, der den Bundeskanzler in den letzten Tagen getroffen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach dessen verlängerte Entfernung von den Geschäften und damit einen erweiterten Spielraum für reactionäre Velleitäten zur Folge haben.

Mag dem sein, wie ihm wolle, die Pflichten der nationalen Partei bleiben nach wie vor dieselben. Preußens deutsche Politik ist der legitimistischen Reaction wie dem Radicalismus gegenüber zu gründlich compromittirt, als daß sie die Gleise, in denen sie sich 1866 bewegt hat, so leicht wieder verlassen könnte. Die bewegende Kraft, welche in ihr liegt, kann sich auf die Dauer nicht verleugnen und schon darum dürfen die auf diese drückenden Gewichte ihre bisherige Lage nicht verlassen. In den neuen Provinzen besitzt die nationale Partei die Bürgschaft dafür, daß die Regierung ihr, wenn sie auch noch so entschieden wollte, auf die Dauer nicht den Rücken kehren kann — an dieser Bürgschaft wird und muß sie festhalten. Je größer die Treue ist, welche sie der Sache des preußischen Berufs in Deutschland beweist, je entschiedener sie sich zu dem Satz bekennt, daß die jeweilige Beschaffenheit der Regierung Nichts an der Aufgabe und dem Recht des Staates ändern kann, desto rascher wird sich ihre Stellung befestigen. Ueberdies ist der Zerfall der übrigen Parteien ihr zuverlässigster und thätigster Bun-

Digitized by Google

desgenosse. Hat das im abgelaufenen Monate gefeierte wiener Schützenfest doch in evidentster Weise bewiesen, daß die verschiedenen großdeutschen und radicalen Fractionen nicht einmal im Stande sind, von den Mißgriffen ihrer Gegner Vortheil zu ziehen und auch nur auf dem Papier ein Programm herzustellen, das eine gemeinsame Action der Feinde Preußens ermöglichte. Diese Feinde haben vielmehr direct und ausdrücklich anerkannt, daß die Herstellung eines Südbundes ebenso unmöglich ist, wie ein Anschluß der außerhalb des norddeutschen Bundes stehenden deutschen Länder an Oestreich, und die entschiedene Stellung, welche Ungarn zu der großdeutschen Auffassung der Aufgabe Oestreichs eingenommen, macht ein Bündniß zwischen den Rachedurstigen an der Donau und am Nesenbach noch für längere Zeit unmöglich. Mit seiner Hartnäckigkeit, wie sie nur bei deutschen Doctrinären möglich ist, sind die legitimistischen und radicalen Parteien immer wieder darauf zurückgekommen, die Wiederherstellung des gesammten Zustandes von 1866 und die Gleichberechtigung und Selbstbestimmung aller einzelnen Stämme so bedingungslos zu verlangen, daß sich selbst die großdeutschen Oestreicher und die Zurechnungsfähigen unter den Stimmführern der süddeutschen Volkspartei achselzuckend abgewandt haben — nur zwischen einer vollständigen tabula rasa und dem preußischen Programm haben diejenigen überhaupt noch zu wählen, welche nicht eine Verewigung des gegenwärtigen Zustandes wollen.

Für die Annahme, daß Oestreich es mit seiner Weigerung, an die Spitze einer großdeutschen Partei zu treten, ernstlich meine, sprechen noch sehr viel gewichtigere Gründe, als die welche man aus der Beust'schen Schützenfest-Rede hergeholt hat. Einmal liegt die Werthlosigkeit einer Freese-Trabert'schen Bundesgenossenschaft auf der flachen Hand, und zweitens fallen die Rücksichten auf Ungarn immer schwerer ins Gewicht. Wohl ist die Regierung aus dem Kampf um das ungarische Wehrgesetz als Siegerin hervorgegangen (kaum ein Drittel der Glieder des pesther Landtags hat sich für die extremen Forderungen Ghiczy-Tisza's ausgesprochen); aber das Verhältniß zwischen den beiden Hälften des östreichischen Doppelstaats ist nach wie vor ein gespanntes geblieben. Die cisleithanischen Provinzen können nicht vergessen, daß die Unkosten des Ausgleichs von 1867 fast ausschließlich von ihnen und ihrem Steuersäckel getragen worden sind, und die Magyaren nehmen immer noch die Miene an, als seien sie es, welche Opfer gebracht und auf billige Forderungen verzichtet hätten. Die Sprache ihrer Presse ist eine unaufhörliche Provocation gegen das Selbstgefühl der Deutsch-Oestreicher, welche sich bewußt sind, durch ein halbes Jahrtausend die eigentlichen Träger der östreichischen Monarchie gewesen zu sein, und die sich mit Recht dawider auflehnen, ihre paritätische Stellung in eine secundäre herabgedrückt zu sehen. Der ungarische Radicalismus läßt wiederum keine Gelegenheit unbenutzt, welche dazu aus-

Digitized by

gebeutet werden könnte, die Stellung seines Ministeriums zu den transleithanischen Collegen zu verschieben, und diese Stellung ist an und für sich schwierig genug. Während die Erbitterung der Ultras gegen die Deakisten so hoch gestiegen ist, daß eine Verschwörung gegen das Leben des großen ungarischen Patrioten möglich war, macht diese „zahme" Regierungspartei selbst Miene, mit einem neuen Anspruch an die westliche Reichshälfte hervorzutreten. Pesti Naplo und andere Organe der Majorität glauben den autonomistischen Gelüsten der südwestlichen Slaven nicht rascher die Spitze abbrechen zu können, als durch Unterstützung der Agitation für den Anschluß Dalmatiens an Croatien und damit an die Stefanskrone. Auch abgesehen von der materiellen und moralischen Einbuße, welche der westlichen Reichshälfte dadurch angesonnen würde, haben die außer-ungarischen Oestreicher allen Grund, sich diesem magyarischen Annexionsplane zu widersetzen. So wenig sich die Deutsch-Oestreicher auch rühmen können, in dem Kampfe gegen das andringende slavische Element glücklich gewesen zu sein — es steht doch fest, daß eine Auseinandersetzung zwischen ihnen und den Slaven immer noch aussichtsvoller ist, als wenn dieselbe den Magyaren übertragen würde. Man braucht nur die wichtigeren der russischen und czechischen Journale zur Hand zu nehmen, um sich von der maßlosen Erbitterung eine Vorstellung zu machen, welche in allen slavischen Stämmen — den polnischen allein ausgenommen — gegen das Magyarenthum herrscht. Die Ueberlegenheit deutscher Cultur anzuerkennen, dünkt dem slavischen Selbstgefühl schon wegen des hohen Alters derselben lange nicht so demüthigend, wie der Anspruch auf Unterordnung unter die Enkel Arpad's, da diese unter den großen Culturvölkern des Welttheils bis jetzt nicht mitgezählt haben und schon wegen ihrer numerischen Schwäche kaum jemals mitzählen werden. So leidenschaftlich ist das Verlangen der östreichischen Slaven nach Brechung des den Magyaren eingeräumten Vorrangs, daß die Czechen neuerdings den Versuch gemacht haben sich mit den galizischen Polen zu verständigen, so genau sie auch wissen, daß das Bündniß mit diesen den Verlust aller russischen Sympathien für ihre Sache zur augenblicklichen Folge haben würde. So gewiß sich auch voraussagen läßt, daß dieses Fusionsproject scheitern wird (die Czechen haben sich an die einflußloseste der polnisch-galizischen Parteien, die democratische gewandt) — für die östreichische Regierung ist schon die Drohung mit demselben eine Unbequemlichkeit. Der Zwiespalt zwischen Polen und Ruthenen, dessen Beseitigung die Czechen zur selbstverständlichen Bedingung ihrer Freundschaft machen, ist die hauptsächlichste Stütze der östreichischen Position an derrussischen Grenze, und jeder Ausgleich desselben geschieht auf Unkosten des Kaiserstaats, weil er dem Panslavismus zu Gute kommt.

Inzwischen sind die Einzellandtage der östreichischen Kronländer zusammengetreten. In den deutschen Provinzen boten dieselben den neuernannten

Digitized by Google

Statthaltern die gewünschte Gelegenheit, sich als Organe des liberalen Ministeriums vorzustellen und die Vertrauensvoten entgegen zu nehmen welche die bisherige Thätigkeit des Cabinets Giskra-Auersperg sich erworben. In diesen Ländern (vielleicht Tyrol ausgenommen) hat die Zurückhaltung der Klerikalen wenig zu bedeuten, denn diese repräsentiren lediglich sich selbst, während der Kern der Bevölkerung unzweifelhaft auf dem Boden der Verfassung und der neugeschaffenen Zustände steht. Anders in Böhmen und Mähren, wo die Agitation der letzten Monate nicht vergeblich thätig gewesen ist, da hinter den czechischen Stimmführern eine compacte Masse und die Sympathie aller übrigen slavischen Stämme steht. In Prag ist der Eröffnung des Landtags ein lebhafter Conflict zwischen den einzelnen Fractionen des Czechenthums vorhergegangen. Hinter den alten nationalen Führern Palaczky und Rieger steht nach dem Gesetz des „sich Ueberbietenwollens" bereits eine vorgeschrittene jungczechische Partei, deren Helden Sladkowsky und Gregr auf den historischen Standpunkt des böhmischen Landeshistoriographen und dessen Connivenz gegen den Particularismus der Feudalen verächtlich herabsehen und am liebsten mit ihrem russisch-panslavistischen Programm direct hervortreten würden. Nur mit Mühe sind diese zur Annahme des Rieger'schen Protestentwurfs vermocht worden, welcher die Theilnahme an den Landtagsverhandlungen auf Grund des Patents vom 8. April 1848 ablehnt. Zu einer förmlichen Mandatsniederlegung scheint man sich einstweilen noch nicht entschlossen zu haben. Der Taktik der böhmischen Nationalpartei haben sich auch die Klerikalen angeschlossen, obgleich das Verhältniß zu diesen durch die hussitischen Demonstrationen des vorigen Monats und den Gegensatz zwischen Katholicismus und russischem Panslavismus viel von seiner früheren Innigkeit verloren hat und die Heißsporne der russischen Alliance von der compromittirenden Gevatterschaft mit Feudalen und Klerikalen schon den neuen petersburger Freunden zu Liebe grundsätzlich Nichts wissen wollen. In Lemberg hat der Landtag seine Thätigkeit mit der Niedersetzung einer Commission zur Prüfung der vom Reichsrath erlassenen Gesetze begonnen, und diesem dadurch von vorn herein ein Mißtrauensvotum gegeben. An dem guten Willen der Klerikalen und der westslavischen Elemente wird es nicht liegen, wenn dieses Verfahren in den übrigen Provinzialversammlungen keine Nachfolge findet. Sind die Provinziallandtage doch in Oestreich ebenso als Tummelplätze anti-constitutioneller Gelüste bekannt, wie in Preußen und hat doch schon der Zusammentritt derselben in gewissen wiener Kreisen lebhafte Besorgnisse hervorgerufen.

Oestreichs Stellung nach Außen ist in den letzten Monaten unverändert dieselbe geblieben. Sind die Gerüchte von einer Annäherung an Preußen auch von den verschiedensten Seiten dementirt worden, so läßt sich doch be-

Digitized by

haupten, daß das Verhältniß der beiden Staaten zu einander seit Jahren nicht so befriedigend gewesen ist, als im gegenwärtigen Zeitpunkt. Im Osten fürchtet, im Westen hofft man, die orientalische Frage sei der Punkt gewesen, an welchem die beiden langjährigen Gegner sich zuerst freundlich begegnet sind, und die Kreuzzeitung hat bekanntlich dieser Annahme Vorschub geleistet, indem sie ihre Verwunderung darüber aussprach, wie eine östreichisch-preußische Verständigung über die Dinge an der Donau und am Bosporus, in Paris Mißtrauen erregen könne. Diese Notiz, welche in der übrigen Welt ziemlich rasch wieder vergessen worden ist, hat in Rußland eine gewisse Rolle gespielt. Die lebhafte Phantasie moskowischer Journalisten, die die russische „Unterstützung" des in Preußen verkörperten „pangermanischen" Ehrgeizes schon lange ungern gesehen haben, träumt bereits von einer französisch-russischen Alliance und glaubt das Gerücht von Verbesserungen der Beziehungen zwischen Wien und Berlin als Antwort auf die Wünsche für eine holländisch-belgische Alliance ansehen zu müssen, mit denen die pariser Presse sich allen Desaveus zum Trotz noch immer trägt. — Wir sind zu gewohnt, daß der französische Herrscher als beständig brütender Planmacher angesehen werde, als daß uns Wunder nehmen kann, wenn die immer wiederkehrenden Gerüchte von Verhandlungen zwischen den Höfen von Paris, Brüssel und Laëken das Mißtrauen der Presse wach erhalten, zumal die Ostentation, mit welcher französischerseits der Beginn eines ewigen Friedens ausposaunt wird, eine ziemlich auffallende ist, und die französische Diplomatie sich im Uebrigen völlig still hält.

Den inneren Zuständen Frankreichs hat die kaiserliche Regierung dieses Mal selbst und in aller Form das Zeugniß ausgestellt, daß sie für die Anhänger des Empire wenig befriedigend seien. Trotz der zahlreichen Gründe, welche Herr Rouher zu Gunsten einer baldmöglichsten Ausschreibung der Neuwahlen für das Corps législatif anführte, hat der Kaiser sich dafür entschieden, dieselben auf das nächste Jahr hinauszuschieben, eine Entscheidung die wahrscheinlich nur in den Kreisen der dem Staatsminister feindlichen Kriegspartei besonderes Glück machen wird. Vom Regierungsstandpunkt erscheint allerdings begreiflich, daß man den gegenwärtigen Zeitpunkt für wenig geeignet zu erfolgreicher Vornahme des Wahlgeschäfts hält, es ist aber mehr als fraglich, ob die Zukunft irgend welche Bürgschaften für eine Besserung der Stimmung bieten wird. Gerade der letzte Monat hat — wenn wir von der reichlichen Deckung der neuen „Friedens"-Anleihe absehen — dem Kaiserthum fast ausschließlich peinliche Erfahrungen eingebracht. Beim Schluß der Session gelobten die sonst so zerfahrenen Oppositionsmänner noch einmal festes Zusammenstehen im Kampf gegen das gouvernement personnel — ein Gelöbniß das gerade während des tempus clausum auf sichere Erfüllung

Digitized by Google

zählen kann — dann wurde eine neue Scandal-Lache durch den Mirès-Pereire'schen Streit aufgerührt; Studentendemonstrationen bei der Preisvertheilung in der Sorbonne und auf Veranlassung der Confiscation der Rochefort'schen „Lanterne" legten von der übeln Gesinnung der Jugend der Hauptstadt Zeugniß ab, während den Departements durch den oppositionellen Wahlausfall im Jura ein Beispiel der übelsten Art gegeben wurde. Die Gewaltmaßregeln, welche gegen das Rochefort'sche Scandalblatt angewendet worden sind, beweisen deutlich, daß die Unsicherheit der Regierungsorgane bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht hat, da man selbst einen Abzugscanal, wie ihn dieses Journal bildete, nicht mehr zu dulden wagt. Der Feier jenes Napoleonstages, der noch vor wenigen Jahren ein wahrhaft populäres Volksfest, ein Erntetag für die Regierung war, wurde dieses Mal mit so trübseliger Miene entgegen gesehen, daß die kühle Passivität der pariser Nationalgarde für ein relativ günstiges Resultat gelten konnte und man das Ausbleiben peinlicher Scenen im größern Stil, förmlich registrirte. Und trotz all' dieser Fortschritte, welche das Uebel der französischen Volksunzufriedenheit gemacht hat (die „Epoque" berechnete neulich, daß sich das Verhältniß der gouvernementalen Wahlstimmen zu den oppositionellen nicht mehr wie im J. 1863 wie $5\frac{1}{2} : 2$, sondern wie $5 : 3\frac{1}{2}$ stelle), beharrt die Regierung genau bei ihrem früheren Verhalten. Mit directem Hohn gegen die öffentliche Meinung werden Günstlinge vom Schlage der Cassagnac aufs Schild gehoben, die geringfügigsten Preßvergehen unnachsichtlich verfolgt, Polizeibrutalitäten gegen das Publikum in Schutz genommen und die Zügel so streng angezogen, als es die Zeitverhältnisse irgend erlauben. Was die Entscheidung über Krieg und Frieden anlangt, so wird das alte Doppelspiel mit geringen Modificationen weiter fortgespielt: in Troyes versichert der Kaiser, in Nimes ein dazu beauftragter Senator, daß Frankreich den Frieden und Nichts als den Frieden wolle und bedürfe, während die Kriegseventualität im Gedächtniß des Publikums durch Artikel der Girardin'schen Liberté, neuerdings auch des Pays, wach erhalten wird. Vergebens, daß die gesammte deutsche Presse im Bunde mit rheinischen Correspondenzen der wirklich unabhängigen pariser Blätter (namentlich des Temps) Beweise aller Art dafür zusammenträgt, daß von französischen Sympathien im Rheingau nicht die Rede sei und daß die gegenwärtigen Zustände Frankreichs am wenigsten dazu angethan seien, Sympathien dieser Art zu wecken: Herr v. Girardin weiß es besser und wirbt täglich neue Kämpfer für die Wiederherstellung der „alten" und „natürlichen" Grenzen.

Seit der Unschädlichmachung der bulgarischen Banden, welche in den letzten Julitagen über die Donau setzten, ist die orientalische Frage in Paris und London wieder zu den Acten gelegt worden und das russische Journal, welches vor Kurzem die Behauptung aufstellte, dem Tuileriencabinet seien die

Digitized by Google

unbedeutendsten Vorgänge in Deutschland, zumal wenn sie die Beziehungen Oestreichs zu Preußen berührten, immer noch sehr viel interessanter, als die Dinge an der Donau und am Bosporus, hat, nach den letzten Wochen zu urtheilen, vielleicht nicht ganz Unrecht. Der Grund davon ist allerdings in dem Umstande zu suchen, daß Rußland weder Zeit noch Neigung hat, sich für die nächste Zukunft auf eine Aggression im europäischen Südosten einzulassen und daß die südslavischen Versuche zur Selbsthilfe ungefährlich bleiben, so lange die nordische Großmacht ihnen keine andere Unterstützung als die moralische bietet. Freilich wird das Feuer von Athen her beständig geschürt; König Georgios, dessen Gemahlin dem Lande vor Kurzem den erwarteten Thronerben geschenkt hat, ist zufrieden, wenn sein Volk ihn nicht zu directer Initiative zwingt, und läßt die Dinge den Gang nehmen, den der nationale Instinkt ihnen angewiesen hat. Während der Frieden zwischen christlichen und moslemitischen Anwohnern des Libanon immer wieder durch blutige Raufereien gestört wird, verkünden griechische und russische Zeitungen, daß die aufständischen Candioten immer wieder größere und kleinere Erfolge gegen die großherrlichen Truppen erfechten und das vergossene Blut der „unschuldigen" bulgarischen Freischaaren opferfreudig rächen. Immerhin müssen die Nachrichten, welche Prinz Napoleon aus Constantinopel heimgebracht hat, nicht ganz ungünstig lauten, denn der Orient wird von den pariser Politikern nur sehr beiläufig in Betracht gezogen.

Dasselbe gilt von England. Die Königin ist auf Reisen, die Diplomatie feiert nnd das große Publikum rüstet zum Wahlkampf, in welchem natürlich blos von inneren Fragen die Rede ist, da alle Parteien in ihren Wünschen für bedingungslose Aufrechterhaltung des Friedens einig sind. Allen gegentheiligen Wahrsagungen zum Trotz hat die d'Israeli'sche Wahlreform die Physiognomie der brittischen Wahlagitation bis jetzt nicht verändert, und ist von erweitertem Einfluß der Radicalen Nichts zu spüren. Die irische Kirchenfrage steht an der Spitze der von Whigs und Tories aufgestellten Programme und die confessionellen und nationalen Gegensätze prävaliren vor den specifisch-politischen, nachdem die zum Schluß der Parlamentssession gehaltene die Thronrede, Altengland noch ein Mal dazu gemahnt hat seiner „religiösen Pflichten" eingedenk zu sein. d'Israeli's Anstrengungen zur Rettung der irischen Staatskirche haben wenig Aussicht auf Erfolg; nicht nur daß das im Krystallpalast abgehaltene Torymeeting ein Fiaëco gemacht hat, das selbst von den Organen der ministeriellen Partei nicht in Abrede gestellt werden konnte, die Hartherzigkeit, durch welche ein protestantischer Gutsbesitzer die Pächter von Tipperary zu blutiger Gegenwehr veranlaßte, ist der Fluth, welche sich gegen die bestehenden kirchlichen und staatlichen Einrichtungen der grünen Insel heranwälzt, wesentlich Gute gekommen und zum Thema zahlreicher

Digitized by Google

whigistischer Wahlreden geworden. Die Fenier haben sich zum Nutzen der irischen Sache stiller gehalten, als im vorigen Monat, und die Mittheilungen, welche die Gazette de France über ein gegen das Leben der Königin gerichtetes fenisches Complott gebracht hatte, haben sich als völlig irrthümlich erwiesen.

Im europäischen Südwesten haben sich die Dinge seit den letzten Wochen nicht verändert. In Italien droht der Streit zwischen den alten Rivalen Lamormora und Cialdini die letzten Bande der Disciplin aufzulösen, durch welche die Officierscorps der Armee zusammengehalten werden, und haben die politisch-militärischen Duelle sich so rasch vermehrt, daß der Kriegsminister zu directem Einschreiten veranlaßt wurde. Das Ministerium ist aus dem Kampf um das Tabaksmonopol nur mit Noth und Mühe lebendig hervorgegangen. Auch der Schluß des Parlaments wird die Schwierigkeiten mit denen es zu ringen hat nicht mindern, denn die Anarchie, welche sich über alle Theile der Halbinsel erstreckt, bedroht die Existenz des Staats, während die Opposition es nur mit den jeweiligen Repräsentanten desselben zu thun hat. Rom wird mit einem Festungs-Dreieck umgeben, hinter welchem die drei Todfeinde der Schöpfung Cavours, das Papstthum, der bourbonische Legitimismus und die französische Besatzung ihre Ränke spinnen und der neunte Pius zu der großen ökumenischen Kirchenversammlung Vorbereitungen trifft, mit welcher er die Führung seines Apostelamts krönen und abschließen will. Der in Rom verschanzte Legitimismus fühlt sich bereits als unabhängige Großmacht, und hat allen pariser Warnungen zum Trotz auch das Haupt der Bourbonen, den Grafen von Chambord eingeladen, die ewige Stadt zu seinem Wohnsitz zu nehmen. In Florenz weiß man sich dagegen von dem bon plaisir des französischen Kaisers zu abhängig, um auch nur den Schatten eines eignen Willens wahren zu können. Allen Wünschen der Italiener zum Trotz ist Herr Malaret auf seinem Posten geblieben und hat man sich seiner Mittlerschaft bedienen müssen, um die von Paris angeordnete neue Schuldenconvention mit der römischen Curie abzuschließen.

Der tiefe Verfall, in welchen die Völker der romanischen Race versunken sind, wird aber nicht nur durch die neuitalienischen Zustände illustrirt. Während diese den Beweis führen, daß einer verkommenen Nation durch Verjüngung der staatlichen Formen und Unterordnung unter die Zeitideen noch nicht geholfen ist, sehen wir Spanien noch unter der Last der verrotteten Zustände zusammenbrechen, durch deren Abwerfung Italien vergeblich sich retten zu können glaubte. So widersprechend und verschwommen auch die Berichte lauten, welche französische, deutsche und englische Zeitungen aus Madrid bringen, so wenig es sich zu den früheren Nachrichten reimen will, wenn (wie neuerdings durch die Kölnische Zeitung geschehen) die bevorstehende Bildung eines liberalen Mi-

Digitized by Google

niſteriums und die Entlaſſung der halben Armee als bevorſtehend angekün-digt wird, ſo ſtimmen doch alle Urtheile darin überein, daß die Tage der ſpaniſchen Bourbonen gezählt ſind, und daß es für die gegenwärtige Dynaſtie kein Rettungsmittel mehr gibt, auf welches für die Dauer gerechnet werden könnte. Die Ausweiſung des Herzogs von Montpenſier ſcheint ein Mißgriff von folgenſchwerer Bedeutung geweſen zu ſein und iſt als ſolcher namentlich von der Königin Chriſtine hart verurtheilt wor-den. — Ob es ſich um einen Wechſel der herrſchenden Familie oder um die Verwirklichung der iberiſchen Idee handeln wird, wenn Iſabella II. das Scepter aus den Händen legt — das wiſſen ſelbſt die Allwiſſenden unter den europäiſchen Conjecturalpolitikern nicht zu ſagen. Die eine wie die andere Eventualität wäre für das übrige Europa ohne eigentliche Bedeutung, denn ſeit drei Jahrhunderten zählen die Spanier (die kurze Epiſode der Erhebung gegen Napoleon abgerechnet) in der europäiſchen Politik ebenſowenig mit, wie in der Culturentwickelung unſeres Welttheils.

Es iſt erſt wenige Wochen her, daß die durch eine jahrhundertelange Mißregierung verſchuldete Zerſetzung der inneren Verhältniſſe Spaniens von einem frivolen pariſer Journal auf Rechnung preußiſcher Umtriebe in der iberiſchen Halbinſel geſetzt wurde. Als ob der preußiſch-deutſche Staat irgend ein Intereſſe daran haben könnte, die Ruhe ſeiner Nachbarn zu ſtören, iſt eine ähnliche Beſchuldigung neuerdings zu wiederholten Malen ruſſiſch-moskoviti-ſcherſeits, d. h. von der Moskauer Zeitung ausgeſprochen und behauptet worden, die Unzufriedenheit und Verſtimmung der Oſtſeeprovinzen Liv-, Eſth- und Kurland gegen die ruſſificatoriſchen Regierungstendenzen werde durch die deutſche, namentlich die preußiſche Preſſe fortwährend und in tenden-ziöſer Weiſe genährt, um den „pangermaniſchen“ Gelüſten Bismarck'ſcher Politik den Boden zu bereiten. Wie weiland der Lord-Feuerbrand Pal-merſton allenthalben dafür verantwortlich gemacht wurde, wenn die Völker ſich mit ihren Regierungen nicht verſtändigen konnten, ſo ſieht die philiſtröſe Beſchränktheit ſeit dem J. 1866 in dem preußiſchen Premier und norddeut-ſchen Bundeskanzler die treibende Kraft von Allem, was geſchieht und nicht geſchieht. In den weſtlichen Provinzen Rußlands bedarf es einer künſtlichen Nährung des vorhandenen Mißtrauens gegen die von Oſten heranrückenden ruſſificatoriſchen Tendenzen am wenigſten. Wem vollends bekannt iſt, daß der durch ſein Verbot des Gebrauchs der polniſchen Sprache ſelbſt der Kreuzzeitung verdächtig gewordene wilnaer General-Gouverneur Potapow in der ruſſiſchen Preſſe beſtändig als Polenfreund angegriffen und unpatriotiſcher Halbheit beſchuldigt wird, der wird um eine Erklärung dafür nicht verlegen ſein, daß die auf weſteuropäiſcher Kulturgrundlage ſtehenden Theile des ruſſiſchen Reichs dem Geſchick, nach dem in Polen gewonnenen ruſſiſchen Maßſtab gemeſſen und zu

gitized by Googl

leicht befunden zu werden, nicht anders als mit banger Sorge entgegen ſehen. Die Gegenſätze haben ſich in einer Weiſe zuſammengeſpitzt, daß eine Kriſis, wenn dieſe auch zunächſt nur das ehemalige Litthauen betrifft, auf die Dauer nicht ausbleiben kann: ſchon ſeit lange hat ſich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß am Niemen das Loos darüber geworfen werden werde, ob die moskauer national-demokratiſche Partei unumſchränkte Herrſcherin der Situation zu werden beſtimmt ſei oder nicht, und aus dieſem Grunde haben die Organe der ruſſiſchen conſtitutionellen Adelspartei ſich ſeit lange mit der gemäßigten, conſpirationsfeindlichen Fraction der polniſchen Moderados (der ſg. Weißen) verbündet. — Entſcheidungen politiſcher Art ſind auch in Rußland, der dauernden Abweſenheit des Kaiſers wegen, in letzter Zeit nicht gefällt worden. Erſt nach der Rückkehr des Staatsoberhauptes und des gleichfalls in Deutſchland weilenden Kanzlers Fürſten Gortſchakow werden die von der Preſſe bereits ſeit längerer Zeit angekündigten Ukaſe über Einführung der ruſſiſchen Sprache in den katholiſchen Gottesdienſt und Veränderung der bisher gebräuchlichen Liturgie deſſelben in Ausführung kommen. — Nachdem der Reichsrath die ihm übertragene Reviſion der zur Reform des Zolltarifs vorgenommenen Commiſſionsarbeiten beendet hat, iſt dieſe Einführung des neuen Tarifs durch einen kaiſerlichen Befehl ſchon für den 1. Januar des nächſten Jahres angeordnet worden. Die ruſſiſchen Erntenachrichten lauten weſentlich ungünſtig und ſchon gegenwärtig iſt von Maßregeln zur Linderung des zu erwartenden Nothſtandes die Rede. Der Miniſter des Innern Timaſchow und der Großfürſt-Thronfolger ſollen wegen verſchiedener Meinungen über die zu dieſem Zweck anzuwendenden Mittel in eine bis jetzt unausgeglichene Differenz gerathen ſein und iſt von dem bevorſtehenden Rücktritt des Letzteren, der wegen ſeines übeln Geſundheitszuſtandes den Anſtrengungen ſeines mit Arbeiten überladenen Amtes ohnehin auf die Dauer nicht gewachſen iſt, ſchon ſeit einiger Zeit die Rede. Außer verſchiedenen neuen Eiſenbahnconceſſionen, welche in Rußland faſt wöchentlich ertheilt werden, ſind noch der Abſchluß des Friedens mit dem Bucharenkhan und die für den Herbſt bevorſtehende Ausdehnung der neuen Juſtizeinrichtungen auf eine Reihe ſüdlicher Provinzen zu erwähnen. Von den Gliedern der kaiſerlichen Familie iſt gegenwärtig nur der Thronfolger in der Reſidenz anweſend, da er ſeine Schwiegereltern, den König und die Königin von Dänemark, als Gäſte bei ſich hat. Peinliches Aufſehen hat in Rußland der von dem ſchwediſchen Journaliſtentage gefaßte Beſchluß, die Nachrichten aus Finnland künftig unter die Rubrik „Inland“ (nach einer anderen Verſion unter die Rubrik „ſcandinaviſche Nebenländer“) zu bringen, hervorgerufen. Ad vocem Schweden iſt noch zu bemerken, daß Graf Mörner, der Staatsmann, dem

Karl Johann seine Adoption durch Karl XIII. zu danken hatte, vor einigen Tagen in hohem Alter verstorben ist.

Wir können unseren Bericht nicht schließen, ohne noch eines Ereignisses zu gedenken, welches in der Geschichte des deutschen wirthschaftlichen Lebens einen wichtigen Markstein bildet: des Eintritts der mecklenburgischen Staaten und Lübecks in den deutschen Zollverband. Gleichzeitig mit dieser Erweiterung des ältesten Bandes, durch welches Preußen die übrigen deutschen Staaten an sich zu fesseln wußte, ist der Abschluß einer Militärconvention erfolgt, durch welche Mecklenburg dem preußischen Wehrsystem eingefügt worden ist. Sachsen und Braunschweig allein haben sich noch einen Theil ihrer früheren militärischen Selbständigkeit erhalten und auch mit diesem soll es, wie neuerdings die B. B.-Z. versicherte, auf die Neige gehen; das von dem genannten Journal unter den Argumenten für eine vollständige Verschmelzung angeführte „Wollen und Wünschen" des abgesonderten sächsischen Corps läßt übrigens die gesammte Nachricht als eine unzuverlässige erscheinen.

Immerhin kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß der rasche Verlauf, welchen die Verschmelzung der wirthschaftlichen und der militärischen Einrichtungen Norddeutschlands genommen, Allem, was auf diesen Gebieten an partikularistischen „Eigenthümlichkeiten" übrig geblieben, die Axt an die Wurzel gelegt hat. Aber gerade die Unwiderstehlichkeit der wirthschaftlichen und militärischen Erfolge Preußens erinnert uns immer wieder daran, daß die innere Politik dieses Staats, statt an Anziehungskraft zu gewinnen, immer abstoßender wirkt, daß ihr die Rolle zugefallen zu sein scheint, das Gewebe der preußischen auswärtigen Politik wieder aufzutrennen. Wir wissen wohl, daß einem Staat von der Gesundheit des preußischen die reactionären Velleitäten, welche auf gewissen Gebieten der Verwaltung getrieben werden, noch nicht ans Leben gehen, aber es macht einen mehr als deprimirenden Eindruck, die sauer errungenen Früchte einer groß angelegten, durch die Opfer eines blutigen Krieges schwer erkauften Politik leichtfertig aus dem Fenster geworfen zu sehen, zum Jubel der großen und kleinen Kinder welche sich an dem Spektakel des betreffenden Acts erfreuen. Das schöne Wort, welches der Kriegsminister General von Beyer bei Gelegenheit des badischen Verfassungsjubiläums gesprochen, daß es ihm, dem Preußen, leicht geworden in Baden heimisch zu werden, „da es keine preußischen Interessen gebe, die nicht auch deutsche Interessen wären" — in den Kreisen derer, welche das Behagen der neuen Provinzen durch fortwährende und ungeschickte bureaukratische Eingriffe unmöglich machen und in den alten Provinzen den alten Krieg gegen eingebildete Staatsfeinde im Namen einer egoistischen Beamtencoterie fortsetzen, wird dieses Wort täglich in sein Gegentheil verkehrt.

Digitized by Google

Literatur.

Der norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reiche, von Graf Münster. Leipzig, 1868.

Wir haben diese neueste Schrift des wackern hannoverschen Patrioten mit getheilten Empfindungen gelesen, mit dem Ziele wissen wir uns einverstanden, über die Wege zum Ziele scheint derselbe sich starken Illusionen hinzugeben.

Graf Münster geht, wie dies alle practischen Politiker thun müssen, von der Ansicht aus, daß der gegenwärtige Zustand in Deutschland nur als ein rein provisorischer betrachtet werden könne. Der Krieg von 1866 war in der Absicht unternommen, Oestreich aus dem Bunde zu verdrängen und die übrigen deutschen Staaten unter eine gewisse Abhängigkeit von Preußen zu bringen, die Annexion von Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt war nicht beabsichtigt gewesen und nur eine Frucht der überraschenden Erfolge, aber sie wurde mit der Mainlinie erkauft, welche bei Formulirung der preußischen Grundzüge zur Reform des deutschen Bundes nicht statuirt war, wenigstens nur insoweit, daß das Bundesheer in eine Nord- und Südarmee getheilt werden sollte. Sollte nach Königgrätz an der Bundesidee festgehalten werden, so durfte die Mainlinie nicht angenommen werden; nur die Bildung eines starken einheitlichen Staates auf die Preußen in Nikolsburg sein Hauptaugenmerk richtete konnte diese Concession an Frankreich entschuldigen. Wenn wir gleichwohl nun um das so vergrößerte Preußen einen Bund gebildet sehen, dessen sämmtliche andere Glieder etwa $^1/_5$ des Hauptstaates gleichkommen, so kann das nur eine unwahre Fiction bleiben, weil eine gewisse innere Gleichberechtigung die Grundlage jedes Bundesverhältnisses bilden muß. Ein Föderativstaat ist nur bei republikanischer Staatsform möglich und selbst da wird diese Staatsform bei der naturgemäß centralisirenden Zeitrichtung immer unhaltbarer. Ein Bund von 18 Fürsten und drei Städten, ein Parlament auf der breitesten Grundlage, dem gegenüber eine ins Dunkel des Incognito gehüllte Centralgewalt steht, dabei das schon so complicirte Repräsentativsystem der Einzelstaaten, alles das gibt eine auf die Länge unhaltbare Combination; daß die Sache überhaupt bis jetzt noch functionirt hat, liegt nur in der persönlichen Stellung des Grafen Bismarck.

Was soll nun also geschehen um haltbare Zustände herzustellen? Graf Münster antwortet zunächst, daß die Reform von oben in die Hand genommen werden müsse, die merkwürdige Complication von souveräner, gesetzgeberischer und ausübender Thätigkeit welche sich im Bundesrath finde müsse beseitigt werden, eine einheitliche starke Executive von wahrhaft monarchischer Organisation an die Stelle treten und die Fürsten müßten sich bescheiden, als hoher Adel mit den früheren Reichsunmittelbaren ein conservatives Oberhaus zu bilden, welches allein ein Gegengewicht gegen das demokratisch zusammengesetzte Unterhaus gewähren könne; was ihr Verhältniß zu ihren bisherigen Staaten betrifft, so sollen sie zu erblichen Präsidenten derselben (die dann also Provinzen sein würden) gemacht werden und als solche unter dem König von Deutschland stehen. Auf diese Weise würden die Fürsten dem Vaterlande einen unermeßlichen Dienst leisten, haltbare Zustände schaffen und

Digitized by Google

für sich eine Stellung erhalten, die sonst bei der nächsten europäischen Erschütterung doch verloren gehen müßte.

Daß eine derartige Entwicklung wünschenswerth wäre wird niemand leugnen, die Frage ist aber ob sie möglich und wahrscheinlich ist. In der Kritik des Bundesraths muß man gewiß dem Verfasser beistimmen; weniger gefällt uns schon die Idee die gegenwärtigen norddeutschen Staaten als Provinzen zu erhalten, da doch keiner von ihnen einen Stamm wie Westphalen, Brandenburg ꝛc. repräsentirt und es rein unmöglich sein würde z. B. die thüringischen Kleinstaaten oder Braunschweig auch nur als selbständige Verwaltungsbezirke zu erhalten; die Hauptsache aber ist, daß mit einem Aufruf an den Patriotismus der Fürsten nichts geschehen ist; das Wesen der Dynastien wie jedes politischen Factors ist der Egoismus. Bei einzelnen Persönlichkeiten mag das Gefühl überwiegend sein, daß sie jetzt eine traurige Rolle spielen, aber man frage sich, ob es denkbar ist, daß die Großherzöge von Mecklenburg oder gar der König von Sachsen freiwillig aufgeben, was ihnen noch von Souveränität geblieben ist, um sich als Pairs in ein Oberhaus zu setzen? Eine solche Voraussetzung scheint uns wider alle politisch-nüchterne Berechnung zu sprechen. Der allmählichen Erweiterung der Competenz der Centralgewalt werden sie wahrscheinlich nicht widerstreben können, wollte aber Preußen jetzt, nachdem der Bund kaum begründet ist, eine derartige Reform verlangen, so würden sie bestimmt opponiren und darauf verweisen, daß ihnen der Rest ihrer Souveränitätsrechte ausdrücklich garantirt ist. Sicherlich lag es in Preußens Hand 1866 die Einzelsouveränität noch weit mehr zu beschränken, aber jetzt sind eben die Dinge nicht mehr im Flusse und man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß es eines neuen gewaltsamen Rückes bedürfen wird, um zu politisch haltbareren Zuständen zu kommen. Wir stehen eben noch inmitten einer großen Revolution, die dadurch nicht geringer wird, daß sie bestimmt scheint sich in Stationen zu vollziehen.

Darin stimmen wir Graf Münster zu, daß wie die Dinge einmal gekommen sind zunächst der Ausbau der Verfassung im Norden in Angriff genommen werden muß, daß das Zollparlament keine Einigung mit dem Süden herbeiführen wird; aber man soll sich nur nicht darüber täuschen, daß, je fester d. h. je einheitlicher Norddeutschland sich gestaltet, desto unwahrscheinlicher der freiwillige Eintritt eines süddeutschen Staates wird, oder glaubt man, Würtemberg und Baiern würden sich aus patriotischen Motiven mediatisiren lassen? Graf Münster will, daß, wenn wir uns mit dem Süden oder irgend einem süddeutschen Staate verbinden, dies im gegenseitigen Einverständniß mit Regierung und Volk, aber ganz offen geschehe. Werden aber eben die beiden südeutschen Könige jemals geneigt sein, sich ihrem bisherigen Pair dem König von Preußen als Unterthanen unterzuordnen?

Das Vorstehende wird genügen um zu zeigen, daß wir es wohl mit einem guten Patrioten zu thun haben, daß aber gegen die praktische Möglichkeit seiner Vorschläge starke Zweifel sich erheben müssen; unbedingt dagegen können wir Graf Münsters Rathschlägen beistimmen, energisch die innere Reorganisation Preußens in Angriff zu nehmen, und wünschen, seine Mahnung an die conservative Partei, Unhaltbares aufzugeben, möchte von Erfolg sein.

Berichtigung.

In Heft 34, im Artikel „der pariser Salon I." ist zu lesen: S. 281 Zeile 10 v. oben: „ersten" Blick statt „rechten". S. 286, Z. 15 v. u.: „Schauergeschichten" statt Schaugerichten". S. 289 Z. 20 v. oben: „Prophet von Orleans" statt „Ornaus". S. 290 Z. 20 v. u.: „wackern" Nachbarschaft" statt „modernen" und Z. 7 v. u.: „hier wird die Poesiefülle der Wirklichkeit lebendig". S. 291 Z. 9. v. o.: „Heliotrop" statt „Heliotroge". —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 36.

Ausgegeben am 4. September 1868.

Inhalt:

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien vom Jahre 1866 Seite 361
Die griechische Kunst und die Monarchie 373
Ein deutsches Wörterbuch als particularistische Demonstration . . 390

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized b

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien im Jahr 1866.

Due anni di politica italiana. Ricordi ed Impressioni di Stefano Jacini. Milano 1868.

Die erste Aufregung über den Scandal Lamarmora ist vorüber, sein Hauptzweck ist vereitelt, unbefangen kann man heute zurückblicken auf die Geschichte der preußisch-italienischen Allianz.

Alle Welt ist darüber einig, daß die Interpellation des Generals und seine Veröffentlichung der Usedom'schen Note Niemandem geschadet hat als in erster Linie ihm selbst, in zweiter seinem Lande. Unter allen Umständen wird es einen peinlichen Eindruck machen, wenn ein General, der im Kriege unglücklich gewesen, auf der Tribüne und in der Presse den Ruf wiederherstellen will, der ihm auf dem Schlachtfeld geschädigt worden ist und doppelt peinlich wird das Schauspiel, wenn daran ein öffentlicher Streit unter den Waffengefährten sich schließt, die in immer neuen Repliken und Dupliken einer dem andern die Schuld für den unglücklichen Gang der Ereignisse zuzuschieben suchen. Völlig unbegreiflich aber ist, wie der General zu seiner Rechtfertigung sich auf ein Aktenstück berufen mag, das gerade seine Sache in den Augen jedes unbefangenen Lesers verurtheilt und die des Gegners, der dadurch getroffen werden sollte, in das glänzendste Licht stellt. Und nicht genug an dieser Verblendung, deren Folgen auf sein eigenes Haupt zurückfallen. Aber einzig in der Geschichte des Verkehrs civilisirter Nationen steht der Gebrauch, den der ehemalige Ministerpräsident von einer ihm übergebenen Staatsschrift machte, die er unter dem nichtigen Vorwand ihrer unbequemen Sprache einfach unterschlug, um den Moment abzuwarten, wo er mit ihrer Veröffentlichung hinterrücks einen Schlag gegen den damaligen Alliirten zu führen vermochte. Und nun ist das Schlimmste noch dies, daß die Sache über eine blos persönliche Verschuldung, für welche die diplomatische Sprache keinen Ausdruck mehr hat, weit hinauszugehen scheint. Der Verdacht ist ausgesprochen, daß der General Lamarmora, indem er so handelte, bewußt oder unbewußt einer von außen her inspirirten Intrigue die Hand lieh und es liegt der weitere noch schwerere Verdacht nahe, daß die letzten Urheber dieser Intrigue bereits dem damaligen Verhalten der italienischen Armee nicht

Digitized by Google

fremd gewesen sind. Ein schwarzer Schatten breitet sich so nicht blos über den Ruf eines Staatsmanns, dessen Loyalität bisher fast sprichwörtlich gewesen war, der Schatten fällt auf das preußisch-italienische Bündniß selbst.

Und doch ist es heute an der Zeit, daran zu erinnern, daß die gewaltige Bedeutung dieses Bündnisses wenig berührt wird durch die in der Ausführung desselben zu Tag getretenen Schwächen. Die diplomatische Seite desselben wiegt ungleich schwerer als die militärische. Und der Triumph der Staatskunst selbst wäre nicht so vollständig, gesellte sich nicht dazu die Idealität der Zwecke, die durch dasselbe erreicht werden sollten. Niemals ist ein Bündniß zwischen Regierungen abgeschlossen worden, das in solchem Grad die verständnißvolle Sympathie der Bevölkerungen für sich gehabt hätte. In Deutschland ist die Ueberzeugung, daß Preußen eine nationale Politik verfolge, erst vollends siegreich durchgebrochen, als man es dem jungen Nationalstaate die Hand reichen sah, der sich jenseits der Alpen auf den Trümmern seiner Theilsouveränetäten aufgebaut hatte und nun sich anschickte, das Werk seiner Unabhängigkeit zu vollenden. Und was für die Italiener das Bündniß bedeute, ist von diesen selbst allgemein anerkannt worden: nicht blos der Erfolg der Waffengemeinschaft vollendete die Unabhängigkeit und Einheit des Staats, sondern das Bündniß selbst war eine Durchbrechung der Fesseln, welche bisher Italien ausschließlich an die bevormundende Schutzmacht gekettet hatten. Keinerlei nachträgliche Enthüllung über die Kriegführung soll den beiden Völkern die Erinnerung an die Epoche trüben, da sie den sittlich berechtigtsten aller Kriege, den um die nationale Existenz, mit vereinten Kräften wider denselben Gegner geführt haben.

Die größte Thatsache der europäischen Politik, so hat Thiers auf der französischen Rednerbühne das italienisch-preußische Bündniß genannt. Die spätere Geschichte darf dieses Urtheil des Zeitgenossen ratificiren; inzwischen mag die Gegenwart das geschichtliche Material sammeln und richtig stellen, das die Enthüllungen eingeweihter Männer darbieten. Schon jetzt darf man sagen, daß noch selten eine so geheime und complicirte diplomatische Action nach so kurzer Zeit an das volle Tageslicht getreten ist. Obwohl noch manches nicht aufgehellt ist, was der Aufhellung bedarf, liegt doch schon eine Geschichte der preußisch-italienischen Allianz von ihren Anfängen bis zur kriegerischen Action vor, die in den Zusammenhang der Verhandlungen blicken läßt und ohne die Grenzen der Discretion zu überschreiten, eine Fülle interessanter Details gibt; ein italienischer Minister selbst hat sie geschrieben.

Stefano Jacini, ein Staatsmann aus Cavours Schule, war Mitglied des Ministeriums Lamarmora, das im September 1864 in Folge des Septembervertrags (oder genauer, in Folge der turiner Unruhen, welche dieser Vertrag veranlaßt hatte) gebildet worden war. Es war das Ministerium,

Digitized by Google

deſſen Amtsführung durch zwei große Thatſachen bezeichnet iſt: die Verlegung der Hauptſtadt nach Florenz im Zuſammenhang mit der Räumung Roms durch die Franzoſen, und die Befreiung Venetiens durch die preußiſche Allianz. Jacini, obwohl Miniſter der öffentlichen Arbeiten, ſcheint, da Lamarmora neben dem auswärtigen Miniſterium zugleich durch das des Kriegs in Anſpruch genommen war, an den diplomatiſchen Verhandlungen thätigen Antheil genommen zu haben. Die Schrift rührt von einem unmittelbar Betheiligten, und ſchon das würde ihr ein hervorragendes Intereſſe verleihen, ſelbſt wenn ſie eine einſeitige Parteiſchrift wäre, was ſie nicht iſt. Man hat ſie zuweilen in eine Reihe mit den empfindlichen Kundgebungen Lamarmora's geſtellt, aber mit Unrecht. Jacini ſpricht allerdings als Freund Lamarmora's, dem er das höchſte Lob ſpendet, aber er behandelt ausſchließlich die diplomatiſche Action, nicht die militäriſche. Es ſpricht der Miniſter, der Rechenſchaft ablegt von der Amtsführung dieſer zwei entſcheidenden Jahre, aber er thut es ohne zu beſchönigen, mit ſcharfer Kritik der inneren Gebrechen des unfertigen Staats. Es ſpricht der Italiener, doch ohne die Eiferſucht und Einſeitigkeit ſeines Collegen, und es ſpricht vor Allem der Politiker, der ohne vorgefaßte Sympathien Zweck und Mittel ruhig abwägt und die Motive, welche die italieniſche Regierung geleitet haben, offen und leidenſchaftslos darlegt. Daß eine preußiſche Darſtellung manches anders nuanciren würde, und daß der Verfaſſer am rechten Ort auch zu ſchweigen weiß, verſteht ſich von ſelbſt.

Einzelnes aus der Schrift Jacini's iſt bisher bekannt geworden. Seine Erzählung der preußiſch-italieniſchen Verhandlungen verdient aber im Zuſammenhang wiedergegeben zu werden. Erſt ſo gewinnt man einen Blick in die eigenthümlichen Schwierigkeiten, auf welche die Verhandlungen fortwährend ſtießen und auf die eigentlichen Gründe der italieniſchen Empfindlichkeit. Gerne wird man auch in das Schlußurtheil Jacini's einſtimmen: „Sowohl Preußen als Italien haben ihre Verbindlichkeiten loyal erfüllt“ und es nur um ſo mehr bedauern, daß die militäriſche Action auf Seiten Italiens — aus welchen Gründen immer — nicht auf der gleichen Höhe ſtand mit der diplomatiſchen.

I.

Italien befand ſich im Jahre 1865 in einer Lage, welche die Löſung der venetianiſchen Frage zu einer Nothwendigkeit ſeiner *inneren* Politik machte — zu dieſem Ergebniß gelangt Jacini, nachdem er in der erſten Hälfte ſeiner Schrift die Verhältniſſe Italiens ſeit dem Abſchluſſe des Septembervertrags ausführlich dargelegt. Die allgemeinen Wahlen von 1865 waren das Symptom

Digitized by Google

eines allgemein verbreiteten Mißbehagens. Durch die Aufhebung von sechs Staaten, durch die neuen Verwaltungsnormen, die neuen Steuersysteme waren tausend Interessen verletzt; schwere Opfer wurden verlangt ohne daß der Ersatz für diese Opfer sich noch fühlbar machen konnte. Durch die vorzeitige Verlegung der Hauptstadt — vorzeitig auch nach der Meinung Jacini's und seiner Collegen, welche gleichwohl den nicht rückgängig zu machenden Vertrag durchzuführen sich entschlossen — war der Schwerpunkt des Staats verrückt, bevor die neue Ordnung hinreichend sich befestigt hatte, und gleichzeitig die bisher conservativste Provinz, noch immer Kern und Stütze des Ganzen, in eine unversöhnliche Opposition gedrängt. Endlich der Rath, einzig dem innern Ausbau des Staatswesens die Kräfte zu widmen, scheiterte nicht blos an der Unmöglichkeit, das Heer wesentlich zu reduciren, so lange eine feindliche Macht sich im Festungsviereck hielt, sondern auch an der Unmöglichkeit, die revolutionären Parteien im Innern zu beschwichtigen, so lange die nationale Einheit nicht vollendet war. Das Ministerium verhehlte sich nicht den Ernst dieser Lage; die einzige Rettung schien ihm die Befreiung Venetiens. War diese erlangt, so war die Periode der Revolution geschlossen: nach außen und innen war die Einhaltung einer friedlichen, conservativen, reformatorischen Politik möglich.

Während so die Befreiung Venetiens als eine Angelegenheit höchster Dringlichkeit anerkannt war, thürmten sich gleichzeitig die Wolken zwischen den beiden deutschen Großmächten auf. Es war im Hinblick auf diese Lage, daß von Seiten Italiens zuerst das Mittel eines gütlichen Abkommens mit Oestreich versucht wurde. Lamarmora wandte sich zu diesem Zweck an die guten Dienste Englands und Frankreichs, jedoch ohne Erfolg. Von da an wurde aufmerksam der Gang der Dinge in Deutschland verfolgt. Da Italien nicht daran denken konnte, mit eigenen Kräften Oestreich aus dem Festungsviereck zu vertreiben, so mußte irgend eine Gelegenheit, die Möglichkeit eines Bündnisses abgewartet werden. Der Beistand Frankreichs war gleichfalls von vorn herein ausgeschlossen, und so konnte Italien nur die Blicke nach Deutschland richten, wo eben jetzt verwandte Interessen, die lange Jahre geschlummert hatten, sich zu regen anfingen und günstige Aussichten eröffneten. Und diese Anzeichen waren, wie der Italiener nicht vergißt hinzuzufügen, um so kostbarer, als sie einen Bruch innerhalb des deutschen Bundes ankündigten, der indirect, nämlich als Deckung Oestreichs, wiederholt sich als ein Haupthinderniß der völligen Unabhängigkeit Italiens gezeigt hatte.

Bis zum Jahre 1865 waren die Beziehungen Italiens und Preußens keineswegs intim gewesen, wenn auch letzteres das Königreich anerkannt hatte. Der conservative Charakter der preußischen Politik stimmte nicht mit der triumphirenden Revolution in Italien. Als im Winter 1864 auf 1865 der Kron-

Digitized by Google

prinz und die Kronprinzessin von Preußen durch Mailand kamen, machte Prinz Humbert vergeblich den freundschaftlichen Versuch sie aufzuhalten. Auf ausdrücklichen Befehl reiste das kronprinzliche Paar unmittelbar nach Verona, wo es einem großen Manöver beiwohnte, das Benedek zu seinen Ehren veranstaltete, und wo in demonstrativer Weise Freundlichkeiten ausgetauscht wurden. In Florenz war man verstimmt und machte kein Hehl daraus.

Dennoch trat nun die Möglichkeit eines Kampfes zwischen Oestreich und Preußen um die Herrschaft in Deutschland näher, und wenn sich die italienischen Staatsmänner an das Jahr 1850 erinnerten, wo Preußen im letzten Augenblicke das gezückte Schwert wieder in die Scheide steckte, so mußten sie andererseits sich sagen, daß dieser Kampf, sei es früher oder später, in der Logik der Geschichte begründet war. Bestand doch unläugbar eine merkwürdige Analogie zwischen den Geschicken der italienischen und der deutschen Nation, des Hauses Savoyen und des Hauses Hohenzollern. Und während jetzt im Rath der preußischen Krone ein entschlossener Staatsmann saß, der frei von den ihn umgebenden Vorurtheilen bezüglich Italiens war, so traf es sich andererseits, daß der italienische Ministerpräsident einer der sehr wenigen Italiener war, welche Preußens staatliche Stärke und militärische Organisation gründlich und mit Vorliebe studirt hatten. Dies war um so wichtiger, weil auch in Italien lange die Meinung vorherrschte, die preußische Macht sei mehr Schein als Wirklichkeit und werde dem ersten Anprall Oestreichs nicht gewachsen sein; diese Meinung war so tiefgewurzelt, daß noch später, als die ersten Anzeichen einer Allianz mit Preußen in die Oeffentlichkeit drangen, viele politische und militärische Persönlichkeiten in Italien sowie auswärtige Freunde Italiens den General Lamarmora und dessen Vertraute beschworen, sich vor dem Bündniß mit einer Macht zu hüten, die nicht verhindern könne, daß schließlich die östreichischen Streitkräfte mit aller Macht über Italien herfallen würden; während gleichzeitig die demokratischen Journale, in ein Horn mit denen der deutschen Demokratie blasend, gegen einen Pact mit dem Grafen Bismarck donnerten.

Die erste Gelegenheit, aus dem beginnenden Zwist der deutschen Großmächte Vortheil zu ziehen, bot Italien die Angelegenheit des Handelsvertrags. Im Anfang des Jahres 1864 hatte Preußen der italienischen Regierung die ersten Eröffnungen wegen eines Handelsvertrags gemacht, wie ein solcher bereits mit Frankreich im Jahr 1862, mit Belgien im darauf folgenden Jahr abgeschlossen worden war. Mit dem Jahre 1865 ging bekanntlich die zwölfjährige Periode des Zollvereins zu Ende, und Preußen war entschlossen, nur auf Grundlage jener Handelsverträge den Zollverein mit seinen Verbündeten zu erneuern. Da ein Handelsvertrag, welcher Deutschland den italienischen Markt eröffnete, bei weitem nicht auf den Widerspruch stieß, wie

Digitized by Google

die mit Frankreich und Belgien abgeschlossenen, so hoffte Preußen eben durch jenen Vertrag den anderweitigen Widerstand zu überwinden und die Zustimmung zur Erneuerung des Zollvereins leichter zu erlangen. Diese wurde um die Mitte 1864 noch von Baiern, Würtemberg, Nassau, Hessen-Darmstadt und Luxemburg verweigert.

Die Verhandlungen zwischen Preußen und Italien hatten im Mai 1864 begonnen, und Anfangs August wurde der Graf de Launay in Berlin ermächtigt, einen dem französischen und belgischen analogen Vertrag zu unterzeichnen. Unerwarteterweise antwortete Preußen jetzt ausweichend; sei es, daß es zur Zeit des Friedensschlusses mit Dänemark alles vermeiden wollte, was die Intimität mit Oestreich stören konnte, sei es, daß inzwischen die widerstrebenden deutschen Staaten ihren Beitritt zum neuen Zollverein bedingungslos in Aussicht stellten; — wirklich war Ende September die Zollvereinsconferenz wieder vollständig beschickt, und am 12. October wurde der neue Zollvereinsvertrag abgeschlossen. Preußen hatte damit die Zeit versäumt, wo es auf eigene Faust den Vertrag mit Italien bewerkstelligen und zur Bedingung der Wiederherstellung des Zollvereins machen konnte; wurden später die Verhandlungen wieder aufgenommen, so konnte Preußen nur im Namen und vorbehältlich der Ratification aller anderen Staaten abschließen.

Im Mai 1865 äußerte die preußische Regierung den Wunsch, die Verhandlungen wegen eines Handelsvertrages mit Italien wieder aufzunehmen, der sich sodann auf den ganzen Zollverein erstrecken könnte, sobald zwischen Italien und denjenigen deutschen Staaten, welche das Königreich nicht anerkannten, ein modus vivendi gefunden wäre. Die italienische Regierung legte sich nunmehr angesichts des beginnenden Zwistes über die Herzogthümer die Frage vor, ob die vermehrten Schwierigkeiten für den Abschluß eines Vertrags mit dem Zollverein nicht im Gegentheil ein für Italien günstiger Umstand seien, geeignet mit Preußen in engere Beziehungen zu treten und den Antagonismus zwischen den beiden deutschen Großmächten zu erweitern. Das Ministerium beeilte sich, der Einladung zu entsprechen und erklärte sich zur Wiederaufnahme der Verhandlungen bereit, jedoch unter folgenden Bedingungen: 1. für den Abschluß eines Handelsvertrags mit dem ganzen Zollverein genüge Italien die Unterschrift Preußens allein; 2. aber für die Ausführung des Vertrags sei die Zustimmung der anderen Zollvereinsstaaten erforderlich, und zwar derart, daß diese Zustimmung als nothwendige und diplomatische Folge die Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten sämmtlicher Staaten einschließe. Italien wußte, daß in merkantilen und industriellen Kreisen Deutschlands das Verlangen nach dem Abschluß des Vertrags mit Italien lebhaft geäußert wurde; wie ungern auch die Regierungen sich entschließen mochten, das Ende konnte nicht zweifelhaft sein, und dies

Digitized by Google

Ergebniß war ein gemeinsamer Sieg Preußens und Italiens. Wirklich hatten Baiern und Sachsen wenige Wochen vor der Unterzeichnung des Handelsvertrags, die mit jener Klausel am 31. December erfolgte, das Königreich Italien anerkannt, ein Entschluß, der ihnen bekanntlich erleichtert wurde durch, ihre Gereiztheit gegen Oestreich, das noch immer nicht zur „Bundespolitik" zurückkehren wollte. Preußen schlug nun Italien vor, es möge sich mit der Anerkennung der Mehrzahl der Zollvereinsstaaten begnügen, um den Handelsvertrag perfect zu machen, da es ihm unbillig scheine, die Mehrheit der deutschen Länder unter dem Uebelwollen einer schwachen Minderheit der Regierungen leiden zu lassen. Infolge dessen wurde vereinbart, daß der Handelsvertrag sofort in Kraft treten könne, aber in provisorischer und widerruflicher Weise, und daß er erst im Fall der Anerkennung Italiens durch sämmtliche deutsche Staaten definitiv werden solle. Dadurch war nicht blos Preußen sondern auch die Mehrzahl der anderen Staaten gewissermaßen verpflichtet, auf die noch unter Oestreichs Einfluß widerstrebenden Vereinsglieder Druck auszuüben. Dies gelang denn auch vollkommen; schließlich widerstrebten nur noch Hannover und Nassau, die beide bald darauf aufhören sollten, selbständige Staaten zu sein, die aber wenigstens mit dem Bewußtsein starben, sich nicht durch die Anerkennung des Königreichs Italien befleckt zu haben. — Die politische Wichtigkeit dieser Verhandlungen scheint Jacini so erheblich, daß er sagt: sie verhalten sich zu den Ereignissen von 1866 wie die Theilnahme Piemonts am Krimkrieg zu den Ereignissen von 1859.

In der That ward dadurch eine Intimität der Beziehungen zwischen Preußen und Italien hergestellt, welche erlaubte, daß bereits im Sommer 1865 ein Gedankenaustausch bezüglich der Eventualität einer gemeinsamen Action Preußens und Italiens gegen Oestreich stattfand. Graf Bismarck begünstigte diese Idee. Nicht daß er damals absolut den Krieg wollte, wohl aber war er entschlossen, selbst um den Preis eines Krieges den Rivalitätsstreit mit Oestreich siegreich zu Ende zu führen. Es war im August 1865, als in Florenz im Auftrage des Grafen Bismarck über die Geneigtheit Italiens, einen gemeinsamen Krieg gegen Oestreich zu führen, eine mündliche Anfrage gestellt wurde. Darauf wurde sofort gleichfalls mündlich erklärt, die Gefühle der italienischen Regierung gegen Oestreich seien bekannt; indessen möge das berliner Cabinet seinen Vorschlag präcisiren, worauf ihm unverzüglich die bestimmten Absichten der italienischen Regierung mitgetheilt würden. Anstatt einer Antwort traf die Nachricht vom Abschluß des gasteiner Vertrags ein.

Die italienischen Staatsmänner täuschten sich nicht darüber, daß der gasteiner Vertrag keine definitive Lösung war. Indessen daß dieser Vertrag abgeschlossen wurde unmittelbar nach jenen vertraulichen Eröffnungen der

Digitized by Google

preußischen Regierung, das mußte sie ernstlich stutzig machen. Sie wiesen den Verdacht ab, der übrigens in Kurzem lautbar wurde, daß Preußen sich Italiens nur habe bedienen wollen, um Oestreich zur Bewilligung der preußischen Forderungen zu drängen, indem man ihm die Eventualität einer Allianz mit Italien vorhielt. Allein um so weniger konnte man sich in Italien über die Macht der dem Kriege widerstrebenden Elemente in Preußen selbst täuschen, und die Leichtigkeit mit der man von einer Anfrage wegen einer Allianz gegen Oestreich zu einer Friedenstransaction mit dieser Macht übergegangen war, das notorische Widerstreben des Königs gegen einen Krieg, die Erinnerung an Olmütz, endlich die durch die inneren Zustände Preußens gefährdete Stellung des Grafen Bismarck waren ebensoviele Gründe für die italienische Regierung, in den späteren Verhandlungen, vorausgesetzt daß sie wieder angeknüpft würden, nur mit größter Vorsicht aufzutreten.

Versetzt man sich unbefangen auf den italienischen Standpunkt, so wird man begreiflich finden, daß dieser rasche Umschlag erkältend auf Italien wirkte. Es war das erste Wölkchen, das zwischen Preußen und Italien aufstieg. Inzwischen hat auch ein östreichischer Staatsmann (A. Allg. Ztg. außerord. Beil. vom 8. Mai 1868), der zugleich eingesteht, daß Preußen im gasteiner Vertrag ein definitives Abkommen sah, während Oestreich nur Zeit zu den Kriegsrüstungen gewinnen wollte, es bestätigt: „so sehr hatte der gasteiner Vertrag die Gemüther berückt, daß wenige Monate darauf, als die preußische Regierung ihre kriegerischen Vorbereitungen mit Italien wieder aufnahm, sie die größte Mühe hatte, den guten Glauben der Italiener für ihre Absichten wieder zu gewinnen."

Die nächste Folge war, daß Italien, von jeder Rücksicht entbunden, von Neuem, übrigens wieder auf mittelbarem Wege, Versuche bei Oestreich selbst machte. Es wurde eine Persönlichkeit nach Wien geschickt, welche leicht Eingang bei vielen der einflußreichsten Männer fand. Einige derselben gestanden offen ein, nach ihrer Ansicht wäre eine freundschaftliche Abtretung Venetiens an Italien das Beste für die Interessen des Kaiserreichs und wohl vereinbar mit der Würde des kaiserlichen Hauses. Officiöse Blätter in Wien begannen mehr oder weniger deutlich auf die Möglichkeit einer solchen Lösung anzuspielen, für welche der fragliche Unterhändler finanzielle, wirthschaftliche und politische Vortheile als Entschädigung von Seiten Italiens anzubieten und zu präcisiren hatte. Das Hinderniß kam auch nicht von den einflußreichsten politischen Persönlichkeiten des Kaiserreichs, es kam einzig von Seiten des kaiserlichen Hofes, der die Frage der Abtretung Venetiens zu einer Frage der militärischen Ehre machte. An dieser Klippe scheiterte der ganze Versuch. Dennoch hatte er zwei Thatsachen bestimmt constatirt. Einmal, daß in der östreichischen Politik nicht mehr der frühere Haß gegen Italien

Digitized by Google

bestand, daß die Hoffnungen einer Wiedereroberung der alten Herrschaft in Italien in den Regierungskreisen so gut wie verschwunden und auch am Hofe beträchtlich vermindert waren, vorausgesetzt, daß nicht die Verschlimmerung der inneren Lage des Königreichs diese Hoffnungen wieder aufweckte. Die einzige ernstliche Schwierigkeit bestand in der Erwägung, daß die östreichische Macht in erster Linie auf dem Heere ruhe, und daß man die militärischen Stellungen, für welche diese Armee Ströme Blutes vergossen hatte, nicht aufgeben konnte ohne diesen so einflußreichen Stand tief zu kränken. Zweitens aber: wenn für Oestreich die venetianische Frage zu einer Frage der militärischen Ehre erklärt war, so konnte man zwar nicht die Hoffnung einer Lösung nähren, welche die Nothwendigkeit des Kampfes beseitigte; allein dieser Kampf konnte dann mehr den Charakter eines militärischen Duells haben, als den eines hartnäckigen Krieges, da Oestreich in der Sache bereits auf den Verlust Venetiens vorbereitet war. Diese Verhandlungen endigten im November 1865; ohne Zweifel blieben sie in Berlin nicht völlig unbekannt, und schon aus diesem Grunde, meint Jacini, waren sie für Italien nützlich.

Inzwischen hatten im October 1865 die allgemeinen Wahlen in Italien stattgefunden. Sie fielen ungünstig für das Ministerium aus, und das gegen den Finanzminister Sella gerichtete Votum der neuen Kammer vom 19. December führte zu einer Ministerkrisis. Wenn Lamarmora jetzt trotz dieses Mißtrauensvotums am Ruder blieb und nur eine theilweise Modification des Ministeriums vornahm, so wirkte dazu eben die Rücksicht auf den Stand der Dinge in Deutschland mit. Gegen Ende dieses Jahres hatte sich die Lage in den Herzogthümern wieder verschlimmert, d. h. für Italien aussichtsvoller gestaltet. Freilich konnte man nicht wissen, ob nicht diese Aussicht wieder schwinden werde oder ob nicht wenigstens ihre Verwirklichung Monate, vielleicht Jahre lang auf sich warten lasse. Und nun fand Lamarmora, der das Cabinet wieder herstellen sollte, keinen Finanzminister, der nicht im Interesse der immer bedrohlicher sich verfinsternden Finanzlage des Königreichs auf umfassenden Reductionen im Heerwesen bestand. Lamarmora sah sich genöthigt, wohl oder übel wenigstens in etwas entgegenzukommen. Er willigte ein, daß die Aushebung dieses Jahres verzögert und eine Anzahl Pferde verkauft würden. Damit war wenigstens ein Theil der Forderungen der Finanzwelt zugestanden, ohne daß im Fall eines bevorstehenden Kriegs das Heer wirklich geschwächt worden wäre. Zugleich war diese Maßregel für den eventuellen Alliirten ein sehr verständlicher Fingerzeig, daß Italien an einem Punkte angelangt war, wo es unmöglich lange Zeit bewaffneten Arms stehen bleiben konnte, und daß, wenn man sich nicht beeilte mit ihm sich zu verständigen, infolge des Stands der italienischen Finanzen ein Versuch zu gemeinschaftlicher Action leicht zu spät kam.

Digitized by Google

Das Ministerium war reconstruirt (2. Januar); bald darauf nahm die Lage in Deutschland einen ernsteren Charakter an. Der Notenwechsel zwischen Berlin und Wien im Januar und Februar, der preußische Ministerrath am 28. Februar erweckte die Hoffnung auf eine erfolgreichere Wiederaufnahme der seit Gastein abgebrochenen Verhandlungen. Graf Bismarck nährte diese Hoffnung in seinen Unterredungen mit dem italienischen Gesandten in Berlin, Grafen Barral, welcher an die Stelle des Grafen de Launay getreten war. Unabhängig vom Gesandten hielt es Lamarmora für zweckmäßig, auf ausdrücklichen Wunsch des Grafen Bismarck, eine Persönlichkeit nach Berlin zu schicken, die in der Kriegskunst wie in diplomatischen Geschäften erfahren, mit den Intentionen ihrer Regierung vollständig vertraut, die Aufgabe hätte, über alle wünschenswerthen Punkte die preußische Regierung aufzuklären und die Verabredungen, die etwa in Berlin und Florenz durch chiffrirte Telegramme getroffen würden, in bestimmte Form zu bringen. Es war dies der General Govone, der mit einem (bekannten) Schreiben Lamarmoras vom 9. März versehen am 14. März in Berlin eintraf und am selben Tage eine lange Unterredung mit dem Grafen Bismarck in der italienischen Gesandtschaft hatte.

Bald erhielt man Kunde von dem Kriegsrath, der in Wien gehalten wurde, von der geheimen östreichischen Rundnote vom 16. März; in den folgenden Tagen begannen die ostensiblen Rüstungen Oestreichs und zahlreiche Truppenbewegungen nach Böhmen und Oestreichisch-Schlesien. Preußen traf seinerseits Maßregeln, die seiner Militärorganisation entsprechend waren, und richtete gleichzeitig, am 24. März, sein Rundschreiben an die Bundesregierungen über die Nothwendigkeit einer Bundesreform. Graf Bismarck sah nunmehr den Bruch als unvermeidlich an, während auf den König noch immer einflußreiche Friedensrathschläge einstürmten. Von Zeit zu Zeit trafen von Govone Nachrichten über den Stand der Dinge und den Meinungsaustausch, den er mit der preußischen Regierung hatte, in Florenz ein. Wie rasch die Eindrücke wechselten, davon nur das eine Beispiel: am 22. März, also zwei Tage vor dem erwähnten Rundschreiben, hatte Govone nach Florenz berichtet, es scheine ihm der Aufenthalt in Berlin von keinerlei Nutzen mehr zu sein.

Während dieser andauernden Schwankungen am berliner Hof war es der Wunsch des Grafen Bismarck, daß Italien den Kampf mit Oestreich eröffne, indem er rechnete, daß durch dieses Mittel die einem Bruch mit Oestreich widerstrebenden Elemente am Hof überwunden würden, da Preußen gegen die Gefahr, die sein einziger möglicher Bundesgenosse lief, unmöglich gleichgiltig bleiben konnte. Allein in Italien erwog man jetzt die Möglichkeit, daß, falls es mit dem Angriff begänne, Oestreich eben dadurch zu

weiten Zugeſtändniſſen an Preußen bewogen werden könnte und dieſes damit einer Allianz mit Italien entfremdete, für welche Preußen noch gar keine Verpflichtung eingegangen. Eben in Anbetracht des Widerſtrebens, das am preußiſchen Hofe gegen den Krieg herrſchte, lauteten die Weiſungen, die Govone und Barral für die eventuelle Stipulation eines Abkommens mit Preußen hatten, dahin: für den Fall, daß es unmöglich ſei, von Preußen die abſolute Verpflichtung zu einer Kriegserklärung an Oeſtreich zu erlangen, ſei es als conditio sine qua non jeder Uebereinkunft verſtanden, daß Italien nicht den Krieg an Oeſtreich erklären würde, wofern Preußen nicht ſelbſt die Initiative des Kampfes übernähme; daß jedoch Italien entſchloſſen ſei, ſofort nach der Anzeige dieſer von Preußen ergriffenen Initiative Oeſtreich den Krieg zu erklären; und ferner: daß die Verpflichtung Italiens nur drei Monate giltig ſein ſollte, im Fall daß vor deren Ablauf die Feindſeligkeiten von Seiten Preußens noch nicht begonnen hätten. Preußen war noch keineswegs geneigt, ſich in abſoluter Weiſe zum Krieg zu verpflichten, und das italieniſche Cabinet, dem Alles am Kriege lag, bot ſein Möglichſtes auf, um die Kriegspartei in Berlin zu unterſtützen, indem es ſeinerſeits beſtimmte Verpflichtungen übernahm. Insbeſondere kam es darauf an, dem berliner Cabinet einleuchtend zu machen, daß im Kriegsfall Italien *mit einer Diverſion Preußen wirkſame Hilfe leiſten würde*, da letzteres es ſchwerlich für ſich allein mit der ganzen öſtreichiſchen Macht in Verbindung mit der des deutſchen Bundes aufgenommen hätte. Worin dieſe in Ausſicht geſtellte Diverſion beſtand, wird von Jacini nicht näher geſagt. Dies iſt nach dem jetzigen Stand der Enthüllungen über den Kriegsplan eine empfindliche Lücke, und wäre die Schrift erſt nach den Erörterungen, welche die Folge der Interpellation vom 21. Juli waren, geſchrieben, ſo hätte ſie unmöglich darüber ſchweigen können. Offenbar war dies ein Hauptpunkt.

Noch dauerten eine Zeitlang die telegraphiſchen Verhandlungen zwiſchen Berlin und Florenz: am 8. April wurde eine geheime Uebereinkunft und zwar in Form eines *„offenſiven und defenſiven Allianzvertrags“* in Berlin unterzeichnet und am 14. in Florenz, am 20. April in Berlin ratificirt. Noch im Augenblick der Redaction hatte die preußiſche Regierung darauf gedrungen, anſtatt der genannten Worte die anderen: „Allianz- und Freundſchaftsvertrag“ zu ſetzen. Allein die italieniſchen Bevollmächtigten verweigerten, ihren Weiſungen gemäß, ihre Unterſchriften unter die Acte, falls ſie nicht ein förmlicher „offenſiver und defenſiver Allianzvertrag“ wäre. Da Preußen, wie geſagt, noch nicht abſolut zum Krieg entſchloſſen war, und Italien nicht Gefahr laufen wollte, ihn allein zu führen, ſo konnten die Italiener es wohl annehmen, daß binnen einer gewiſſen, nicht zu langen Zeit, nämlich etwa bis Italien völlig gerüſtet wäre, Preußen ſich die Initia-

Digitized by Google

tive des Angriffs vorbehielt, aber im Fall der Defensive sollte der Vertrag völlig gleiche Tragweite für beide Contrahenten haben.

Den Wortlaut des geheimen Vertrags theilt auch Jacini nicht mit, aber er bestätigt den bereits bekannten Inhalt desselben. Der Vertrag bestimmte:

„Falls S. M. der König von Preußen in die Lage versetzt wäre, die Waffen zu ergreifen, um seine Bundesreformvorschläge in Deutschland durchzusetzen, würde S. M. der König von Italien, nach der Initiative Preußens, sobald er von dieser benachrichtigt worden, den Krieg an Oestreich erklären. Von diesem Augenblick an soll der Krieg von J. J. M. M. mit allen ihren Kräften verfolgt werden, und weder Preußen noch Italien sollen Friede oder Waffenstillstand ohne gegenseitige Einwilligung schließen. Diese Einwilligung soll nicht verweigert werden können, wenn Oestreich sich dazu verstanden hätte einzuwilligen, daß Italien sich das lombardisch-venetianische Königreich annectire und Preußen entsprechende, ihm benachbarte Gebiete. Dieser Vertrag soll nur giltig sein drei Monate lang nach der Unterzeichnung."

Die letztere Klausel war von Italien verlangt, welches darauf bestand, daß die Initiative, welche Preußen sich vorbehielt, ihm nur eine kurze Zeit lang zugestanden werden könne, und daß je nach Eventualitäten, wie sie aus einer so gespannten Lage hervorgehen könnten, die Freiheit der Action nicht auf lange Zeit behindert werden dürfe.

Vergebens aber hatten die italienischen Bevollmächtigten, ihren Weisungen gemäß, sich bemüht, die Stipulation durchzusetzen, daß auch das Trentino dem Schicksal des lombardisch-venetianischen Königreichs folgen müsse. Bismarck rechnete damals noch auf die Neutralität des deutschen Bundes, selbst auf den Beitritt Baierns auf seine Seite, und da das Trentino zum Bund gehörte, weigerte sich Bismarck in absoluter Weise durch Erfüllung der Forderung Italiens sich ein Hinderniß für die Verwirklichung jener Berechnung zu schaffen. Uebrigens hatte Bismarck dem Grafen Barral am 30. März mündlich erklärt, wenn es ihm schlechterdings unmöglich sei, im Voraus eine Verbindlichkeit wegen des Trentino einzugehen, so werde doch Preußen der Erwerbung dieses Gebiets von Seiten Italiens kein Hinderniß in den Weg legen, falls während oder nach dem Kampf diese Erwartung materiell sich als möglich herausstelle. Damit mußte sich Italien begnügen.

Der Vertrag war abgeschlossen, die Rüstungen in vollem Gang, als plötzlich ein neuer Zwischenfall die Hoffnungen Italiens zu durchkreuzen schien.

(Schluß in nächster Nummer.)

Die griechiſche Kunſt und die Monarchie.

Die griechiſche Kunſt hat ſich lange Zeit faſt ausſchließlich an der Darſtellung der Götter und heroiſchen Mythen herangebildet. Der helleniſche Olymp war ſo reich bevölkert, die gemeinſam griechiſchen Sagen wie diejenigen der einzelnen Landſchaften und Orte waren durch mündliche Tradition und dichteriſche Behandlung ſo mannigfaltig aus- und umgebildet worden, daß der der Kunſt dadurch gebotene Stoff ein faſt unendlicher war und dabei mit dem Reichthum verſchiedenartigſter Motive den Vorzug allgemeiner Verſtändlichkeit verband. Auch wo es galt, Ereigniſſe der Gegenwart durch Werke der bildenden Kunſt zu verherrlichen, wurden dieſelben nur ſehr ſelten in ihrer nackten Realität vorgeführt; entweder die Götter miſchten ſich wie in den homeriſchen Schlachten in die Reihe der Marathonskämpfer, oder man deutete die Thaten der Mitlebenden nur ſymboliſch an durch den Hinweis auf ähnliche Begebenheiten der heroiſchen Vorzeit. So ward in den Giebelfeldern des Athenatempels auf Aegina die Erinnerung des Sieges von Salamis dadurch gefeiert, daß die Großthaten der alten aeginetiſch-ſalaminiſchen Helden gegenüber den öſtlichen Barbaren vor Troja dargeſtellt wurden. Das Einzelindividuum trat vollends faſt ganz zurück. Ward es dargeſtellt, ſo erſchien es entweder als Werkzeug und Diener der Gottheit: ſo namentlich in den zahlloſen Statuen von Siegern in den Nationalſpielen, welche jedoch nicht portraitmäßig gebildet werden durften, ſondern nur als allgemeine Bilder von Siegern, denen die Gottheit gnädig geweſen war; oder der einzelne Menſch zeigte ſich als Glied des Staatsganzen: ſo konnte in dem delphiſchen Weihgeſchenk der Athener, einem Erſtlingswerke des jungen Phidias, der Sieger von Marathon dem Kreiſe attiſcher Götter und Heroen zugeſellt werden. Lebenden Standbilder zu errichten galt noch für unſtatthaft und auch Todten ward dieſe Ehre öffentlich nur ſelten zu Theil. — Es iſt nicht zum wenigſten dieſe Beſchränkung, welche zu den Bedingungen der Größe und abgeſchloſſenen Vollendung der griechiſchen Kunſt gehört; auch hier bewährt ſich Maß und weiſe Genügſamkeit als Erbtheil des griechiſchen Künſtlergeiſtes. Ebenſo reift daneben in allmählicher und geduldiger Entwickelung Schritt vor Schritt die Aneignung aller techniſchen Mittel ſowohl, wie die Herrſchaft über die äußere Formdarſtellung heran. Die Kunſt übereilt ſich nirgend, ſie wartet wie die Frucht am Baume ihre Reife ruhig ab, dann aber ſteht ſie auch nach allen Seiten gleichmäßig vollendet da.

Das iſt in kurzen Zügen der Verlauf der griechiſchen Kunſtentwicklung bis zum peloponneſiſchen Kriege, welcher Griechenland vollſtändig verändert zurückließ. Die größte Kraft iſt erlahmt, der höchſte Schwung auf dem Ge-

biete der Politik, der Literatur, der Religion vorbei. Die Religion wird, soweit sie nicht schon früher Schaden gelitten, durch die Philosophie zersetzt und zerfressen und büßt ihren alten poetischen Zauber ein. Die Poesie, die namentlich in der Tragödie im vorausgehenden Jahrhundert das Höchste geleistet hat, sinkt rasch herab. Epos und Lyrik sind fast verstummt; auf der Bühne herrscht die Nachahmung euripideischer Weise, welche auf psychologische Detailausführung der Hauptpersonen wie auf pathetische Steigerung der Scenen und tragischen Momente allen Nachdruck legt. Eine entsprechende Tendenz, nur auf anderes Gebiet übertragen, offenbart sich in der neueren Komödie. Seit die Politik der Komödie verschlossen ward, begiebt sie sich in die Privathäuser, sie portraitirt in scharfen Zügen die einzelnen Charaktere der Familie und des socialen Lebens und setzt daneben ihr Verdienst in geschickte Schürzung und Lösung von Intriguen. In der Politik endlich begegnen wir wohl einer schwachen Nachblüthe der früheren Macht, sie ist aber von kurzem und wechselndem Bestande. Wahrhaft große Charaktere treten selten auf, eine Erscheinung wie Demosthenes steht einsam. Vergebens kämpft er an gegen das hereinbrechende Verderben, der Schwerpunkt griechischer Geschichte neigt bereits gegen Norden und gegen Osten, nach Asien.

Die Westküste der kleinasiatischen Halbinsel hatte bereits einmal eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der griechischen Kultur gespielt. Die reichen Handelsstädte jenes glücklichen Küstensaumes und seiner Inseln, Milet und Ephesos, Samos und Mytilene hatten die Anfänge hellenischer Literatur und Kunst entstehen sehen. Von hier aus waren die Wellen geistigen Lebens über das ägäische Inselmeer gezogen, bis sie im europäischen Griechenland ihren Höhepunkt erreicht hatten. Jetzt, im vierten Jahrhundert, begann die Rückströmung. Namentlich in den bildenden Künsten, die in dem ermatteten Griechenland keinen Platz mehr finden, läßt sich das verfolgen. Eine Menge neuer Stadtanlagen in den verschiedenen Landschaften Kleinasiens beschäftigt das Talent der Baumeister, welche seit Kurzem gelernt haben, die Gründung der Städte nicht mehr dem bloßen Zufall zu überlassen, sondern nach kunstvollem Plane, jedesmal den besonderen Bedingungen des Locals entsprechend vorzunehmen. Der Kunstmäßigkeit des Gesammtarrangements entspricht Reichthum der Ausführung im Einzelnen. Es beginnt eine förmliche Reaction gegen den edelsten und einfachsten griechischen Baustil, den dorischen, welcher den glänzenderen, die Phantasie weniger beschränkenden Stilen, dem in Kleinasien von jeher besonders beliebten ionischen und dem korinthischen weichen muß. Auch bloße Effecte, welche nicht auf inneren Vorzügen, sondern auf täuschendem Scheine beruhen, verschmäht die Architektur nicht: Hermogenes, der bedeutendste Baumeister der Zeit, ist Erfinder jener Tempelgattungen des Pseudodipteros u. a. m., welche bei beträchtlicher

Digitized by Google

Materialersparniß durch geschickte Anordnung der einzelnen Bautheile den Anschein eines in Wirklichkeit nicht vorhandenen Reichthums affectiren. Demgemäß bildet die Malerei in Ephesus und andern ionischen Städten Kleinasiens die neue in Attika begonnene Richtung aus, welche die gesteigerten Mittel der Technik benutzt, um an Stelle der früher üblichen colorirten Zeichnungen die volle Illusion mannigfaltiger Farben- und Lichtwirkungen zu setzen. Die Sculptur endlich sieht ihre Hauptmeister für Städte und Höfe Kleinasiens beschäftigt. An allen Punkten der Küste begegnen wir ihnen: Praxiteles' berühmtestes Werk schmückt den Aphroditetempel in Knidos, Skopas und seine Genossen arbeiten neben unzähligen anderen Werken den plastischen Schmuck des Mausoleums (über dessen Aufgrabung früher in d. Bl. berichtet worden ist). Hier zeigte sich aber recht deutlich, daß der alte ideale Sinn noch nicht erloschen war, denn die Künstler vollendeten ihr Werk ohne Entschädigung, blos im Interesse der Kunst selber und ihres eigenen Ruhmes. Zum Lohn ward ihr Werk unter die sieben Weltwunder gezählt.

Consequent wird die Umformung der Kunst für Zwecke und Bedürfnisse der Monarchie erst am makedonischen Hofe vorgenommen. Sie beginnt unter Philipp, sie erreicht bereits eine erstaunliche Höhe unter seinem großen Sohne. Was die welthistorische Bedeutung Alexanders ausmacht, die Verschmelzung hellenischen und orientalischen Wesens, übt den entscheidendsten Einfluß auch auf die Kunst. Nichts ist bezeichnender als die den Hellenen fremde, echt orientalische Anschauung von der Person des Herrschers, die den Göttern näher steht, als den Mitmenschen. Da wird also die Kunst zur Glorificirung der Mächtigen an den Hof gezogen; es entstehen Hofkünstler: der Hofmaler Apelles, welcher Kleinasien vertritt, der Hofbildgießer Lysippos, dessen Heimath Sikyon lange Zeit eine Hauptpflegestätte der Kunst gewesen war, der Hofgemmenschneider Pyrgoteles. Diesen drei Künstlern allein mochte Alexander die Aufgabe anvertrauen, sein eignes Bildniß darzustellen. Bereitwillig bietet sich die Architektur derselben Tendenz dar. Der erfindungsreichste unter den Baumeistern Alexanders, Deinokrates, legte dem Könige jenes Project vor, den ungeheuren Bergkegel des Athos, welcher unmittelbar aus dem Meere bis zu einer Höhe von 6350 Fuß aufsteigt, in ein Sitzbild des Herrschers umzuwandeln! Nach der bestbeglaubigten Nachricht (denn die Angaben schwanken über die Einzelheiten) sollte Alexander in der Rechten eine Schale halten; aus dieser sollte ein Fluß sich ergießen und hinübergeleitet werden nach der linken Hand, welche eine auf 10000 Einwohner berechnete Stadt zu tragen bestimmt war. Das Project zeigt, welcher Abenteuerlichkeiten sich eine Künstlerphantasie vermaß, um dem Herrscher zu gefallen: wir glauben uns in die Wunderwelt von 1001 Nacht versetzt. Alexander war natürlich einsichtig und geschmackvoll genug, um die Ausführung dieses Planes auch nicht einmal ver-

Digitized by

ſuchen zu laſſen; er verwandte lieber das Talent des Mannes für nützlichere Unternehmungen und übertrug ihm die Anlage Alexandriens, der vornehmſten aller ſeiner Städtegründungen. Deinokrates entledigte ſich der Aufgabe glänzend; wie ſehr aber auch hier die orientaliſche Anſchauung vom Herrſcher hervortrat, erkennen wir daraus, daß die ausgedehnten Baulichkeiten des Königspalaſtes mit allen ſeinen Nebenanlagen faſt ein Drittel der Stadt beanſpruchten.

Mit der Baukunſt nahmen Plaſtik und Malerei den Wettkampf auf. Vollendete Technik war längſt ſo ſehr Gemeingut der Künſtler geworden, daß es des Raffinements und der Virtuoſität bedurfte, um neue Effecte zu erreichen. Dies tritt nicht blos in der techniſchen und formalen Behandlung hervor, ſondern ebenſo in Wahl und Auffaſſung der Gegenſtände. Den erſten Platz nehmen darunter die Könige und ihr Hof ein. Philipp und Alexander wurden in allen Lebensaltern, von der Kindheit an, in ſo zahlloſen Werken dargeſtellt, daß ſpätere Kunſtſchriftſteller auf eine Aufzählung, ja auch nur auf eine Zählung verzichteten. Den erſten Preis ſchien aber ein Gemälde des Apelles zu verdienen, welches den unbeſieglichen Alexander in unübertrefflicher Weiſe darſtellte. Der Maler hatte ſich die Aufgabe geſetzt, den Sohn des Zeus, wofür der König gelten wollte, vorzuführen. Er hatte zu dieſem Ende die helle zarte Hautfarbe des Herrſchers in eine kräftigere dunklere verwandelt, vor Allem aber bezeichnete der Blitz in der Hand den Sohn und Stellvertreter des Götterfürſten. Daß dieſe Darſtellungsweiſe dem Könige nicht mißfiel, bewies er durch das Honorar von 20 Talenten Goldes (welche dem Metallwerthe nach eine Summe von reichlich 300,000 Thalern darſtellen). Es war nur ein andrer Ausdruck deſſelben Gedankens, wenn auf einem anderen Bilde Alexander inmitten der längſt von der Mythologie anerkannten Zeusſöhne Kaſtor und Pollux als Dritter im Bunde erſchien.

Bezeichnend iſt es, daß hier wie ſo oft in der griechiſchen Kunſtgeſchichte die Malerei voranging, die Kunſt, welche leichter von der Wirklichkeit abſehen kann und dem Scheine, der Illuſion ungeſcheuter nachſtreben darf, während die körperlichere und daher auch mehr an die Wirklichkeit gebundene Plaſtik etwas zurückbleibt. Lyſippos der Erzgießer gab dem königlichen Helden nicht das Abzeichen der Gottheit in die Hand, ſondern den Speer, womit er den Erdkreis bezwungen hatte; zugleich aber wußte er dadurch, daß er die Eigenthümlichkeiten in der Erſcheinung des Heldenjünglings, die ſchiefe Kopfhaltung, das ſich bäumende Löwenhaar über der Stirn, den klaren männlich kräftigen Blick nicht blos äußerlich nachbildete, ſondern als Elemente einer wahrhaft idealen Charakterſchilderung benutzte, der Würde des Künſtlers und den Anſprüchen des Königs in gleichem Maße gerecht zu werden. Hier

Digitized by Google

befand sich der Meister auf eigenstem Gebiete; die oben erwähnte Vorliebe der gleichzeitigen Poesie für scharfe Charakterzeichnung, welche von der Rhetorik und Philosophie getheilt ward, hatte auf dem Felde der Kunst einen hervorragenden Vertreter eben an Lysippos, welcher literarische und anderweitige Portraits in unübertroffener Meisterschaft bildete.

Einen weiteren Fortschritt machte die Darstellung der Könige durch Hinzunahme ihrer Umgebung. Eine große Reitergruppe Lysipp's zeigte Alexander im Kreise derjenigen Generale, welche ihm bei seinem ersten großen Siege am Granikos zur Seite gestanden hatten; eine andere stellte den König und sein Gefolge auf der Löwenjagd dar. Auch die Malerei wählte ähnliche Stoffe. Die ägyptische Malerin Helena soll die Schlacht bei Issos gemalt haben, in welcher Alexander sich in die größte persönliche Gefahr begeben und mitten im Getümmel einen Verwandten des Perserkönigs zu Boden gestoßen hatte. Es ist der Moment, den das großartigste aus dem Alterthum uns erhaltene historische Gemälde, das berühmte Alexandermosaik von Pompeji vergegenwärtigt: unaufhaltsam dringt der Sieger vor, sodaß der Perserkönig vor Schrecken und aus Antheil an seinem getödteten Vetter die Flucht fast vergißt. Leicht möglich, daß wir in diesem Mosaik die Composition Helenas wiederzuerkennen haben. Aber nicht blos der Krieger Alexander gab den Malern Stoff: Aetion schuf jenes berühmte Bild der Hochzeit Alexanders und Roxanes, dessen Beschreibung zwei der größten Meister moderner Malerei, Raphael und Sodoma, zu reizenden Nachschöpfungen begeistert hat. Verschämt sitzt die Braut auf dem Bette, während Liebesgötter beschäftigt sind, ihre Gewänder zu lösen; Alexander, dessen Waffen von andern Amoren unter allerlei Kurzweil bei Seite geschafft werden, tritt zu ihr heran und bietet ihr seine Krone dar, hinter ihm sein Brautführer Hephästion, gestützt auf den Hochzeitsgott Hymenäos, der mit den Eroten das übersinnliche Element vertritt. Es ist kaum zu verwundern, daß ähnliche Auffassung vom Königshofe sich auch auf verwandte Kreise erstreckte; malte doch z. B. Apelles in einem historischen Galabilde den Festaufzug des Oberpriesters der ephesischen Artemis.

Wenn die Herrscher der Erde solchergestalt in den Olymp versetzt werden, so werden die Götter den Menschen gleich. Es tritt eine völlige Verwischung der Grenzen ein, eins der bezeichnendsten Merkmale dieser Zeit. Die vorhergehende Periode, welche namentlich durch die Namen eines Skopas und eines Praxiteles glänzt, hatte sich mit Vorliebe der Ausbildung jugendlicher Gottheiten zugewandt; der schwärmerische Jüngling Dionysos, der poetische Musengott Apollon, die reizvollste aller Göttinnen Aphrodite hatten ihre feste Ausprägung in den Formen der vollendeten Kunst erhalten. Jetzt ist die Zeit eine kräftigere, kriegerischere geworden, und diesem Zuge folgt

Digitized by Google

auch die Sculptur. Unter den Göttergestalten der lysippischen Kunst nimmt der olympische König und sein kräftiger Sohn Herakles die erste Stelle ein. Schon durch ihre Dimensionen imponiren diese Gebilde, denn sie sind zu großem Theile kolossal dargestellt. Dabei zeigen sie aber auch oft eine höchst eigenthümliche Auffassung. Die alte Götterbildnerei war, nachdem sie der Darstellungsmittel Herr geworden, vor Allem darauf ausgegangen, den Grundcharakter jeder Gottheit scharf zu erfassen und in der ganzen Fülle seines Wesens zur Anschauung zu bringen. In diesem Sinne aufgefaßt konnte nach der angestrengten Arbeit von fast anderthalb Jahrhunderten die Aufgabe für erschöpft gelten. Aber im Drange, Neues zu schaffen, gelangte man dahin, nicht mehr von dem bleibenden Grundcharakter der darzustellenden Person auszugehen, sondern in einer speciellen Situation das Motiv zu neuer Darstellung zu suchen. Je widerstreitender die Situation dem Grundcharakter war, desto schwieriger ward die Aufgabe, aber auch desto reizvoller, eben um des Contrastes willen. In der Villa Ludovisi sitzt der rauhe Kriegsgott Ares, dessen lysippischer Charakter längst erkannt worden ist, in Liebesträume versunken! Dazu hatte freilich schon die homerische Dichtung Anlaß geboten, aber auch der materiellste und kräftigste aller Zeussöhne, Herakles, in welchem eine frühere Zeit nur das Urbild männlicher Energie und physischer Stärke gesehen hatte, ruht jetzt aus von allen Mühen, bald stehend auf seine Keule gestützt, bald sitzend am Göttermahl; als ob es zum Wesen des Herakles gehörte, auszuruhen! Dessen scheinen diese Riesenmuskeln gar nicht zu bedürfen. Und vollends wird sein Ausdruck ganz sentimental, schmerzvoll wie bei einem widerstandslos leidenden Dulder. Denn auch er ist in die Gewalt der Liebe gerathen; ohne Waffen, das Haupt trauernd auf die Hand gestützt, sitzt er auf dem Wollkorbe seiner Bezwingerin Omphale; und das wiederum als Koloß! Ein so raffinirtes Motiv wäre früher kaum möglich gewesen; auch hier tritt der allgemeine Zug nach Individualisirung, nach Vermenschlichung der göttlichen Wesen hervor. Die gleiche Verwischung der Grenzen zeigt auch Apelles. Ob er Lais, Phryne, Pankaste, die Maitressen des Königs und die Damen des griechischen Demi-monde, oder ob er eine dem Meer entsteigende Aphrodite malte, das ließ sich nicht mehr unterscheiden: hier wie dort kam es nur darauf an, die Schönheit des Weibes in ihrer ganzen Pracht wirken zu lassen.

Indessen nicht genug daß die Könige vergöttert wurden, noch ein andres Mittel, von welchem kürzlich erst in dieser Zeitschrift die Rede war, setzte die Kunst in Bewegung, um auf Umwegen Dinge zu sagen, welche man direct nicht sagen wollte oder nicht sagen konnte: die Allegorie. Wenn Apelles den Alexander auf seinem Triumphwagen darstellte nicht mit einem besiegten Perser oder Inder hinter sich, sondern mit der Personification des Krieges,

Digitized by

deſſen Hände hinter dem Rücken gefeſſelt waren, da lag eben in dieſer Verallgemeinerung des Gedankens der Grund, weshalb der höfiſche Künſtler zur Allegorie gegriffen hatte. Feiner noch wußte Protogenes, neben Apelles der bedeutendſte Maler der Zeit zu ſchmeicheln. Er ſtellte dem Könige den Gott Pan zur Seite. Der bocksfüßige Dämon hatte einſt den andern Zeusſohn Bacchus auf ſeinem Eroberungszuge gen Indien als Generalfeldmarſchall begleitet (ſo zeigen ihn uns die alten Kunſtwerke) und paniſchen Schrecken unter den Feinden verbreitet; er bezeichnet alſo hier den neuen Beſieger Indiens und des Orients als einen zweiten Bacchus. Uebler noch ſteht es um die Allegorie, wenn ſie zu ſchwer verſtändlichen Perſonificationen oder gar zur Darſtellung von Abſtractionen greift. Von demſelben Protogenes zeigte man in Athen ein Gemälde, welches im Publikum den Namen „Nauſikaa“ führte. Ein Mann mit der Schiffermütze ſtand einer Frau gegenüber; darin glaubte man die reizende Scene der Odyſſee zu erkennen. Aber weit gefehlt: der Künſtler hatte durch ein Beiwerk von kleinen Kriegsſchiffen angedeutet, daß es die Repräſentanten der beiden attiſchen Staatsſchiffe, der Schifferheros Paralos und die Ammonias ſein ſollten! Gewiß war es ein Vorzug des Bildes, daß man dieſen tieferen Sinn nicht zu kennen brauchte und ſich doch an der ſchönen Darſtellung freuen konnte. Einer Hofintrigue, in welche Apelles durch ſeinen Kunſtgenoſſen und Nebenbuhler Antiphilos verwickelt ward, verdankte deſſen „Verleumdung“ ihren Urſprung, jene in der florentiniſchen Renaiſſancekunſt nachgeahmte tolle Gerichtsſcene, in der alle möglichen Untugenden in Menſchengeſtalt — Verleumdung und Neid, Trug und Argliſt, Thorheit und Argwohn — den unſchuldig Verfolgten wie den thörichten Richter mit ſeinen Eſelsohren umringten. Hoffentlich ſtanden Namen dabei, um dieſe Programmkunſt verſtändlich zu machen. Nur Apelles' beſtechende Anmuth und Virtuoſität konnten über das Unkünſtleriſche ſolcher Werke hinwegtäuſchen. Auch hier zeigt ſich die Sculptur zurückhaltender; ſo viel wir wenigſtens zu erkennen vermögen, ſteht Lyſipps Kairos, die Perſonification des günſtigen Augenblicks, zunächſt ziemlich vereinzelt da. Abſtract genug iſt freilich die Symbolik: der geflügelte Schritt, das Scheermeſſer, welches nur durch die Redensart „es ſteht auf der Schärfe des Meſſers“ von dem haarſcharfen Moment der Entſcheidung erklärt wird, das kahle Hinterhaupt und die einſame Stirnlocke, welche noch ſchärfer als unſer Wort „die Gelegenheit beim Schopfe packen“ daran mahnt, daß man die herankommende Gelegenheit ergreifen muß.

Hatten ſchon die Künſtler der vorigen Periode, angeregt durch die Begriffsſpaltungen der Philoſophie und durch die ſcharfen Diſtinctionen der Redner und Rhetoren bisweilen verſucht, das Weſen einer Gottheit in ſeine verſchiedenen Seiten zu zerlegen und in getrennten Perſonen darzuſtellen, ſo

Digitized by Google

ging man jetzt einen bedeutenden Schreit weiter, indem man solchergestalt ganz abstracte Reflexionen in Kunstwerke umsetzte. Die Künstler, die das thun und das Publikum, welches dergleichen Dinge schön und vor Allem geistreich findet, stehen aber den Aufgaben der Kunst weder naiv gegenüber, noch sind sie einsichtig genug, die Grenzen der verschiedenen Geistesthätigkeiten zu berücksichtigen. Warnt doch schon der Zeitgenosse jener Künstler, Aristoteles, man solle von einer bestimmten Kunstgattung nicht jegliche Art von Genuß, sondern nur den ihr eigenthümlichen verlangen.

Alle Mittel der verschiedenen Kunstzweige wirken endlich zusammen zum Zwecke reicher Decoration. Diese Richtung, schon früher allmählich vorbereitet, erreichte rasch den unglaublichsten Umfang. Als Alexanders Liebling Hephästion gestorben war, gab der König dem Deinokrates, dessen Athosproject er einst verworfen hatte, den Auftrag, für die Bestattung des Freundes in Babylon den Scheiterhaufen herzurichten; in den Mitteln war der hochfliegende Sinn des Architekten ganz unbehindert. So entstand ein Bau von 400 Fuß ins Gevierte, ganz aus Palmenholz errichtet erhob er sich in fünf Stockwerken bis zu 200 Fuß, außen auf das Verschwenderischeste mit goldenen und goldelfenbeinernen Bildwerken, zum Theil von kolossaler Größe, ausgestattet. Nahezu 20 Millionen Thaler kostete das Werk, das an Größe mit den Pyramiden wetteifern konnte, an Pracht dieselben weit übertraf, aber bestimmt war, verbrannt zu werden! Es ist das erste, aber auch unübertroffene Beispiel solcher Kunstverschwendung zu rein ephemeren Zwecken. Dem gegenüber war es fast bescheiden zu nennen, wenn für den Transport der Leiche des Königs selber von Babylon nach Alexandrien ein Wagen gebaut ward, dessen Grabkammer ein Viereck von 12 zu 18 Fuß bildete, und welcher von 64 Maulthieren nur mit Mühe fortbewegt werden konnte, nachdem alle erdenklichen Mittel der Technik und Mechanik angewandt worden waren, — das Ganze ein Werk zweijähriger Arbeit.

Indessen ward solche Pracht nicht allein an so vergängliche Schöpfungen gewandt, sondern auch die festen Bauten, Paläste und Häuser, wurden mit größerem Luxus ausgestattet und namentlich mit reichem Prachtgeräth aus Marmor und allen edlen Metallen versehen. Das Bedürfniß, auch kleineren Räumen entsprechenden künstlerischen Schmuck zu verschaffen, begünstigte namentlich die Entwicklung der bisher nur spärlich geübten Genrekunst, die nun in der Plastik wie in der Malerei aufblüht. Wir lesen von Werken, wie man sie meistens nur in der neueren Kunst zu suchen gewohnt ist, z. B. von Lichteffecten, die an die holländische Malerei erinnern: Apelles' Nebenbuhler Antiphilos stellte einen Knaben dar, welcher im dunkeln Zimmer Feuer anbläst, sodaß sein Mund roth wiederschien und die geschmückten Wände ringsum die Helle zurückstrahlten. Die Beschäftigungen der verschiedenen Handwerker wurden ein be-

Digitized by Google

liebter Gegenstand der Malerei; Karikaturen fehlten auch nicht. Andere erstrebten in der Kleinheit und Feinheit ihrer Miniaturgemälde den höchsten Ruhm, ja wir finden selbst die bescheidenste aller Arten bildender Kunst, das sogenannte Stillleben nicht unvertreten. So richtete sich die Kunst häuslich ein in den Wohnungen der Großen und Reichen.

Mit dem Tode Alexanders zerfiel das Reich. Jahrzehnte vergingen in blutigen Successionskämpfen, bis am Ende eine Anzahl fester Monarchien aus dem einen Weltreiche hervorgegangen waren. Sie alle erfüllen weiter die vorgezeichnete Mission, den ganzen Orient zu hellenisiren, natürlich nicht ohne daß das hellenische Wesen auch viel Orientalisches in sich aufnehmen und verarbeiten mußte. Unter allen Residenzen ragt Alexandrien hervor als die größte und prächtigste des Alterthums, bis sie später von Rom übertroffen ward. Ihr folgt im Range Antiochien, die Hauptstadt des Syrerreiches, dann Pergamos. Aber auch die geringeren Herrensitze suchen es diesen gleich zu thun, Prusa in Bithynien, Pella in Makedonien, Ambrakia, die epirotische Residenz des Pyrrhos, bis in den Westen hinein, wo über Allen Syrakus hervorragt. Daneben entstanden fort und fort unzählige hellenistische Neugründungen, die es von Anfang an auf Pracht und Glanz anlegten. Unter den Freistaaten nahm bei weitem den ersten Rang Rhodos ein, welches trefflich verstanden hatte, die kriegerischen Wirren nach dem Tode Alexanders, die den ganzen Continent Kleinasiens verheerten, für sich zu benutzen, sich den anderen Staaten unentbehrlich zu machen, seine Macht und seinen Reichthum zu erhöhen, und nun an der Spitze einer weitverbreiteten Hansa als unbestrittener Vorort stand. Auch im europäischen Griechenland war noch nicht alle Freiheit verschwunden, wenn auch bei den stäten Befehdungen der einzelnen Stämme und Bünde unter einander für die Pflege der geistigen Güter wenig Gunst zu erwarten war und fast nur Sikyon darin seinem alten Ruhme nicht ganz untreu ward. Und merkwürdig, wie sich in den Freistaaten die ältere idealere Tradition der Kunst noch eine Zeit lang wach erhielt gegenüber dem äußeren Prunk der Königsstädte.

Dies zeigt sich vor Allem in der Idealbildnerei, die ihre Darstellungen sowohl aus dem Kreise der Götter wie aus dem weiten Gebiete der heroischen Mythologie entnahm. Die letzteren Gegenstände wurden ganz und gar in der pathetischen Weise der euripideischen Tragödie aufgefaßt, zum Theil sogar direct aus derselben entlehnt. Da begegnen wir Bildern des Greuels, wie dem Muttermorde des Orestes oder den getödteten Kindern des Thyest, Scenen des Wahnsinns, von welchem Orestes wie Athamas verfolgt werden (letzterer in einer Bronzestatue, deren Wangen, um die Scham ob seiner Schandthat auszudrücken, geröthet waren); dem Ausdruck

Digitized by

ekstatischer Begeisterung, wie in der Unglücksprophetin Kassandra — kurz wir machen die ganze Skala leidenschaftlicher Affecte durch. Namentlich auf Rhodos war diese Ausdrucksweise zu Hause, und zwei Marmorwerke der rhodischen Schule sind uns noch als Belege dieser Richtung erhalten: das eine ist die Gruppe des sogenannten farnesischen Stiers im Museum von Neapel. Der Gegenstand ist geradezu der Schlußscene einer euripideischen Tragödie entnommen: Antiope, die frühere Geliebte des Zeus, ist ihrer Peinigerin Dirke entflohen, aber auf dem Gebirge Kithairon wieder ergriffen worden. Dirke beauftragt zwei Hirten, die Missethäterin von einem wüthenden Stier zu Tode schleifen zu lassen. Die beiden Jünglinge, Amphion und Zethos, werden von Antiope als ihre Söhne erkannt und durch die Schilderung der von der Mutter ausgestandenen Leiden bewegt beschließen sie, nach der auch in deutschen Mährchen üblichen Moral, die Strafe an der harten Königin selber zu vollziehen. Um dieser Pietätspflicht zu genügen begeben sie sich selbst in die größte Gefahr, indem es ihnen nur mit Mühe gelingt, auf den steilen Felszacken des Gebirges den rasenden Stier zurückzuhalten, bis die gefesselt am Boden liegende Dirke gehörig befestigt ist; nur noch ein Ruck, und die Bombe wird platzen. Dies ist der vom Künstler dargestellte Moment. Der Gegenstand ist innerlich wohl motivirt, der pathetische Moment in seiner vollen Schärfe erfaßt, Einzelnes, wie namentlich die Gewandung, meisterhaft ausgeführt, die ganze Gruppe mit äußerster Kunst aufgebaut — nur will sie nicht in einen engen Saal eingezwängt sein, wie in Neapel oder im berliner neuen Museum, sondern verlangt einen weiten freien Raum und große Umgebungen, etwa wie sie ihr vor der Orangerie in Sanssouci zu Theil geworden sind — und doch läßt sie mehr als kalt. Von keiner Seite können wir sie vollständig übersehen, überall begegnen wir dem nicht ganz ausgeglichenen Widerstreit zwischen der Absicht der Künstler und dem vor uns stehenden Werke.

Ein andrer Mangel haftet an dem zweiten Werke der rhodischen Kunst, der Laokoongruppe. Auch hier eine aufs Aeußerste und bis ins Einzelnste durchdachte Composition, merkliches Raffinement in der meisterhaften Darstellung des schmerzdurchwühlten Menschenkörpers, in der Behandlung des Gewandes; und doch, volle Befriedigung erhalten wir nicht. Das schreckliche Leiden ist in keiner Andeutung motivirt (denn wenn uns die Sage vom Götterzorn gegen den Priester erzählt, hier ist es eben kein leidender Priester, sondern ein leidender Mensch), und überdies tritt das Leiden nur als Körperschmerz hervor. Denken wir nur an die Niobe! Wie edel steht die von den Göttern gestrafte Königin da in ihrem Schmerz! Da ist wahres Pathos, beim Laokoon Pathologie. Und noch Eins kann dieser Vergleich lehren: bei den Schöpfungen eines Phidias, vor der Gruppe der Niobe vergessen wir

Digitized by Google

vollständig den Künstler, nur das Werk selber wirkt auf uns; beim farnesischen Stier, beim Laokoon, mit seiner künstlichen Abstufung der Leidensgrade, seiner berechneten Verschlingung der drei Menschenkörper und der beiden Schlangen zu einem enggefügten Netz, da bewundern wir nicht am wenigsten das Machwerk, stets stellen sich uns die Meister mit ihrer Kunst vor Augen. Das ist aber ein Zeichen nicht der wahren Kunst, sondern der Virtuosität. Treten wir jedoch den rhodischen Künstlern nicht zu nahe; ihre Werke nehmen immer noch eine der höchsten Stufen auf der Leiter ein, auf welcher die Kunst abwärts steigt, und was an ihnen als Fehler zu rügen ist, das sind eben nur die gemeinsamen des Geschmackes ihrer Zeit.

Auf dem Gebiete der Götterbildnerei gehört die einzige wirklich bedeutende Erscheinung dieser Epoche wiederum dem freien Griechenland an. Wir meinen das dem sog. belvederischen Apoll zu Grunde liegende Original, dessen erst seit Kurzem ermittelte kunstgeschichtliche Stellung und Bedeutung neuerdings in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden ist. Ein klein wenig Theatralisches in der Haltung abgerechnet, ist die Composition vollendet. Anlaß war das letzte Wunder, von dem die griechische Geschichte zu berichten weiß, in Delphi durch ein regelmäßig wiederkehrendes „Rettungsfest" gefeiert; es ist auch die letzte wahrhaft große Götterbildung, welche die griechische Kunst geschaffen hat. Wie armselig ist dagegen Alles, was wir sonst erblicken; Aphrodite, von einer Herrscherin der Liebe zu einem von Liebe beherrschten, wenn auch durchaus edel aufgefaßten Weibe geworden, sinkt jetzt Stufe für Stufe zu einer blos sinnlich reizenden Erscheinung, endlich gar zur niedlichen Coquette herab. In Antiocheia begnügt man sich, die Werke älterer Meister entweder nur zu copiren, oder durch einige theatralische Zuthat für den herrschenden Geschmack zuzustutzen. In Pergamos entsteht aus dem Zeustypus durch Fortlassen der Großartigkeit und einseitiges Betonen der Milde und Gnade der dort besonders verehrte Heilgott Asklepios, wofern nicht diese Ausprägung schon früher stattgefunden hatte. Verhältnißmäßig die größte Selbständigkeit zeigt eine ägyptische Götterbildung. Die altägyptischen Götter mit ihren Thierköpfen waren den Hellenen natürlich ein Gräuel und wurden sämmtlich umgewandelt, nur Osiris verschwand ganz und räumte dem neuen Serapis seinen Platz ein. Osiris ist der Gott der ägyptischen Natur, die er im Sommer belebt, während er im Winter einen jährlich wiederkehrenden Todesschlaf schlummert und nur in der Unterwelt als Herrscher fortlebt, auf der Erde im Symbol des Apisstieres verehrt (daher Osor-apis). So lag es also nahe, bei der Umsetzung dieses unterirdisch herrschenden Wintergottes Serapis in die griechische Anschauungsweise den Typus des Pluton zu Grunde zu legen, sowohl im Gesichtscharakter, wie in den Attributen des Kerberos und der Schlange. Aber das Finstere der Stirn mit dem beschattenden

Digitized by Google

Haare ward gemildert durch den etwas sentimentalen Blick und den gnädigen Ausdruck des Mundes, Züge die von Asklepios entlehnt waren, während der Strahlenkranz ums Haupt von dem Gotte der sommerlichen Wärme, dem Helios herrührte; also ein Mosaik aus verschiedenen bereits fertig vorliegenden Elementen, immerhin nicht ungeschickt vereinigt, aber doch nur von höchst geringem Originalwerth.

Dieselben Keltenkämpfe, welchen die hochideale Schöpfung des belvederischen Apollon ihren Ursprung verdankt, riefen in Kleinasien Kunstwerke ganz anderer Art, historische Sculpturen von entschieden naturalistischem Gepräge hervor. Lange Zeit hatten die Könige von Pergamos zu kämpfen, ehe es gelang, die keltischen Eindringlinge zu besiegen. Dann aber, als es galt, diese Siege durch Kunst zu verherrlichen, knüpfte man an die alte asiatische Neigung an, historische Vorgänge in möglichster Realität anschaulich zu machen, eine Neigung, die sich ebenso an den Wänden der ninevitischen Königspaläste wie an den Sculpturen lykischer Siegesdenkmäler aus blühender Kunstzeit offenbart. So entstanden in Pergamos Galliergruppen, welche man erst in neuester Zeit in reicherer Fülle kennen gelernt hat, deren Hauptbelege aber, ohne allen Zweifel Originalwerke der pergamenischen Künstlerschule, schon seit langer Zeit zu den interessantesten Stücken römischer Museen gezählt werden. Das eine ist die Gruppe der Villa Ludovisi, welche vor Winckelmann den thörichten Namen „Arria und Pätus" führte. In kräftig lebendiger Stellung tritt uns ein Gallier entgegen; mit der Linken faßt er sein Weib, welches er eben durchbohrt hat, um es nicht in die Gewalt des Feindes fallen zu lassen, während er jetzt, den trotzigen Blick auf den Sieger gerichtet, sich selber auf gleiche Weise dem gleichen Schicksal entzieht. Sein Genosse liegt im Kapitol, der durch Byrons Gesang verherrlichte sterbende Fechter, richtiger der sterbende Gallier genannt, — ein Bild von großartigster Einfachheit und überwältigender Wirkung. Gehen wir aber von dem Gesammteindruck weiter zur Betrachtung der Einzelheiten in beiden Werken, da tritt uns nichts auffallender entgegen, als der scharfe Naturalismus in der ganzen Vortragsweise, der sich vor Allem in der Durchführung des Barbarentypus offenbart. Die straffen Muskeln und Sehnen des etwas magern Körpers verrathen den abgehärteten Krieger, die harte Haut unter den Füßen den geübten Wanderer, das struppige Haupthaar, der Schnurrbart, die ganze Gesichtsbildung den Barbaren, Halskette, Schild- und Gürtelform den Kelten. Ganz ähnlich tritt das ethnologische Moment an dem sog. Schleifer in Florenz hervor, dem kauernden Sclaven, der das Messer zur Schindung des Marsyas wetzt; der Gesichtsausdruck ist durchaus ungriechisch und die seltsame Schädelform, in welcher der große Kenner Blumenbach Aehnlichkeit mit den Kosaken fand, soll ohne Zweifel den skythi-

Digitized by Google

ſchen Sclaven bezeichnen. Ueberall werden wir daran gemahnt, daß wir uns in der Zeit eifriger naturhiſtoriſcher Studien befinden, und der oft wiederholte Körper des an die Fichte gehängten Marſyas verdankt ſicherlich ſeinen Urſprung nicht zum geringſten Theil dem Intereſſe an anatomiſchen Unterſuchungen, welches in dieſer Zeit aufblühte. Einen ähnlichen Sinn offenbart der unter dem Namen des barberiniſchen Fauns berühmte Satyr in der Glyptothek zu München, in welchem der ſchwere Schlaf des weinſeligen Naturmenſchen meiſterhaft durch den ganzen Körper durchgeführt iſt; oder in minder poetiſcher aber nicht minder virtuoſer Weiſe der ſog. borgheſiſche Fechter, welchen man mit Erfolg hat benutzen können, um daran die geſammte Anatomie für Künſtler zu demonſtriren, wie ja auch im Laokoon ein ähnlicher Zug unverkennbar iſt.

Gleicher Naturalismus herrſcht in der Portraitbildung, derjenigen Kunſtart, welche jetzt alle übrigen an Ausdehnung erreicht oder gar übertrifft; waren doch dem einen Demetrios von Phaleron ſo viel Statuen errichtet worden wie Tage im Jahre ſind! Lyſiſtratos, der Bruder Lyſipps, hatte die Erfindung gemacht, Geſichter in Gips abzuformen und mit Hilfe dieſer Formen Wachsbilder von ſprechender Natürlichkeit herzuſtellen, ein Verfahren, das von großem Einfluß auf die ganze Portraitbildung geworden iſt. In der Zeit der höchſten attiſchen Kunſtblüthe hatte man ſich mit Idealportraits begnügt, welche, analog den Götterbildern, nur den Grundcharakter der dargeſtellten Perſönlichkeit, dieſen aber klar und rein von allem Unweſentlichen wiedergeben wollten und ſollten. Die folgende Zeit hatte ſich einer natürlicheren Darſtellungsweiſe zugewandt und mehr Rückſicht auf die kleinen Unvollkommenheiten der wirklichen Erſcheinung genommen, ſodaß die Bilder lebenswahrer wurden, ohne doch den Grundzug eines wahrhaften Charakterbildes zu verlieren. Perikles und Sophokles, Aeſop und Menander mögen als Beiſpiele der beiden Richtungen gelten. Jetzt überwog aber immer mehr das Intereſſe an den Details der äußeren Form; dieſe wurden zum Theil mit wahrer Virtuoſität dargeſtellt, aber die innere tiefere Charakteriſtik litt nur zu oft dabei Schaden, die Wirklichkeit ward an Stelle der Wahrheit, Natürlichkeit an Stelle der Natur geſetzt. Und doch wirken dieſe Portraits meiſt befriedigender, als die leeren Götterbilder dieſer Epoche, weil einmal der Sinn der Zeit auf jene Darſtellungsweiſe gerichtet iſt und hier ein ſeinen Neigungen und ſeinem Können entſprechendes Feld findet.

Mit dieſer Umwandelung der Portraitkunſt ſteht eine entſprechende Aenderung der Gewandbehandlung, welche gleichfalls ſchon in der vorhergehenden Periode angebahnt war, im Zuſammenhang. Die älteſte Kunſt empfand Gewand und Körper als widerſtreitende Elemente, deren Vereinigung ihr nicht gelang; entweder drängte der Körper das Gewand ganz in den Hintergrund oder dieſes

erdrückte jenen. In der attischen Kunst eines Phidias ist der Körper freilich die Hauptsache, aber die Gewandung wirkt mit ihren großen Zügen energisch mit zum Reichthum jener großen Compositionen; etwa wie in der Oper der Gesang die Hauptsache ist, aber des Orchesters zur vollen Wirkung bedarf. Allmählich tritt die Gewandung immer mehr in den Vordergrund, zum Theil mit prachtvollstem Effect, wie in der fliehenden Niobide des vaticanischen Museums; dann geht man noch weiter und lauscht der Wirklichkeit alle kleinen Faltenmotive ab, um sie im Interesse einer zugleich natürlicheren uud prächtigeren Wirkung, häufig mit großem Raffinement zu benutzen. So entstehen jene reichen Gewandstatuen, welche unsere Museen füllen, in denen jedoch oft die Figur nur um des Gewandes willen vorhanden zu sein scheint. Oder wirkt die schlafende Ariadne mit ihrer überreichen Draperie etwa mächtiger als die einfach noble liegende Frauengestalt vom östlichen Parthenongiebel? Man mag das tiefe Verständniß des Faltenwurfes und die reiche Pracht bewundern, nichtsdestoweniger ist eine Nebensache durch allzustarkes Betonen zur Hauptsache gemacht worden. —

Die mehrfach bereits berührte Neigung für reiche Wirkungen leitet uns wieder zur Decorationskunst über. Was hierin unter Alexander geleistet war, ließ sich nicht dem Grade, sondern nur der Masse nach überbieten. Ein gleichmäßiges Streben nach Prachtentfaltung erfüllt die Gesammtanlagen ganzer Städte wie die einzelnen Bauwerke. Auch das freie Rhodos folgt dem Zuge der Zeit, aber mit einer gewissen Tendenz auf das Imposante. Mehr als hundert Kolosse hatte die Stadt aufzuweisen, darunter den einen des Chares von Lindos, das Siegeszeichen für die glücklich überstandene Belagerung durch Demetrios Poliorketes, eins der sieben Weltwunder. Freilich war es nicht die Gestalt unserer Bilderbücher, mit gespreizten Beinen und erhobenem Feuerbecken über dem Hafeneingang stehend; wie der Koloß gebildet war, wissen wir überhaupt nicht und müssen uns damit begnügen, daß man ihn wohl überwältigend, aber nicht liebenswürdig fand — was indessen auch in der That eine unbillige Forderung sein dürfte. — Andern Charakter trägt diese Art der Kunst in den Residenzen. Ueberall Marmor- und Metallschmuck an und in den Häusern und Palästen; die Wände werden immer reicher bemalt, die Mosaikfußböden immer glänzender ausgeziert. Arge Geschmacklosigkeiten liefen dabei mit unter, wie wenn in Pergamos in dem sogenannten „ungefegten Saal“ die Tafelabfälle, die man doch im gewöhnlichen Leben möglichst rasch zu beseitigen sucht, sorgsam und mit täuschender Kunst in Marmorstiften nachgebildet und auf ewig im Boden befestigt wurden; oder wenn ebenda Tauben auf dem Rande eines Wasserbeckens ganz naturalistisch auf dem Fußboden dargestellt wurden — um betreten zu werden!

Digitized by Google

An Prachtgeräth aller Art fehlte es natürlich nicht. Eine wahre Manie für Edelsteine begann, namentlich für den Onyx mit seinen mehrfachen bunten Lagen, die sich zum Abheben des Reliefs vom Grunde trefflich eigneten, zugleich aber durch ihre häufig ungleiche Vertheilung der Benutzung solche Schwierigkeiten darboten, daß Composition und Sinn der Darstellung sich dem Zwange des Materials vollständig unterordnen mußten. Besonders gern ließen die Herrscher in dieser Weise ihre Portraits verewigen, an denen meistens die Kunst geringeres Interesse erregt, als das kostbare Material. Der letztere Gesichtspunkt tritt überhaupt durchweg hervor. Nur die Vergeudung der theuersten und glänzendsten Stoffe sichert noch Wirkung, auf künstlerische Vollendung kommt es nicht mehr an, und daher bleibt sie auch bald aus. So begreift man jene fabelhaften Apparate wie das Nilschiff des Ptolemaios Philopator, mehr eine Stadt als ein Schiff, mit ganzen Tempeln, Sälen, Zelten, Gärten, künstlichen Grotten, in welchen die Marmorbilder der königlichen Familie aufgestellt waren, Ringplätzen, Mosaikfußböden, welche die Ilias vorführten, — und überall nichts als Gold, Elfenbein, Ebenholz, Cypressen- und Cedernholz, Marmor u. s. w.! Vollends vergänglichen Zwecken dient die Ausstattung der Feste, z. B. des Adonisfestes in der königlichen Hofburg (denn auch die himmlischen Götter verlassen ihre Tempel und suchen ihre irdischen Collegen in deren Wohnungen), wie es uns in einem der reizendsten Gedichte Theokrits geschildert wird; oder die Herrichtung jener unendlichen Festzüge mit ihrer Unmasse von Bildwerken aller Art und köstlichsten Stoffes. Da schauten dann die allerhöchsten Herrschaften aus einem Prachtzelt zu, welches von einer Masse von Marmorwerken der ersten Künstler und von Gemälden sikyonischer Meister strahlte, dessen Gold- und Silbergeräth von unschätzbarem Werthe war, dessen figürlicher Schmuck zum Theil zur Erhöhung der Natürlichkeit wirkliche Gewänder trug. Es fehlte nur noch, daß die Figuren sich automatisch bewegten, so wären wir in einem vollkommenen Wachsfigurenkabinet!

Natürlich konnte diese Kunst die Allegorie nicht entbehren. Es mag genügen, an jene eine Rebusgruppe zu erinnern, in welcher der Syrerkönig Antiochos dafür, daß er das Gebirge Tauros von Räubern gesäubert hatte, als Bezwinger eines Stieres (Tauros) dargestellt ward! Schöneren Schöpfungen begegnen wir auf einem verwandten Gebiete, in der Personificirung von Localitäten. Die Stadt Antiochien war auf einem Felsabhang über dem Flusse Orontes belegen, gegenüber einer kornreichen Ebene. In einer Gruppe, deren Beliebtheit sich durch öftere Wiederholung kundgibt, erblicken wir demnach die durch die Mauerkrone als Stadtgöttin bezeichnete Antiocheia in überaus reicher geschmackvoller Gewandung auf einem Felsblocke sitzend, eine Aehre in der Rechten, den Blick stolz in die von ihr beherrschte Ferne gerichtet,

Digitized by Google

während zu ihren Füßen der jugendliche Orontes in der Haltung eines Schwimmers mit halbem Leibe aus dem Boden hervorragt. Es ist ein anschauliches, wohlgelungenes Bild der Oertlichkeit nach Lage und Bedeutung. Weit ansprechender jedoch ist eine ähnliche Aufgabe in einer der lieblichsten Antiken gelöst, in der vaticanischen Statue des Nil. Es galt, diesen Fluß als den Urquell der wunderbaren Fruchtbarkeit Aegyptens darzustellen. Kein Regen netzt je das Land, sondern nur das regelmäßige Steigen des Nils bringt den reichen Segen hervor. Wie griff nun der Künstler seine Aufgabe an? Zunächst war die allgemeine Bildung der Flußgötter längst festgestellt, sie liegen am Boden hingestreckt — natürlich, denn wie sollte ein Fluß sich vom Boden erheben können? Der „Vater Nil", wie der Name lautete, entsprechend unsrem „Vater Rhein", ward also als ein behaglich hingestreckter Mann in vorgerückten Jahren dargestellt, Haar und Bart fließen gleichsam naß herab; die ägyptische Localität wird durch die Sphinx, auf die der Gott sich stützt, und durch Krokodil und Ichneumon zu seinen Füßen bezeichnet, der Reichthum durch das Füllhorn. Aber noch nicht genug. Der Vater Nil ist von einer ganzen Kinderschaar umgeben und gleichsam umrahmt; sie spielen mit dem Ichneumon, sie reiten auf dem Krokodil, sie schwingen sich auf die Beine des Alten, klettern zu seinen Armen hinauf, immer höher und höher, bis einer endlich auf seiner Schulter Platz genommen hat und triumphirend auf die Binde weist, welche das reiche Haar des Gottes umgibt, ein zweiter aber mit dem vollendeten Ausdruck des Wohlbehagens mitten aus den Früchten oben im Füllhorn hervorschaut. Es ist ein Bild unendlichen Reichthums, unendlichen Lebens, welches in dieser Kinderfülle sprudelt, ohne daß der Eindruck behaglicher Ruhe in der Figur des Alten irgendwie beeinträchtigt oder die schönen Linien seines Körpers undeutlich würden. Und zählen wir nun die Kleinen, da sind es sechzehn — die sechzehn Ellen, welche der Nil notorisch steigen muß, um den größten Segen über das Land auszuschütten! Gottlob auch hier wieder, daß wir das nicht zu wissen brauchen, um uns an dem reizenden Bilde zu freuen. Daß dies möglich ist, darin bewährt sich eben der Meister als wahren Künstler, weit erhaben über die frostige Allegorie seines Concetto.

Es ist der Geist des Idylls, welcher dese geniale Conception durchweht, das heißt derjenigen Dichtungsart, welche unter den poetischen Leistungen der Alexandriner obenan steht. Dem Idyll verwandt ist in der bildenden Kunst das Genre, das vor Allem so gern in die Kinderwelt flüchtet. Die alte Kunst offenbart eine außerordentliche Meisterschaft in der Darstellung von Kinderfiguren und ihren naiven Beschäftigungen, wie sie von neueren Meistern fast nur bei Raphael, Correggio und Sodoma sich wiederfindet. Es wäre eine lohnende Aufgabe, den mannigfaltigen Motiven nach-

zugehen; hier muß es genug sein, an ein paar Beispiele zu erinnern. Eine oft wiederholte Gruppe zeigt uns einen kräftigen Buben im Kampf mit einer Gans; mit komischem Ernste sammelt das Bürschchen alle seine Kräfte, um das große Thier mit den Armen zu erdrosseln. Es ist ein ganz anspruchsloses Bild, von der Straße hergenommen; der Knabe unterscheidet sich in nichts von dem kleinen Herakles, der am Boden kniet und sich bemüht, die beiden Schlangen zu würgen, welche seinen Schlaf gestört haben — nebenbei bemerkt, eine auch vom Idyll behandelte Scene. Und wiederum ist von dem Gassenbuben und dem heroischen Knaben nicht verschieden der kleine Hermes, der sich mit köstlichem Humor in sein großes Leintuch gewickelt hat wie ein Erwachsener in seinen Mantel und mit größter Biederkeit seinen Vater Zeus hinsichtlich des ihm zur Last gelegten Rinderdiebstahls anlügt. Es sind eben Alles Kinder, wo sich die Grenzen von selber verwischen. Aehnlich ist es bei der lieblichen Gruppe von Eros und Psyche; bald sind sie geflügelt und man zweifelt nicht an der Göttlichkeit der Kinder, bald ungeflügelt und nichts ist im Wege, sie für Sterbliche zu halten. Wohin wir aber auch blicken, auf den Dornauszieher, auf die Knöchelspielerin u. s. w., überall die gleiche köstliche Naivetät. Das Genre ist das reinste und feinste Kunsterzeugniß jener Zeit.

Dieser einfachen Naivetät fehlt es aber endlich auch nicht an einem schlimmen Gegenbilde in den zahlreichen Schlüpfrigkeiten. Die griechische Kunst hat es zu keiner Zeit zurückgewiesen, viel Natürliches, was unser moderner Sinn als unanständig zu empfinden sich gewöhnt hat, in voller Unbefangenheit darzustellen, sobald sich demselben eine künstlerische Seite abgewinnen ließ; ja auch vor Derbheiten hat sie sich nicht gescheut. Aber von einzelnen Ausnahmen abgesehen war es lange Zeit nur eine gesunde Sinnlichkeit, die sich aussprach. Im vierten Jahrhunderte beginnen die ersten Anzeichen eines Verfalls, in enger Verbindung mit den analogen Erscheinungen des socialen Lebens. In der monarchischen Zeit macht sich die allgemeine Neigung zum Raffinement auch auf diesem Felde in der widerwärtigsten Weise breit. Die griechische Mythologie bot denen, die danach begehrten, passende Stoffe genug; sie wurden reichlich und ohne alle Scheu benutzt (zur großen Freude für die eifernden Kirchenväter späterer Jahrhunderte), und man muß sagen, mit einem Talent und einer Gewalt der Sinnlichkeit, daß man auch hier erkennt, wie fest dieser Kunstzweig in der gesammten Sinnesrichtung der Zeit wurzelte. Es wird genügen, auf die Darstellungen Ganymeds und Ledas, vor Allem aber auf das ebenso widerwärtige wie beliebte Thema des Hermaphroditen hinzuweisen.

Etwa zwei Jahrhunderte hat die geschilderte Umformung der Kunst in Anspruch genommen. Unrecht wäre, für die hervorgehobenen Zeichen des

Digitized by Google

Kunstverfalls die Monarchie allein verantwortlich zu machen. Wie im politischen Leben der Griechen die Freistaaten sich überlebt hatten und der Monarchie weichen mußten, so war auch das poetische und künstlerische Schöpfungsvermögen, wenn nicht erstorben, so doch wenigstens erlahmt. Ob der Rest desselben unter andern Umständen sich günstiger entwickelt haben würde, ist eine müssige Frage. Die Höfe nahmen die Kunst in Sold und Abhängigkeit; für die Art ihres Einflusses muß die Fülle neu gestellter Aufgaben entschädigen.

Die so entstandene neue Ausprägung der Kunst hat sich übrigens als mächtig genug erwiesen, um unter ähnlichen Verhältnissen immer wieder Anwendung zu finden. Als die östlichen Monarchien eine nach der andern erloschen, um in das große Weltreich aufzugehen, da wurde mit der Macht auch Pracht und Glanz derselben nach Rom verpflanzt. Anfangs fand die Kunst hier ungünstigen Boden, aber bald entsteht die Monarchie, welche die Kunst wesentlich auf die vorgezeichneten Bahnen lenkt, nur mit noch weit geringerer Productionskraft und noch weit stärker ausgeprägtem Naturalismus. Von Rom wird dieselbe Richtung nach Constantinopel verpflanzt, der byzantinische Hof wirkt auf die mittelalterlichen Höfe, bis unter Louis XIV. und an den von Versailles abhängigen Höfen alle Mittel und Ideen jener alten Hofkunst zu einem neuen künstlichen Leben erweckt werden. Dies zu verfolgen liegt aber über unsere Aufgabe hinaus, da es hier nur darauf ankam, die Uebertragung orientalischen Fürstenprunkes und orientalischer Anschauungen in die hellenische Kunstweise zu zeigen, d. h. in diejenige Kunstsprache, welche für fast alle folgenden Zeiten die mustergiltige geworden ist.

A. M.

Ein deutsches Wörterbuch als particularistische Demonstration.

Idiotikon von Kurhessen von Dr. A. F. C. Vilmar.

Der Verfasser des Buches, dessen Titel wir diesen Blättern vorgesetzt haben, ist bekanntlich am 30. Juli dieses Jahres in noch rüstigem Alter plötzlich gestorben. Seine vielseitige Begabung, seine interessante und anregende Persönlichkeit sind von Anderen schon gebührend gewürdigt und werden ohne Zweifel in dem Kreise, dem er durch Gesinnung und Wahlverwandtschaft der Interessen angehörte, ihm ein dauerndes Andenken sichern. Auch wir anderen, die wir an dem lebenden Manne leider einen heftigen und rücksichtslosen Gegner bekämpfen mußten, wollen dem abgeschiedenen Feinde die Anerkennung nicht versagen, daß er durch Talent, Wissen und Energie weit über

Digitized by Google

den gewöhnlichen Haufen derjenigen hervorragte, die ihn, weil er in seinem negativen Streben, in seinem Hasse und seiner Verbitterung mit ihnen übereinzustimmen schien, auch positiv zu den Ihrigen zählen.

Insbesondere aber ist ihm die deutsche Alterthums- und Sprachwissenschaft vielen Dank schuldig. Obgleich auf diesem Gebiete eigentlich nur als Liebhaber und in den Mußestunden seines wirklichen Berufes thätig, hat er doch durch eine Reihe scharfsinniger, gedankenreicher und fein empfundener Leistungen sich den hervorragenden Meistern des Faches ebenbürtig an die Seite gestellt. Und vielleicht war es gerade der Umstand, daß er als Liebhaber im echten Sinne des Wortes arbeitete, der seiner Thätigkeit eine gewisse wirksame Frische und populäre Wärme verlieh, welche man so oft an den Erzeugnissen der zünftigen Gelehrsamkeit vermißt. Seine deutschen Alterthümer im Heliand, seine Untersuchungen über die verschiedenen Recensionen der Rudolfischen Weltchronik, seine monographischen Beiträge zur Literatur Fischarts sind nicht blos lesbarer, wärmer und schwungvoller geschrieben als das meiste Derartige, sondern auch durch gründliche und umfassende Studien und solide Methode wahre Muster in ihrer Gattung. Auch seine Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur, die sich allmählich zu einer Art von systematischer Darstellung ihrer Geschichte erweitert haben, verdienen nicht blos wegen des äußern Erfolges große Beachtung. Denn in Hinsicht auf diesen haben sie, wie ihre dreizehn Auflagen bezeugen, allen ihren zahlreichen Concurrentinnen den Rang abgelaufen und sind so ziemlich tonangebend für die Mehrzahl der Gebildeten geworden, die bei einer gewissen pietätvollen Neigung zu den literarischen Schätzen unserer Vergangenheit sich doch nicht befähigt oder berufen fühlen, in die Gewölbe, in welchen sie verschlossen liegen, selbst hinabzusteigen. Und da es nun einmal in Deutschland immer mehr herrschend zu werden scheint, die Literatur blos als Literaturgeschichte gelten zu lassen, so wird der Einfluß eines solchen allgemein begehrten Führers, mag man mit ihm einverstanden sein oder nicht, als ein wichtiger Factor in unserem geistigen Leben in Anschlag gebracht werden müssen. In diesem Falle wird man wenigstens alle die Bestandtheile des Vilmar'schen Buches als gesund und wohlthuend bezeichnen dürfen, in denen es sich auf neutralem Boden bewegt. Wo die kirchlichen und theilweise auch die politischen Parteidoctrinen der Gegenwart von selbst außer Spiel bleiben müssen, wie in der gesammten Periode der mittelalterlichen Poesie oder auch der Uebergangszeiten bis zu der klassischen Epoche des vorigen Jahrhunderts, da ist Vilmar nicht blos ein sachkundiger, gewissenhafter und wohlbelesener Lehrer, sondern auch einer, der mit eigenem feinem Verständniß und wirklich poetischem Sinne begabt gleiche Empfindungen bei seinen Schülern hervorzurufen versteht. Wo freilich der Parteistandpunkt der Gegenwart sich eindrängt, wie durchweg von

Digitized by Google

dem Beginne der klassischen Periode bis zu den Erscheinungen der jüngsten Zeit, da werden es eben nur die Parteigenossen sein, die seinem Urtheile oder richtiger seiner Verurtheilung Lessings, Göthes und Schillers beizupflichten vermögen.

Die Besorgung der rasch aufeinander folgenden Auflagen dieses Werkes ist während der letzten zehn oder zwölf Jahre so ziemlich das einzige Lebenszeichen gewesen, das der Germanist Vilmar gegeben. Desto thätiger arbeitete aber der Theologe und leider auch der Politiker V. Denn wenn wir unser Urtheil über seinen confessionellen Standpunkt und die daraus von ihm gezogenen praktischen Consequenzen zurückhalten und seinen Kampf für die streng lutherische Fraction der hessischen Landeskirche, seine unversöhnliche Feindschaft gegen alle vermittelnden Richtungen und namentlich gegen alles, was einer Union der beiden protestantischen Confessionen ähnlich sah, allenfalls noch aus einem an sich berechtigten, wenn auch einseitig verschobenen Standpunkt erklärlich, freilich nicht gerechtfertigt finden, so hat der Politiker Vilmar auch jetzt noch, wo der Tod sein milderndes und versöhnendes Recht geltend macht, in unsern Augen sich schwer vergangen an den heiligsten Interessen der deutschen Nation und an dem, was jedem wohlgebildeten und reinen Gemüthe die ernsteste Sache sein sollte. Seiner ursprünglichen Anlage und Richtung nach jener idealen Romantik des nationalen Strebens angehörig, das in der Burschenschaft einstmals seinen prägnanten Ausdruck gefunden, ist er seit dem Jahre 1848 allmählich zu einem verbissenen Feinde und Verfolger aller der Ideen geworden, die er nicht blos einst selbst als die höchsten und innigsten in sich und andern gepflegt hatte, sondern die er auch, wo sie ihm in der Vergangenheit als die bestimmenden Mächte der deutschen Entwickelung entgegentraten z. B. bei Walther von der Vogelweide oder bei unsern patriotischen Dichtern der Befreiungskriege, nach wie vor als solche anerkannte und feierte. Er selbst ist sich dieses Widerspruches wahrscheinlich nie bewußt worden, aber um so mehr ist ein objectiver Beobachter berechtigt, darauf hinzuweisen.

Käme es hier darauf an, den inneren und äußeren Pragmatismus darzulegen, mittelst dessen sich diese Wandlung bei V. vollzogen hat, so würde in erster Reihe seine confessionelle Stellung zu beachten sein. Durch diese, schroff wie er sie faßte und immer schroffer gestaltete, gerieth er zuerst in theologische Opposition zu den liberalen und milderen Elementen innerhalb seiner nächsten hessischen Heimath, bald aber auch in politische, denn wie anderwärts ging auch hier religiöser und politischer Liberalismus zusammen, ebenso wie sich die kirchlichen Restaurationsversuche naturgemäß an die politischen anlehnten oder von diesen ausgebeutet wurden. Es wäre aber auch für eine noch reiner geartete Natur und einen noch selbstloseren Charakter,

Digitized by

als es V. gewesen ist, ein Ding der Unmöglichkeit geblieben, mit einem Hassenpflug zusammen an einem Stricke zu ziehen und dabei sich von der giftigen Atmosphäre nicht anstecken zu lassen, in welcher allein ein solches selbst in unsern deutschen Kleinstaaten doch immer noch exotisches Gewächs gedeihen konnte. Was Vilmar unter Hassenpflugs Aegide als politischer Pamphletist und Tagesschriftsteller, als Agitator und hervorragender Parteiführer geleistet hat, das ist zum Glück von den meisten derer, die sich an der schönen patriotischen Wärme seiner Literargeschichte erbauen, gar nicht einmal beachtet worden, denn es hielt sich innerhalb der engen Schranken seines hessischen Heimathlandes, aber es ist nichtsdestoweniger ein trauriges und beschämendes Blatt in dem Leben eines talentvollen und ursprünglich edeln und wohlgesinnten Mannes, aber auch ebenso traurig und beschämend sind unsere gesammten deutschen Zustände vor dem Jahre 1866, denn nur in ihrem Schmutze und ihrer Unnatur war es möglich und beinahe selbstverständlich, daß auch bessere, aber noch nicht ganz gefestigte Charaktere auf eine so betrübende Weise sich selbst und das Vaterland dazu um die eigentliche Frucht ihres Lebens brachten. Denn offenbar war er zu etwas Anderem und Besserem bestimmt als für Hassenpflug und den hessischen Treubund Propaganda und sich damit lächerlich oder verhaßt und meist beides zusammen zu machen. Auch hat er wahrlich der Sache des positiven Kirchenthums durch die Art, wie er sie verfocht, durch die maßlose Excentricität seiner subjectiven Einfälle, die er unbedenklich für allgemein gültige Dogmen ansah und darnach verfocht, wenig Nutzen gebracht, aber desto mehr Schaden, und eine auch in seiner nächsten Umgebung sichtbare Erkältung der Gemüther nicht blos gegen das confessionelle, sondern gegen das positiv kirchliche Element überhaupt ist zum guten Theil die unmittelbare Folge der Fehlgriffe eines Vertheidigers und Vorkämpfers, der sich nicht scheute, zu Ehren Luthers sich mit Hassenpflug zu alliiren.

Wir bemerkten schon, daß V. seit dem Beginn seiner politischen Praxis weder innerlich noch äußerlich in der Verfassung gewesen zu sein scheint, die zu der gedeihlichen Lösung wissenschaftlicher Aufgaben die nothwendige Voraussetzung ist. Er war mehr und mehr ein Mann der Praxis geworden, der dafür weder Zeit noch Ruhe besaß. Dennoch hat er, wie der Augenschein zeigt, seine einstigen Lieblingsstudien nicht völlig aufgegeben: das Idiotikon von Kurhessen, das einige Monate vor seinem Tode erschien, legt den Beweis dafür ab. Aber auch dies Werk, das gewiß Viele mit einer angenehmen Erwartung auf gründliche und geistvolle Belehrung in die Hand nehmen, hat mehr eine politische als eine wissenschaftliche Tendenz, wenn es auch ursprünglich aus einer wissenschaftlichen Idee entstanden sein mag. Gerade hieran, an der Verwechslung oder Vermischung der Tendenzen läßt sich der spätere Vilmar, der leidenschaftliche politische Parteigänger, deutlich erkennen; denn offenbar vermochte er es, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht mehr eine rein wissenschaftliche Aufgabe ohne Einmischung der aufregenden und sein ganzes Interesse fesselnden Tagespolitik zu behandeln. Gerade hieran krankt auch das in mancher Hinsicht interessante Buch, das wir deshalb der Aufmerksamkeit unserer Freunde, auch solcher, denen der einschlägige Kreis der wissenschaftlichen Forschung ferner abliegt, empfehlen möchten. Es ist ein lehrreiches Beispiel für den Schaden, den das Hereinziehen fremdartiger Interessen in jeder wissenschaftlichen Leistung anrichtet, zugleich aber auch, wenn wir blos die Tendenz als solche ins Auge fassen, ein nicht minder lehrreiches Beispiel der wunderlichen Capriolen, in welchen unsere Particularisten ihrer ohnmächtigen Wuth Luft machen.

Der Verfasser des kurhessischen Idiotikons versichert uns in dem Vorwort, daß er seit länger als einem Menschenalter den Stoff dazu auf den

Digitized by Google

verschiedenen allgemein üblichen Wegen gesammelt habe. Wir glauben dies auch ohne seine Versicherung, denn das Buch trägt die Spuren langen und emsigen Sammlerfleißes an sich, auch war wohl Jedermann von Vilmar überzeugt, daß er mit offenem Ohre und eindringendem Verständniß die Sprache des Volkes zu erlauschen befähigt gewesen ist wie wenige Andere. Aber ein Idiotikon von Kurhessen hätte doch ein Mann der Wissenschaft, hätte er selbst in einer früheren besseren Zeit, ehe er Tendenzpolitiker und noch dazu ein verbissen particularistischer wurde, wohl schwerlich in die Welt hinausgesandt. Wir reden zunächst noch gar nicht von dem Inhalt, sondern nur von dem Titel: es wird sich später zeigen, in welch enger Wechselwirkung der eine den anderen beeinflußt. Ohnehin leuchtet wohl ein, daß der Titel die auf die kürzeste Formel gebrachte Fassung seines Inhalts ist. Ist diese Formel in sich falsch und nichtig, so wird daraus auch ein Schluß auf die Beschaffenheit des Inhalts statthaft sein.

Der Titel „Idiotikon von Kurhessen" ist, dies sei zuerst bemerkt, ein ganz und gar unwissenschaftlicher im Geiste der gegenwärtigen deutschen Sprachkunde, die doch allein befugt ist, darüber zu Gericht zu sitzen und ihr Verdict abzugeben, ohne sich durch das viel mißbrauchte de mortuis nil nisi bene beirren zu lassen. Es gibt in dem Bereiche, den diese Disciplin umfaßt, keinen geographischen oder ethnographischen Bezirk, der Kurhessen heißt. Daß auf den Landkarten seit 50 Jahren ein „Staat" Kurhessen mit allerlei wunderlichen Zickzackgrenzlinien figurirte, davon hat die Germanistik bisher keine Notiz genommen und wird von jetzt ab, wo dieses seltsame Mißgeschöpf verschwunden ist, noch weniger sich dazu bemüßigt finden. Alle localen Bezeichnungen, die die Wissenschaft als brauchbar anzuerkennen vermag, müssen ein natürliches Recht dazu aufweisen können. In unserer Sprachentwickelung aber hat begreiflich das krause, willkürliche, zufällige und momentane Gewirre der politischen Grenzlinien an sich gar keine Bedeutung. Die Sprache oder der Dialekt des Volkes fragt nicht darnach, ob ein Dörfchen kurhessisch und das andere darmhessisch gewesen ist oder ob gar beide Gebieter der Hessen sich in ein und dasselbe Dörfchen getheilt haben. Der wiener Congreß hat, wie manches andere ärmliche Flickwerk, so auch das des modernen Kurhessen geliefert, aber seine Macht ist nicht so weit gegangen, diesem Staate seine eigene Sprache zu decretiren. Dem Sinne unserer bundestäglich-particularistisch-kleinstaatlichen Staatskünstler würde es wunderbar entsprochen haben, wenn ein solches Kunststück möglich gewesen wäre. Aber ihre geistige Potenz hat es auf diesem Felde doch nicht weiter als bis zur Erfindung einer eigenartig welfischen Orthographie für die deutschen Schulen weiland des Königreichs Hannover gebracht und sich außerdem mit angemessener Bescheidung mehr um die stammes- oder staatseigenthümliche Uniformirung der Nachtwächter, Flurschützen, Polizisten und Räthe aller Rangklassen als um die Landessprache und ihre patriotische Ausbeutung bemüht. Es überkommt uns wirklich das Gefühl als wenn wir aus einem wüsten albernen Traume erwacht wären, sobald man sich an solche hirnwüthige Schrullen unserer lieben Angestammten zurückerinnert, die man vor dem Jahre 1866 doch nur mit einem Achselzucken hinnehmen mußte. Aber das zweite Gefühl, das dem ersten des natürlichen Behagens und des Dankes, daß das goldene Licht des Morgens jene ekelhaften Spukgestalten verscheucht und uns uns selbst wiedergegeben hat, folgt, ist doch das einer tiefen Beschämung. Wie war es möglich so etwas sich bieten zu lassen und gleichviel ob Kleines oder Großes, jedenfalls Ehrloses so lange zu ertragen? —

Doch zurück zu unserem Idiotikon! Selbst wenn man annehmen wollte, sein Verfasser habe nicht gewußt, welche Bewandtniß es mit dem Begriffe

„Kurheſſen“ in ſeinem Falle habe, er ſei eben von der naiven Wirklichkeit ausgegangen, in welcher allerdings ein Kurheſſen exiſtirte, ſo iſt mit einer ſolchen Entſchuldigung wenig gewonnen. Das Buch würde damit in die längſt überwundene Rubrik jener dilettantiſchen Verſuche zurückgeſchleudert, die ſeit dem Erſcheinen der deutſchen Grammatik von Jacob Grimm gar kein Anrecht auf Exiſtenz mehr beſitzen. Auch ſteht es ja feſt, daß Vilmar ein wirklicher Kenner und Meiſter und kein Dilettant war. Ohnedies widerlegt auch der Inhalt ſeines Buches den Titel auf jeder Seite. Ueberall zeigt ſich, daß Kurheſſen kein ſprachlich einheitliches Gebiet bildete, ja daß es in dieſer wie in jeder anderen Beziehung aus den heterogenſten Beſtandtheilen zuſammengewürfelt war. Die Mundart des „Fürſtenthums“ Hanau und des „Großherzogthums“ Fulda ſtehen jede für ſich ſehr weit ab von der der „Provinzen“ Ober- und Niederheſſen. Es iſt dem Verfaſſer ganz deutlich geweſen, daß die hanauer und fuldaer Mundart einer größeren Gruppe angehören, der mainfränkiſchen, aus der die eine wie die andere nur durch pure Willkür losgelöſt werden kann, um mit einer entfernter verwandten, wie die eigentlich heſſiſche, verbunden zu werden. Aber noch mehr: der Verfaſſer wußte ſo gut wie jeder Andere, der den Sachverhalt ſtudirt hat, daß ſich weit über die Grenzen des ehemaligen Kurfürſtenthums ein und dieſelbe heſſiſche Mundart verbreitet. Auch unter Dalwigk's Scepter, oder wie man ſonſt das von ihm gehandhabte Herrſchaftsinſtrument benamſen will, ertönen dieſelben Laute, vernimmt man dieſelben Idiotismen wie auf Haſſenpflugs klaſſiſchem Tummelplatze. Die Volksſprache hat keine Notiz davon genommen, daß vor etwa dreihundert Jahren einige heſſiſche Landgrafen auf den Einfall geriethen, ihre Schlöſſer, Städte und Aemter nicht mehr gemeinſchaftlich zu regieren, ſondern zu theilen, woraus dann endlich im Jahre 1803 ein Kurfürſtenthum und ein Großherzogthum Heſſen geworden iſt. Die Volksſprache ignorirt ſolche Lappalien ebenſo vollſtändig wie es eine nicht ferne Zukunft unſeres deutſchen Volkslebens überall und in allen Dingen thun wird. Wenn nun aber, wie in dieſem Buche, das natürlich Zuſammengehörende einer ſolchen Marotte zu Liebe ausgeſchloſſen iſt, ſo macht das denſelben Eindruck, als wenn ein Phyſiologe die Darſtellung des Augapfels zu geben verſpräche, aber es für genug hielte, wenn er nur ein Drittel oder ein Viertel davon beſchriebe oder bildlich darſtellte. Aber noch mehr: es iſt in wiſſenſchaftlichem Sinne, der hier doch allein entſcheidet, eine wahre Ungeheuerlichkeit, daß in dieſes Idiotikon auch die Sprache der niederdeutſchen Bezirke des ehemaligen Kurheſſens eingepfercht ſind, blos weil dieſelben ſeit alten Zeiten ihre Zinſen und Steuern nach Kaſſel gebracht haben und von dort aus ihre Amtleute und Vögte erhielten.

Aus allem Dieſen folgt, daß in dem Buche jede leitende Idee, jede wiſſenſchaftliche Einheit fehlt. Es iſt eine Sammlung brauchbarer Notizen geworden, die anderswo an ihrer gebührenden Stelle zu verwerthen ſind. Aber im Jahre 1868 fordert man doch von einem Idiotikon etwas Anderes und Vilmar war auch ganz der Mann dazu dies Andere zu leiſten. Ein zufälliges Conglomerat von allerlei dialektiſchem Material würde er, wenn es ihm ein Anderer als Idiotikon geboten hätte, als dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft widerſprechend verurtheilt haben. Er ſelbſt aber iſt, wie es ſcheint, von ſolchen Bedenken gar nicht angefochten worden, da er den Titel und das Buch nur als verkappte Parteidemonſtration benutzen wollte. In welcher Weiſe dies geſchehen iſt, davon nur einige Proben. Sie legen ein bedauerliches Zeugniß davon ab, wie ärmlich und zugleich wie lächerlich unwürdig die Waffen ſind, mit welchen man auf Seite der Feinde unſerer nationalen Entwickelung und einheitlichen Erhebung zu kämpfen ſich nicht ſcheut.

Digitized by Google

Es sind wirklich nur vergiftete Nadelstiche, keine Lanzenstöße oder gar Schwerthiebe, und was sollten auch ähnliche Waffen in der Hand von Leuten, die in stillschweigendem oder ausdrücklichem Einverständniß mit allen unsaubern Elementen in unserm deutschen Volkskörper, mit den vom Ausland oder von Prätendenten, die sich ans Ausland verkauft haben, bezahlten Lohnschreibern und Schreiern, mit Welfen und rothen Demokraten, mit Ultramontanen und radicalen Juden fraterniſiren?

In dieser Art ist schon eine Kleinigkeit sehr bezeichnend: wie der Verfasser des Idiotikons von Kurhessen auf dem Titelblatt seine eigenen Würden und Aemter anführt. An erster Stelle paradirt der „Ritter des kurfürstlichen Wilhelmsordens", darauf folgt erst in bescheidener zweiter Linie „ordentlicher Professor der Theologie" ꝛc. Der Leser darf sich dem Wahne hingeben, als sei alles, was der Verfasser von Amt und Würden getragen hat, nichts Anderes als ein Ausfluß des „Kurfürstlichen" gewesen. Und doch hat V., soviel wir wissen, während der zwei letzten Jahre seines Lebens es keineswegs für unverträglich mit seinem kurhessischen Gewissen gehalten, dem neuen wirklich legitimen Herrscher des Landes nach geleistetem Treueid zu dienen und von ihm alle die Emolumente anzunehmen, die mit einem von ihm verliehenen oder bestätigten Amte verbunden sind. Es scheint uns, daß, wenn Jemand wirklich „kurfürstlich" hätte bleiben wollen, es edler und männlicher gewesen wäre, sich auch ganz und gar von der „Fremdherrschaft" ferne zu halten, anstatt von ihr Geld und andere Nutznießung zu ziehen und dafür auf sie mit tückischem Grolle Gift zu spritzen, wo es ohne Gefahr für den eigenen Vortheil geschehen konnte.

In ähnlicher, nur noch deutlicherer Weise spricht der Schluß der Vorrede die Stimmung des Verfassers aus. Es heißt hier: „das hundertjährige Jubiläum des ersten Versuches eines hessischen Idiotikons — eines oberhessischen, wohlgemerkt, und nicht eines kurhessischen, setzen wir hinzu — den Estor 1767 publicirte, wird durch das vorliegende Werk bezeichnet, aber es ist auch dieses Jubiläumsjahr das erste des Verschwindens von Kurhessen aus der Reihe der deutschen Staaten und dieses Buch vielleicht das letzte schmerzliche Zeugniß für den sechshundertjährigen Bestand der hessen-kasselschen Lande, welche von einer langen Reihe trefflicher Fürsten mit Einsicht und Gerechtigkeit zum Segen ihres Volkes regiert worden sind." Ein unbefangener Leser wird sich fragen, ob diese letzten Phrasen ernsthaft oder ironisch gemeint sind. Denn Jedermann in ganz Deutschland, er mag einer Partei oder einem Glaubensbekenntniß angehören, welchem er will, wird durch eine so zu sagen zur Naturnothwendigkeit gewordene Gedankenassociation bei der Erwähnung der hessischen Landesväter sofort an den hessischen Menschenhandel des vorigen Jahrhunderts und an die noch schlimmeren Hassenpfluge Vater und Sohn dieses Jahrhunderts denken. Hat der Verfasser allein diesen Eindruck nicht voraussehen können, den seine Worte nicht machen können, sondern machen müssen? Er muß ja bona fide geschrieben haben und seine krankhafte Verbitterung war so sehr über seinen Verstand und seine Ueberlegung Herr geworden, daß er nicht einmal mehr unterscheiden konnte, was seinem eigenen Zwecke diente und was ihn vernichtete. Es ist dies in unsern Augen eben auch ein deutliches Symptom der geistigen Confusion, welche wegen bewußten und vorsätzlichen Absehens von den deutlichen und Jedem ins Herz geschriebenen Geboten der höchsten sittlichen Macht, der nationalen Ehre und Wohlfahrt, als gerechte Nemesis auch die Begabtesten erfaßt und zerstört. Es geschieht nur mit aufrichtigem Leidwesen, daß wir es aussprechen: ein Mann wie Vilmar ist demselben Verhängniß der bewußten Verdrehung und Verleugnung der Wahrheit verfallen, das wir bei einem

Onno Klopp und anderen Gesellen als ihr natürlich bestimmtes Theil, als ihre natürliche Atmosphäre weder bedauerlich noch seltsam finden.

Einen ähnlich bedauerlichen Eindruck macht die versteckte Bosheit, die sich in dem Artikel „König" des Wörterbuches S. 218 entlädt. Es heißt da: „dieses Wort ist in der Volkssprache sehr wenig vertreten — weshalb also es in ein Wörterbuch derselben aufnehmen, setzen wieder wir hinzu — und eine dem Volke im Ganzen fremdartige Bezeichnung; so leicht sich das Volk 1803 an die Veränderung des Titels seines Landesherrn: anstatt Landgraf nun Kurfürst, gewöhnte, so fremdartig und zum Theil widrig war und blieb ihm die Bezeichnung König (von Westfalen) seit 1808". Auch hier ist die Hauptsache, die der Verfasser so gut wie jeder Andere wußte, vorsätzlich verschwiegen. Nicht der Titel „König" war es, gegen welchen die Hessen eine wahre Idiosynkrasie hegten, sondern die Person dessen, der diesen Titel trug. Wäre es nicht ein durch fremde Eroberer aufgezwungener Abenteurer und Wüstling, eine jämmerliche Creatur in der Hand des grimmigsten Erbfeindes des gesammten deutschen Volkes, nicht blos der Hessen gewesen, so würden sich die letzteren sehr bald an den Titel König gewöhnt haben. Aber ein König, der nur durch die Bajonnette fremder Blutsauger, Mordbrenner und Schänder gehalten wurde, war kein wirklicher König und im Vergleich mit ihm, aber nur mit ihm, die Rückkehr unter den alten Kurfürsten eine Art von Wiederherstellung vernünftiger und sittlicher Zustände. Denn sonst wüßten wir wahrlich nicht, was an dem guten deutschen Titel „König" auszusetzen ist, den seit den Tagen des alten Fritz mancher wackere Mann getragen hat. Er ist jedenfalls zeitgemäßer als Kurfürst, nachdem es schon seit so manchem Menschenalter nichts mehr zu küren gibt. Sollte aber wirklich dieses und jenes altheſſische Gemüth noch an dem seltsam zopfigen Kurfürsten hangen, so trösten wir dasselbe mit der unbestreitbaren Thatsache, daß es auch anderen Deutschen, die früher ihre Landesherren Kurfürsten nannten, schwer geworden ist, sich an den Begriff König und Königreich — wir meinen natürlich das einzige, das uns als ein solches gilt — zu gewöhnen, aber endlich haben sie es doch gelernt. Jetzt würden sie es für ehrenrührig halten, wollte man ihnen zumuthen, daß sie sich wieder in die alte gemüthliche d. h. absurde Kleinlebigkeit ihrer Kurfürstenthümer zurückversetzen ließen. —

Ganz von selbst schlägt somit Alles, was das kurheſſische Idiotikon zum Schutze seiner particularistischen Grille vorbringt, in das gerade Gegentheil um. Es giebt keinen handgreiflicheren Beweis für die unorganische Grundlage eines solchen Particularstaates alten Stils als den, welchen es, wie wir gesehen haben, durch seine eigene unorganische Zusammenschweißung führt. Nun legen wir unsrerseits allerdings nicht viel Gewicht auf alle jene dem naiven Volksdasein angehörigen Momente, unter die auch die sprachliche Zusammengehörigkeit zählt. Die Gestaltung politischer Zustände, die wirkliche Staatsbildung braucht davon nicht beeinflußt zu werden. Aber auf Seite unserer Gegner hofft man ja, wie bekannt, gerade immer auf solche Dinge und die Phrasen von angestammt und Stammesart werden dort unaufhörlich herausgesprudelt. Sobald man den Versuch macht, ihnen, sei es auf welchem Gebiete des Volkslebens, eine reale wissenschaftliche Unterlage zu geben oder auch nur eine die vor dem gesunden Menschenverstand des gewöhnlichen Mannes bestehen kann, so wird der Erfolg immer so sein wie hier, eine vollständige Darlegung ihrer Confusion und Lügenhaftigkeit.

Aber auch noch in anderer Beziehung dient das Buch freilich sehr gegen die Intention seines Verfassers trefflich unserer oder der Sache der deutschen Nation. Vilmar sieht sich mehr als hundertmal und zwar überall da, wo

Digitized by Google

er seltene, so recht specifisch hessische oder locale Worte und Phrasen verzeichnet, zu der ihm schmerzlichen Bemerkung genöthigt, daß die gegenwärtige Generation nichts mehr davon weiß, daß sie die Sprache und damit das Denken und Empfinden und die tausendfältigen Beziehungen, die sich in der Seele ihrer Eltern und Voreltern daran knüpften, gänzlich vergessen und verloren hat. Ein vager, doch ein allgemein in ganz Deutschland gebrauchter und verstandener Ausdruck ist an die Stelle des specifischen oder isolirten und isolirenden getreten. Jene sentimentalen Romantiker, die volksthümlichen Sonderbarkeiten mit derselben Harmlosigkeit nachjagen, wie Knaben bunten Sommervögeln, mögen sich darob betrüben. Wir Anderen aber, auch wenn uns der Reichthum und die Alterthümlichkeit unseres deutschen Volkslebens und seiner naturwüchsigen Sprache so wenig gleichgiltig ist, daß wir die beste Kraft unseres Geistes freudig an ihre Erforschung und Vermittelung mit dem Geiste der Gegenwart setzen, wissen doch Gewinn gegen Verlust nach einem anderen Maßstab abzumessen. Wir lassen es uns gern gefallen, wenn auch auf diesem einst so abgepferchten Gebiete die Neuzeit ihr Banner der Vereinigung aufpflanzt. Ihre nivellirende Macht zerstört Manches, dem man wohl als einem guten und sinnigen Erbtheil der Väter längeres Leben gewünscht hätte, aber wir wissen leider, daß bei uns auch das Gute und Sinnige mit so zähen Fäden an dem Verderblichsten und Absurdesten hängt, daß das eine ohne das andere nicht existiren kann und daher auch das eine mit dem andern zum Heile einer besseren Zukunft, als es die gute alte Zeit war, untergehen muß.

Doch braucht Niemand zu fürchten, daß es überhaupt bald mit allem Originellen, Selbstwüchsigen, Volksthümlichen in deutschen Landen zu Ende sein werde. Wenn irgendwo, so gilt hier das Dichterwort:

Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie er sie von je gezeugt.

So lange wir Deutsche Deutsche bleiben, wird uns der Individualismus oder wie man den unbezwinglichen Trieb nach ungenirter Entfaltung der Einzelexistenz benennen mag, unverloren bleiben. Wie kein anderes Volk auch nur annähernd eine so unendliche Mannigfaltigkeit in der Gesichtsbildung und in allen Aeußerlichkeiten der Leibeserscheinung zeigt, so ist es auch mit unserer Volksseele beschaffen. Die alten Formen, in denen sie sich einst genügte, werden jetzt mit Gewalt zerschlagen, wie sie es verdient haben, weil sich in ihnen keines von den höchsten Gütern eines Volkes erwerben ließ, weil sie nur durch die schmählichsten Opfer an der Ehre, der Vernunft und der Sittlichkeit des Volksdaseins zu dem geworden waren, was sie bis zu unseren Tagen gewesen sind. Aber in Kurzem werden andere und hoffentlich bessere Formen gefunden sein, solche in denen nicht blos ein isolirter Philister, sondern auch ein wahrhaft freier Mann unter Freien behaglich existiren kann. —

Noch eine Wahrnehmung, zu der Vilmar's Buch wie jedes von gleicher Aufgabe, jedes andere deutsche Idiotikon veranlaßt, sei an das eben Gesagte gereiht. Unsere Volkssprache ist nicht blos im Begriff, sich in dem eben umschriebenen Sinne zu nivelliren und zu verallgemeinern, sie besitzt beide Eigenschaften bereits in viel höherem Maße, als wir es für gewöhnlich uns vergegenwärtigen. Sehen wir uns dies kurhessische, aus einer ganzen Reihe von deutschen Dialekten zusammengewürfelte Wörterbuch an, das eben darum innerhalb gewisser Grenzen einen Maßstab für alle diese Dialekte gibt. Reichlich zwei Drittheile seiner eigentlichen Substanz, des hier verzeichneten Vorraths an volksthümlichen Worten und Redensarten gehören nicht blos Kurhessen oder diesen Dialekten an, sondern allen anderen Deutschen auf

zed by Google

gleiche Weise, von den Vogesen bis zur Leitha und von den Alpen bis zu dem Harz, ja auch darüber hinaus bis zur Ost- und Nordsee. Alle diese „kurhessischen Idiotismen" sind allgemein deutsche, werden durch ganz Deutschland von Jedem verstanden und gebraucht, der zum wirklichen Volke gehört. Nur die wenigen, im verkehrten Sinne Gebildeten, die ihre Muttersprache blos aus Büchern oder, was noch dürftiger ist, von einem modern verschrobenen Lehrer correct erlernt haben, kennen sie nicht und stutzen darüber. Alle diese gemeindeutschen Volksausdrücke sind in jedem einzelnen Localdialekt durchgängig die lebendigsten, kräftigsten Bestandtheile, das eigentlich Prägnante der Volkssprache, das was ihr in vieler Beziehung eine Ueberlegenheit über die stets der Gefahr des Verblassens und Erstarrens ausgesetzte Schrift- oder Buchsprache gibt. Der Localdialekt bringt zu dieser gemeindeutschen Masse allerdings noch seine besondere Färbung, seine eigenthümlichen Laute, Betonung und Modulation hinzu und verleiht ihr auf diese Art eine individuelle Beseelung, die vollkommen berechtigt und natürlich ist und niemals verschwinden wird, wenn sie auch, wie jede andere Erscheinungsform, ewigem Wechsel unterworfen ist. Hierin liegt nichts Isolirendes oder Zerklüftendes, sondern es ist die schöne und wohlthuende Mannigfaltigkeit in der Einheit, durch welche diese zu ihrem vollen Ausdruck gelangt. Und diese Individualität der deutschen Dialekte wird den angeblich und wirklich nivellirenden Tendenzen der Gegenwart ebenso siegreich widerstehen, wie sie bisher widerstanden hat, während jene andere unberechtigte, die auf eine Isolirung in der Substanz der Volkssprache gerichtet war, mit vollem Rechte dem Untergang geweiht ist.

Wer diese sprachlichen Thatsachen auf ein anderes Gebiet, auf das des Volkslebens im Staate übertragen will, sieht leicht, daß hier dieselben Kräfte und Tendenzen nur unter andern Namen und Formen in einem ähnlichen Kampfe mit einander begriffen sind. Es mag uns bei manchen albernen und burlesken Bocksprüngen unserer Particularisten Scham und Aerger anwandeln, daß man in der Mitte eines gebildeten Volkes, wie es das deutsche ist, und in einer unendlich wichtigen Situation der Geschichte dergleichen zu produciren wagt.

Doch lassen wir uns dadurch in unserer ruhigen Siegeszuversicht nicht beirren, denn wir wissen, daß was dort als ein Naturgesetz sich vollzieht, hier mit derselben Unwiderstehlichkeit als sittliche Nothwendigkeit sich durchsetzt. Bei alledem aber wollen wir unsere Nachsicht nicht zu weit treiben. Wir sind zwar nach unserer angestammten Humanität sehr geneigt, Jedermann einen Narren auf eigene Faust sein zu lassen, wenn er uns nur nicht allzusehr incommodirt. Auch ist es schwer, sich in ernsthaften Zorn hineinzuarbeiten, wenn man auf einem weißgelben Welfenballe das Pätschchen einer hannöverschen Comtesse von sechszehn mal sechszehn Ahnen in der Bratze eines unabhängigen Dienstmanns oder loyalen Schusters walzen sieht; oder wenn die frankfurter Schützenbrüder tellergroße Reichsadler mit langausgeschlagenen hochrothen Zungen auf ihren Hüten und bittere Wehmuth im Herzen racheschnaubend vor dem ganzen schwarz-roth-goldenen Großdeutschland in der schwarz-gelben Kaiserstadt Unglaubliches in Bier und Wein, Bratwürsten und ellenlangen Tiraden leisten; oder wenn der unsterbliche Erfinder der nächtlichen Mordaxt — womit 1866 die schwäbischen Judiths die preußischen Holofernese regaliren sollten, aber nicht regalirt haben, weil sie es doch nicht übers Herz brachten, die grause Tragödie bis zum fünften Act zu spielen — wenn dieser selbe Schreiber und Redacteur des Stuttgarter Beobachters den staunenden Haufen, die zum Waffentanze für die Freiheit nach der Donau gezogen sind, verkündet, daß höher als die Freiheit doch noch der Friede zu schätzen sei; oder wenn Herr Freese, der einen so welterschütternden Abscheu vor den calabreser Briganten besitzt, mit

Digitized by Google

einem Graf Platen beim Diner sich gemüthlich berath, wie es wohl zu machen sei, um in Hannover mit französischer Hilfe welfische Briganten einzurichten; oder wenn unsere Particularisten in einem Athem nach der Herstellung der deutschen Freiheit und nach einer Intervention oder Unterjochung durch die Franzosen schreien. Dergleichen kaum als Hanswurstiaden mehr wirksame platte Späße geben uns ja diese Leutchen täglich dutzendweise zum Besten und es ist keine Frage, daß man sie, da sie zu albern und schal sind um belacht zu werden, am füglichsten ganz ignorirt. Doch bleibt immer zu bedenken, daß von solchen Alfanzereien bis zu wirklich gefährlichen Dingen, etwa bis zu einem hannöverschen Legionar im Solde Louis Napoleons oder einem welfischen oder demokratischen Lohnschreiber, der seine Instructionen und seine Einkünfte aus derselben Quelle bezieht, eine ununterbrochene Stufenleiter führt. Wer einmal die erste Sprosse betreten hat, ist in Gefahr, auch den ganzen Weg bis zu dem Abgrund der Verworfenheit und Ehrlosigkeit durchzumachen. Und allbekannte Beispiele beweisen ja zur Genüge, daß dieselben Leute, die bei Gelegenheit in der bunten Harlequinsjacke figuriren, ein andermal die viel weniger unschuldigen Geschäfte eines französischen oder welfischen Falschwerbers treiben. Dabei gemüthlich nachsichtig zu bleiben, wäre selbst eine ähnliche Schmach, wie diese jämmerlichen Gesellen auf sich laden und da die Uebergänge von einer allenfalls noch mit der Ehre und dem Gewissen eines Deutschen verträglichen oppositionellen Haltung gegen die jetzt von der Macht der Geschichte und der Kraft der Nation durchgesetzte Reform des deutschen Staates bis zu dem Sumpfe der Ehrlosigkeit und Vaterlandsverrätherei, in welchem die Führer dieser Opposition mit Behagen sich gebettet haben, so unmerklich sind, ist es nicht blos in unserem, sondern auch im Interesse aller schwankenden und unklaren Charaktere, von denen unser Volk eine so schreckbare Fülle producirt, gerathen, sofort ein entschiedenes Entweder — Oder auszusprechen. Entweder sich voll und ganz zu der großen Thatsache bekennen, durch welche Deutschland endlich einmal zu der Heimath eines wirklichen Staates und was dasselbe ist, eines wirklichen Volkes erhoben worden ist, oder ganz und gar in den Augen aller ehrliebenden und patriotischen Männer als Feind gelten. Der Verfasser des kurhessischen Idiotikons würde, wenn er noch lebte, wie wir mit Sicherheit aus seinem früheren Gebahren schließen, auch in die Zahl derjenigen gerechnet werden müssen, die wir zwar mit Bedauern, aber ohne Furcht gegen die günstigen Sterne ihres Volkes ankämpfen sehen. Es ist ihm eben ergangen, wie so vielen anderen ursprünglich ebenso gut angelegten und ebenso begabten Naturen. Er hat sich erst von einem ganz bestimmten Punkte aus in seinem Eigensinn verhärtet, in seiner Rechthaberei verstockt, bis er die Stimme der Vernunft und der Ehre nicht mehr in sich vernehmen konnte. So ist er dazu gekommen, sogar eine an sich so indifferente Veranlassung, wie sie seine Beschäftigung mit der deutschen Sprache bot, zu einer Parteidemonstration zu mißbrauchen, die freilich, wie sich gezeigt hat, sehr unwirksam ausgefallen ist, ja mit welcher er der von ihm systematisch gehaßten und angefeindeten Sache der Einheit indirect nicht unbedeutenden Vorschub geleistet hat. Es bleibt aber immer bedauerlich, ihn in den Reihen zu sehen, in welchen wir einen Onno Klopp nur ungern vermissen würden. Denn daß Leute von diesem Schlage, über deren Signatur unter allen Männern der Wissenschaft, gleichviel welcher politischen oder kirchlichen Parteidoctrin zugethan, vollständige Uebereinstimmung herrscht, nicht unserer Sache dienen können, versteht sich von selbst und gehört zu ihrem Wesen. —

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 37.

Ausgegeben am 11. September 1868.

Inhalt:

Paul-Louis Courier. Von H. B. Oppenheim . . . . . Seite 401
Das Bündniß zwischen Preußen und Italien v. J. 1866 (Schluß) . 421
Die Chimäre einer polnischen Abstimmung 430
Literatur 440

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Paul-Louis Courier.

Eine Studie von H. B. Oppenheim.

In einer Zeit der Vielschreiberei, wo die Mittelmäßigkeit mit handwerksmäßig ausgeführten Conceptionen den Markt überfüllt, wo die geschäftliche Seite des buchhändlerischen Betriebes das ernste und gewissenhafte Schaffen überwuchert, wo die Besten und Talentvollsten immer noch dreimal mehr schreiben, als ihnen der Geist eingibt, kurz, wo die Literatur zum Gewerbe geworden ist, hat es doppelten Reiz, eine jener Persönlichkeiten näher zu betrachten, welche in der Literatur eine ganz individuelle Stellung einnehmen, sowie Courier, der aus einem vollen reichen Leben — gleichsam nur gelegentlich, wie es Göthe vom Dichter verlangt — zur Production kam, dessen Individualität weit über seinem Ruhme steht, dessen Charaktergehalt specifisch noch schwerer wiegt, als seine sehr bedeutenden Leistungen.

Wie man in der Geschichte der Malerei von großen und von kleinen Meistern spricht, so könnte man auch in der Literatur sogenannte kleine Meister, gewissermaßen Klassiker zweiten Ranges unterscheiden, in denen sich nicht gerade der Geist einer Epoche verkörpert darstellt, welche die Menschheit nicht um einen sichtbaren Schritt weiter führen, auf denen aber der Blick des Menschenfreundes wohlgefällig ruht, deren Erscheinung Trost bietet inmitten herrschender Geschmacklosigkeit und drohenden Verfalls, und in welchen oft um so mehr Wahrheit und Originalität zu entdecken ist, je weniger sie sich in einer bestimmten Kategorie unterbringen lassen, je weniger sie sich mit einer allgemein geltenden Richtung identificirt haben. Zu ihnen gehört Courier, der Soldat ohne Disciplin, der Publicist unter den Waffen, der Gelehrte im Bauernrock, der Weltmann ohne Falsch, der Politiker auf dem Dorfe, der leidenschaftlichste Pamphletist und zugleich der eleganteste Stilist seiner Zeit, ein Choleriker voller Heiterkeit, ein Lebemann voller Ernst, von liebenswürdigster Duldsamkeit für alle rein menschlichen Schwächen und von heiligem Zorn gegen Lüge und Knechtssinn.

Trotz seiner glänzenden Gaben hat er selbst in seiner Heimath nicht ganz die verdiente Anerkennung gefunden; sogar sein erster Herausgeber, der radicale Armand Carrel, lobt ihn nur sauersüß und scheint manchen hübschen

Digitized by Google

Zug seines Lebens nicht richtig aufzufassen. Claude Tillier, der geistreiche Verfasser des humoristischen Romans „Onkel Benjamin“ (den Ludwig Pfau bei der deutschen Lesewelt eingeführt hat), überdies als Sohn der Touraine Courier's engerer Landsmann und in mancher Beziehung sein Schüler, mäkelt an seinem Charakter herum und sucht die gegen ihn aufgebrachten Feindschaften in ungünstiger Weise zu erklären. Merkwürdigerweise findet sich auch in den Schriften Ludwig Börne's, dem aus vielen Aeußerungen und Wendungen die Bekanntschaft mit Courier nachzuweisen wäre, seiner keine Erwähnung. Courier war eine einsame Figur, weil er den herrschenden politischen Vorurtheilen seines Volkes, besonders dem Chauvinismus und der Centralisation entgegentrat und die socialen Schwächen seiner Landsleute, zumal das Höflingswesen, unerbittlich geißelte. Ja, daß er, der gründliche Kenner und glückliche Nachahmer altgriechischer Classicität, an Frankreichs akademischem Zopf zupfte und zum Beispiel von Talma's falschem Pathos nicht entzückt war, wurde ihm schwer verziehen. Denn der große Talma und der große Napoleon gehörten zu einander, lernten von einander und verstanden es beide gleich gut, die Geister Frankreichs imponirend zu unterjochen. —

Courier steht auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte, zwischen denen ein Leben in fast gleiche Hälften zerfällt, und in der That hat er von beiden gewichtige Züge. Wer in Frankreich ein Mann des achtzehnten, des sogenannten philosophischen Jahrhunderts genannt wird, der ist bezeichnet durch eine gewisse liebenswürdige Frivolität, Galanterie, Eleganz, viel Wahrheitsliebe und Pfaffenhaß, wenig Glauben, aber etwas Leichtgläubigkeit und einen unverkennbaren Zug zum Abenteuerlichen. Voltaire, Diderot, Beaumarchais sind die typischen Figuren dieser fruchtbaren Epoche und diese drei haben auch am meisten dazu beigetragen, den correcten, klaren und durchsichtigen französischen Stil auszubilden, in welchem Courier excellirte und in welchem noch heute des französischen Geistes eigenste Kunstform besteht. In dieser Kunstform, die sich besonders zur Polemik eignet, liegt das beste Theil des echten „esprit Gaulois“; das heißt der großen Richtung, welche in der Geschichte der französischen Literatur bis auf Rabelais und Montaigne zurückzuführen ist. Ihr gegenüber steht die Rousseau'sche Schule mit ihrer einseitigen Principienreiterei, ihrem oft hohlen Pathos, ihrer gesteigerten Sentimentalität und der forcirten, oft sehr widernatürlichen Sehnsucht nach der Natur und Natürlichkeit, die, nach der Meinung vieler Franzosen, etwas Germanisches an sich trägt. Hier wäre eine Linie zu ziehen von Jean Jacques bis zu George Sand, aber diese Linie würde auch Robespierre, Saint-Just und noch andere Schreckensmänner berühren. Der Deismus, den diese Schule zur Schau trägt, und das abstracte Staatsprincip des Rousseau'schen

Digitized by Google

Socialcontractes sind ihrerseits von specifisch französischem Gepräge. In der Revolution haben die Rousseauianer, nachdem sie das ewige Wesen wieder eingesetzt, mit ihrem abstracten Volkssouveränetätsbegriff ihre Gegner durch die Guillotine widerlegt. Die Voltairianer, welche auf die Länge doch das französische Wesen besser befriedigen, bildeten die Reaction des Lebensgenusses gegen die republikanischen Sittlichkeitspostulate, aber sie arbeiteten, größtentheils unbewußt, dem Cäsarismus vor, unter welchem die Sittlichkeit für hohle Ideologie galt und ein denkender Mensch fast noch seltener war, als ein unabhängiger. —

Paul-Louis' wechselvolles und schicksalreiches Leben begann sechszehn Jahre vor dem Bastillesturm in einer reichen pariser Bürgerfamilie. Ein galantes Abenteuer zwang seinen Vater, als Paul-Louis noch ein Kind war, die Hauptstadt zu verlassen. Er siedelte sich in der Touraine an, der malerischen Provinz mit der alterthümlich naiven Redeweise, der Frankreich so manche poetische Anregung verdankt. Sie sollte auch später, als im übrigen Frankreich das Volksleben beinahe erstarrt war, den Hintergrund zu Courier's populären Darstellungen bilden. Der junge Courier wurde für die Laufbahn des Genie- und Artillerieoffiziers bestimmt und absolvirte seine Studien in dieser Richtung auf das Befriedigendste. Aber neben den exacten Wissenschaften trieb er griechische Literatur mit Leidenschaft, sodaß er, nach einer brieflichen Aeußerung, gern alle Wahrheiten des Euklid für eine einzige Seite des Isokrates gegeben hätte. Keine Liebe bleibt unbelohnt: dem Griechischen verdankte er seinen classischen französischen Stil und wohl theilweise auch seinen freiheitlichen Sinn. Vorläufig aber absorbirten ihn seine Studien dergestalt, daß die revolutionären Ereignisse ohne tiefen Eindruck an ihm vorüberzogen. Der zwanzigjährige Jüngling wird von der Kriegsschule als Artillerieoffizier gegen die Preußen (1793) an die Grenze geschickt. Wirklichen Enthusiasmus für das Kriegshandwerk hat er — merkwürdig bei einem Franzosen! — schon damals nicht besessen. Er ist tapfer genug, um sich von Tapferkeit nicht imponiren zu lassen. Mehr kriegerisch als soldatisch, mehr raufluſtig und abenteuerliebend als militärisch disciplinirbar hätte er seinem Temperament zufolge eher zu einem mittelalterlichen Bandenführer, als zu einem Werkzeug der napoleonischen Massen-Kriegführung getaugt. Ein Mann, der sich auf Tapferkeit überhaupt und auf die französische Tapferkeit insbesondere wohl verstand, Armand Carrel nämlich, macht über ihn die Bemerkung, daß sein Muth mehr in der kaltblütigen und nachlässigen Verachtung der Gefahr als in der heißen Tollheit der Redoutenstürmer bestanden habe, und fügt hinzu, er sei ebensowenig dazu geeignet gewesen als Soldat den Marschallsstab zu erlangen, wie als Schriftsteller den Sitz in der Akademie. Den seltneren bürgerlichen Muth dagegen bewies er später in glänzendster Weise,

Digitized by Google

als derselbe in Frankreich fast abhanden gekommen zu sein schien. Die Tugend des Muthes erschien ihm selbst als eine ganz natürliche, selbstverständliche, aber die Rohheit und Barbarei, die Pedanterie und Servilität des Kriegshandwerks stießen ihn ab. Auch wollte er nicht recht an die Wissenschaft der Strategie glauben: er liebt es, die tiefen Pläne, deren sich die napoleonischen Bülletins rühmen, auf Zufälligkeiten zurückzuführen und die episch-romantischen Schlachtenbilder ihres Zaubers zu entkleiden. Der Briefwechsel aus seinen fünfzehn Kriegsjahren zeigt uns die Kehrseite der Medaille in erschreckender Deutlichkeit. Nicht einmal die weltberühmte Renommage, daß jeder französische Soldat den Marschallsstab im Tornister trage, bleibt vor seinen ungeschminkten Mittheilungen bestehen: überall avanciren, selbst vor dem Feinde, die mittelmäßigen und ergebenen Leute, die Höflinge, die Denuncianten, und die tüchtigen, deshalb gerade unabhängigen Männer werden zurückgesetzt, wenn nicht verfolgt. Obgleich Courier zu den letzteren gehört, ist doch — nach reiflicher historischer Ermittelung — nicht anzunehmen, daß er in diesem Punkte aus persönlicher Empfindlichkeit stark übertrieben habe. Es gehörte ja auch zum System des modernen Cäsar, alle selbständigen Capacitäten hinter den blinden Werkzeugen zurücktreten zu lassen, und was zuerst für den Ausfluß persönlicher Eifersucht gelten konnte, ward später zum Rang einer wohlberechneten Staatsmaxime erhoben und durchdrang alle Poren des Gemeinwesens.

Das Glück wollte, daß unser Held seine meisten Feldzüge in Italien zu bestehen hatte. Bei übrigens treuer Pflichterfüllung wenig bekümmert um seinen Ruhm und seinen Grad, ist er desto eifriger hinter den classischen Studien her. Aber er studirt vorläufig nur für sein Privatvergnügen, selbst ohne an literarische Leistungen zu denken; noch viel weniger eignet er sich zu einem officiellen Gelehrten, der im Gefolge bonapartischer Hof- und Kriegslager etwas zur Verherrlichung der napoleonischen Triumphzüge beigetragen hätte. — Die ersten beiden Jahre vor seinen italienischen Feldzügen, nämlich 1793 bis 95, diente er, wie gesagt, in der Rhein- und Moselarmee, die unter Hoche für die Stütze des Republikanismus galt. Aber in Courier war der politische Eifer noch nicht erwacht: in seiner damaligen Gleichgiltigkeit gegen die Regierungsformen, für und gegen welche sich alle Welt erhitzte, liegt sogar ein wichtiges Moment seiner geistigen Entwickelung. Weniger irgend eine politische Formel, als das Gefühl persönlicher Unabhängigkeit und ein starker naturwüchsiger Rechtssinn wirkte und arbeitete in ihm; er war kein Mann der Doctrin oder eines bestimmten Fachberufes, sondern, wie er mitten im Leben stand, so entwickelte er sich auch mitten aus dem Leben heraus, und durfte in der Zeit seiner Berühmtheit scherzend an das Wort seines Vaters erinnern, daß niemals Etwas aus ihm werden würde,

Digitized by Google

„nicht einmal Akademiker.“ — Das Kriegsleben war ihm nicht nutzlos: er lernte aus der unmittelbaren Anschauung desselben seinen Plutarch und Xenophon besser verstehen (ja er hat sogar nach Xenophon's Theorie der Reitkunst, die er mit großer Sachkenntniß übersetzte, praktische Versuche mit unbeschlagenen Pferden angestellt). Indessen hat seine Begeisterung für Plutarch in späteren Jahren sehr abgenommen bis zu der kühlen Aeußerung, daß er über Plutarch's Biographien lachen müsse, wenn er die großen Männer und die Helden der eigenen Gegenwart in der Nähe betrachte.

In der That, was in Courier's zahlreichen Briefen aus dem Felde am meisten auffällt, das ist die geringe Achtung, die er für alle weltlichen Größen des Heeres und des Hofes hegt, neben der tiefen Verehrung, die er jedem wirklichen Gelehrten entgegenträgt. Wie verschieden ist sein Stil, ob er an einen selbst ihm unmittelbar vorgesetzten General, oder ob er an Mr. Clavier oder Mr. Ackerblad schreibt; wie trotzig und ironisch dort, wie bescheiden und liebenswürdig hier. Unter den Franzosen, die ihre Eigenschaft als Heerdenthiere auch in der Revolution, ja in der Revolution erst recht bekundeten, war er so wenig disciplinirt, daß er 1795 seinen Dienst und seine Kanonen ohne Urlaub verließ und nach Hause eilte, um die Mutter über den Tod seines Vaters zu trösten.

Während das Kriegsministerium ihn als Deserteur verfolgte, übersetzte er ruhig auf einem kleinen Landsitz Cicero's Rede pro Ligario. Freunde vermittelten die Niederschlagung seines kriegsgerichtlichen Processes, aber er mußte wieder in die Armee eintreten und zwar mit verminderten Aussichten in einer obscuren Stellung. Es war gerade der Moment — unter dem Directorium — daß die Reaction der Lebemänner und der altfranzösischen Heiterkeit gegen den finsteren Terrorismus der Conventszeit sich geltend machte. Courier verleugnete seine 23 Jahre nicht, doch standen seine classischen Studien stets unter seinen Genüssen obenan. Endlich (1798) ward er nach Italien geschickt. Auch hier gerieth er in eine Reactionsepoche eigener Art. Bonaparte's strenges Regiment, sein Plünderungs- und Erpressungssystem*) hatten die Franzosen in Italien so verhaßt gemacht, daß die Ungunst derselben auch den ewigen Grundsätzen der großen Revolution bei den Italienern Abbruch that. Courier's Klagen über den Zustand Italiens erinnern an Schillers Verse:

„Was der Griechen Kunst geschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Schleppen nach der Seine Strand“ ꝛc.

*) Vergl. P. Lanfrey, Histoire de Napoléon I. (Paris, Charpentier 1867) Tome I. Chap. III.—VII., die einzige ganz getreue Schilderung dieses Unwesens durch einen französischen Historiker.

Digitized by Google

Nicht blos vom Wegschleppen, sondern auch vom Ruiniren erzählt uns Courier, der auf das Postament eines frech verstümmelten Eros die Worte schrieb: Lugete, Veneres Cupidinesque! —

Auf seinen gelehrten Excursionen gerieth er mit dem Haß des Volkes und der Habgier der calabresischen Räuberbanden (die übrigens schon zu jener Zeit in das Programm des Legitimismus eingefügt waren) öfter in Conflicte und Gefahren, als in seiner militärischen Eigenschaft. Dabei sind seine persönlichen Sympathien mehr auf Seiten des italienischen Volkes, als der französischen Eroberer. Als die Macdonald'sche Division Rom verlassen mußte, versäumte Courier in der Bibliothek des Vaticans die Frist der Capitulation, die Stunde des Abzugs und entging darauf nur mit knapper Noth der gegen den „Giaccobino" erregten Wuth des römischen Pöbels.

Der achtzehnte Brumaire veränderte seine Lage nicht und weckte auch noch nicht den Politiker in ihm. Damals ließ er sich wohl nicht träumen, daß die schönen antikisirenden Versuche, die er nach Isokrates und anderen Mustern verfaßte und für Uebersetzungen ausgab, nur dadurch auf die Nachwelt kommen sollten, daß er später in heiligem Zorn ganz andere und mächtigere Dinge schrieb. Eine starke Pointe politischen Gefühls bricht erst, aber noch in ganz besonderer Weise, bei ihm durch, als die Komödie der Abstimmung für das Kaiserthum in der Armee durchgespielt wurde. Courier stand gerade als Chef d'escadron in Piacenza und erzählt brieflich folgende Scene, die sicherlich zu den treffendsten historischen Genrebildern gehört:

„Eben haben wir einen Kaiser gemacht, und ich für mein Theil habe ihm keinen Abbruch gethan. Wie es zuging, will ich Dir erzählen. Diesen Morgen ruft uns d'Anthouard (der Oberst) zusammen und sagt uns, um was es sich handelt, geradezu, ohne Umschweife oder Vorrede. Ein Kaiser oder die Republik, was ist mehr nach eurem Geschmack? So wie man sagt: Gesotten oder gebraten, Fleischbrühe oder Kohlsuppe, was befehlen Sie? Als er mit seiner Rede zu Ende war, sahen wir uns alle stumm einander an, wie wir so im Kreise um ihn herumsaßen. — „Meine Herrn, was meinen Sie?" — Keine Antwort. Niemand öffnet den Mund. Das dauerte eine Viertelstunde oder darüber und wurde eine Verlegenheit für d'Anthouard und für alle Anderen; da steht Maire auf, ein junger Mensch, ein Lieutenant, dem Du schon einmal begegnet sein mußt, und sagt: „Wenn er Kaiser sein will, immerhin, das ist seine Sache; aber wenn ich meine Ansicht sagen soll, ich finde es gar nicht gut." — „Erklären Sie sich" rief der Oberst; „wollen Sie, ja oder nein?" — „Ich will nicht" antwortet Maire. — Auch gut. Neues Stillschweigen. Man sieht wieder eine Zeit lang einander an, als ob man sich zum ersten Male gesehen hätte. So säßen wir wohl noch, wenn ich nicht das Wort genommen hätte. „Meine Herren" sagte ich, „mir

Digitized by Google

ſcheint es, allen Widerſpruch vorbehalten, als ob uns das gar nichts anginge. Die Nation will einen Kaiſer; iſt es unſere Sache, darüber zu berathen?" Dieſes Raiſonnement erſchien ſo kräftig, ſo lichtvoll, ſo ad rem — kurz, ich riß die Verſammlung mit mir fort; niemals hatte ein Redner einen glänzenderen Erfolg. Alle ſtehen auf, unterzeichnen und gehen dann Billard ſpielen. Maire ſagte zu mir: „Meiner Treu, Commandant, Sie ſprechen wie Cicero, aber warum in aller Welt wünſchen Sie ſo dringend daß er Kaiſer ſei?" — „Um fertig zu werden und ans Billard zu kommen. Sollten wir da den ganzen Tag ſitzen bleiben? Und Sie, warum wollten Sie es nicht?" — „Ich weiß nicht" ſagte er, „aber ich hielt ihn zu etwas Beſſerem geſchaffen." — So ſprach der Lieutenant, und ich finde ſeine Rede nicht ſo dumm. In der That, was ſoll das heißen, ſage mirs, ein Mann wie er, Bonaparte, Soldat, Generaliſſimus, der erſte Feldherr der Welt, und will „Majeſtät" genannt ſein? Er iſt Bonaparte und will „Sire" angeredet ſein. Er ſtrebt nach Unten („il aspire à descendre") — — aber nein! er glaubt zu ſteigen, wenn er ſich neben die Könige ſtellt. Ein Titel iſt ihm lieber, als ein Name. Armer Mann! Seine Ideen ſind nicht auf der Höhe ſeines Geſchickes. Ich dachte es gleich, als ich ſah, wie er ſeine kleine Schweſter mit Borgheſe verheirathete und dabei that, als müßte er ſich bei Borgheſe für die große Ehre bedanken."

„Der Eindruck iſt hier ſchwach; man weiß noch nicht recht, was das Alles bedeuten ſoll. Niemand kümmert ſich darum, man ſpricht kaum davon. — — Demanelle (ein anderer Oberſt in Courier's Nähe) will, glaube ich, gar keine Verſammlung berufen; er ſchickt die Unterſchriften mit der nöthigen Begeiſterung, Hingebung an die Perſon, Ergebenheit ꝛc. — Das ſind die hieſigen Neuigkeiten; wie ſtehts bei Euch? Erzähle mir, wie die Poſſe bei Euch durchgeſpielt worden? Ungefähr ebenſo, vermuthlich. „Chacun baise en tremblant la main qui nous enchaîne!" Mit Verlaub, der Dichter lügt. Niemand zittert, Jeder will Geld und man küßt nur die Hand, die das Tractament hält. Jener Cäſar verſtand es beſſer und war überhaupt ein anderer Menſch. Er nahm keine verbrauchten Titel an, aus ſeinem eigenen Namen machte er einen Titel, höher als den königlichen."

Aus dieſer heiteren Darſtellung bricht der bittere Ernſt durch. Nicht der Rechtspunkt ſteht bei Courier im Vordergrund, ſondern das Bedauern, daß ein großer Mann ſo klein ſei. Wo bleiben die Helden ſeines Plutarch? „Il aspire à descendre" iſt in Frankreich ſprichwörtlich geworden für alle bedeutenden Menſchen, die von kleinlichen Eitelkeiten gequält und herabgezogen werden.

Von allen großen Humoriſten pflegt man zu ſagen, daß ihr Humor einen tiefen Ernſt berge; in der That verſteht ſich das von ſelbſt, es liegt

Digitized by Google

eben im Wesen des Humors. Auch die Satire hat keinen Werth, selbst keinen ästhetischen, wenn sie sich nicht von dem Hintergrunde einer sittlichen Weltanschauung abhebt. Bei Niemandem springt das deutlicher in die Augen, als bei Courier: die sittliche Entrüstung macht ihn zum Schriftsteller; er wird es, ohne es zu wollen. Seine Schriften sind Gelegenheitsschriften und seine Briefe haben den Werth geschichtlicher Documente. Nachdem er uns gezeigt, wie man einen Kaiser macht, schildert er uns, wie ein Hof entsteht, an dem neuen Königshof von Neapel unter Joseph Bonaparte, und die üppig emporschießende Corruption, die sich um den neuen Hof rankt. Denn kaum ist ein neues Königlein creirt, und wäre es ein so erbärmlicher Satrap seines kaiserlichen Bruders, wie es der gute, schwache Joseph war, so siedelt sich um ihn eine Camarilla an voll Schmeichelei, Lakaienthum, Intrigue und Habgier. In jenen abenteuerlichen und raschlebigen Zeiten ging der Gesinnungswechsel erstaunlich geschwind von statten, und die alten strammen Republikaner in Höflinge verwandelt zu sehen, die zum Theil jetzt desto tiefer krochen und schweifwedelten und sich heranbettelten, je heftiger sie früher verketzert und verfolgt hatten, war für Courier ein Schauspiel, das ihn beinahe zum Misanthropen gemacht hätte. Die neuen Machthaber zogen eine Menge Gesindel aus Frankreich in die eroberten Länder; sie sogen das arme Land familienweise aus. So erzählt uns Courier von König Joseph's Lieblingskoch, der seine sämmtlichen Verwandten in gute Stellungen eingeschoben hatte und dem Könige auf desfallsige Vorstellungen dreist antwortete: „Sire, das ist meine Dynastie!" —

Für unseren Helden fiel nichts ab von Gewinnst und Ehren, desto reichlicher von den Lasten des Kriegs. Während seine alten Kameraden in galonnirten Uniformen, bedeckt mit Titeln und Orden, bei Hofe paradirten, mußte er sich mit Banditen herumschlagen, zu Wasser und zu Lande sein nacktes Leben sauer vertheidigen. Bald wird er bis auf die Haut ausgeplündert, sodaß ihm kein Hemd übrig bleibt; der Dankbrief für das Hemd, mit dem ihn ein höherer Offizier aus dieser Noth rettet, gehört zu seinen reizendsten Improvisationen. Dann hat er einmal einen Artillerietransport an die Küste zu geleiten; die damit verknüpften Schwierigkeiten werden durch mehr oder weniger beabsichtigte Indiscretionen noch erhöht, Courier überwindet sie mit außerordentlicher Anstrengung und wird dafür mit Vorwürfen belohnt. Sein verlorenes Gepäck, seine Pferde, nichts wird ihm wiedererseţt. Die subordinationswidrige Art, mit der er gegen Ungerechtigkeiten und Verläumdungen reclamirt, ist wohl ebenso unerhört in den Annalen moderner Offiziercorps, als der classische Stil seiner Reclamationen.

Unter Anderem schreibt er einmal dem General Dulauloy von Tarent aus (den 28. Mai 1806):

Digitized by Google

„Mein General, seit drei Wochen würden die Befehle des Königs ausgeführt sein, wenn er sich nicht drein gemischt hätte. Die Durchreise des Königs fiel mitten in meine Thätigkeit und hat mir solche Stöcke zwischen die Räder geworfen, daß Nichts mehr vorwärts geht. Ich machte was aus den Tarentinern und setzte acht Tage lang bei ihnen Alles durch, ja man kam meinen Forderungen zuvor. Kaum aber war der König erschienen, so war von Nichts mehr die Rede, als ihm die Hand zu küssen, und die sie geküßt hatten, wollten sie nochmals küssen; da war weder Maire, noch Adjunct, noch irgend ein Arbeiter in Stadt, Hafen oder Arsenal, den ich vom Vorzimmer oder der Treppe der königlichen Wohnung hätte loseisen können. Der beste Gebrauch des Scepters wäre bei dieser Gelegenheit gewesen, allen diesen Handkußlüsternen Eins auf die Nase zu geben. Allein nichts der Art! Mich ausgenommen, hatte alle Welt an dieser Albernheit Vergnügen!“ — —

In einem anderen Briefe sagt er kurz darauf (Croton, 25. Juni 1806): „— — Wunderbar! Wohin man sich begibt in Calabrien oder anderen Orten macht alle Welt Kratzfüße, und ein Hof ist da. Es scheint ein Naturtrieb zu sein. Wir werden als Lakaien geboren. Die Menschen sind feige, feil und unverschämt, sie verabscheuen Gerechtigkeit und Gleichheit. Jeder will nicht gerade der Herr, aber der begünstigte Sclave sein. Wenn es nur drei Menschen in der Welt gäbe, sie würden sich organisiren; der Eine würde dem Anderen den Hof machen, ihn Gnädiger Herr nennen, und diese Beiden vereint wieder den Dritten zwingen, für sie zu arbeiten. Das ist der Punkt.“

Dann schildert er gelegentlich voll Entrüstung die grausame Art der Kriegführung in Italien. So schreibt er am 21. August 1806:

„Da Sie sagen, daß wir nichts thun, hören Sie denn: Wir haben bei San Giovanni einen Kapuziner gehenkt nebst etwa zwei Dutzend anderer armer Teufel, die mehr nach Kohlenbrennern als sonst was aussahen. Der Kapuziner, ein Mann von Geist, sprach sehr vernünftig mit Reynier. Reynier sagte zu ihm: „Ihr habt gegen uns gepredigt.“ Er vertheidigte sich, wie mir schien, mit schlagenden Gründen. Da er uns hatte abziehen gesehen, als sollten wir nicht wiederkommen, hat er für unsere Nachfolger gepredigt. Konnte er es anders machen? — Aber wenn man ihnen zuhörte, würde man Niemanden hängen. Hier (in Scigliano) haben wir blos zwei Leute, einen Vater und seinen Sohn aufhängen können, die man in einem Graben eingeschlafen fand. Der gnädige Herr wird entschuldigen, es fand sich nicht mehr vor. Keine Seele in der Stadt; alles rettet sich und nur die Katzen bleiben in den Häusern.“

Courier selbst hatte auf seinen Streifzügen mehrmals bei denen, welche

Digitized by Google

Napoleon die Brigands zu nennen pflegte, mehr Menschlichkeit und Anerkennung des Kriegsrechts gefunden, als diese bei den französischen Truppen.

Noch einen Zug französischer Herrscherkunst, den Courier (aus Neapel im Juli 1807) mittheilt, möchte ich den Geschichtsschreibern jener Epoche zur Beachtung empfehlen.

„Was ich Ihnen vom Marquis Rodio sagen kann, ist nur, daß sein Tod hier für einen Mord aus elender Rachsucht gilt. Man grollte ihm, weil er, als Minister und Günstling der Königin, der Heirath zwischen einem neapolitanischen Prinzen oder einer Prinzessin mit irgend einem Gliede der „Familie" widerstrebte. Der Kaiser hat die Schwäche aller Emporkömmlinge, sich abschlägigen Antworten auszusetzen. Da und anderer Orten erhielt er Körbe. Der arme Rodio, der nach der Hand an der Spitze einiger Insurgenten gestanden, wurde trotz seiner öffentlichen und aufrichtigen Capitulation gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und merkwürdigerweise freigesprochen. Er schrieb es seiner Frau und hielt sich für gerettet, aber der Kaiser ließ ihn wieder verhaften und von denselben Richtern noch einmal richten, die ihn diesmal nach bestimmter Instruction und Warnung verurtheilten. Man erschoß ihn von hinten als „Verräther und Rebell an seiner legitimen Obrigkeit." Das scheint Ihnen stark; ich weiß andere Züge, die ebenso stark sind." — — Und Courier erzählt nun noch eine Reihe ähnlicher Schandthaten.

Wenn ihm die Freunde nach solchen Expectorationen ihr Erstaunen aussprechen, wie er bei seiner freien Gesinnung und seinem wissenschaftlichen Eifer dem Kriegshandwerk treu bleiben könne, antwortet er: „Glaubt nicht daß ich meine Zeit verliere; ich studire hier besser als je, vom Morgen bis zum Abend, in der Weise des Homer, der keine Bücher hatte. Er studirte die Menschen, und man sieht sie nirgends wie hier zu Lande. Homer machte den Krieg mit, Ihr dürft daran nicht zweifeln. Es war der Krieg der Wilden. Er war Adjutant bei Agamemnon, oder wenigstens dessen Schreiber. Auch Thucydides würde ohne das nicht jenes wahre und tiefe Verständniß haben; das lernt sich nicht in den Schulen. Vergleicht nur einmal Livius mit Sallust; der Eine spricht goldene Worte, sein Stil ist vollendet; der Andere weiß, wovon er spricht. Und was hindert mich, eines Tages — —? Denn ich habe gesehen, aufgeschrieben, Vieles gesammelt — —"

Ein andermal spricht er davon, wie sehr sich die Expedition nach Aegypten zu einer erzählenden Darstellung im Sinne der alten Meister, besonders Xenophon's, eignen würde. Aber diese Künstlerträume sollten nicht in Erfüllung gehen, obgleich er nicht lange mehr in der Armee verweilte. Courier nahm seinen Abschied nur deshalb, weil ihm ein Urlaub zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten hartnäckig verweigert ward. Er hatte lange gezögert

Digitized by Google

und hätte sich lieber zu einem anderen Corps versetzen lassen. Und kaum hatte der wunderliche Mann seine Epauletten ausgezogen, da trieb es ihn dennoch mächtig, unter des Kaisers Führung den großen Feldzug gegen Oestreich (1809) mitzumachen. So groß war der Zauber des herrschenden Genius jener Tage! Ein General der Artillerie wollte ihn protegiren; als Amateur wohnte er der Schlacht bei Wagram bei. Das war nicht mehr der kleine Krieg, den er bisher gekannt, der immer noch an die Schilderungen seiner Classiker erinnern konnte. Hier unter des modernen Attila eigener Führung ergriff ihn jener tiefe Schauder an dem massenhaften Gemetzel und der kolossalen Zerstörungsarbeit der napoleonischen Kriegskunst, dem er später in einer seiner schönsten und berühmtesten Arbeiten Ausdruck leiht. Wir meinen das Gespräch bei der Gräfin Albany (Alfieri's Freundin, der Gemahlin des letzten Stuart), in welchem er die Palmen des Friedens über die Lorbeeren des Krieges erhebt und die Hohlheit und Nichtigkeit des Kriegsruhms nachzuweisen sucht. Es wäre unmöglich, aus diesem kunstreich gegliederten Dialog, in welchem fast jeder Satz eine Perle ist, Einzelnes zu citiren; er ist ein Ganzes, von dem nichts abgelöst werden darf. Die Argumentation ist so gewandt unter die Sprechenden vertheilt, daß sie nirgends gipfelt und eigentlich nur in der Gesammtwirkung liegt. Dabei ist die Discussion so natürlich herbeigeführt, daß der Leser nicht an die Tendenz des Verfassers zu denken braucht. Kurz, unter den zahllosen Versuchen in dieser Gattung wüßten wir keinen einzigen *so* gelungenen.

Von der Insel Lobau aus, wo er bei Wagram gestanden, verließ Courier die Armee und den Kriegsdienst und lebte die nächsten Jahre meistentheils in Italien als Privatgelehrter. Aber auch auf diesem friedlichen Gebiete sollten ihm die Emotionen und Abenteuer nicht erspart bleiben. In seinem sorglos kecken Wesen war Etwas, das sie herausforderte, und so verleugnete er in dieser Hinsicht die Einwirkungen seiner Zeit nicht, welche allen thatkräftigen Naturen einen gewissermaßen kriegerischen Charakter aufprägte. Bekannt ist sein großer Proceß um einen Dintenklecks. Die Begebenheit hat sich im Wesentlichen folgendermaßen zugetragen. In einem Benedictinerkloster hatte Courier eine vollständige Handschrift des berühmten griechischen Schäferromans Daphnis und Chloe von Longus entdeckt. Hier war die Lücke des ersten Buches ausgefüllt, welche alle bisherigen Ausgaben verunstaltet hatte. Als die betreffende Manuscriptensammlung später der laurentianischen Bibliothek zu Florenz einverleibt worden war, machte Courier den Custoden derselben, einen Signore del Furia, der aus *demselben* Manuscript aesopische Fabeln edirt hatte, darauf aufmerksam und unternahm dann, theilweise mit Furia's und eines andern italienischen Bibliothekars Hilfe, theilweise allein die Abschrift des Manuscriptes. Dabei begegnete es ihm, daß er gerade

Digitized by Google

eine der wissenschaftlich interessantesten Stellen mit Dinte beschmutzte. Daß dies zufällig geschehen, ließe sich bis zu juristischer Gewißheit nachweisen; denn jede perfide Absicht wäre auf anderem Wege viel leichter zu erreichen gewesen; namentlich hätte er ja die italienischen Custoden gar nicht vorher zuzuziehen und auf seinen Fund aufmerksam zu machen gebraucht. Aber del Furia, dessen beleidigte Gelehrteneitelkeit längst nach Rache dürstete, erhob einen Höllenlärm und sprach in Alfieri'schen Tiraden von seinem Schmerz über das geschändete Palladium der italienischen Cultur. So lächerlich das Alles war, so erregte es doch einen ernsten Sturm gegen den armen Courier, der die erste Unvorsichtigkeit begangen hatte, gegen die Zumuthung, seine Longus-Uebersetzung der Prinzessin Elisa Bacciochi zu widmen, eine halb-ironische Ausrede vorzuschieben, und die zweite Unvorsichtigkeit beging, in seiner persönlichen Vertheidigung des in Italien allgemein herrschenden Franzosenhasses zu erwähnen. Hatte er sich die Feindschaft der italienischen Gelehrten zugezogen, so kam nun auch die Erbitterung der französischen Behörden hinzu. Plötzlich besann man sich, daß sein Abschied nicht in Ordnung sei, und so wurde er nicht blos als Textdieb, sondern auch als Deserteur verfolgt. Seine griechische Ausgabe des Longus, die auf seine Kosten und ohne seinen Namen in nur 52 Exemplaren für Freunde und Kenner gedruckt war, wurde mit Beschlag belegt. Ja seine Rechtfertigungsschrift durfte nirgends gedruckt werden, und als sich dafür endlich in Rom eine Winkeldruckerei fand, wurde der Präfect von Rom, der den Druck nicht zu hindern gewußt, dafür mit Absetzung bestraft. Indessen vermochten einflußreiche Freunde den Sturm zu beschwören, nur mußte Courier sich still verhalten. Im Juli 1812 verließ er Italien und siedelte nach einigen Reisen in die Hauptstadt seines Vaterlandes über. Seine classische Uebersetzung des köstlich naiven Longus'schen Schäferromans, die eine theilweise Ueberarbeitung der alten Amyot'schen Uebersetzung desselben war, erschien in Paris 1813 und ist seitdem ein in Frankreich viel gelesenes Buch geworden.

Bis zur Restauration lebte er ungestört und ununterbrochen seinen Classikern. Kurz vor Napoleons Rückkehr von Elba verheirathete er sich mit der Tochter seines gelehrten Freundes Clavier, die viel jünger war als er. Wir sehen aus seinem Briefwechsel, daß der Entschluß, sein freies Vagabundenleben definitiv aufzugeben, ihm schwer fiel, daß er selbst nach der Hochzeit noch einige Rückfälle hatte und nur allmählich in der verständigen Frau die theilnehmende Gefährtin seines Lebens und Strebens schätzen und würdigen lernte. Er übernimmt die Verwaltung seines Landgutes, sucht sein Vermögen zu ordnen, die untreuen Verwalter zu beseitigen und mit seinen Gutsnachbarn in ein freundliches Verhältniß zu treten. Aber Waterloo und die zweite Restauration trübten diese friedlichen Aussichten. Mit den

Digitized by Google

Bourbons und den alliirten Armeen zogen diesmal die Jesuitenherrschaft und der weiße Schrecken („la terreur blanche") ein und bemächtigten sich namentlich derjenigen Provinzialgruppe, zu welcher die Touraine gehörte. Von da an vollzog sich in der liberalen Partei Frankreichs jener unheilvolle Proceß, daß ihr das erste Kaiserthum in der Erinnerung als ein populäres Regiment erschien. Ganz so weit ging Courier nicht, aber auch in seinen Schriften finden sich Spuren dieses weltgeschichtlichen Mißverständnisses. Der feige Terrorismus, der doppelt verhaßt war, weil er unter dem Schutze der fremden Invasion geübt ward, ging in Courier's Departement („Indre et Loire"), das sich doch an keiner Erhebung betheiligt hatte, so weit, daß der Präfect binnen Monatsfrist über 500 Menschen einsperren ließ, deren Viele im Gefängniß starben; Andere verkamen, ihre Familien darbten und kamen nie wieder auf einen grünen Zweig. Recht war nicht zu finden: die Gerichte tanzten nach der Pfeife fanatischer Staatsanwälte. Unter dem erschütternden Eindruck dieser Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten erließ Courier seine erste politische Schrift, die Petition an beide Kammern vom 10. December 1816, wodurch er im Bilde seines kleinen Dorfes (Luynes) die Lage seines ganzen Vaterlandes schildert. Welch' ein Meisterwerk populärer Beredtsamkeit! Welche Einfachheit in der schlagend überzeugenden Darstellung, und dabei welch' ein berechneter Wohlklang im Silbenfall! Jedes Kind in Frankreich kennt es und weiß den Anfang auswendig. „Meine Herren, ich bin Tourainer, ich bewohne Luynes, auf dem rechten Loire-Ufer, einen Ort der einst bedeutend war, den aber die Zurücknahme des Edicts von Nantes bis auf 1000 Seelen gemindert hat und der durch neue Verfolgungen noch tiefer sinken wird, wenn Ihre Weisheit dem nicht steuert. Ich denke mir, daß die meisten unter Ihnen nicht recht wissen, was sich seit einigen Monaten zu Luynes begibt. Die Nachrichten von hier aus machen wenig Lärm im Lande, in Paris zumal. Also muß ich wohl mit meiner Erzählung ein bischen ausholen."

„Es war am Sanct-Martinstag ungefähr ein Jahr, daß man bei uns anfing, von guten und schlechten Subjecten (sujet, Subject oder Unterthan) zu reden. Was darunter zu verstehen ist, weiß ich nicht recht, und wenn ichs wüßte, würde ich es nicht sagen, um mich nicht mit gar zu vielen Leuten anzulegen. Da begegnet eines Morgens Franz Fouquet, der zur großen Mühle ging, dem Pfarrer, der eine Leiche auf den Kirchhof geleitete." Kurz, Franz Fouquet grüßt den Pfarrer nicht, wird als schlechtes Subject verfolgt, wird ruinirt; die sich seiner annehmen wollen, werden mit in sein Verderben gezogen. Das Alles ist so anschaulich erzählt, daß man den Berichterstatter für ebenso harmlos und tendenzlos halten möchte, wie er seine ländlichen Nachbarn schildert. Dann aber bricht wieder die edelste

Digitized by Google

Leidenschaft durch und er ruft aus: „Gerechtigkeit, Billigkeit, Vorsehung, hohle Worte mit denen man uns gängelt! Wohin ich die Augen wende, sehe ich das Verbrechen triumphiren und die Unschuld unterdrückt!“

Courier, in dessen Schicksalen sich stets die Ueberraschungen drängen, machte Glück mit dieser Schrift, für welche er wohl auf Verfolgungen gefaßt war. Decazes, der damalige Polizeiminister, verwerthete seine Bittschrift gegen das Treiben der Ultraroyalisten und Ultramontanen und machte ihm selbst Anträge, die natürlich bei Courier nicht verfingen. Aber das Ansehn, dessen er in Paris genoß, schützte ihn in der Provinz nicht gegen die Erbitterung des Präfecten und die Ungerechtigkeit der der Präfectur-Satrapie unterworfenen Richter. Seine Leute wurden chicanirt, seine Processe gingen verloren, ja Pächter und Gutsnachbarn erlaubten sich Unrechtes gegen ihn, weil sie auf die Connivenz der Gerichte rechneten. Eine Zeitlang freilich war des Ministers kurze Gunst auch hier nicht ganz wirkungslos geblieben. — Courier hat uns diese Zustände aufbewahrt in politischen Lebensbildern, die auch für andere Zeiten und andere Länder bittere, aber gar nützliche Wahrheiten enthalten.

Von nun an gehört Courier ganz und gar der Politik an und bald wird er zu den Orleanisten gezählt, obgleich er mit dem Herzog von Orleans, dem späteren Louis-Philippe in keinerlei persönlicher Verbindung stand. Nur einen Augenblick noch wurde er von der Politik abgezogen, als nämlich sein Schwiegervater (1818) starb und seine Freunde in ihn drangen, sich für den durch Clavier's Tod erledigten Sitz in der „Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften“ (der philologischen Abtheilung des Instituts) zu melden. Trotz vieler Zusagen erhielt er am Tage der Wahl nicht eine einzige Stimme. Ein vornehmer Herr, der einige gelehrte Kleinigkeiten herausgegeben hatte, wurde ihm vorgezogen, wie das in der französischen Akademie von jeher Sitte war und noch ist. Das akademische Zopfthum, das überall darin besteht, sich allen neuen Richtungen gegenüber feindselig zu verhalten, wird in Frankreich noch gehässiger durch den Geist der Centralisation, welcher die Wissenschaft und selbst die Sprache unter die Autorität dieser Körperschaften stellt. Dabei bildete sich naturgemäß eine servile Gesinnung aus; das Lakaienthum, das Courier beim Ausgang aus der ersten Revolution und vor dem Eingang in die zweite überall sah, fand sich hier verschanzt und verstärkt in Traditionen, die ins siebzehnte Jahrhundert hinauf reichen. (Die Dinge sind noch heute nicht viel geändert, nur daß die gute alte Gesellschaft, die Aristokratie der Faubourgs Saint-Germain und Saint-Honoré vielfach dem Einfluß des Hofes heute in der Akademie die Wage hält). Dies war ein Stoff für Courier's satirische Geißel, und so erließ er (am 20. März 1819) seinen berühmten „Brief an die Herren von der

Digitized by Google

Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.“ Dem naheliegenden Einwand, daß ihm die Trauben zu ſauer wären und daß er es mit der Akademie ungefähr mache wie früher mit der militäriſchen Laufbahn, begegnet er ſelbſt durch das offene Geſtändniß ſeiner Schwäche. In der That wurde die Akademie dadurch ihre Fehler nicht los, daß Courier ihre Ehren theilen wollte; indeſſen war doch die Situation der ſtreitenden Parteien hier zu unklar, um die Sympathien des Publikums unbedingt für Courier zu erwerben; darum hatte ſeine ausgezeichnete Arbeit damals nicht den vollen Erfolg. Zum Glück, oder vielmehr zum Unglück paßt ſie noch heute. Wie er ſich früher darüber geärgert hatte, daß Prinzen Generäle werden, ſo zeigt er jetzt, wie Edelleute Akademiker werden, obgleich nach Molière und auch noch ſeit ihm in Frankreich die Sitte nicht erlaubte, daß ein vornehmer Mann irgend etwas gelernt habe. „Napoleon, Genie, Schutzgeiſt der alten und neuen Geſchlechter, Wiederherſteller der Titel, Retter der pergamentenen Stammbäume, ohne Dich verlor Frankreich die Etiquette und das Wappen, ohne Dich — — ja, meine Herren, dieſer große Mann liebte wie Sie den Adel, nahm Edelleute, um daraus Soldaten zu machen, oder machte wenigſtens ſeine Soldaten zu Edelleuten. Ohne ihn, was wären die Grafen und Barone? Nicht einmal Akademiker!“ — Dann zählt er die großen Gelehrten auf, welche nicht in die Akademie dringen konnten, die Stümper, die ſie aufgenommen, und führt aus, was daraus werden muß, wenn die Helleniſten von einer philologiſchen Geſellſchaft ausgeſchloſſen bleiben.

Der Hauptpunkt lag freilich darin, daß auch die akademiſchen Wahlen politiſche Acte waren, weil eben in einem corrumpirten Gemeinweſen kein Lebenskreis auf ſich ruht, ſondern alle von derſelben organiſchen Krankheit ergriffen werden. Das organiſche Leiden, welches in Frankreich auch die edelſten Theile ergreift, erkannte Courier zuerſt und am beſten. Darum griff er in ſeinen Briefen an die Zeitſchrift: „Der Cenſor“, die er in den Jahren 1819—1820 aus Veretz (in der Touraine) datirte, die Centraliſation der franzöſiſchen Verwaltung ſo lebhaft an. Damals war es noch nicht wie heutzutage in gewiſſen Schichten der Oppoſition Mode, in der Centraliſation überhaupt den Sitz alles Uebels zu finden; aber wenn wir auch in franzöſiſchen Schriftſtellern ſeit Mirabeau ſchon lichte Momente über dieſe Frage entdecken, faſt keiner legte ihr großen Werth bei: die Formen und Sitten der Centraliſation waren, beſonders durch Napoleon's I. Organiſationen, ſo in Fleiſch und Blut eingedrungen, daß auch die angeblichen Gegner, wie z. B. ſpäter Odilon-Barrot, noch unter ihrem Einfluſſe ſtanden und die heftigſten Widerſacher wenigſtens nicht objectiv zwiſchen den Vortheilen und Nachtheilen der beſtehenden Einrichtungen zu unterſcheiden wußten. Die

Digitized by Google

Einen wären gern bis zu den alten Provinzialständen zurückgekehrt, die Andern glaubten wenigstens die Bestätigungsrechte der Ministerialregierung retten zu müssen. In Couriers Kopfe gestaltete sich die Frage sehr einfach, weil er das wirkliche Volksleben vor sich sah und mit dem innigen Gefühl der persönlichen Freiheit maß.

Im ersten Briefe an den Redacteur des Censor zeigt er die Fortschritte der Zeiten. Früher konnte man einen Bauer tödten und brauchte nur fünf Sous dafür zu bezahlen; jetzt kostet es dem Maire schon $7\frac{1}{2}$ Sous Stempelgebühren, einen Bauer nur einsperren zu lassen. Als einmal zu Montaigne's Zeiten ein Bauer (vilain, manant, wir könnten auch Höriger sagen) sich gegen einen Edelmann, der ihn umbringen wollte, vertheidigte, war alle Welt erstaunt, und Montaigne nicht am wenigsten. „Der Kerl wurde aufgehängt, und mit Recht, denn man muß nicht seinem Jahrhundert voraneilen wollen." Unter Ludwig XIV. wußten nur erst die Nonnen, nach einer Aeußerung La Bruyère's, daß ein Bauer auch ein Mensch sei; jetzt weiß es alle Welt, aber bis zur praktischen Anwendung dieser Erkenntniß ist noch ein weiter Weg. — Im zweiten Briefe bespricht er eine wohlmeinende Schrift, welche die Pflege und den Schutz der Regierung für den Ackerbau und die Landwirthschaft anruft. Courier protestirt dagegen. „Laßt die Regierung Steuern erheben und Orden vertheilen, aber, um Gottes Willen, fordert sie nicht auf, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen; wenn sie uns nicht vergessen kann, möge sie wenigstens so selten als möglich an uns denken. Zweifelsohne sind ihre Absichten für uns die besten der Welt, ihre Ansichten immer überaus weise und namentlich uneigennützig; aber durch ein fatales Geschick kommt es immer so, daß alles, was sie aufmuntert, dahinsiecht, alles, was sie lenkt, schlecht geht und alles verkommt, was sie erhalten will, ausgenommen die Spielhäuser und Bordelle. Wer arbeiten will, braucht nur Freiheit." — Freilich, sagt er, wäre es besser, wenn die Jugend sich den productiven Arbeiten zuwenden wollte, statt auf die Stellenjägerei zu gehen. Aber die Stellenjagd, die Sucht, von Staatsgeldern zu vegetiren, ist ein unausrottbares französisches Erblaster, für das Courier die Worte Philippe de Comines', des Chronisten aus dem fünfzehnten Jahrhundert, anführt. — Seine gesunden volkswirthschaftlichen Ansichten bewährt Courier auch im sechsten Briefe, wo er, ohne in die landläufige Phraseologie der Freihandelsschule zu verfallen, die sogenannten Schwarzen Banden, welche die großen Güter zerstückelten und also die Bildung eines freien Bauernstandes beförderten, gegen das herrschende Vorurtheil in Schutz nimmt. Dann schildert er die neue Pfaffenherrschaft, den Hof mit seinem alten und neuen (napoleonischen) Adel, die Leiden der Presse, die Unbilden der Bureaukratie, das falsche Pathos der Kammerdebatten.

In diesen elf Briefen liegt ein ganzes politisches System, so gut wie in Benjamin Constant's sämmtlichen Werken, aber es ist ein politisches System bearbeitet von einem Dichter. Ja, Courier offenbart sich hier als ein wirklicher Dichter, denn eben durch die Anschaulichkeit und Abrundung seiner Bilder zeichnet er sich vor allen anderen Publicisten aus. Gewisse Figuren, die bei ihm immer wiederkehren, wie der bekannte Marcellus (Höfling, Junker, Diplomat, mittelmäßiger Archäologe und schlechter Poet) oder der Staatsanwalt Jean de Broë, der ihn mit so viel Hartnäckigkeit verfolgte, treten uns leibhaftig vor die Augen. Auf der anderen Seite sehen wir seine Bauern in ihrem ländlichen Treiben und unter den Peinigungen der amtlichen Dorftyrannen in Genrebildern, so lebendig und nur viel realistischer, als in irgend einer Auerbach'schen Dorfgeschichte. Das Alles erscheint so natürlich, jeder Satz, jede Aeußerung drängt sich auf, als ob sie sich ganz von selbst verstände, und doch ist der Stil so gefeilt, daß man kein Wort in seinem Periodenbau missen möchte oder verändern könnte. Es gehört allerdings zum Wesen des Witzes, in einer fein berechneten und sehr verdichteten Form aufzutreten, so daß Schriftsteller von schlagendem Witz selten dem Umfang nach sehr productiv sind. Wer in die Werkstätte des Courier'schen Geistes blickt, merkt, daß er oft an einem einzelnen Satze sehr lange gearbeitet und für diese oder jene Wendung seine alten Lieblingsautoren, z. B. Montaigne oder Pascal, zu Rathe gezogen und verglichen hat, und zwar dies gerade am meisten da, wo sein Stil am einfachsten, leichtesten und populärsten klingt. —

Seines Vaters Prophezeihung, daß nichts aus ihm werden würde, bewährte sich noch einmal 1820, als er sich um ein Abgeordnetenmandat bewarb. Die Bureaukratie machte kurzen Proceß mit ihm; sie strich ihn von der Liste der Wähler, indem sie sein festes Domicil bestritt. Obgleich er in der Provinz reich begütert war und 13—1400 Francs directer Steuern bezahlte, sollte Paris für seinen eigentlichen Wohnsitz gelten. In Paris sein Domicil geltend zu machen, wäre absurd und zwecklos gewesen — und so befand sich Paul-Louis plötzlich heimathlos. Er, der Soldat vieler Schlachten, der Schriftsteller und Gelehrte, auf den die Nation stolz sein konnte, der Gutsbesitzer, der Hort der Schwachen in der Provinz, plötzlich durch ein kurzes Manöver zum Vagabunden gestempelt und seiner bürgerlichen Rechte beraubt! Wenn wir in neuester Zeit manchmal die Erfindungen der Bureaukratie bewunderten, so zeigt uns dieses Beispiel, auf welch' reichen Schatz ergiebiger Traditionen sie sich stützt.

Courier rächte sich in seiner Weise. Er brauchte nicht zwischen Manuel und Foy zu sitzen, um der Reaction gefährlich zu sein. Vielleicht hätte er gar nicht in die Reihen der parlamentarischen Opposition gepaßt. Seine

Digitized by Google

Methode war volksthümlicher, seine Anschauungen waren großartiger, die kleinliche Taktik systematischer Chicanen gegen ein chicanöses Cabinet würden seinen freien, beweglichen und die freie Bewegung liebenden Geist bald abgestoßen haben. —

Es ist unmöglich, alle die kleinen Pamphlets und politischen Correspondenzen, die in jener Zeit aus seiner Feder flossen, hier aufzuzählen. Am kühnsten tritt er im Jahre 1821 hervor, und seine kühnste Schrift ist auch seine bedeutendste. — Der Herzog von Berry war von Mörderhand gefallen, aber ein postumer Erbe war der Dynastie geboren worden. Die Ultra-Royalisten triumphirten über diese sichtbare Gnade des Himmels, und nachdem sie das Verbrechen in bekannter Weise zu reactionären Gesetzen und Maßregeln ausgebeutet, machten sie in Ergebenheit um jeden Preis. Der Säugling, auf dem ihre Hoffnungen ruhten, sollte — schon um der jüngeren Linie (den Orleans) ein Paroli zu biegen — auf Nationalunkosten dotirt werden, und vom Ministerium des Innern wurden Subscriptionsbogen in alle Gemeinden Frankreichs versandt, um Unterschriften zu sammeln für den Ankauf des Schlosses Chambord, von welchem der letzte Sprößling der älteren Linie noch heute in der Verbannung den Namen trägt. Dagegen erhob sich nun der „Simple discours de Paul-Louis, vigneron de la Chavonnière, aux membres du Conseil de la Commune de Véretz“ etc. Er fängt damit an zu fragen: wenn die Gemeinde Geld hätte wie Heu, ihre Schulden bezahlt, ihre Wege ausgebessert, die baufällige Kirche hergestellt, für die Armen gesorgt wäre, was könnte sie nicht alles für nützliche Verwendungen ihrer etwaigen Ueberschüsse finden! Aber Schloß Chambord mit seinem Park von 12,000 Morgen Landes zu kaufen, das nütze weder der Gemeinde noch dem Lande, noch dem Herzog von Bordeaux selbst, der nicht das Land zu bebauen, sondern das Regieren erlernen solle. Und was lehren ihn die Traditionen von Chambord? Die Unsittlichkeit des alten Hoflebens aus der Zeit der letzten Valois und der beiden langlebigen Ludwige (XIV u. XV). Man kann sich denken, wie Courier dieses Thema variirt und dazu die Servilität der modernen Höflinge schildert. Was ein Thronerbe lernen und was er nicht lernen soll, das behandelt er bald scherzweise, bald pathetisch; dem unfruchtbaren Müssiggange der Umgebung der Könige stellt er die Sittlichkeit und die nützliche Thätigkeit der niederen Stände entgegen.

Für diese Arbeit wurde ihm der Proceß gemacht; kein Polizeiminister nahm sich mehr seiner an, die Reaction war im Steigen. Freilich war es schwer, die Anklage gegen eine durchaus sittliche und bei aller Schelmerei sogar vorsichtig gehaltene Schrift zu formuliren, doch fand die ingeniöse Staatsanwaltschaft schließlich eine „Beleidigung der öffentlichen Moral“ darin und erwirkte eine Verurtheilung zu zweimonatlichem Gefängniß, trotz-

Digitized by Google

dem der junge, später berühmte Advocat Berville als Vertheidiger glänzend seine Sporen verdiente.

Man lebte sehr gesellig in Sainte-Pélagie, wo Courier seine Strafe absaß, kurz bevor Béranger dieses Prytaneum bezog, auf das die ersten Geister Frankreichs damals Anwartschaft hatten. Seine Kerkerbriefe rühmen den Comfort, dessen er genießt, erwähnen der vielen Besuche und Huldigungen, die er empfängt und welche sich allmählich so häufen, daß er sich im Gefängniß über gesellschaftliche Belästigung beklagt und manchmal nach Einsamkeit sehnt. Aber er war so wenig zum Märtyrerthum gemacht, so wenig geeignet, nach fremdem Willen und Gesetz zu leben, daß er schon in den ersten Tagen bereute, sich nicht der Strafe entzogen zu haben. Und kaum hatte er sie überstanden, so drohte ihm ein neuer Proceß wegen seiner „Petition an die Deputirtenkammer für die Dorfbewohner, denen man das Tanzen verbietet" (dd. 15. Juli 1822). Selten hat wohl eine Kammer so schöne Petitionen empfangen! Der finstere Ultramontanismus, der damals Frankreich beherrschte, wollte eine strengere Sonntagsfeier erzwingen. Courier schildert das Dorfleben der Touraine in seiner ganzen mittäglichen Heiterkeit von der Zeit an, da Guillot und Perrette zum Dudelsack sprangen, während sie die Violinen des Hofs mit ihrem Schweiß und Blut bezahlen mußten („payer les violons" ist eine bekannte Redensart in Frankreich), bis zu der Zeit des befreiten Eigenthums, wo sie selbst zur Violine tanzen. Dann führt er uns einen gemüthlichen alten Geistlichen vor, der den Lustbarkeiten zuschaut und das junge Volk ermuntert, und stellt ihm einen hageren jungen Fanatiker gegenüber, der dem Volke fremd ist, hassend und verhaßt, seine Instructionen von der hohen Klerisei erhält und mit der Präfectur reactionäre Pläne schmiedet. Das Volk, sagt er, ist mit der neuen Gesetzgebung wohlhabender, glücklicher, gescheidter, gebildeter und sittlicher geworden, aber frommer ist es nicht geworden. Zum Schluß fragt er, ob es an der Zeit sei, ein Volk das von bewaffneten Feinden bedroht sei, den Mönchen unterzuordnen und Gebete auswendig lernen zu lassen. —

Der Kelch einer zweiten Verurtheilung ist an ihm vorüber gegangen, aber Courier ließ es sich gesagt sein und schrieb von nun an seine stärksten Stücke anonym. Doch welcher Gebildete hätte nicht gleich Courier's Stil erkannt! Bald hatte er Mühe, einen Drucker zu finden, der die Gefahren der Mitschuld auf sich genommen hätte und schließlich mußte er sich in Paris, wie einstmals in Rom wegen des Dintenflecks, an eine Winkeldruckerei wenden.

In seinen späteren Schriften — „Paul-Louis' Tagebuch", „Die Dorfzeitung", „die Briefe an die Anonymen" (angebliche Beantwortungen ano-

Digitized by Google

nymer Zuschriften) — nimmt er vorzugsweise die Geistlichkeit aufs Korn. Ja, seinen zweiten Brief an die Anonymen, in welchem er, gelegentlich der von einem Geistlichen an seiner Geliebten begangenen Mordthat, die Sitten der Kleriker und die Folgen des Cölibats in Verbindung mit der Ohrenbeichte tractirt, wollte Mancher, z. B. A. Carrel, mit Courier's plötzlichem Tode in Verbindung bringen. —

Nicht unerwähnt dürfen seine zahlreichen Proceßschriften bleiben, in denen er die ihm widerfahrenen Verfolgungen der rachsüchtigen Bureaukratie charakterisirt, besonders eine im Namen seines Waldhüters verfaßte, auf den sich der Haß seiner Feinde erstreckte („Pierre Clavier dit Blondeau à Messieurs les Juges de Police correctionelle à Blois"). Er sagte damals ungefähr: „Wer meine Wälder anzündet wird freigesprochen oder belohnt, wer sie beschützt wird verurtheilt!"

Sein Schwanengesang war das „Pamphlet der Pamphlete" (1824), in welchem er die Aufgabe des politischen Schriftstellers würdigt und die Bedeutung des Pamphlets in das wahre Licht stellt. Mit einer Wärme und Rührung, wie er sie sonst selten verräth, schildert er das Märtyrerthum der freien Presse an sich und Anderen. Der Schluß ist, wie eine Todesahnung, ein wehmüthiger Abschied von seinen Lesern. „Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, die Welt wird sich auch ohne mich bekehren" ruft er aus, wie er ein Jahr vorher sich in seinem Tagebuche sagen ließ: „Paul-Louis, die Pfaffen werden dich umbringen!" —

Sein Tod, er wurde am 10. April 1825 unweit seines Hauses erschossen gefunden, ist unaufgeklärt geblieben. An Feinden hat es dem unerschrockenen unbesonnenen Manne nicht gefehlt. Aber welcher Art sind die Feinde, die ihre Missethat in solches Dunkel zu hüllen wissen!

Trotz seines abenteuerlichen Lebens und des geheimnißvollen Dunkels, das sein Ende umgibt, hat Courier nicht nachhaltig auf die Gemüther seiner Zeitgenossen und der nächstfolgenden Generation gewirkt. Er nimmt weder in der Literaturgeschichte, noch in der Publicistik den ganzen Platz ein, der ihm gebührt. Die muthmaßlichen Gründe hierfür haben wir am Eingange dieses Artikels angedeutet. Uns will es bedünken, als könne Courier durch Vergleichung mit den gefeiertsten Publicisten nur gewinnen. Die Engländer mögen Junius nennen, die Deutschen Ludwig Börne ihm an die Seite stellen; aber wie viel kühner, poetischer, vorurtheilsfreier ist er, als der große britische Anonymus, der im Dienste einer bestimmten, enge begrenzten constitutionellen Partei schrieb und so sehr Stockengländer war, daß ihm für den nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf das Verständniß fehlte. Courier hat weniger Bosheit, aber viel mehr Wärme; er ist liebenswürdig und human, auch in seinen persönlichen Fehden. Junius ist oft übertrieben,

falsch pathetisch, oft abstract in seinen Deductionen. Courier hat von dem Allen keine Spur; er schafft Bilder, er ist der Dichter unter den Pamphletisten. Börne versuchte es, in der Mauthpredigt ihn nachzuahmen, aber diesem einzigen nur halb gelungenen Versuche merkt man gar sehr das Fremdartige an. Bei aller Feinheit des Witzes hat Börne weder die poetische Gestaltungskraft noch die gewaltige leidenschaftliche Concentrirung Courier's. Börne ist ein Witzling ersten Ranges und im besten Sinne, er erhebt sich oft bis zum Humor, fast nie bis zur wirksamen Satire. Freilich spielte Courier ein anderes, volltönenderes Instrument. Denn während Börne seinem Publikum fern stand, sich ein solches erst erdenken, bilden, erziehen mußte, stand Courier inmitten einer einheitlichen und stolz bewußten Nationalität und fußte auf geschichtlichen Eindrücken, die in den Köpfen aller seiner Leser lebendig waren.

Das Bündniß zwischen Preußen und Italien im Jahr 1866.

Due anni di politica italiana. Ricordi ed Impressioni di Stefano Jacini. Milano 1868.

(Schluß zu voriger Nr.)

Bevor noch der Allianzvertrag mit Preußen abgeschlossen wurde, war für die italienische Regierung ein wichtiger Punkt klar zu stellen. Sie mußte sich die Frage vorlegen, was die Stellung Frankreichs bei einem gemeinsamen italienisch-preußischen Krieg gegen Oestreich sein würde. Es war, wie Jacini bemerkte, für Italien nicht blos eine Sache der Schicklichkeit, sondern der Nothwendigkeit, sich über diese Frage Gewißheit zu verschaffen. Die Allianz mit Preußen sollte kein Aufgeben der französischen Allianz bedeuten, und doch war der Fall denkbar, daß Frankreich zwar nicht aus Abneigung gegen Italien, wohl aber aus Furcht vor einer übermäßigen Vergrößerung Preußens zu Gunsten Oestreichs interveniren würde und so für Italien aus einem Verbündeten in einen Gegner sich verwandelte.

Darüber sich Klarheit zu verschaffen, war Gegenstand der diplomatischen Mission, welche einem ausgezeichneten lombardischen Edelmann (dem Grafen Arese) anvertraut wurde, der durch seine langjährige persönliche Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon hierzu besonders geeignet war und schon früher ähnliche Aufträge erfolgreich ausgeführt hatte. Graf Arese begab sich gegen Ende März nach Paris, um dem Kaiser freimüthig auseinanderzusetzen, in

Digitized by

welch bedrängter Lage Italien sich befinde, aus der es sich nur durch rasche Vollendung der nationalen Unabhängigkeit zu retten vermöge. Nun scheine eine günstige Gelegenheit zum Abschluß einer Allianz mit Preußen zu diesem Zweck sich zu nähern, für Italien sei es geradezu eine Lebensfrage, diese Gelegenheit zu benützen und die italienische Regierung hoffe, daß Frankreich bei einer solchen Eventualität nicht feindselig gegen seinen alten Verbündeten auftreten werde. Der Eindruck, welchen der italienische Vertrauensmann von seinen Unterredungen in Paris empfing, war der, daß die Gefühle des Kaisers gegen Italien unverändert dieselben seien. Allerdings verhehlte dieser nicht, daß er eine friedliche Lösung der venetianischen Frage vorziehen würde, und er konnte hinzufügen, daß er noch vor Kurzem angelegentlich in den wiener Hof gedrungen habe, damit dieser angesichts des drohenden Conflicts in Deutschland sich zu einer solchen verstehen möge. Allein nachdem jeder friedliche Rath vergeblich gewesen und Italien genöthigt sei, eine günstige Gelegenheit benützend zum Schwert zu greifen, werde Frankreich sich nicht einmischen, um den Krieg von Seiten Italiens zu verhindern. Uebrigens erklärte der Kaiser auf die bestimmteste Weise, daß er sich die volle Freiheit der Action vorbehalte für jegliche Eventualität, bei welcher die Interessen Frankreichs irgendwie Gefahr laufen würden. Von diesem Vorbehalt schien jedoch wenigstens nach dem Eindruck des officiösen Unterhändlers die Frage Venetiens ausgeschlossen, in dessen Vereinigung mit Italien der Kaiser ein Interesse des gesammten Europa erblickte. Preußen selbst würdigte vollkommen diesen Schritt, zu dem sich der General Lamarmora einem alten Verbündeten gegenüber veranlaßt sah. Es war auch für Preußen von Wichtigkeit, daß die Beziehungen Italiens mit Frankreich freundschaftliche blieben.

In der so weit schon vorgerückten Lage trat nun eine Zögerung, ja ein Rückschritt ein in Folge des Depeschenwechsels zwischen Preußen und Oestreich über die Rüstungsfrage. Preußen hatte in der Depesche vom 21. April den östreichischen Vorschlag einer Entwaffnung angenommen, unter der Bedingung, daß Oestreich und die anderen deutschen Staaten ein Gleiches thun sollten, und Vorschläge für die allmähliche und gleichzeitige Ausführung dieser Maßregeln gemacht. Obwohl diese Depesche keine unbedingte Zustimmung zu dem östreichischen Vorschlag bedeutete, so erblickten die italienischen Staatsmänner darin doch ein Anzeichen, daß die Friedenspartei am preußischen Hofe wieder an Terrain gewinne. — Graf Bismarck war in jenen Tagen krank und seinem Leiden schienen politische Gründe nicht fremd. Jedermann wußte, daß ein Krieg gegen Oestreich in Preußen unpopulär war, selbst im Heer, das sich lieber gegen jeden andern Feind geschlagen hätte. Am 25. April machte das preußische Cabinet Anzeige von dieser neuen Lage und fügte nur hinzu, daß die Befehle für die Entwaffnung langsam ausgeführt werden sollten.

gitized by Google

Unterdessen hatten die militärischen Vorbereitungen in Italien, deren Charakter ohne Zweifel von den östreichischen Agenten in Italien sehr übertrieben wurde, das wiener Cabinet in Unruhe versetzt. Mittelst eines jener raschen Entschlüsse, welche wiederholt seine Stellung in Italien gefährdeten, warf Oestreich plötzlich eine große Zahl Regimenter mit der Eisenbahn ins Venetianische und gab dadurch der italienischen Regierung den (formell wohl begründeten) Anlaß zu einer diplomatischen Beschwerde, die in einem Rundschreiben an die Vertreter Italiens im Auslande d. d. 27. April niedergelegt war. Die italienische Regierung kündigte darin gleichzeitig an, daß sie sich genöthigt sehe, ebenfalls im Interesse der Sicherheit des Königreichs ihre Streitkräfte zu Wasser und zu Land zu erhöhen. Zugleich nahm der italienische Ministerpräsident Anlaß, der preußischen Regierung die Gefahr zu schildern, welche Italien lief, wenn es unvermuthet von Oestreich angegriffen würde. Graf Bismarck antwortete am 2. Mai, er glaube, die preußische Regierung habe kraft des Allianzvertrags, der nicht für beide Theile gleich gegenseitig sei, keine strenge Verpflichtung, zur Vertheidigung Italiens einzutreten; allein persönlich halte er jedenfalls dafür, daß es im Interesse Preußens liege zu verhindern, daß Oestreich Italien überwältige. Da dies seine feste Ueberzeugung sei, würde er eine Cabinetsfrage daraus machen, Italien nicht allein zu lassen.

Dies ist nun der Punkt, auf welchen die Italiener ihre Beschwerden gegen Preußen gründen. Es ist insbesondere der Punkt, welchen Lamarmora wiederholt, namentlich in seinem Briefe an die Wähler von Biella, empfindlich hervorhob. Die Italiener beriefen sich darauf, daß der geheime Vertrag ausdrücklich als ein „offensiver und defensiver Allianzvertrag" abgeschlossen war. Nur im Fall eines Angriffs von Seiten Italiens war der Vertrag nicht unbedingt gegenseitig, aber im Fall Italien binnen drei Monaten angegriffen würde, war Preußen vertragsmäßig zu seiner Hilfe verpflichtet. Preußen andererseits berief sich darauf, daß es sich überhaupt nicht in absoluter Weise zum Krieg verbindlich gemacht und die Initiative binnen drei Monaten sich ausschließlich vorbehalten hatte. Es ist keine Frage, es war dies ein Moment, wo die Italiener die Ungleichheit des Vertragsverhältnisses peinlich empfanden, um so peinlicher, als sie ein unbedingtes Interesse am Krieg hatten, während Preußen noch immer die Hoffnung nicht ausschloß, seine Ziele durch Nachgiebigkeit des Gegners zu erreichen. Der Mangel an Gegenseitigkeit bestand unleugbar. Allein es ist nicht zu verkennen, daß er doch nur der Ausdruck der wirklichen Lage war. Der Krieg war für Preußen ein so ungeheures Wagniß, daß es nur in durchaus selbständiger Weise, lediglich nach den eigenen Interessen und nach Erschöpfung aller anderen Mittel den Entschluß zu demselben fassen konnte. Für Preußen

Digitized by Google

ſtand die Exiſtenz des Staats auf dem Spiel, Italien dagegen war in ſeinem bisherigen Beſtand ohne Frage ſchon durch Frankreich gedeckt, während es andererſeits den Krieg ſchlechterdings nur unter der Vorausſetzung führen konnte, daß es einen Bundesgenoſſen gegen Oeſtreich bekam; ſeine Action war ſchlechterdings abhängig von der Action Preußens. Es war alſo, wie Lamarmora klagte, daß Italien auf alle Fälle Preußen gegen Oeſtreich beiſtehen ſollte, während Preußen nicht das Gleiche Italien verſprach. Allein in Wirklichkeit war dies doch nur ein Unterſchied in der Form, von dem ein Staatsmann nicht wohl annehmen konnte, daß er praktiſch werden würde, wie er auch nicht praktiſch geworden iſt. Konnte Graf Bismarck in einem Augenblick, da in Berlin noch die Kriegs- und Friedenstendenzen ſich ſtritten, nur ſeine perſönliche Stellung einſetzen, damit Italien im Fall eines Ueberfalls nicht im Stich gelaſſen würde, ſo war dies für die italieniſche Regierung eine moraliſche Bürgſchaft, die nur in dem jetzt undenkbaren Fall verſagt hätte, daß Preußen vor den Forderungen Oeſtreichs gänzlich zurückgewichen wäre. Am 6. Mai kam eine weitere Bürgſchaft: „eine ſehr hohe Perſönlichkeit“ in Preußen ſchrieb einen Brief an „eine ſehr hohe Perſönlichkeit“ in Italien, der zwar noch nicht die Gewißheit ausdrückte, daß Preußen die Initiative eines Kriegs ergreifen würde, jedoch für den Fall eines Angriffs Oeſtreichs auf Italien beruhigende Verſicherungen gab. Gerade die verſuchte Wendung Oeſtreichs, ſich einzig auf Italien zu ſtürzen, hatte den Entſchluß zum Krieg in Berlin herbeigeführt. Die Note des Grafen Mensdorff vom 26. April war für den Grafen Bismarck die wirkſamſte Waffe gegen die Friedenspartei. Die preußiſche Depeſche vom 30. April lehnte jede Abrüſtung ab, falls Oeſtreich nicht auch gleichzeitig gegen Italien abrüſte und in den erſten Tagen des Mai erfolgten die Befehle zur Mobiliſirung der Armee. Wirklich hatte ſich auch durch die Anzeige vom 25. April die italieniſche Regierung nicht ernſtlich beirren laſſen. Sie fuhr in ihren kriegeriſchen Rüſtungen fort. Das Heer concentrirte ſich in einer Stärke von 200,000 Mann in der Emilia und der Lombardei.

Noch einmal trat ein ernſter kritiſcher Moment ein. Am 5. Mai 1866 wurde Lamarmora durch das Angebot einer freiwilligen Abtretung Venetiens an Italien überraſcht unter der einzigen Bedingung, daß Italien einfach neutral bleibe. Die Verſuchung trat an Italien heran, nachdem ſoeben im Verhalten Preußens ſich eine gewiſſe Abkühlung gezeigt hatte. Es war, wie Jacini ſagt, ein terribile momento; Italien durfte ſich die Ausſicht auf den Gewinn Venetiens nicht entgehen laſſen, dies war eine Lebensfrage; und doch war es immer noch nicht ſicher, ob Preußen ſich zum Krieg entſchließen werde, an dem ſelbſt in jenem Augenblick auch in Deutſchland die Meiſten noch zweifelten. Der italieniſche Miniſter ſteht nicht an zu erklären,

Digitized by Google

daß es in andern Zeiten wohl nicht an Staatsmännern gefehlt haben würde, die in solcher Lage mit beiden Händen zugegriffen hätten, und er fügt sogar hinzu, was zweifelhafter ist, daß Italien dies hätte thun können ohne formell den abgeschlossenen Allianzvertrag zu verletzen. Dennoch wies Italien die Versuchung zurück, im Bewußtsein, daß der Geist des Vertrages damit allerdings verletzt wäre. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai wurde in einem Saale des Palazzo vecchio zu Florenz der entscheidende Beschluß gefaßt, der, wie Jacini feierlich ausruft, mit goldenen Lettern in den Annalen der preußischen Monarchie eingezeichnet zu werden verdient. Wir begreifen den befriedigten Stolz, mit welchem die italienische Darstellung bei diesem Glanzpunkt in der Geschichte der preußisch-italienischen Allianz verweilt. Uebrigens deutet Jacini selbst an, daß auch politische Gründe zu dieser Entscheidung mitwirkten: es war ein Act der Loyalität, aber zugleich ein Act politischer Berechnung. Wäre das Anerbieten angenommen worden, so hätten sich alle im Venetianischen angesammelten Streitkräfte Oestreichs nordwärts gewandt um sich mit dem gegen Preußen aufgestellten Heer zu vereinigen. Wäre es nun Oestreich gelungen, Preußen niederzuschlagen, so mußte dies, wie die italienischen Staatsmänner sich nicht verhehlten, die Interessen Italiens für die Zukunft aufs äußerste gefährden. Die italienische Nationalität ist ungleich gesicherter neben einem unter Preußen geeinigten Deutschland, als neben einem Oestreich, das nach der Zertrümmerung Preußens wieder seine Herrschaft in Deutschland aufgerichtet, das heil. römische Reich wiederhergestellt und früher oder später auch seine alte Politik in Italien wieder aufgenommen hätte.

Noch einmal tauchte ein Hinderniß auf. Deutschland und Italien standen in Waffen, als am 27. Mai von Seiten Frankreichs, Englands und Rußlands der gemeinsamer diplomatischer Schritt zur Berufung eines Congresses erfolgte. Preußen beeilte sich anzunehmen. Lamarmora nahm durch die Note vom 1. Juni gleichfalls an, weigerte sich jedoch zu entwaffnen und sprach die Voraussetzung aus, daß der Congreß bezüglich der venetianischen Frage zu der einzigen Lösung führen werde, welche jetzt das Bewußtsein von ganz Europa für sich habe. Von gleichem Datum war die Antwort Oestreichs, das bekanntlich in brüsker Weise diesen letzten Rettungsanker von sich stieß, indem es unerfüllbare Bedingungen an seine Zustimmung knüpfte und gleichzeitig die Erklärungen am Bundestage abgab, welche unmittelbar zum Bruch führen mußten. Sobald die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen hatten und Italien davon benachrichtigt war, begab sich Lamarmora, nachdem er die Zügel der Regierung dem Baron Ricasoli übergeben, ins Feld — „er selbst ungleich weniger vertrauensvoll als wir Alle" — und überschickte am 19. Juni die Kriegserklärung an Oestreich.

Digitized by Google

Ein letzter kritischer Moment für die Allianz trat ein, als nach der Schlacht von Königgrätz der Kaiser Napoleon sich wirklich ins Mittel legte, Italien das ihm vom Kaiser von Oestreich geschenkte Venetien anbot und in Folge dessen Einstellung der Feindseligkeiten vorschlug. Allein der Vertrag lautete zu bestimmt, als daß Italien einen Augenblick über seine Antwort hätte im Zweifel sein können. Die Einstellung der Feindseligkeiten konnte nur im Einverständniß mit dem Verbündeten geschehen. Lamarmora, welcher der einzige Minister im Felde war, übernahm die Verantwortlichkeit für die bekannte Depesche, mit welcher Victor Emmanuel dem Kaiser in diesem Sinne antwortete, und nach seinem Hauptquartier zu Torre Malimberti zurückgekehrt, telegraphirte Lamarmora an Nigra in Paris:

„5. Juli 10½ Uhr Morgens. Der Kaiser hat dem König telegraphirt, daß Oestreich ihm Venetien abtrete und daß er sich leicht mit uns arrangiren werde. Die Sache ist um so ernster als sie im Moniteur veröffentlicht ist. Ich begreife, daß der Kaiser versucht, Preußen aufzuhalten, aber es ist im höchsten Grade schmerzlich, daß er es zum Nachtheil der Ehre Italiens thut. Venetien als Geschenk Frankreichs annehmen ist für uns demüthigend und alle Welt wird glauben, daß wir Preußen verrathen haben. Man wird nicht mehr in Italien regieren können, die Armee wird ihr Prestige verlieren. Bemühen Sie sich, uns die harte Alternative zu ersparen ....“

Lamarmora hat dieses Telegramm kürzlich selbst veröffentlicht, unter Actenstücken, welche ihn vom Verdacht der Unterwürfigkeit unter den Willen Napoleons reinigen sollen. Das Bezeichnende ist aber doch dies, daß Lamarmora durch die französische Mediation in einen so schweren Conflict sich versetzt sah, und daß für ihn die Möglichkeit, dem Kaiser zu mißfallen und die Gewißheit dem Verbündeten das Wort zu brechen überhaupt eine „harte Alternative“ war, aus der ihn der Kaiser selbst befreien sollte.

Der Gang der Kriegführung selbst steht außerhalb des Zwecks, den sich die Schrift Jacini's vorgesetzt. Sie ist wie gesagt älter als die Controverse, die sich an die Interpellation Lamarmora's im Parlamente anschloß. Auch über den italienischen Kriegsplan erfahren wir deßhalb nichts Näheres. Doch ist folgende Bemerkung von Interesse: „Man konnte erwarten, daß Oestreich nicht eben mit großer Hartnäckigkeit ein Gebiet vertheidigen würde, dessen Abtretung es bereits zuließ, und daß es einige Armeecorps in Venetien lassend seine ganze übrige Macht nach Böhmen werfen würde. Deßwegen war der General Lamarmora der Meinung, um den eingegangenen Verpflichtungen mit Preußen getreu zu bleiben, was für ihn unter allen Umständen eine Frage der Ehre als Edelmann, als Soldat und als Minister war, daß nach kurzem Aufenthalt vor den Festungen, zum Zweck ihrer Einschließung, das Kriegstheater in wenigen Wochen nach dem Kern der

Digitized by Google

östreichischen Provinzen verlegt werden sollte. Allein statt dessen hielt Oestreich 180,000 Mann in Venetien und Tirol concentrirt, es hatte hierher seine besten Generale und seine besten Regimenter gesandt, in der Absicht, zuvor die italienische Armee zu vernichten und so gegen jede Gefahr einer Diversion von dieser Seite gesichert sich mit seiner ganzen Macht auf Preußen zu werfen." — Aus dieser Aeußerung des Ministers muß man schließen, daß in einer früheren Periode der andere von den Generalen Cialdini, Fanti, Durando empfohlene Plan jedenfalls ernstlich in Frage stand und von Lamarmora selbst in Aussicht genommen wurde. In seiner neuesten Broschüre (Schiarimenti e Rettifiche, Firenze 1868) versichert freilich Lamarmora, er habe gegenüber dem Plan der anderen Generale stets die Meinung gehabt, der zufolge er dann handelte; er sagt nämlich: „Von den beiden so viel bestrittenen Projecten, das Festungsviereck vom Po oder vom Mincio anzugreifen, wählte ich den Hauptangriff vom Mincio her. Diese Meinung hatte ich schon zuvor, und nachdem ich an Ort und Stelle besser studirt hatte, welchen ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren wir begegnet wären, wenn die Oestreicher uns das Gebiet vom Po bis Padua streitig gemacht hätten, mit all den Flüssen und Kanälen, welche es durchschneiden, Rovigo in der Front, Verona und Legnago auf der einen Seite, Venedig auf der andern, so danke ich der Vorsehung, daß diese Unternehmung nicht ausgeführt worden ist bevor der Feind die Polesina geräumt und die Befestigungen von Rovigo in die Luft gesprengt hatte."

Indessen, militärische Gründe reichen in jedem Falle nicht aus, um die von der Oberleitung des Heeres getroffenen Entschlüsse zu erklären. Die politischen Erwägungen mußten nothwendig ihren Einfluß auf die Art der Kriegführung äußern. Aus der Darstellung Jacini's geht ganz unwiderleglich hervor, daß man eine nachdrückliche kriegerische Action für mehr oder weniger überflüssig, ja vielleicht sogar für widerstreitend mit den Interessen Italiens hielt. Schon aus Anlaß der letzten directen Schritte bei Oestreich war ja constatirt worden, daß es sich für Oestreich nur um eine Frage der militärischen Ehre handle, und daß in Folge davon der Kampf mehr den Charakter eines militärischen Duells als eines ernsthaften Krieges haben werde. Der Versuch, den Oestreich am 5. Mai machte, Italien durch freiwillige Abtretung Venetiens von der preußischen Allianz abzuziehen, wurde zwar zurückgewiesen, allein die italienischen Staatsmänner glaubten daraus den sicheren Schluß ziehen zu dürfen, daß das Ziel, das man anstrebte, in der Sache bereits erreicht sei, und daß die Politik bereits fertig gebracht habe, was die Waffen nur noch ratificiren sollten. Und vollends verständlich ist folgende Aeußerung Jacini's: „Gewiß, wenn Italien sofortige militärische Erfolge hätte erreichen und eine imponirende Haltung einnehmen

Digitized by

können, so hätte Preußen noch härtere Friedensbedingungen Oestreich auferlegen und die Resultate weit überschreiten können, welche der geheime Vertrag mit Italien stipulirte; wobei sich jedoch immer fragte, ob alle diese Resultate dann auch den künftigen Interessen Italiens entsprechend gewesen wären." Ausdrücklich sagt Jacini an einer andern Stelle, daß die Erhaltung eines großen, starken, mächtigen Oestreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen auch im Interesse einer gesunden italienischen Politik liege, für welche die Wiederherstellung eines heil. römischen Reichs durch Preußen ebenso gefahrbringend wäre, als eine Restauration unter Oestreich. Daß Louis Napoleon in diesem Sinne auf die italienischen Staatsmänner eingewirkt hätte, dafür fehlen die Beweise, aber gewiß ist, daß jene Auffassung derjenigen des Kaisers vollkommen entsprach. Uebrigens sind es italienische Stimmen selbst, welche behaupten, daß nur durch französischen Einfluß dem Plane Lamarmora's vor dem der anderen Generale der Vorzug gegeben wurde. Jedenfalls konnte Italien dem Kaiser keinen größeren Gefallen erweisen als mit einer Kriegführung, welche des Ziels im Voraus sicher sich innerhalb der Grenzen eines „militärischen Duells" hielt und die italienische Armee vor dem Festungsviereck lahm legte.

Die Frage ist nur, ob man nach den veröffentlichten Actenstücken überhaupt noch von einem Kriegsplan des Generals Lamarmora reden kann. Die Thatsachen, welche durch die Controverse unter den Generalen ans Licht gestellt sind, constatiren eine Verwirrung und Kopflosigkeit in der Kriegführung, die über alle Begriffe geht. Wenn Cialdini dem Obergeneral vorwirft, die Demonstration vom 24. Juni sei wider die Verabredungen gewesen und Lamarmora andererseits über den Gang der Operationen am untern Po sich beschwerte, so fehlte es offenbar an einem übereinstimmend festgestellten Feldzugsplan. Lamarmora gesteht das im Grunde selbst ein, wenn er sagt: „Was die Verabredungen betrifft, so war unsere beiderseitige Action so selbstverständlich, daß darüber gar kein Streit sein konnte. Jeder sollte seinerseits je nach den Umständen mit der erforderlichen Energie handeln, um den Feind zu schlagen oder zu paralysiren, indem man ihn entweder nach der einen oder nach der anderen Seite anlockte. Folglich und je nach den erlangten Erfolgen hätte sich das Heer entweder gänzlich auf der einen Seite vereinigt, oder es wäre das Poheer beträchtlich verstärkt worden, falls es ihm gelungen wäre, Rovigo zu nehmen und bis an die Etsch zu dringen." Das heißt doch mit anderen Worten: der Gang der Dinge war in die Hand der Vorsehung gestellt, jeder der beiden Armeetheile konnte handeln wie ihn gutdünkte. In der That behauptete Cialdini vom Anfange an eine mehr oder weniger unabhängige Stellung neben dem Obercommando, obwohl sie nicht genau präcisirt und mehr nur ein nothgedrungenes Zugeständniß an

Digitized by Google

Cialdini geweſen zu ſein ſcheint, der ſich doch keinem Oberbefehl unterworfen hätte. Deswegen ſendet Lamarmora dem Commandanten des 4. Armeekorps auch keine Befehle, ſondern er „bittet ihn inſtändig", dieſe oder jene Bewegung zu machen, und Cialdini erfüllt dieſe Bitten, oder auch nicht. Am 26. Juni, zwei Tage nach Cuſtozza, bat Lamarmora Cialdini dringend, den Po nicht zu verlaſſen, ſondern die Demonſtrationen zu deſſen Ueberſchreitung fortzuſetzen. Als er dann erfährt, daß Cialdini bereits auf dem Rückweg gegen Modena ſich befindet, wird es ihm doch zu bunt, er iſt „mehr denn je von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß ein Einziger die Kriegsoperationen leite", er ſchreibt an Cialdini, vor Allem müſſe die Vielregiererei aufhören und bietet ihm ſelbſt den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande an. Wirklich reichte Lamarmora ſeine Entlaſſung als Chef des Generalſtabs ein und war nur auf dringende Bitten Ricaſoli's zu bewegen, wenigſtens proviſoriſch auf ſeinem Platze zu bleiben. Denn Cialdini hatte abgelehnt, „weil Lamarmora, Durando, Della Rocca doch nicht unter ihm ſtehen könnten" (!), und erſt ſpäter verſtand er ſich dazu, den Oberbefehl von dem Augenblick an zu übernehmen, da die Vereinigung beider Armeen vollzogen wäre. Auch in Betreff der Flottenoperationen beſtand, wie aus den von Lamarmora mitgetheilten Schriftſtücken hervorgeht, kein eigentlicher Plan, noch weniger der Plan einer combinirten Action von Flotte und Heer, und die Telegramme, welche in der zweiten Woche des Juli zwiſchen Lamarmora, Perſano und dem Marineminiſter Depretis gewechſelt wurden, gehören wohl zum Naivſten, was die Kriegsgeſchichte aufzuweiſen hat. Unter ſolchen Umſtänden war es freilich ein Glück für Italien, daß die Diplomatie bereits die Reſultate geſichert hatte, „welche der Krieg blos ratificiren ſollte."

Italien hat für die Sünden ſeiner Kriegführung ſchwer büßen müſſen. Es hat zwar das Ziel des Kriegs erreicht, aber um die Früchte, welche es mit Recht davon erwarten konnte, iſt es größtentheils betrogen. Die ſuperklugen Politiker, welche eine energiſche Kriegführung im großen Stil für überflüſſig hielten oder gar für bedenklich, um Preußen nicht übergewaltig werden zu laſſen, ſahen über den eingebildeten Beſorgniſſen, die ihnen ein preußiſches Kaiſerreich einflößte, nicht die wirklichen empfindlichen Nachtheile, welche ſie ihrem Lande zufügten. Welche Rückwirkung hätte es auf die inneren Zuſtände Italiens haben müſſen, wenn die Armee den Marſch ausgeführt hätte, welchen der preußiſche Kriegsplan von ihr verlangte, wenn ſie wenigſtens nur den Willen und den Muth zu einer kraftvollen Initiative gezeigt hätte! Wer im Herbſt 1866 nach dem Friedensſchluß jenſeits der Alpen war, der fand wohl in den venetianiſchen Städten überall Freude und Jubel über die Befreiung, und den italieniſchen Offizieren und Soldaten hätten keine größeren Ovationen dargebracht werden können, wenn ſie als Sieger ihren

Digitized by Google

Einzug gehalten hätten; aber ganz anders war es im übrigen Italien; nirgends wollte man von Festen und Freudenkundgebungen etwas wissen. Alles fühlte sich gedrückt, gedemüthigt. Anstatt daß Italien mit gehobener Stimmung, mit dem stolzen Bewußtsein, seine Unabhängigkeit und Einheit vollends erkämpft zu haben, aus dem Kriege hervorging, der ihm eine neue Provinz zufügte, war die Folge vielmehr die Verdoppelung des zuvor schon herrschenden Mißvergnügens, eine Fluth von Anklagen und Vorwürfen, die Fortdauer des Parteihaders. Wie wenig es gelang, die revolutionären Leidenschaften zu beschwichtigen, zeigte bald darauf der neue Römerzug Garibaldi's, und das Ende desselben sollte schmerzliche Gewißheit darüber bringen, wie Italien noch immer zu Frankreich steht. Denn dies war noch die schlimmste Folge jener Politik, welche die Vortheile der preußischen und der französischen Freundschaft gleichzeitig genießen wollte: anstatt daß man muthig die Gelegenheit ergriffen hätte, an der Hand eines uneigennützigen Verbündeten sich von der Vormundschaft Frankreichs zu befreien, lastet diese heute wieder fast so schwer als zuvor auf dem Lande. Die Enthüllungen aber, welche jetzt von allen Seiten zu Tag treten, haben, so peinlich sie für Diejenigen sind, welche den Italienern aufrichtig wohlwollen, doch wenigstens das Verdienst, daß sie das Dunkel wegziehen von jenen Tagen, in welchen große Hoffnungen doch nur unvollständig erfüllt worden sind. Schließlich kann ihre Wirkung nur eine heilsame sein, und schon jetzt ist die öffentliche Meinung in Italien zum weit größten Theil einig sowohl in der gerechten Werthschätzung der preußischen Allianz, als in dem Urtheil über die Staatsmänner, welche ihrer Aufgabe doch nur halb, und über die Generale, welche ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen waren.

W. L.

Die Chimäre einer polnischen Abstimmung.

In Rapperswyl haben sich deutsche Demokraten und Söhne Lechs neulich dahin geeinigt, daß in den preußisch-polnischen Grenzstrichen beim Wiedererstehen der königlichen Republik Polen die Wahl der Nationalität durch Abstimmung entschieden werden soll. Zwar — und leider — ist der Vorschlag deutscherseits nur von Gottfried Kinkel ausgegangen, der wohl auf den Rang eines deutschen Dichters und Patrioten Anspruch machen kann, der ihn aber schwerlich selbst auch auf den eines guten Politikers erheben wird, und die ganze Sache ist nichts mehr als eine Uebung am Phantom; aber

gitized by Googl

es ist immer nützlich, gegen falsche Grundsätze in Zeiten Protest einzulegen, wenn es auch mit ihrer Verwirklichung noch so gute Weile hat. Das gibt uns Gelegenheit, wieder einmal an den Thatbestand der Germanisirung Westpreußens und Posens zu erinnern.

Schon an sich ist der Grundsatz, den Willen einer Volksmasse durch Abstimmung nach der Kopfzahl zu ermitteln, verkehrt genug. So wie Einsicht und darauf fußender Wille nicht im einzelnen Menschen durch den ganzen Körper gleichmäßig oder auch nur ungleichmäßig vertheilt sind vom großen Zeh bis in die Spitzen des Haupthaars, so auch ähnlich in den Völkern. Die große Masse erkennt und versteht nur das Allernächstliegende, nur durch dieses läßt sie sich bei ihren Alltagsverrichtungen in ihrem Willen bestimmen. Treten außerordentliche Aufgaben an ihre Erkenntniß und ihre Willensentscheidung heran, Aufgaben, deren Sinn ihr unergründlich ist, so verläßt sie sich auf altgewohnte Führer und folgt ihnen blind. Wer diese Führer für jetzt und noch für lange Zeit sind, das ist selbst dem verbissensten Demokraten und Kosmopoliten bekannt — es sind die Priester. Will der alte Pfaffenfeind Kinkel ihnen das Schicksal der preußisch-polnischen Grenzgebiete überlassen? Ueberdies sollte gerade er den Geschmack an dieser Ermittelungsart des Volkswillens längst verloren haben, seitdem die Welschen daraus eine Maschinerie gemacht haben, welche, an jeder beliebigen Stelle der Erde angesetzt, überall das gleiche, verlangte Ergebniß liefern wird.

Die Polen freilich haben gegen dieses Princip nichts einzuwenden; denn Schaden kann es ihnen nicht bringen. Es kommt ihnen überhaupt auf Principien, für welche andere Völker ihre ganze Kraft einsetzen, nicht sonderlich an. In Berlin sind sie Demokraten, in England aristokratische Monarchisten, in der Schweiz und in Amerika Republikaner, in Paris Socialisten oder auch Imperialisten, in Dresden und Stuttgart Brüder der Deutschen, in Bautzen Panslavisten, in Konstantinopel halbe oder ganze Moslemin und türkische Kosaken, in Wien Ultramontane, in Florenz Priesterfeinde und Garibaldianer, in Rom päpstliche Zuaven und Pantoffelküsser, in Posen Aristokraten, Neider und Feinde der Deutschen. Nur in einem Punkte sind alle Polen und überall einig: daß wieder ein selbständiges, nationales Polen hergestellt werden müsse, von dem auch Posen und Westpreußen einen Bestandtheil bilden soll. Ob das Letztere dann durch Abstimmung der Grenzbewohner oder durch diplomatische Abmachungen erreicht wird, das ist ihnen Nebensache. Des Erfolges der Abstimmung in den allermeisten Kreisen wenigstens der Provinz Posen können sie sicher sein: das erhellt aus den Abstimmungen bei den Landtags- und Reichstagswahlen. Bei ihnen folgen dem Commando der polnischen Priester nicht blos die polnischen, sondern sogar die deutschen katholischen Bauern. Ja es ist sogar bei einer Landtags-

Digitized by Google

wahl im Wahlbezirk Posen-Samter vorgefallen, daß zwei deutsche, adlige, aber katholische Gutsbesitzer durch ihre Stimmen den Ausschlag für den polnischen Abgeordneten gaben — so weit geht hier die Begriffsverwechslung von Polenthum und Katholicismus.

Unter den Deutschen aller älteren Provinzen Preußens, also nicht blos in den einstmals polnischen, ist denn auch, soweit sie politisch zurechenbar sind, nur eine Stimme in der Beziehung, daß es nämlich für das preußische Gebiet keine polnische Frage giebt, daß vielmehr, wenn wirklich das Congreßkönigreich mit oder ohne Lithauen sich von Rußland unabhängig zu machen vermag, die Lostrennung irgend welcher jetzt preußischen Gebiete nimmermehr in Betracht gezogen werden dürfe. In der Provinz Posen gehen die Deutschen vielfältig noch einen Schritt weiter. Es ist unter ihnen Niemand, der in dem verzweifelten Ringen der Polen mit den Russen nicht mit ganzem Herzen auf der Seite der ersteren stände; denn nirgends, soweit man einen Don Carlos und einen Egmont in der Ursprache zu lesen vermag, wird bei allem Nationalhader die Stimme der Menschlichkeit überhört werden. Man erkennt dabei zugleich klarer als irgendwo weiter im Westen, daß die Polen aus eigener Kraft sich ihrer Bedränger nimmer erwehren werden, daß nur bewaffneter Beistand von außen sie zu erlösen vermag, endlich aber, daß dieser Beistand ihnen nur von Seiten unseres Vaterlandes kommen könnte. Und das wünscht Niemand. —

Wenn wir die Frage über die preußische Herrschaft in Posen und Westpreußen als unwiderruflich entschieden ansehen, so bestimmt uns dazu nicht blos die Geschichte, die völkerrechtlichen Verträge, die geographische Lage der beiden Provinzen, welche als unentbehrliche Bindeglieder zwischen mehreren andern dienen, nicht blos die bisherigen Verdienste der Regierung um die Förderung der Cultur und Wohlfahrt des Volkes und die bereits vorgerückte Verschmelzung dieser Glieder mit dem ganzen Staatskörper, sondern auch die Unmöglichkeit einer friedlichen und irgend befriedigenden Auseinandersetzung und Scheidung der beiden Stämme in den betreffenden Grenzgebieten. Dem Professor Kinkel ist gewiß die „Sprachkarte des preußischen Staats" (im Auftrage des statistischen Bureaus bearbeitet von Richard, Boeckh Berlin bei Dietrich Reimer) unbekannt, und sie ist leider noch wenig genug bekannt. Ein einziger Blick auf sie lehrt deutlich die Unmöglichkeit, zwischen den beiden Volksstämmen eine politische Scheidelinie zu ziehen. Es würde uns zu weit und doch schließlich nicht zum Ziele führen, wollten wir hier durch Beschreibung eine irgend genauere Vorstellung von dem Bilde hervorrufen, welches die Karte bietet. In den allgemeinsten Umrissen gezeichnet, ergibt sich aus dem Anblick derselben zuvörderst, daß die Deutschen der Provinz Posen die Polen in einem weiten Halbkreise von Süden, Westen und Norden umfassen und

Digitized by Google

sie von ihren Stammesgenossen in Westpreußen abschneiden, daß diese wiederum nicht nur durch den Netzdistrict von den Großpolen getrennt sind, sondern daß auch ihr Gebiet durch einen Streifen deutschen Bodens längs der Weichsel in sich zerschnitten ist, endlich daß die Polen im Osten dieses Stromes wiederum getheilt sind in eine Sprachinsel nördlich von Marienwerder und die große Fläche des Kulmerlandes, welches mit dem ostpreußischen Masuren und dem russisch-polnischen Masovien in Zusammenhang steht. Von dieser Zertheilung abgesehen sind nun aber die größeren und kleineren Stücke polnischen Sprachgebietes in sich noch keineswegs geschlossen, sondern in hohem Grade zerrissen. Das extremste Beispiel dieses Zustandes bietet Westpreußen; dort findet sich kaum eine Stelle, wo man mit einer Meile im Zirkel einen Kreis schlagen kann, ohne deutschen Boden mit einzuschließen. Wie von Bohrwürmern zernagte Schiffsplanken nimmt sich die Karte aus. Aehnlich auch das vorherrschend polnische Stück von Posen, dessen etwas nach Westen gerückter Mittelpunkt die Hauptstadt der Provinz ist, nur mit größerem Maßstabe gemessen. Am häufigsten, tiefsten und mannigfaltigsten sind zwar die Einschnitte, Buchten und Inseln an der Grenze beider Gebiete; die deutschen Sprachinseln von sehr verschiedener Größe, Gestalt und Abstufung der Sprachvermischung fehlen aber nirgends; sie nehmen gegen Osten im Allgemeinen zwar ab, finden sich jedoch noch bis zur russischen Grenze, ja über diese hinaus.

Herr Kinkel will nun die Grenzen Polens vor 1772 nicht wieder hergestellt haben, was schon recht löblich von ihm ist; dennoch aber soll nach seinem Vorschlage „Polen da anfangen, wo polnisch gesprochen wird" und „in den Grenzdistricten in freier Weise hiernach abgestimmt werden." Wo wird, so fragen wir nun aber, polnisch gesprochen, so daß dort „Polen anfangen" müßte? Welches sind die „Grenzdistricte", in denen abgestimmt werden sollte? Wie soll es mit den Sprachinseln hüben und drüben gehalten werden? Es bliebe wohl kaum etwas Anderes übrig, wenn auch die slavischen Sprachinseln Westpreußens, in welchen die Germanisirung nach der polnischen „Thorner Zeitung" sogar in den Adelsfamilien selbst festen Fuß gefaßt hat, festgehalten würden, als in dem ganzen Kulmerlande und in dem größten Theile der Provinz Posen abzustimmen und von den Zufälligkeiten und Unzurechenbarkeiten einer solchen Massenkundgebung das Schicksal der Festung und wichtigen Handelsstadt Posen mit ihrer weiten Umgebung abhängig zu machen, die Hunderttausende von Deutschen aber, welche in diesen Landstrichen wohnen, im Falle daß sie überstimmt würden, den Polen zu überliefern, damit diese mit ihnen ihre nationalen Experimente vornähmen. Wir aber fragen, ob es einer großen und nun doch auch mächtigen Nation würdig ist, auch nur ein Dorf mit ihren Stammgenossen an einen fremden Staat abzutreten?

Wir könnten uns die Abstimmung noch gefallen lassen, wenn die Stimme

Digitized by Google

eines Deutschen so viel Gewicht haben sollte wie diejenigen von zehn oder zwanzig Polen. Nirgends mehr als hier, etwa die Ostseeprovinzen Rußlands ausgenommen, ist es erforderlich, die Stimmen zu wägen, anstatt zu zählen. Auf einer Seite im Posenschen, von Westpreußen zu geschweigen, steht die größere Masse der besitzlosen Landbevölkerung, die katholische Geistlichkeit, etwa die Hälfte der Bauern und der großen Gutsbesitzer und endlich etwa ein Viertel des städtischen Kleinbürgerthums, auf der anderen der kleinere Theil des besitzlosen Landvolks, die andere Hälfte der Bauern und der größeren Gutsbesitzer; vor Allem sind die Städte ganz oder fast ganz deutsch, in ihnen besonders der gesammte höhere Bürgerstand mit Einschluß der Beamten, Gelehrten ꝛc., kurz die Träger der materiellen, wie der Geistescultur.

Wir müssen immer wieder auf diese Sachlage aufmerksam machen, da man in entfernteren Gegenden Deutschlands aus mancherlei Erscheinungen auf eine fortdauernde Ueberlegenheit des polnischen Elements zu schließen geneigt sein könnte; so namentlich aus dem Ueberwiegen der polnischen Volksvertreter Posens auf dem preußischen Landtage und dem norddeutschen Reichstage, aus mancherlei polnisch-nationalen Kundgebungen, während von deutscher Seite nur höchst selten solche zu Tage kommen, vor Allem aus dem nach den bisherigen Zählungen noch immer für die Polen sehr günstigen Verhältniß der Zugehörigen zu der einen und der anderen Sprache.

Im Jahre 1861 wurden in der Provinz Posen 619,936 Deutsche mit Einschluß der Juden und 783,692 Polen, in Westpreußen 774,285 Deutsche und 346,075 Polen und Kassuben gezählt. Auch im letzten Winter ist wieder eine Zählung der Bewohner nach ihrer Sprache veranstaltet worden, deren Ergebniß noch nicht veröffentlicht worden ist. Ob es eine erhebliche verhältnißmäßige Vermehrung der Deutschsprechenden in beiden Provinzen ergeben wird, steht dahin. Wenn wir nach unserer Beobachtung dennoch ein stetiges bedeutendes Vorschreiten der Germanisirung behaupten, so halten wir es also wenigstens für unsicher, ob sich dieselbe auch in den Zahlen der statistischen Aufnahmen, besonders in Posen, bemerklich machen wird. Die Gründe, welche uns zu dieser Annahme veranlassen, sind folgende. Die deutsche Sprache, als Verständigungsmittel in der Familie — nach diesem Kennzeichen werden bei der statistischen Aufnahme die einzelnen Personen der einen oder der anderen Sprache zugetheilt — kann sich vorzugsweise auf dreierlei Weise weiter verbreiten: 1) durch stärkere natürliche Vermehrung, 2) durch Einwanderung von Deutschen oder Auswanderung von Polen, 3) durch Annahme der deutschen Sprache anstatt der polnischen. Die natürliche Vermehrung der Deutschen im Posenschen ist nun zwar etwas größer, als diejenige der Polen, vorzugsweise weil diesen wegen schlechterer Verpflegung mehr Kinder sterben, als jenen, sie ist aber doch nicht so bedeutend, um andere Verluste zu decken

oder zu überwiegen. Der Uebergang von der polnischen zur deutschen Sprache findet besonders in dem zweiten oder dritten Geschlecht bei der städtischen Bevölkerung statt; aber auch hier ist der Zu- beziehendlich Abgang nicht sehr stark. Entscheidend ist die Aus- und Einwanderung. Deutsche Arbeiter wandern zwar alljährlich zu Tausenden nach Posen ein und finden theils bei den öffentlichen Bauten, theils bei Privatmeliorationen oder auch bei städtischen Arbeiten, endlich in Fabriken Beschäftigung und es bleiben ihrer auch sehr viele in der Provinz. Aber andererseits ist die Auswanderung deutscher Arbeiter, namentlich aus dem Netzdistrict nach Amerika so umfangreich, daß dadurch der Zufluß des deutschen Elements sehr leicht mehr als aufgewogen werden könnte. Auch die Juden der Provinz vermehren sich wenig, indem sie in großer Anzahl zum Theil nach Berlin und nach den westlichen Provinzen Preußens, zum Theil nach dem Ausland, besonders auch nach Amerika gehen.

Was nun die große Masse der Polen anbetrifft, so war bis vor wenigen Jahren unter ihnen fast gar keine Wanderbewegung und unter die angesessenen Bauern ist auch heute noch keine gekommen, während die Kassuben in Westpreußen seit einigen Jahren in großer Anzahl ihre Grundstücke verkaufen und nach Wiskonsin ziehen. Die besitzlosen ländlichen Arbeiter polnischen Stammes haben dagegen seit der Zeit, daß die russische Regierung in Polen mit einem Schlage alle Dienst- und Arbeitsleute der dortigen Gutsbesitzer in kleine Grundbesitzer verwandelt hat, einen starken Zug dorthin bekommen; jedoch kehren sie entweder zum Winter oder doch nach ein paar Jahren gewöhnlich in die Heimath zurück. Wichtiger ist für die Germanisirung, daß von ihnen viele auch nach dem deutschen Westen gehen, um an öffentlichen Bauten Beschäftigung zu suchen. So haben wir polnische Arbeiter aus dem Posenschen bei einem Eisenbahnbau jenseits der Elbe angetroffen, während die Erdarbeiten an den Eisenbahnen in Posen meistentheils von Schlesiern und Neumärkern ausgeführt werden. Es findet also theilweise ein Austausch der Arbeitskräfte zwischen den Provinzen statt. Wenn jene Polen nach ihrer Heimathsprovinz zurückkehren, dann kann es nicht fehlen, daß sie ein gutes Theil Deutsch mit dahin nehmen, jedenfalls hört die nationale Abgeschlossenheit und somit die Feindseligkeit gegen das Deutschthum auf und wird ein wesentliches Hinderniß der Germanisirung weggeräumt. Wir glauben, daß die preußische Regierung durch Aufhebung des Paßzwanges, noch mehr durch die volle Freizügigkeit für die Germanisirung der polnischen Provinzen eine neue Aera eröffnet hat; nur kann sich diese Wirkung noch nicht bei der jüngsten Zählung bemerklich gemacht haben und wir können also nicht wissen, ob dieselbe für die Sprachverhältnisse ein besonders günstiges Ergebniß liefern wird.

Einen Anhalt zur Berechnung gibt die Bekanntmachung des Erzbischofs

Digitized by

Ledochowski vom Anfange dieses Jahres, wonach in der Erzdiözese Gnesen-Posen sich 765 Geistliche und 920,307 katholische Laien befanden. Da zu dem Sprengel außer Posen auch die westpreußischen Kreise Deutschkrone und Flatow, 1858 mit einer Bevölkerung von 114,952 Seelen gehören, so werden wir nicht weit fehl gehen, wenn wir von obiger Zahl von rund 921,000 Katholiken 61,000 als auf die beiden Kreise treffend in Abzug bringen, ferner 100,000 deutsche Katholiken der Provinz Posen. Dann bleiben 760,000 katholische Polen in derselben. Wenn man endlich wiederum noch einige Tausend protestantische Polen dazu zählt, so erhält man immer noch kaum die Zahl 783,700, welche es 1861 in Posen gab, und es scheint sonach nur eine geringe Vermehrung, wenn nicht eine Verminderung derselben stattgefunden zu haben. Doch ist, wie gesagt, darüber noch keine Gewißheit möglich.

Eine Art von Germanisirung, welche schon längst Aufmerksamkeit erregt und für die dauernde Befestigung des deutschen Elements auch große Wichtigkeit hat, läßt sich durch Zahlen ausdrücken. Das ist der Uebergang der ländlichen Grundstücke aus polnischen in deutsche Hände. Es ist damit in den letzten Jahren wenig, aber dennoch vorwärts gegangen. Auf keinen Punkt ihrer Vertheidigungsstellung richten die Polen mit solcher Kraftanstrengung ihre Aufmerksamkeit, als hierauf. Vor etwa sieben Jahren haben sie den Creditverein „Tellus" gegründet, der durch vereinte Kräfte den Grund und Boden ihnen erhalten, wo möglich, so weit er verloren gegangen ist, ihnen wieder zurück erwerben soll. Die reichsten Magnaten nicht blos der preußisch-polnischen Provinzen, sondern auch Galiziens und des Congreßkönigreichs nehmen daran Theil. Der Erfolg ist bisher sehr günstig gewesen; die Gesellschaft hat schon eine große Anzahl von Gütern zum Theil sogar von Deutschen angekauft und dann mit Vortheil auf Credit an Polen wieder verkauft. Sie treibt außerdem Handelsgeschäfte mit Erzeugnissen der Landwirthschaft, welche bisher gelungen sind. So wird dem vordringenden deutschen Capital wirksam Widerstand entgegengesetzt. Der Erwerb einer beträchtlichen Anzahl bedeutender Güter durch Mitglieder der hohen deutschen Aristokratie fällt größtentheils vor die Zeit des Tellusvereins, so der Ankauf des Herzogs von Koburg-Gotha, des Großherzogs von Baden, des Herzogs von Meiningen, eines Prinzen von Reuß, des Prinzen von Augustenburg, des Fürsten von Waldburg, des Grafen von Wernigerode u. A. Indeß sind seit drei Jahren doch drei Hauptschläge gegen den polnischen Grundbesitz in Posen nebst Westpreußen gefallen: der Verkauf der Herrschaft Reisen von dem Fürsten Sulkowski und ebenso der Herrschaften Womwelno, Kreis Bromberg, und Radawnitz, Kreis Flatow, von dem Grafen Grabowski an den Eisenbahnunternehmer Strousberg in Berlin und endlich derjenige einer Herrschaft des Grafen Wensierski, Kreis Meseritz, an

den Maschinenfabrikanten Pflug in Berlin. Im Uebrigen wird, von dem für die Polen verlorenen Westpreußen abgesehen, in Posen vielleicht ebensoviel Grundbesitz aus deutschen in polnische, wie aus polnischen in deutsche Hände übergegangen sein.

Für längere Zeiträume ist das Vordringen der Deutschen in dieser Beziehung freilich augenfälliger. Die polnische „Thorner Zeitung" berechnet, daß seit dem Jahre 1848 bis jetzt in Posen ohne die Kreise Bromberg und Inowrazlaw an Rittergutsboden allein 489,201 Morgen in deutschen Besitz gekommen sind. Da nun die Rittergüter von Posen 5,041,317 Morgen und nach Abzug von 380,294 Morgen der Rittergüter von Bromberg und Inowrazlaw 4,661,023 Morgen umfassen, so sind in 20 Jahren 10,5 Procent des Rittergutsbodens der Provinz den Polen durch Deutsche abgewonnen worden, wobei zu bemerken, daß in den beiden ausgeschlossenen Kreisen das Verhältniß mindestens gleich sein wird.

Mit der Besitzergreifung durch Deutsche ändert sich auf den Gütern sofort Alles. Wenn die Polen sich auch durchschnittlich von der alten lüderlichen Wirthschaft größtentheils losgesagt haben und aus ihrer Mitte sogar Musterwirthe stellen, so sind und bleiben ihnen die Deutschen im Allgemeinen doch bedeutend überlegen. Sie richten den Betrieb der Wirthschaften ergiebiger ein; in wenig Jahren erstehen an der Stelle unansehnlicher oder verfallener Wirthschafts- und Wohngebäude neue stattliche, jedenfalls dauerhaftere, die Felder prangen in sorgfältigerer Bestellung und mit reicheren Ernten, zum Theil mit neuen Früchten, viele Weideflächen werden in Ackerland umgewandelt, das Vieh an Zahl eingeschränkt, aber reichlicher und möglichst im Stalle ernährt, der Wald wird geschont, in feste Grenzen eingeschlossen und nach Berechnung ausgenutzt, neue Vorwerke mit deutschen Namen entstehen neben dem Hauptgut, die Wege werden geebnet, befestigt und mit Bäumen bepflanzt, um das herrschaftliche Wohnhaus grünt ein Landschaftsgarten, die Arbeiter sind besser und pünktlicher bezahlt und mit bequemeren Wohnungen versehen. Anstatt der Bevorzugung der Polen tritt diejenige der Deutschen ein. Die Boeckh'sche Sprachkarte liefert zahlreiche Beweise dafür, wie durch die polnischen Gutsbesitzer auf ihrem Grund und Boden das polnische Element künstlich bewahrt wird; ihre Güter bilden nicht wenige polnische Sprachinseln mitten im deutschen Gebiet. Es gehören z. B. auch die erwähnten Herrschaften Reisen und Radawnitz dazu. Vielleicht werden diese Sprachinseln auf der nach der Aufnahme von 1867 berichtigten Karte schon verschwunden sein.

Wir suchen durch diese Schilderung der Veränderungen auf den Gütern, welche von Deutschen erworben werden, eine Vorstellung davon zu erwecken, wie Deutschthum und Cultur Hand in Hand mit einander gehen. Das geschieht eben überall, und es ziehen auch umgekehrt alle neuen Culturanstalten deutsches Blut und deutsche Sprache mit sich herbei. Wenn eine neue Eisenbahn gebaut wird, kommen zunächst deutsche Arbeiter und Bautechniker mit ihr in die Gegend, viele von ihnen bleiben dort sitzen. Ist sie fertig, so finden auf ihrer ganzen Strecke Hunderte von Beamten vom Bahnhofsinspector bis zum Weichensteller und Bahnwärter Anstellung; auf ihre Nationalität wird zwar nicht gesehen, aber es macht sich ganz von selbst, daß fast alle Deutsche sind. Am Bahnhof wird ein Gasthaus gebaut, der Wirth ist ein Deutscher; ein Spediteur siedelt sich an, er ist ein Deutscher; für die Bedürfnisse aller dieser Leute sind Handwerker aller Art nöthig, sie sammeln sich um die Bahnhöfe, auch sie sind Deutsche. Die verbesserte Reiseanstalt führt häufiger Gutskauflustige in die Gegend. Will ein Pole verkaufen, so

Digitized by Google

bietet ihm kein Stammgenosse einen so hohen Preis, wie ein Deutscher. Nicht immer siegt der „Patriotismus“ über das große persönliche Interesse; rascher als in abgelegenen Gegenden kommen die Güter an den Eisenbahnen in deutsche Hände.

Daß andere Culturanstalten ähnlich wirken, und daß sich das höchste Resultat in den Städten zeigt, ist natürlich. Auffallend aber ist das Fortschreiten in der Stadt Posen. Im Jahre 1848 war dort der Zahl nach das polnische Element bei weitem überwiegend, in den fünfziger Jahren hatten die Polen noch in der Stadtverordneten-Versammlung die Stimmenmehrheit, 1865 vermochten sie dieselbe noch durch ihre Entfernung aus dem Sitzungssaal beschlußunfähig zu machen, als eine deutsche Kundgebung beabsichtigt war — gegenwärtig gehören ihnen kaum ein Viertel der Mitglieder an und von der ganzen Stadtbevölkerung sind zwei Drittel Deutsche.

In erhöhtem Maße müssen natürlich alle Anstalten für Geistescultur der Germanisirung zu gut kommen. Es hängt damit zusammen, daß jede Förderung der katholischen Kirche ihr Nachtheil bringt. So beweist der Erzbischof Graf Ledochowski sich zwar als treuer Diener der preußischen Regierung und begünstigt die polnischen Umtriebe in keiner Weise, ja er scheint in der That gegen das polnisch-nationale Interesse an sich gleichgiltig zu sein — hat er doch sogar im Priesterseminar die polnische Unterrichtssprache durch die lateinische und in der „Philosophie“ durch die deutsche ersetzt! — aber indem er durch Bekämpfung des lässigen und wüsten slavischen Treibens mancherlei Art unter den Priestern, durch Einführung strenger Sittenzucht, durch Förderung gewissenhafter Pflichterfüllung der katholischen Kirche vermehrte Achtung verschafft, leistet er dem Polenthum viel mehr Vorschub, als wenn er das Absingen des aufrührerischen Liedes „Boże coś Polskie“ in den Kirchen ferner duldete und sonst der polnischen Agitationspartei durch die Finger sähe. Die protestantische Kirche, mag sie auch immerhin in den Schranken der augsburger Bekenntnißschriften festsitzen, vertritt doch eine höhere Culturstufe, als die katholische, deshalb fällt ihr Interesse mit dem des Deutschthums in jenen Gegenden vielfach zusammen. Nur dann würde die Wirksamkeit Ledochowki's dem Deutschthum förderlich werden, wenn er durch sie unter seinen Priestern eine tiefere Opposition und eine geistige Bewegung hervorriefe, wie in den dreißiger Jahren einmal der Fall war. So ist aber die Abhängigkeit der Volksschulen von der Geistlichkeit ihnen selbst und somit der Volksbildung und darum wieder der Germanisirung in Posen und Westpreußen ausnehmend hinderlich. Selbst die Ackerbauschulen zur Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter den Bauern, deren die Regierung in Posen drei mit zusammen 24 Freistellen gegründet hat, können nur zur Verbreitung der deutschen Sprache beitragen. In viel höherem Grade natürlich die höheren wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten. Tüchtige geistanregende Lehrer wirken an den katholischen Gymnasien, an welchen der Unterricht bis Secunda vorherrschend polnisch ist, höchst förderlich. Wer für die Wissenschaft erwärmt ist, der ist auch für das Deutschthum gewonnen. Professor Spiller, welcher früher am Mariengymnasium in Posen Mathematik und Naturwissenschaften vortrug, hat öfter erlebt, daß seine polnischen Schüler aus dem Priesterseminar wieder austraten, um sich in entfernten deutschen Gegenden einem andern Berufe zu widmen.

Die Polen Westpreußens glauben das Ueberhandnehmen der deutschen Sprache in ihrer eigenen Mitte hauptsächlich durch den Gebrauch derselben als Unterrichtsmittel in den Schulen erklären zu müssen und verlangen in einer Massenpetition Einführung der polnischen Sprache in denselben, d. h.

Digitized by Google

sie verlangen, daß ihnen von einer deutschen Regierung ein deutsches Ding (das ist die Schule überhaupt, die Volksschule insbesondere) polnisch gemacht werde, damit sie selbst polnisch bleiben. Folgerichtiger wäre es von ihnen, wenn sie gegen die Schulen an sich sturmpetitionirten; echte Polen bleiben sie nur ohne Schulen. — Es gibt für die Zukunft nur zwei Fälle: entweder ist der Widerstand von Erfolg, dann bleiben sie an Wohlstand und Cultur zurück und müssen der Ueberlegenheit der Deutschen auf allen entscheidenden Punkten weichen; — oder er ist erfolglos, dann verfallen sie oder doch ihre Nachkommen selbst in das gefürchtete Uebel der Germanisirung. Seltsamerweise merken sie selbst gar nichts von einem Unglück, wenn es eingetreten ist: so die Adligen in Pommerellen, welche in der Familie selbst nur deutsch sprechen, so diejenigen im Posenschen, welche es wenigstens neben dem Polnischen anwenden — und welcher Pole der höheren Stände in Preußen spräche nicht auch deutsch? Deutsche Sitte und Lebensweise ist ebenfalls unter ihnen sehr tief eingedrungen, ohne daß sie den geringsten Nachtheil davon verspüren, z. B. wenn sie schlicht bürgerlich auf ihren Gütern sitzen und sie mit Sorgfalt bewirthschaften, anstatt nach guter alter Polensitte in ununterbrochenen geselligen Zerstreuungen und Lustbarkeiten sich zu bewegen, immerwährend auf der Landstraße zu kutschiren und die meiste Rast in Warschau, in Paris oder in den Bädern zu halten.

Welche Unzuträglichkeiten und Nachtheile den Polen ihr Widerstand gegen alles Deutsche und ihr Bemühen, alles „national" zu haben, ihnen oft bringt, davon noch einige Beispiele. Von Zeit zu Zeit wird bei der Eifer besonders heiß, sich gegen alle Deutschen abzuschließen, also mit keinem deutschen Kaufmann Geschäfte zu machen, von keinem deutschen Handwerker sich Rock, Stiefeln, Wagen, Tisch, Reitpeitsche oder sonst Etwas zu kaufen, keinen deutschen Wirthschaftsführer, Gärtner oder Schäfer in den Dienst zu nehmen u. dgl., was sie aber, um eignen Schaden zu meiden, nie lange aushalten können. Die polnischen Gutsbesitzer, welche am Obrabruch Antheil hatten, wollten vor Jahren auch die Entwässerungsarbeiten nur von polnischen Feldmessern und Baumeistern leiten lassen. Nachdem ihnen diese aber schon große Unkosten verursacht hatten, fand es sich, daß falsch nivellirt war und das Wasser nicht dort gehen wollte, wo man ihm Canäle gegraben hatte. So blieb denn nichts Anderes übrig, als durch deutsche Techniker die Anlagen umbauen zu lassen. Die Fürstin Cz. im Kreise Kröben ist eine höchst eifrige Polin; sie nahm also nur Polen in Dienst und verpachtete nur an Polen ihre ausgedehnten Besitzungen. Von diesen mißbrauchte einer nach dem andern ihr Vertrauen; zuletzt lief ihr Generalpächter mit einer Schuld von mehr als 100,000 Thlr. davon; ihre Vermögenslage wurde sehr bedenklich. Jetzt verpachtet sie nur an Deutsche. — Die Tellusgesellschaft wieder ließ, als sie Dampfschifffahrt auf der Warthe einrichtete, ein Dampfboot bei dem einzigen polnischen Maschinenfabrikanten bauen, so lautete eine vor einigen Jahren durch öffentliche Blätter gehende Erzählung; das sollte denn auch eine eigenthümlich nationale Einrichtung erhalten. Als es fertig war, fand sich, daß es zwar ganz tüchtig schnaufte und klapperte, aber es ließ sich nicht lenken. Ein Maschinenfabrikant in Stettin hat ihm dann die nationale Eigenthümlichkeit nehmen müssen, aber es hat der Gesellschaft doppelte Unkosten verursacht — ein sinnreiches Bild für das Ankämpfen der Polen gegen unsere Cultur. Diese ihnen in irgend einer Weise preiszugeben, wäre heute nicht minder Selbstmord wie vor Jahren, wo die Unterschiede freilich noch greller waren. Aus der gemessenen Ferne der Schweiz, wo jede Tugend, aber auch jeder Unsinn frei ist, lassen sich über Völkerbeglückung und

Digitized by Google

Suffrage polonais allerhand hübsche Gedanken fassen, aber im Raume selber stoßen sich die Sachen sehr hart, und die deutschen Demokraten müßten sich allmählich die Grausamkeit abgewöhnen, die Polen mit anderen als rein menschlichen Sympathien zu verwirren, besonders sollten das Männer, die gewohnt sind, von Freiheit und Manneswürde zu singen. Das sind Reste vaterlandsloser Tändeleien, deren Zeit vorüber ist. —

K.

Literatur.

1869, Deutscher Kalender für Jedermann aus dem Volke von A. Bernstein. (Berlin, Selbstverlag des Herausgebers.)

Der vor einigen Wochen erschienene Berstein'sche Kalender (wie wir glauben möchten, der erste dieser Vorboten des Jahreswechsels, der in die Oeffentlichkeit gedrungen) enthält eine Reihe naturwissenschaftlicher Aufsätze, welche mit dem Geschicke geschrieben sind, durch welches der Herausgeber sich schon vor 18 Jahren als einer der talentvollsten Volksschriftsteller Deutschlands hervorgethan. Wer es verstanden, zur Zeit reactionären Drucks durch Leitartikel über naturwissenschaftliche Fragen seinen Namen bekannt zu machen und dadurch seinem Journal (der Berliner Volkszeitung) eine für Deutschland ungewöhnliche Verbreitung zu erwerben, dem müssen Kalenderaufsätze, wie „die Sonne und die Uhr", „die Himmelserscheinungen von 1869", „die Wunderbauten unserer Zeit", „die Legung des transatlantischen Kabels" natürlich in glänzender Weise glücken. Die Darstellung ist von einer Klarheit, Durchsichtigkeit und Einfachheit, die das Buch zu einem echten und verdienstvollen Volksbuch macht. Auch die beigefügte Uebersicht über die geschichtlichen Ereignisse der letzten zwei Jahre wird der Mehrzahl der Leser nützlich und willkommen sein. Den Aufsatz „über die Religionen der Menschen" hätte Herr Bernstein sich vielleicht sparen können; zwar läßt auch dieser an Einfachheit, Bündigkeit und Gemeinverständlichkeit nichts zu wünschen übrig, aber diese Art Dinge complicirter Natur in einfache Formeln aufzulösen, scheint uns ebensowenig die wahrhaft populäre d. h. dem Volk zuträgliche zu sein, wie die der Volkszeitung eigenthümliche Art des politischen Raisonnements. Unwillkürlich werden wir bei jeder Lectüre Bernstein'scher Artikel über Politik und Religion an jene Charakteristik des Börne'schen Radicalismus erinnert, welchen Julian Schmidt in seiner Literaturgeschichte sehr treffend in dem Ausdruck die „Politik des Entweder-Oder" zusammengefaßt hat. Diese Art „gesunden Menschenverstands" glaubt in der That Alles widerlegt zu haben „was ihr langweilig ist". — Immerhin ist das Bernstein'sche Büchlein als Quelle für naturwissenschaftliche Belehrung des Volks entschieden zu empfehlen; Fragen dieser Art dürften kaum jemals mit gleicher Meisterschaft behandelt worden sein, wie von dem Herausgeber dieses Kalenders.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 38.

Ausgegeben am 18. September 1868.

Inhalt:

Der volkswirthschaftliche Congreß . . . . . Seite 441
Norddeutsche Kriegshäfen. 8. Nordsee: die Jahde, Wasserverhältnisse und Binnenhafen 446
Aus Bunsen's Denkwürdigkeiten. II 461
Die Theilhaberschaft des Arbeiters am Unternehmen 470
Aus Königgrätz 476

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Der volkswirthschaftliche Congreß.

Gleichzeitig mit dem politischen Deutschland ist auch der volkswirthschaftliche Congreß in eine neue Epoche getreten. Seine ersten acht Versammlungen, 1858 bis 1865, stellen die Zeit der Vorbereitung dar, in der es ihm seinem eminent praktischen Verfahren gemäß zwar durchaus nicht ganz an Erfolgen fehlte, aber doch noch an durchschlagenden großen; seitdem ist die Zeit der Erfüllung angebrochen. Der Same, den die in ihm verbundenen aufgeklärten und patriotischen Männer gestreut haben, ist herrlich aufgegangen. Wenn die Bismarck'sche Politik sich von den Ideen des Nationalvereins die Hauptsache angeeignet und die Kräfte der siebenjährigen Agitation desselben größtentheils in ihre Scheuern eingeheimst hat, so gilt Gleiches noch viel unbedingter von der Agitation und den Ideen des volkswirthschaftlichen Congresses. Fast Alles, was die Träger des Congresses gleich nach den böhmischen Entscheidungsschlachten, rasch entschlossen und gefaßt, im August 1866 zu Braunschweig auf einer improvisirten Elite-Versammlung als die Summe ihrer Forderungen an das erst im zartesten Keime vorhandene neue deutsche Staatswesen aufstellten, ist entweder bereits durch die Bundesverfassung verwirklicht worden, oder im Begriff es durch Gesetze und Verträge zu werden. Woher anders ist der wirthschaftliche Theil des Programms, welches seit dem ersten norddeutschen Reichstag in Deutschland Stunde für Stunde zur Ausführung gelangt, entnommen worden, als aus den Verhandlungen und Beschlüssen des volkswirthschaftlichen Congresses, welche sich in diesem Lichte einfach darstellen als der nationale Selbstbestimmungs- und Regenerations-Proceß auf wirthschaftlichem Gebiet.

Die Wahrnehmung eines so unmittelbaren und bedeutenden Einflusses auf die Wirklichkeit hat dem Congreß natürlich ein außerordentlich gesteigertes Ansehen verliehen. Er ist damit in seiner Sphäre zu einer Autorität geworden, der sich auch die stolzesten und sprödesten selbständigen Gewalten und selbst die von ihm bedrohten Interessen nicht ganz entziehen. Das empfand man besonders lebhaft auf dem diesjährigen Congreß in Breslau. Wie lange ist es denn her, daß die vereinigten deutschen Volkswirthe in den Augen

Digitized by Google

der officiellen Welt ebenso viele gegen das Bestehende verschworene boshafte Wähler waren, die ihre politischen Umsturztendenzen durch Phrasen von den materiellen Vortheilen der Freiheit und der natürlichen Harmonie der Interessen maskirten? — und jetzt stellten sich nicht allein die namhaftesten preußischen Conservativen, die höchsten Staatsbeamten zu seiner Jahresversammlung ein, nein, einer der Ersteren führte sich geradezu durch ein begeistertes Bekenntniß zu dem Glauben des Congresses in dessen kämpfende Reihen ein, ein Anderer kleidete einen kleinen Rest abweichender Ansichten in die bescheidenste unmaßgeblichste Form. Beide ließen sich von der ständigen Deputation cooptiren, und gegen ängstliche oberschlesische Eisen-Industrielle, denen die Polemik der Freihändler gegen alle Eisenzölle noch Sorgen erregte, nahm sich ein Berghauptmann in Dienst der zuversichtlichen Auffassungsweise an, welche einer der alten Streiter des Congresses in dieser Hinsicht kundgegeben hatte. Altconservative und Bureaukraten sah man hier für jene unbedingte Verkehrsfreiheit einstehen, welche zehn Jahre früher von denselben Stimmen, wie heute auch, nicht hatte verkündigt werden können, ohne den Verdacht der Stieber und Körner auf sich zu lenken.

In diesem äußeren Wachsthum liegt jedoch eine verborgene Gefahr, wie immer in dem Siege und der Eroberung. Wird der Congreß nicht erschlaffen? wird er nicht übermüthig werden? Die nächsten Jahre werden zeigen, ob so viel gesundes schöpferisches Leben in ihm steckt, daß es auch für eine neue Periode frischer fruchtbarer Wirksamkeit noch ausreicht, und daß er nicht unvermerkt ins Schlepptau der vaterländischen Entwickelung geräth, anstatt ihr bahnbrechend und lichtaufsteckend voranzudringen.

Der Umschwung der Dinge hat, wie man weiß, sich auch darin äußerlich kundgegeben, daß ein hervorragendes Mitglied des Congresses, nachdem es im preußischen Abgeordnetenhause eine kurze aber rühmliche Carrière durchgemacht, ins Bundeskanzleramt gezogen worden ist. Entsprechend der gegenwärtigen befestigten Stellung des Congresses hat Geheimer Rath Michaelis ihm keineswegs den Rücken wenden müssen, seitdem er in die Geheimnisse und Ehren der höchsten Regierungspraxis aufgenommen ist, vielmehr darf er innerhalb gewisser Anstandsgrenzen fortfahren, sich an den Arbeiten und insbesondere an der Leitung des Congresses zu betheiligen. Für den wünschenswerthen genauen und unzerreißbaren Zusammenhang des Congresses mit der Gestaltung der Dinge im politischen Deutschland ist dies Verhältniß natürlich von höchstem Werthe. Aber es will mit Vorsicht behandelt sein, von Seiten des Congresses sowohl als der obersten Bundesbehörde. Und wenn uns hier mehr das Interesse des Congresses angeht als das der letzteren, die sich auch eher selbst helfen, nachtheiligen Folgen einer zu weit getriebenen Vermischung kraft ihrer überlegenen Stellung leichter entgehen wird, so dürfte eine leise

Digitized by Google

Warnung nicht ganz überflüssig erscheinen. Im Bundeskanzleramt mag eine noch so principielle und consequente liberale Gesinnung obenauf sein, vorübergehend werden immer doch auch Gesichtspunkte einer untergeordneten Zweckmäßigkeit seine Wünsche beherrschen. Diesen sich dann ebenfalls hinzugeben wäre für den Congreß, der alles was er ist, nur durch Ideen und Principien geworden ist und werden konnte, geradezu der Anfang des Unterganges. Nun ist allerdings nicht von ferne anzunehmen, daß man im Bundeskanzleramt mit Bewußtsein darauf ausgehen wird, den Congreß zu einem Werkzeuge der laufenden Politik zu erniedrigen. Ebensowenig besorgen wir, daß im Schoße dieser regierenden Behörde so bald der aufrichtige Glaube an die Segnungen der Freiheit seine Kraft einbüßen wird, allein die ihm entspringenden principiellen Forderungen müssen sich dort, um legale oder administrative Praxis zu werden, mit der Schwerfälligkeit der überlieferten thatsächlichen Zustände und dem Einspruch anders gewöhnter Beamtenkreise auseinandersetzen, wobei es nicht ohne einzelne Zugeständnisse abzugehen pflegt. Wenn dann eine so zu Stande gekommene Gesetzvorlage an die Oeffentlichkeit tritt, so macht der Wunsch, sie glücklich durchzubringen, leicht selbst die überzeugtesten Freiheitsfreunde für den Augenblick stumpf und rauh gegen solche liberale Bedenken, welche Niemand eifriger sein würde vorzubringen als sie, wenn ihre Rolle noch immer bloß eine parlamentarische oder publicistische wäre. Sie identificiren sich dann nicht selten grade mit den Einwänden, welche ihnen in einem früheren, verhüllten Stadium der Angelegenheit von ganz anderer Seite her gemacht worden sind, ohne ihnen innerlich zu imponiren. Die Widerstandskraft, welcher sie gewisse Concessionen zu machen nicht umhin gekonnt haben, wird von ihnen nun ins Feld geführt gegen die eigenen unabhängigen Freunde, welche sich nicht auf bloße Autorität hin von der Verfechtung der gemeinschaftlichen Ideen abbringen lassen wollen, und es gewinnt den Anschein, als habe das Amt aus dem Liberalen einen Conservativen, aus dem Freihändler einen Bureaukraten gemacht. Solche sehr natürliche und in ähnlichen Fällen immer wiederkehrende Vorgänge werden so lange nichts Arges bedeuten, als sie auf den volkswirthschaftlichen Congreß nicht fälschend einwirken. Diesen von allen kleinen und vorübergehenden Interessen gouvernementaler Praxis frei zu erhalten muß das Bestreben aller dem Beruf des Congresses wahrhaft zugethanen Träger desselben sein.

Schon als der Congreß im vorigen Sommer zu Hamburg die Zolltarif-Reform erörterte, ließ sich das Vorhandensein zweier Strömungen in seinem Bette erkennen. Dr. Michaelis, dessen Berufung ins Bundeskanzleramt damals noch nicht erfolgt war, legte einen auf umfassende Tarif-Reduction begründeten Finanzplan vor, der zur Erhaltung gleichen Einnahmebetrags

Digitized by Google

eventuell eine mäßige und vorübergehende Steigerung einzelner Aufwandsteuern wie z. B. der Tabaksbesteuerung zuließ. Mehrere ältere Mitglieder wie Böhmert, Emminghaus, Rentzsch u. s. w. glaubten, mit dieser letzteren Clausel verlasse der Congreß seinen mehr idealen und principiellen Standpunkt; er dürfe seinerseits von dem Ziele schließlicher vollständiger Abschaffung aller indirecten Steuern keinen Rückschritt thun; er könne allenfalls einmal sein kritisches Auge zudrücken, wenn eine Lage, wie der entwickelte Plan sie voraussetze, Staatsmänner und Gesetzgeber zu einer solchen Maßregel nöthige, aber er müsse sich enthalten, selber gleichsam dazu aufzufordern. Andere Sprecher dagegen und mit ihnen die Mehrheit der hamburger Versammlung glaubten, daß es schon ein kleines Opfer wie die angedeutete Inconsequenz verlohne, wenn man dafür in dem Augenblick, wo der deutsche Zolltarif erst in Wahrheit beweglich und veränderbar würde, der öffentlichen Meinung den Nachweis liefern könne, daß sich das finanzielle Interesse d. h. die Erzielung gleich hoher Einnahmen auch in Deutschland mit einer durchgreifenden Reduction des Tarifs sowohl in den Nummern als in den Sätzen aufs beste vertrage. Die Entscheidung wird richtig gewesen sein; denn man hat nicht wahrgenommen, daß der Congreß seitdem an moralischem Credit verloren hätte.

In Breslau jedoch lag diesmal der Fall wesentlich anders. Nicht der ganze Tarif auf dem Hintergrund der allgemeinen Finanzlage, sondern lediglich einzelne Hauptzölle wie die auf Eisen, Zucker, Reis, Lumpen u. s. f. sollten volkswirthschaftlich besprochen werden. Eine Uebersicht der Finanzlage im norddeutschen Bunde oder in den einzelnen deutschen Staaten lag so wenig vor, daß Dr. O. Wolff, als er zur Vertheidigung des von ihm eingenommenen unhaltbaren Standpunkts in der Reiszoll-Frage etwas dergleichen brauchte, das Gespenst des vom Zollparlament erstickten Petroleum-Zolls aus seinem Grabe hervorscharren mußte, um darzuthun, weshalb er der Aufhebung des Reiszolls keine besondere Wichtigkeit beilege. Die Verhandlung war übrigens um so geeigneter, den schlummernden principiellen Gegensatz aufzudecken, als der Berichterstatter, Dr. Alexander Meyer, durch die gemäßigte Forderung bloßer Reduction auf die Hälfte zu einem Kampf extremer Forderungen gar keinen Anlaß gegeben, ja durch die Darlegung, daß damit voraussichtlich keine finanzielle Einbuße verknüpft sein werde, die hievon hergenommenen Bedenken entkräftet hatte, ehe sie nur laut wurden. Es war daher sozusagen eine Gratis-Vorstellung robuster Gouvernementalität, als dieselben beiden Freihändler aus Pommerland, welche in der Realcredit-Debatte der Nichteinmischung des Staates hauptsächlich den Sieg verschafft hatten, die Herren v. Behr und Wolff nun für Fortdauer des Reiszolls plaidirten, weil seine Abschaffung den Regierungen im Augenblick möglicher

Digitized by Google

Weise Verlegenheiten bereiten könnte. Dies nannten die Professoren Böhmert und Emminghaus mit Recht den freien und selbständigen Standpunkt des Congresses aufgeben. Hätte der Erstere nicht in dem ihn charakterisirenden Feuereifer ebenfalls ein wenig übers Ziel hinausgeschossen, so wäre der umgekehrte Excess der andern Richtung muthmaßlich durch einen Beschluß für gänzliche Aufhebung des Reiszolls bestraft worden. So votirte man wenigstens mit größter Mehrheit die Ermäßigung auf die Hälfte, zu welcher auch Dr. Wolff noch rechtzeitig den Rückweg fand.

Es wäre sehr interessant und lehrreich, einmal die innere Entwickelung der kleinen freihändlerischen Schule, welcher Michaelis und Wolff angehören, auf der Bühne des volkswirthschaftlichen Congresses, unter deren Acteuren sie voranstehen, näher zu verfolgen. In Gotha 1858 erschienen sie noch mit einem starken Rest der radicalen Lehre, welche ihr berliner Organ, die Abendpost, zehn Jahre kühn inmitten des revolutionären Tumults einsam und unerschrocken verkündet hatte: daß der Staat allmählich abzuschaffen sei. Von diesem rein kritischen absoluten Ausgangspunkt her sind sie durch die publicistisch-parlamentarische Beschäftigung mit realen politischen Aufgaben, welche sich ihnen seit der Regentschaft soviel lockender und fruchtbarer eröffnete, immer mehr zum Positiven und Praktischen übergegangen. Sie erwiesen sich dem nationalen Pathos nicht unzugänglich, das seit 1859 als neuer Gährungsstoff die wiedererwachten Massen des Volks durchsäuerte; es prägte sich bei ihnen nur etwas preußischer als sonst meistens aus. Dazu kam dann, als ihr unmittelbarer persönlicher Einfluß auf das Thun und Lassen der Regierung begann, die gouvernementale Rücksicht. So sind die einstigen absoluten Kritiker und Idealisten heute die wahren Praktiker des Congresses und jetzt im Jahre 1868 weit eher geneigt, über dem Möglichen — so wie dasselbe sich im Regierungslager ausnimmt — das Nothwendige der Idee hintanzusetzen, als umgekehrt wie 1848 und einigermaßen selbst noch 1858 Forderungen zu erheben, welche für die Gegenwart lediglich ideellen Werth besitzen und in Anspruch nehmen. Von der Seite der Scylla sind sie gänzlich auf die der Charybdis hinübergerathen, während der Congreß immer beiden gleich weit auszuweichen wünschen muß.

Das wird ihm denn hoffentlich auch ferner gelingen. Die beiden einander ausschließenden Strömungen haben unter und um sich eine dritte, für gewöhnlich stillere, im Grunde aber mächtigere, welche sie beide verschlingen mag, wenn ihr Kampf um gegenseitige Verdrängung jemals gefährliche Dimensionen annehmen sollte. Nach einigem sehr erklärlichen Schwanken im Anfang einer neuen veränderten Epoche wird der Congreß nicht nur sein eigenes ruhiges Gleichgewicht und sicheres Selbstbewußtsein, sondern auch die Spitze der nationalen Vorwärtsbewegung wiedergewinnen, der ihre wirth-

Digitized by Google

schaftlichen Ziele aufzustecken keine Körperschaft geeigneter sein kann. Wer sich an dieser Arbeit in Deutschland erfolgreich betheiligen will, vermag es nirgends so leicht und gut zu thun als auf dieser nunmehr öffentlich und allerseits anerkannten Stätte. Von den Inhabern der akademischen Katheder freilich scheinen, nach den Mitgliederlisten der bisherigen Congresse zu schließen, die Wenigsten diesen edlen Drang in sich zu spüren; die Folge wird aber nur sein, daß vom Congresse aus allmählich auch auf den Universitätsbetrieb der Wirthschaftslehre ein umgestaltender Einfluß gesucht und gefunden werden wird. Die Präludien sind in Breslau bereits aus dem Munde eines besonders weit und scharf in die Zukunft blickenden Denkers vernommen worden.

Norddeutsche Kriegshäfen.

8. Nordsee: die Jahde, Wasserverhältnisse und Binnenhafen.

Die Nordseeküste Deutschlands ist bei Weitem nicht so ausgedehnt wie die Ostseeküste, obwohl sie durch den Zuwachs von Schleswig-Holstein verhältnißmäßig bedeutend mehr gewonnen hat als letztere. Auch sind infolge der geringeren Ausdehnung und der eigenthümlichen Terraingestaltung, welche in den zahlreicheren Untiefen von Natur mehr Schutz gegen feindliche Angriffe bietet, der Punkte, an welchen sich Kriegshäfen oder auch nur Marinestationen anlegen lassen, ungleich weniger als in der Ostsee. Wie in der letzteren ist es nun auch hier in der Nordsee die Absicht der Regierung, vorläufig alle Kräfte auf Herstellung eines einzigen Kriegshafens zu concentriren, und zwar ist die Wahl für diesen Hauptkriegshafen auf den Jahdebusen gefallen. Allerdings hätte man möglicherweise auch ganz passend einen Kriegshafen an der Unterweser anlegen können, entweder auf dem linken, oldenburgischen Ufer bei Nordenhamm oder dem Dörfchen Blexen, wo einst die „Deutsche Flotte" ihr Dasein unthätig in „Flottenruh" verträumte; oder vielleicht auf dem rechten Ufer der Weser unterhalb Bremerhaven, nördlich der Barre, mit Hinausführung von zwei Molen bis zum tiefen Fahrwasser; oder endlich noch an der unteren Elbe bei Brunsbüttel; aber im Großen und Ganzen wären die Verhältnisse an allen diesen Orten kaum günstiger gewesen, und außerdem muß man in Rücksicht ziehen, daß zu der Zeit, wo der Bau des Jahdehafens von Preußen begonnen wurde, es aus politischen Gründen unmöglich war, jene anderen Plätze zu acquiriren. Ja

Digitized by Google

ſelbſt abſolut betrachtet ſind gegenwärtig competente Stimmen der Anſicht, eine unbefangene Prüfung der übrigen Localitäten unſerer Küſte zeige, daß die Wahl von Heppens unter den gegebenen Umſtänden wirklich die beſte war, obgleich ſich der Ausführung vorausſichtlich ganz ungeheuere Schwierigkeiten entgegenſtellten, welche durch die Iſolirtheit der Lage, die Bodenbeſchaffenheit, das Klima u. ſ. w. bedingt waren. Die Jahde bietet nämlich, um dies gleich vorweg anzuführen, vor allen anderen Localitäten ein zu jeder Zeit der Ebbe nnd Fluth für Kriegsſchiffe aller Größen paſſirbares Fahrwaſſer von mindeſtens 6½ Faden (39 Fuß) Tiefe unter niedrigſter Ebbe, das ſich durch geringes Baggern leicht von Verſchlickung rein halten läßt, dabei aber auch eine ſtrategiſch günſtige centrale Lage, welche die Vertheidigung unſerer Küſten von der Eider bis zur Ems ohne große Schwierigkeit geſtattet, namentlich wenn dereinſt das deutſche Helgoland aus dem engliſchen wieder in den deutſchen Beſitz zurückgelangen und zu einer Marineſtation, einem Stützpunkte für Flottenoperationen eingerichtet werden ſollte.

Auf jeden Fall war die Erwerbung eines tauglichen Nordſeehafens für Preußen wohl das größte Verdienſt, welches das Miniſterium Manteuffel aufzuweiſen hat, ein Verdienſt, das namentlich in der praktiſchen Durchführung des Grundſatzes lag, daß Preußen zur Führerſchaft von ganz Norddeutſchland berufen ſei.

Der Jahdebuſen tritt gegenwärtig in ſehr bedeutender Größe weſtlich von der Weſermündung tief in die deutſche Nordſeeküſte hinein, in gerade ſüdlicher Richtung, bis er endlich in ſeiner Südſpitze das kleine Küſtenflüßchen aufnimmt, von welchem er den Namen hat. Von der Weſer iſt er nur durch einen ſchmalen halbinſelartigen Landſtreifen getrennt, das 2—3 Meilen breite, 5 Meilen lange und ganz flache Butjadingerland*), während er nach Weſten hin von der Ems durch die ganze Breite Oſtfrieslands geſchieden wird. Die Geſtalt des Jahdebaſſins, das bei gewöhnlicher Fluth nicht weniger als 3,₀₀₀ □ Meilen bedeckt, iſt faſt genau herzförmig zu nennen, und mit der Spitze gegen Süden gerichtet, während aus ſeinem breiten nördlichen Theile ein Ausweg von nur 1200 Ruthen Breite gerade nach Norden in die offene See hinausführt. Die Richtung dieſes Ausfluſſes iſt genau ſenkrecht gegen die lange gerade Linie der Nordküſte des Jahdebaſſins gerichtet, und ſomit bilden ſich an den Stellen, wo man aus dem breiten Baſſin hinausſegelnd plötzlich in jenen engen Ausweg übergeht, beiderſeits Landſpitzen von der Form eines rechten Winkels. Rechts, auf der öſtlichen Ecke liegt Ekwarden**) mit ſeinen Strandbatterien; links auf der weſtlichen Ecke das

*) „Buten" iſt das plattdeutſche Wort für „außen", alſo außerhalb der Jahde gelegenes Land.

**) Zur Orientirung können wir auch hier wieder in Bädekers „Reiſehandbuch für Norddeutſchland" die Karte der deutſchen Nordſeebäder empfehlen.

Digitized by Google

preußische Kriegshafenetablissement mit dem Binnenhafen; und zwar hat man vom Busen aus gerade in diese Spitze hinein (nach Nordwesten) einen Canal mit Abschnitten von verschiedener Breite gegraben, dessen Ende ein großes Bassin als Binnenhafen für die Kriegsschiffe bildet.

Das ist im Wesentlichen die ganze Hafenanlage. Der Orientirung halber wollen wir gleich hier die Namen der erwähnten einzelnen Abschnitte des Canals angeben, auf die wir natürlich im Folgenden genauer eingehn werden. Der äußerste, sehr breite Abschnitt des Canals bildet die Hafeneinfahrt: die Quaimauern, welche dieselbe beiderseits einfassen, sind aber nicht nur bis an die See — d. h. den Jahdebusen — sondern auf dem allmählich sich senkenden Grunde noch ein gutes Stück in die See hinein bis zum tiefen Fahrwasser hin fortgeführt, und wie zwei mächtige runde Festungsthürme aus Granitquadern treten die Molenköpfe, d. h. die Enden dieser Quaimauern, links entgegen, wenn man aus der Jahde in die offene Nordsee segelt. Denn sowohl die Quaimauern selbst, welche ebenfalls mit Granit verkleidet sind, als auch die thurmartigen Köpfe haben eine ganz bedeutende Höhe über Wasser, während die steil abgeböschte Basis und die massive Granitbrüstung, welche oben die Platform umschließt, den festungsartigen Charakter des Ganzen noch erhöht. Hinter der Hafeneinfahrt (a) als Verbindung derselben mit dem eigentlichen Hafencanal (c) folgt dann der breiteste Abschnitt des Ganzen, der Vorhafen (b), welcher beim Eingang wie beim Ausgang durch kolossale eiserne Schleusenthore (a—b, b—c) geschlossen ist. Aus dem Vorhafen endlich kommt man, indem man weiter nach binnen geht, in den eigentlichen Hafencanal (c), welcher zuerst eine kleine Krümmung macht, dann aber in unendlich langer Linie gerade bis zum Binnenhafenbassin (d) hinläuft, um welches sich die Docks (e, die ganze Hafenanlage nach Westen abschließend), die Magazine, die Werkstätten u. s. w. reihen. Ehe wir aber die Einzelheiten dieser vier Haupttheile (a, b, c, d) der ganzen Hafenanlage unseren Lesern vorführen, ist es noch nöthig, die Rhede genauer zu betrachten, das Wasser vor der Hafeneinfahrt, welches hier durch den Jahdebusen beziehendlich dessen Mündung in die Nordsee gebildet wird.

Ursprünglich gab es an dieser Stelle der Küste gar keinen Meerbusen, ebensowenig wie man vor dem 13. Jahrhundert vom Dollart bei Emden etwas wußte — weder Tacitus noch Plinius erwähnen die beiden Busen, wie ihnen auch statt der heute vor der Küste liegenden 18 Inseln noch 23 solche bekannt waren. Es sind eben seit jener Zeit große Strecken Landes von der See occupirt worden: 1277 entstand durch Ueberschwemmung der Dollart, und ebenso begannen im 13. Jahrhundert gewaltige Sturmfluthen die Mündung des Küstenflüßchens Jahde, welches für die Moorbrüche Oldenburgs den Abfluß bildete, zu einem förmlichen Meerbusen auszuweiten, wobei

Digitized by Google

sieben Kirchspiele untergingen, und nicht minder furchtbare Ueberfluthungen, die im 16. Jahrhundert (namentlich 1528) noch weiter in das Festland einbrachen und dasselbe dauernd überschwemmten, vollendeten die Erweiterung zu jenem großen Wasserbecken, das heut unserer Kriegsmarine so trefflich zu statten kommt, da es in der Mitte einen tiefen Strom enthält, wenn auch ein Theil des Bassins während der Ebbe trocken liegt. Allerdings ist seit jener Zeit eine Eigenthümlichkeit schon wieder verschwunden, die (durch Schleusen geregelt) für unsere Kriegsmarine den Werth des Beckens noch bedeutend steigern würde, wir meinen die directe Binnen-Wasserverbindung mit der Weser. Damals, im 16. Jahrhundert, führte aus der Unterweser der Lockfleet und die Liene nach dem Jahdebusen, sodaß der letztere gleichsam einen westlichen Mündungsarm der Weser bildete, welcher sich beim Ausfluß in die Nordsee nochmals in zwei Arme theilte, den heutigen Jahdeausfluß und die noch weiter westlich mündende Made: letztere floß aus der jetzigen Nordwestecke des herzförmigen Jahdebusens bei dem Rüstringer Siel gerade nach Norden und mündete bei dem jetzigen Marien-Siel in die Nordsee, sodaß sie das Rüstringer Land, das Westufer des eigentlichen Jahdeausflusses, d. h. das Terrain, auf welchem das preußische Kriegshafen-Etablissement liegt, völlig zu einer Insel machte — ein Zustand, der erst durch die Coupirung der Made sein Ende gefunden hat. Dadurch ward nun einerseits der eigentliche Jahdeausfluß stärker, er spülte vom Rüstringer Land ein ganzes Stück ab und gewann so an Breite und Tiefe, wobei das tiefste Fahrwasser glücklicherweise hart an das Rüstringer Land gerückt wurde: das Bassin der Jahde aber ward durch eben jene Coupirung der Made zu einem ruhigen Becken gestaltet, das gegenwärtig bei gewöhnlicher Fluthhöhe einen Flächenraum von $3_{,000}$ Quadratmeilen bedeckt und durch 15—18 Fuß über die Fluthhöhe emporragende Deiche ringsum abgeschlossen ist. Eine derartige Sicherung vor Abspülungen ist nicht blos nöthig, um das Culturland vor Verlusten zu bewahren, sondern ebenso, um die Tiefe des Fahrwassers im Ausfluß des Jahdebusens d. h. also auf der Rhede des Kriegshafens zu erhalten. Denn je mehr Theile von dem Kleiboden (fettem Thonboden) der oberen Schicht des Marschlandes durch den Wellenschlag losgelöst werden, desto mehr von diesen Theilen setzt sich als Schlick (breiartige hellgraue Masse) auf dem ganzen Wege vom Innern des Jahdebusens bis in die Nordsee als Niederschlag auf dem Grunde ab und verhindert allmählich die tiefer gehenden Schiffe am Einlaufen. Hiergegen sucht man sich nun außer durch Baggern noch in zweifacher Weise zu wahren. Erstens gibt man durch Uferbauten dem im Busen selbst losgelösten Schlick Gelegenheit, sich an den Ecken der Ränder festzusetzen, bis der Ansatz eine solche Höhe erreicht hat, daß er über den Wasserspiegel der Ebbe hervorragt

und durch Eindeichung den spülenden Wellen entzogen und zugleich zu nutzbarem Land gemacht werden kann. Ferner aber sucht man auch durch Ansammlung recht großer Wassermassen in einem Binnenbassin während der Fluth einen kräftigen Spülstrom für die Ebbezeit hervorzubringen, der die Schlicktheile auf dem Grunde des Seegatts (Ausgangs in die See) mit sich fortreißt. Hier, für den Ausfluß der Jahde, bildet natürlich der Jahdebusen selbst das Spülbassin, während dasselbe z. B. bei Ostende erst künstlich ausgegraben werden mußte, und zugleich ist klar, daß die vorhin erwähnten Uferbauten die Leistungsfähigkeit des Spülbassins bedeutend heben, da dem Spülstrom selbst Schlicktheile entzogen und andererseits durch die Vertiefung des Bassins einer größeren Masse reinen Seewassers zur Fluthzeit der Eintritt ermöglicht wird. In dieser Beziehung sind die Verhältnisse an der Jahde schon gegenwärtig recht günstig. Von der großen Fläche des Marschlandes, durch dessen Ueberschwemmung sich einst der Jahdebusen bildete, ist die obere Kleibodenschicht in der Mitte schon fast ganz weggespült: blos die Sandunterlage, welche sich weniger leicht und ihrer Schwere wegen nicht weit von der fluthenden und ebbenden Wassermasse verschieben läßt und somit die Tiefe der Ausfahrt nicht gefährdet, ist theilweise als Untiefe geblieben und bildet die Sandbänke im Inneren des Jahdebusens (welche als Bordumer, Arngaster, Robben- und Jappen-Sand bezeichnet werden), und die sogar durch Spülung nach den sehr tiefen Stellen in nächster Nähe, wo der Sand liegen bleibt, allmählich immer niedriger werden. So kommt es, daß schon seit einem Jahrhundert die Tiefe des Jahdeausstroms sich nirgends wesentlich verändert hat und auch durch die Schlickmassen an den Rändern des Busens in den nächsten 3—4 oder 5 Jahrhunderten sich nicht sehr verändern würde, selbst wenn man dieselben nicht durch Eindeichung den Einwirkungen der Fluth immer mehr entzöge und somit das Material für die Verschlickungen stetig verminderte (seit dem 17. Jahrhundert sind schon $^3/_4$ Quadratmeilen eingedeicht worden). Die Verschlickung an der Jahdemündung kann nach den angestellten Messungen jährlich höchstens $5^3/_4$ Zoll betragen, was sich durch Baggern unschwer beseitigen läßt und überhaupt nicht bedeutend ist. (In Bremerhaven und Geestemünde beträgt die Verschlickung das Fünffache bis Sechsfache.) — Auch die Fluthwelle gestaltet sich sehr regelmäßig und günstig, und das scharfe Herantreten des Ausstroms mit 10 Faden (60 Fuß) Tiefe bis dicht an das Rüstringer Land, namentlich an den Dauensfelder Groden*), in dessen Spitze die Mündung für den Kriegshafen angelegt ist, kann nur als außerordentlich vortheilhaft bezeichnet werden.

*) Der noch außerhalb der Deiche liegende Landstreifen, den bei Fluthzeit die See überspült.

Digitized by Google

Der Ausstrom der Jahde selbst geht nun, wie wir oben erwähnten, in einer Breite von 1200 Ruthen (3/5 Meile) und 4 Meilen Länge bis zur offenen See fast gerade gegen Norden. Links (westlich) begleitet ihn als Ufer das Rüstringer- und weiterhin das Wangerland, rechts (östlich) zunächst das nur 2 Meilen breite Butjadingerland mit Eckwarden, und weiterhin nach Norden die Sandbänke und Untiefen, welche Reste früheren Festlandes (Marschlandes) sind (Hoheweg) und den Jahdestrom vom Weserstrom scheiden. Jener wird nun durch die Bänke derart eingeengt, daß er für große Seeschiffe nur die an sich allerdings immer noch sehr beträchtliche Breite von 300 Ruthen (1500 Schritt) behält, bei einer Tiefe von 5 Faden (30 Fuß): ein Stück vor seinem Austritt in die Nordsee hat er sogar 600 Ruthen Breite und 7 Faden (42 F.) Tiefe. Von hier ab, beinahe in der Höhe der Insel Wangerooge, beginnt die Außenjahde; sie theilt sich beim Durchbruch durch die äußerste Kette der Sandbänke in 3 Arme und überschreitet die Barre in 3 Stromrinnen, welche sich der Insel Wangerooge gegenüber wieder in ein Fahrwasser vereinigen und neben dem Weserfahrwasser in die Nordsee treten, wobei das Jahdefahrwasser durch eine Adlertonne, das Weserfahrwasser durch eine Schlüsseltonne bezeichnet ist*).

Von den drei erwähnten Stromrinnen — beide Hauptarme haben durchschnittlich 5—7 Faden Wasser bei niedrigem Stand — ist die westlichste die Wangerooger Fahrt, welche an der Nordostseite der gleichnamigen Insel hinführt; in der Mitte läuft das Mittel- oder Norder-Fahrwasser, das übrigens unbedeutend und darum nicht durch Tonnen markirt ist; die östlichste ist die Weserfahrt, welche sich mit dem eigentlichen Weserstrom vereinigt**).

Auch in England sind die Häfen meist nur bei Fluth anzulaufen, und selbst im Hauptkriegshafen Portsmouth begegnete es bei der vorjährigen Revue vor dem Sultan der Panzerfregatte „Valiant", daß sie beinahe auf der Barre festgerathen wäre — die schweren Schiffe müssen immer erst auf der Rhede (allerdings nicht außerhalb derselben) die Fluth abwarten. Rechnen wir nun auch hier beim Jahdefahrwasser die gewöhnliche Fluth von 10 Fuß Höhe hinzu, so erhalten wir das vergleichsweise sehr günstige Ergebniß, daß an der flachsten Stelle der Wangerooger Fahrt in 4 Jahren nur 6 Mal

*) Hier in der Außenjahde wird auch vom Herbst nächsten Jahres ab ein Feuerschiff stationiren, dessen Bau gegenwärtig auf der königl. Werft zu Danzig in Angriff genommen ist, d. h. ein kleines Schiff von kurzem und starkem Bau, das stets in diesem Fahrwasser verankert liegt und auf der Spitze seines kurzen Masts eine Laterne trägt, sodaß es gleichsam als schwimmender Leuchtthurm dient.

**) Die seit 1858 allmonatlich ausgeführten Peilungen ergeben das günstige Resultat, daß bei Ebbe, also niedrigstem Wasserstande die Wangerooger Fahrt gewöhnlich 24 Fuß, höchstens 28½ Fuß und wenigstens 18 Fuß, die Weserfahrt dagegen gewöhnlich 19½ Fuß, höchstens 21 Fuß und wenigstens 16½ Fuß Wasser hatte.

28—31 Fuß, dagegen 37 Mal 32½—34 Fuß Wasser waren, was für die größten Kriegsschiffe genügt und ein günstigeres Verhältniß als die holländischen, französischen und die meisten englischen Häfen darstellt. Die Breite des Fahrwassers auf der Barre aber gestattet den größten Kriegsschiffen nicht blos das Durchdampfen, sondern selbst das Einsegeln, während kleinere Schiffe sogar laviren können. Nach Anbringung genügender Tonnen und Leuchtfeuer ist die Einfahrt als völlig sicher und bequem zu betrachten, während andererseits nach Wegnahme dieser Seezeichen im Kriegsfall die Sandbänke einen natürlichen Schutz gegen feindliche Kriegsschiffe bieten, die dann weiter entfernt bleiben müssen als ihre Kanonen tragen. Im Interesse der Vertheidigungsfähigkeit dürfte sich aber noch empfehlen, die Insel Wangerooge zu befestigen. Auch schweben dem Vernehmen nach augenblicklich Verhandlungen zwischen Preußen und Oldenburg, wonach letzteres Wangerooge abtreten und der vielbesprochenen Last der Erhaltung des Leuchtthurmes und der Sicherung der Insel (Schutzmauer für diese und den Leuchtthurm) enthoben werden soll. Die letztere nämlich verliert jedes Jahr mehr Land durch Abspülungen (besonders 1855), und da nicht blos die Insel an sich ihren Werth hat, sondern da besonders der Kirchthurm ein wichtiges Seezeichen für die Schifffahrt ist, muß man versuchen, die Insel durch Uferbauten wie bei Brunsbüttel zu sichern — doch ist auch vorgeschlagen worden, ein zweites Feuerschiff an die Schlüsseltonne zu legen, zum Ersatz des Wangerooger Thurmes, dessen Erhaltung Oldenburg so schwer fällt. Uebrigens hat sich Oldenburg bei allen Verhandlungen in dieser Hafenfrage in einer Weise benommen, die den nationalen Interessen wenigstens nie hinderlich gewesen ist, im directesten Gegensatze zu der unverantwortlichen Politik Hannovers. Mag man, meint mit vollstem Recht ein bremer Blatt, von dem deutsch-nationalen Standpunkt aus heute über die Bedingungen, welche Oldenburg bei den Verträgen mit Preußen stellte, denken wie man will, man wird es dem oldenburger Ländchen nicht verargen können, daß es aus Preußens Streben, eine Seemacht zu werden, auch für sich möglichst Profit zu ziehen suchte: man wird aber auch den beiderseitigen Regierungen die Anerkennung nicht versagen können, daß sie schon in einer sehr schwunglosen, ja trüben Zeit den Gedanken einer nationalen Aufgabe von äußerster politischer Tragweite zu fassen und zu verkörpern gewußt haben, deren Ausführung jetzt dem wiedergebornen Deutschland den Schutz seiner Küsten und seines Handels für immer sicher stellt.

Es war am 20. Juli 1853 als zwischen Oldenburg und Preußen ein Vertrag abgeschlossen wurde, dahin gehend, daß Oldenburg zur Anlage eines Kriegshafens westlich der Jahdemündung ein Stück der Küste von 1211 preußischen Morgen, den Kirchspielen Heppens und Neuende zugehörig, und ebenso östlich der Jahdemündung zur Anlage von Strandbatterien bei Eck-

Digitized by Google

warden ein Stück von 8 Morgen Binnendeichland nebst dem zugehörigen Außendeichland an Preußen abtrat. Preußen übernahm dafür die sofortige Herstellung eines Kriegshafens, die Zahlung einer Entschädigung von ½ Million Thaler und die Verpflichtung, auf die Bauten in den nächsten drei Jahren je 400,000 Thaler zu verwenden, widrigenfalls die Staatshoheit an Oldenburg zurückfallen sollte. Außerdem verpflichtete sich Preußen, eine Chaussee von Sande nach Heppens sowie eine Eisenbahn von Minden über Oldenburg nach Heppens zu bauen. Leider ward die Ausführung dieser Bahn dadurch unmöglich gemacht, daß ihre Linie einen Streifen welfischen Gebiets berühren mußte, welches ja Oldenburg ganz umschloß, und daß Hannover, um nicht durch den preußischen Kriegshafen aus der Stellung eines „deutschen Admiralstaats" (NB. ohne ein einziges Kriegsschiff) verdrängt zu werden, sich dem Bau dieser Bahn mit der größten Hartnäckigkeit und unumwundener Entschiedenheit widersetzte. In Folge dessen waren die Contrahenten genöthigt, am 16. Februar 1854 einen Zusatzvertrag dahin abzuschließen, daß Preußen von jener Verpflichtung einstweilen zu entbinden sei, dafür aber die Bahn Oldenburg-Heppens zu bauen und auch innerhalb zehn Jahren die ursprünglich projectirte Bahn auszuführen, entgegengesetztenfalls aber ein Reugeld von 1 Million an Oldenburg zu zahlen habe — eine Bedingung, deren Preußen jetzt glücklicherweise durch die Annexion Hannovers auf die einfachste Weise überhoben worden ist. Der Anschluß an die Bahnen des Hinterlandes aber ward nun nicht mehr nach Minden, sondern nach Bremen gelegt, durch die Bahn Oldenburg-Bremen, deren Bau mit einer festen Weserbrücke Oldenburg übernahm. Außerdem ward durch diesen Zusatz-Vertrag das Terrain zur Erbauung für drei detachirte Forts auf der Landseite erworben, auf die Landeshoheit für Werke und Wege von Oldenburg verzichtet, die Umgebung derselben den erforderlichen Rayonbeschränkungen (denselben wie bei den Bundesfestungen) unterworfen und anderweites Terrain für die Exercier- und Schießplätze erworben; endlich mußte Art. 13 des ursprünglichen Vertrages abgeändert werden, wonach Preußen ausdrücklich darauf verzichtete, in dem ihm abgetretenen Gebiet an der Jahde einen Handelshafen oder eine Handelsstadt anzulegen, wogegen es nunmehr in Bezug auf den Bahnbetrieb und auf die Anlegung von Telegraphenleitungen von Oldenburg nach Bremen, und von Heppens unterseeisch nach Frankreich und England mehrfache Zugeständnisse machte. Die Aufhebung des erwähnten Art. 13, wonach an der Jahdemündung kein Handelshafen angelegt werden durfte, gestattet also jetzt die Ansiedelung von Handwerkern und Gewerbtreibenden.

Durch den oben erwähnten Punkt des ursprünglichen Vertrages nun, wonach Preußen schon vom ersten Jahre ab jährlich 400,000 Thlr. auf die Kriegshafenanlage verwenden mußte, ward der Bau zwar beschleunigt, aber

Digitized by

auch insofern benachtheiligt, als man nicht genügende Zeit hatte, die nothwendig vorher zu machenden langwierigen hydrotechnischen Untersuchungen für die Wahl der besten Art des Baues und den günstigsten Ort der Anlage anzustellen. Ehe die Hauptpunkte des Planes bestimmt waren (und das dauerte drei Jahre lang, 1854 — 1856) konnten natürlich nur vorbereitende Arbeiten in Angriff genommen werden, so die Anlage von Klinkerstraßen (Chausseen mit glashart gebrannten Ziegelsteinen gepflastert) zur Verbindung mit der oldenburger Chaussee, die Anlage eines Gebäudes für die Commission, der Ankauf der nöthigen Grundstücke für den Hafenbau und eine Ziegelei, die Beschaffung von Baumaterialien sowie eines Dampfbaggers und eines Bugsirboots, und endlich die Eindeichung der Ufergrenzen. Da die Fluth hier zuweilen (wenn auch ausnahmsweise) sogar 26 Fuß über die Ebbelinie steigt und die Deiche ihr sehr ausgesetzt sind, mußten dieselben überaus stark angelegt und künstlich (namentlich mit Ziegelböschungen) befestigt werden: für die 1200 Ruthen des westlichen Jahdeufers bei Heppens und die 140 Ruthen des östlichen Ufers bei Eckwarden sind auf die 15 Jahre 1854—1869 nicht weniger als 225,000 Thl. gerechnet. — Endlich im Frühjahr 1856 war es möglich geworden, den allgemeinen Plan der Hafenanlage selbst fest zu stellen: am 25. Juni d. J. ward derselbe vom König genehmigt, und zwar im Wesentlichen so wie er seitdem zur Ausführung gekommen ist (s. unser obiges Resumé). Zwar kannte man zur Zeit, als die ersten Pläne zur Hafenanlage entworfen wurden, noch keine Panzerschiffe, auch waren die größten Linienschiffe damals kaum so lang als heute Panzerfregatten mittlerer Größe, und endlich konnte Preußen, auf sich allein angewiesen, nie daran denken, in der Schaffung einer Kriegsflotte auch nur annähernd das zu leisten, was andere Staaten, wie z. B. Frankreich und Rußland, sich zur Aufgabe setzten. So hatten denn die ersten Entwürfe naturgemäß bescheidenere Dimensionen als sich in der letzten Zeit nöthig gezeigt haben. Aber gleichwohl waren die Schwierigkeiten, ohne jeden natürlichen Vortheil, gegen Ebbe, Fluth und starke Strömung, gegen Sturmfluthen und Fieberklima eines Landes ohne Trinkwasser im beweglichen weichen Schlickboden solid aufgeführte Bauwerke zu schaffen, so ungeheuer, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, kein zweiter Hafen der Welt hat so viel Mühe erfordert, wie der zu Heppens*). Beim Anfang der Bauten an der Jahde machte sich außerdem die schwierige Communication besonders fühlbar, indem in dem schweren meist feuchten Marschboden vor Anlage der über eine Meile langen Klinkerchaussee nach Sande und verschiedner Nebenwege mit Lasten gar nicht fortzukommen war, während die Verbindung zu Wasser

*) Die „digue" in Cherbourg schließt blos die Rhede, gehört aber nicht zum eigentlichen Hafen.

Digitized by G

für den Transport des Baumaterials ebenfalls höchst unbequem war: um die Fracht der Schiffe mit Material überhaupt löschen zu können, mußte erst ein besonderer kleiner provisorischer Hafen außerhalb der Deiche, der sog. Liegehafen, geschaffen werden, in den aber Barks von 17 Fuß Tiefgang immer noch nicht einlaufen können — diese müssen erst auf der Rhede einen Theil ihrer Steine an Liechterfahrzeuge abgeben. Und alle diese Schwierigkeiten wurden noch dadurch vermehrt, daß oft das Geld fehlte, um günstige Chancen von Fluth und Wetter voll ausnutzen zu können, während zu anderer Zeit die Wuth der Elemente bei Sturmfluthen den begonnenen Bau häufig wieder einriß. Jetzt aber ist die Hauptarbeit glücklich überwunden, durch Vollendung des Vorhafens und der Schleusen sind Hafencanal und Binnenbassin gegen die See gesichert, auch wenn die dazwischen befindliche Erde weggeschafft ist, und in kurzer Zeit wird die schwarz-weiß-rothe Flagge das weite Bassin beleben.

Wir gehen nun daran, die Einzelheiten der Anlage unsern Lesern anschaulich zu machen, und wir wollen zu diesem Zweck dem Hafen einen Besuch zur Bahn abstatten. Wir vermerken dabei die verausgabten oder veranschlagten Kosten jedes einzelnen Objects, da nichts so wie diese Summen die gewaltige Größe des Werks erkennen läßt und da gerade dieser Hafen ein sehr instructives Bild von den Anforderungen beim Kriegshafenbau gewährt.

Die Eisenbahn, deren letzte Strecke schon seit vorigem Sommer bis zum Kriegshafen im Betrieb ist, führt uns von der freundlichen sauberen Stadt Oldenburg mit ihren wirklich schönen öffentlichen Neubauten zunächst nach Varel (sprich Fahrel), einer kleinen hübschen hochgelegenen Stadt mit zwei hohen Kirchthürmen und vielen holländischen Windmühlen unfern des Steinhäuser Siels und nahe der Südspitze des herzförmigen Busens, und dann, meistens hart an dem letzteren, im Bogen um die Westseite desselben herum. Die Physiognomie der Landschaft ist eigenthümlich genug: weithin, ohne irgend eine Begrenzung durch Höhenzüge, schweift der Blick über üppiges Grün der Weiden und Triften, das von prächtigem, fast immer schwarzweiß gefleckten Rindvieh und schönen Pferden schweren Schlages belebt ist, die in voller Freiheit dem dampfgewaltigen Concurrenten das Feld räumen. An einzelnen Stellen kommen wir durch Laubwäldchen; streckenweise ist die grüne Ebene auch mit locker stehenden niedrigen Büschen bedeckt oder durch das tiefe Schwarz von Torfstichen und den dunklen fetten Boden der Eisenbahneinschnitte unterbrochen, dazwischen lange Ziegelei-Gebäude, welche die „Klinker" liefern, denen wir nachher am Kriegshafen sehr vielfach begegnen werden — Ziegelsteine von ganz besonderer Festigkeit, welche aus dem hier ganz vorzüglich geeigneten fetten Thonboden so hart gebrannt werden, daß sie eine bläuliche Farbe sowie einen glasartigen Glanz annehmen und beim An-

Digitized by Google

schlagen einen hellen Klang geben. Sie werden im Kriegshafen zu vielen Mauerarbeiten und namentlich zur Pflasterung der Fahrwege oder selbst der Fußwege in den Wiesen verwendet, dort in mehreren Reihen, hier nur in einer Reihe quer und auf die hohe Kante gestellt und mit Sand bestreut.

Immer weiter führt uns der Zug durch die freie, frisch grüne Marschlandschaft dahin, in der hier und da wahrhaft Verboeckhoven'sche Schafe mit prächtig vollem Vließe weiden, und bald wird der Horizont auf unserer rechten Seite durch einen hohen Damm begrenzt, welcher die Wiesen vom Jahdebusen abschließt und sich stundenweit hinzieht mit seiner eintönigen horizontalen, scharf gegen den Himmel abschneidenden Oberkante, um uns erst spät Blicke auf die hellstrahlende weite Wasserfläche zu vergönnen. Endlich zeigen sich in der Ferne Gebäude, nach wenigen Minuten macht der Zug eine Wendung, und von Westen her fahren wir gerade in der Richtung auf den Kriegshafen zu an dem sehr einfachen Stationsgebäude des Bahnhofs vor. Wir steigen aus und setzen in gleicher Richtung, wie wir zur Bahn gekommen sind, auf einer schönen Klinkerchaussee den Weg fort, wobei wir zuerst an die innersten Theile des Binnenhafens kommen.

Die Gegend ist ihrem landschaftlichen Charakter nach, der sich bis auf die Windmühlen bedeutend dem nahen Nordholland nähert, das gerade Gegenstück von Kiel. Dort wellige Hügel mit Wald und Busch überall und mit heiteren Durchblicken auf reich wechselnde Terrainformation: hier endlos weite grüne Ebene nach Westen und Norden und andererseits die scharfen geradlinigen uninteressanten Conturen der Deiche gegen Osten und Süden. Links von uns, nördlich, in geringer Entfernung liegen die beiden Dörfer Alt- und Neu-Heppens; rechts trennen uns hohe Deiche von dem südlich gelegenen Theil des Jahdebusens, und vor uns erblicken wir ein Arbeitsfeld mit Unmassen von Materialien, mit einer Unzahl von Arbeitern und Werke von ungeahnter Großartigkeit. Gleich im Anfang des Weges vom Bahnhof nach den Hafenanlagen haben wir die artesischen Brunnen passirt. Das Trinkwasser ist in dieser Gegend ein gar kostbares Gut, noch viel mehr als in Holland: die Dorfbewohner haben sich früher kümmerlich mit gesammeltem Regenwasser geholfen. Doppelt empfindlich wurde der Mangel an Trinkwasser, seitdem durch die Arbeiter die Menschenzahl so unverhältnißmäßig wuchs. Man begann nun von Seiten der Regierung artesische Brunnen zu graben, zunächst einen, der aber lange nicht zu dem gewünschten Ergebniß führen wollte; endlich traf man in 668 Fuß Tiefe auf Wasser, und das Tempelchen zu unserer Rechten — südlich der Chaussee vom Bahnhof nach dem Hafen —, das wie ein achteckiger Gasometer mit konischem Dach aussieht, birgt diesen kostbaren Brunnen in sich, der vor allen Unberufenen sorgsam verschlossen gehalten wird, damit nichts von dem mühsam geförderten

Digitized by Google

Waſſer, das übrigens recht gut ſchmeckt, vergeudet werden kann. Links, nördlich unſeres Weges, zeigt uns der hohe viereckige Breterthurm einen zweiten Ort, wo künftig ein arteſiſcher Brunnen ſprudeln ſoll. Dicke Eiſenröhren, unten mit ſcharfem Rande, werden in die Tiefe niedergetrieben, und zwar ſo, daß die folgende Röhre von immer kleinerem Kaliber iſt als die erſte und ſich durch dieſelbe ohne Schwierigkeit verſenken läßt.

Indem wir weiter vordringen, verſchließt uns ein quer vorlaufender Erdwall die Ausſicht: wir beſteigen ihn und ſtehen plötzlich vor einem Anblick von überraſchender Großartigkeit. Ein mächtiges viereckiges Baſſin von enormer Tiefe öffnet ſich dicht vor uns, ein ſo koloſſaler Raum, daß wir kaum begreifen, wie Menſchenhände die Beſeitigung dieſer Erdmaſſen haben bewältigen können. Zu unſeren Füßen liegen ganz in der Tiefe zwei mächtige lange Platformen mit halbkreisförmigen Enden: es ſind die Fundamente zweier Trockendocks für große Kriegsſchiffe, gerade im intereſſanteſten Stadium des Baues (ſeitdem fertig geworden). Zum Theil ſieht man noch den ſchwarzgrauen Untergrund des Bodens, von welchem die Erde eben weggegraben iſt; der größte Theil iſt ſchon mit einer Schicht rother Klinker bedeckt, welche den eigentlichen Granit-Bodenplatten des Docks zur Unterlage dienen ſollen, und ein kleiner Theil der Trockendocks zeigt ſich ſogar mit eben dieſen enormen Blöcken aus weißgrauem ſchwediſchen Granit bereits ausgelegt, die wir nachher aus mehreren Seeſchiffen im proviſoriſchen Liegehafen löſchen ſehn werden. Dieſe Blöcke kommen aus Schweden ſchon völlig zubehauen hier an, weil man mit dem Gewicht der Abfälle das Schiff nicht unnütz beſchweren will; gewiſſe Stücke ſind ſogar für ſpäteren Gebrauch bereits mit eiſernen Ringen zum Feſtlegen der Schiffe verſehn.

Die Dimenſionen der beiden Docks erſcheinen hier in dieſer Umgebung mit ihren rieſenhaften Verhältniſſen im Grunde zwiſchen den berghohen Erdwänden nicht allzu bedeutend; wir würden fürchten, daß ſie nur für unſere gedeckten Corvetten, nicht aber für große Panzerſchiffe genügen werden, wüßten wir nicht, daß ſie bei 30 Fuß größter Waſſertiefe oben 84 Fuß Breite und 440 Fuß Länge haben, während die längſten Panzerſchiffe (die engliſchen „Warrior“ und „Black Prince“) oben 420 Fuß lang, und die breiteſten Panzerſchiffe (die engliſchen „Minotaur“, „Agincourt“ und „Northumberland“ 59 Fuß 4¾ Zoll breit ſind (unſer „Wilhelm“ 58½ Fuß). Auch für das tiefſtgehende Panzerſchiff der Gegenwart, den engliſchen „Achilles“ (mit 26 Fuß 11 Zoll hinten) würden die 30 Fuß Waſſer unſerer beiden Docks völlig genügen. Großartig iſt der Anblick ſolch eines Docks in der Vollendung, wenn es mit ſeinen terraſſirten Steinwänden ringsum den Beſchauer umgibt, einem mächtigen antiken Amphitheater ähnlicher als irgend einem anderen Bauwerk. Noch aber ſtrecken ſich die beiden Platformen un-

Digitized by Google

vollendet im Roth ihrer Backsteine tief unter uns in grandioser Länge dahin, beide in demselben Kessel hart nebeneinander, parallel und nach Westen wie nach Norden und Süden von kolossalen senkrechten Erdwänden abgeschlossen, die durch das Ausschachten des Dockbassins entstanden sind. Nach Osten vor uns öffnet sich dieses Dockbassin, um in das noch viel größere Binnenhafenbassin überzugehen: sobald beide fertig und voll Wasser sind, werden sie von einander in der Weise, wie es an der Weser am gewöhnlichsten ist, nämlich durch Pontonschleusen getrennt werden, d. h. durch ein eisernes Schiff, dessen Längenschnitt die Schleusenbreite gerade ausfüllt und somit ein Ponton-Thor bildet. An seiner Westseite dagegen, d. h. unmittelbar uns zu Füßen, enthält das Dockbassin noch zwei Paar besonderer abgerundeter Fundamentconstructionen aus Klinkersteinen, welche bestimmt sind, vier große Pumpen eines mächtigen Pumpwerks zu tragen, sowie die drei Dampfmaschinen mit ihren fünf Cornwallkesseln, welche die Pumpen in Bewegung setzen. Innerhalb der Dockmauern laufen große Spülcanäle, die mit Schützen versehen sind und das Wasser der Docks nach dem Pumpwerk führen, wo es gehoben und wieder in den Binnenhafen gepumpt werden kann.

Nördlich der beiden oben beschriebenen Docks wird noch ein drittes Trockendock angelegt, das kleiner und nur etwa für gedeckte Corvetten bestimmt ist, also circa 350 Fuß Länge erhält. Vor der Panzerära waren nur zwei kleinere von 200—250 Fuß Länge projectirt, 1867 sind zwei große Trockendocks in Angriff und ein drittes kleineres in Aussicht genommen, die mit der Wasserhebungs- und der Dampfmaschine 1,600,000 Thlr. kosten sollen. Das kleinere Dock wie zwei nördlich davon, dicht daneben zu erbauende gedeckte Hellinge (für den Bau neuer oder die Reparatur aufgeschlippter Schiffe) sind den beiden großen Docks ganz parallel, auch von Westen nach Osten gerichtet. Die östlichen Enden aller fünf Platformen münden rechtwinklig in die Westseite des Binnenhafenbassins, während sich nordwestlich noch das kleine Bassin des Boot- und Mastenhafens an dieselbe anschließen wird. Vorläufig aber stehen nördlich des Bassins der beiden großen Docks noch nahe dem Rand auf der Höhe die Gruppe von vier Cisternen, die zwei Traß- und zwei Mörtel-Mühlen, die zusammen über 20,000 Thlr. gekostet haben, und das Bindemittel der Bausteine unter und über Wasser liefern.

Wir steigen jetzt von unserem Standpunkt, der Westkante des ganzen Marineetablissements, von wo wir die Docks, das Binnenhafenbassin und den Hafencanal übersehen, zu den ersteren nieder und nun wird erst augenfällig, wie hoch der Rand der Bassins über ihrer Sohle liegt, wie tief man bis zur letzteren hat graben müssen. Unten schreiten wir auf der Ziegelsteinplatform, der Basis eines der beiden mächtigen Docks dahin, und treten aus ihrem östlichen Ende in ein noch viel geräumigeres künftiges Binnenhafen-

Digitized by Google

baſſin. Gegenwärtig hat daſſelbe noch bei Weitem nicht ſeinen vollen Umfang: erſt ein Theil deſſelben iſt (bis zur Sohle) ausgegraben, während noch mächtige Erdblöcke ſtehen geblieben ſind, zum Theil im Anſchluß an das Erdreich der künftigen Ränder des Baſſins. Daſſelbe wird 1200 Fuß lang und 700 (750) Fuß breit; ſeine Wände werden auf drei Seiten mit maſſiver Quaimauer eingefaßt und nur die Nordſeite erhält eine einfache gewöhnliche Böſchung, weil hier auf dieſer Seite ſpäter das Baſſin nach Bedürfniß erweitert werden ſoll, wofür auch das Terrain bereits reſervirt iſt.

Dieſes Binnenhafenbaſſin wird nun künftig der Platz ſein, wo die Kriegsſchiffe unſerer Nordſeeflotte in ſicherer Ruhe liegen und zugleich Ausbeſſerungen jeder Art erfahren können, wie auch die Auffüllung aller Vorräthe ihnen hier möglich ſein wird. Zu dieſem Zweck iſt nun das ganze Baſſin von Anſtalten und Magazinen der verſchiedenſten Art umſchloſſen.

Die Weſtſeite, an welche ſich nordweſtlich der Bootshafen und Maſtenteich anſchließt, ein kleines viereckiges Baſſin für die Boote und die Aufbewahrung der Maſthölzer im Waſſer, deſſen Herſtellung auf 50,000 Thaler veranſchlagt iſt, findet ſich ſonſt ganz dem Departement für „Schiffbau“ gewidmet: ſie enthält*) in ihrer nördlichen Hälfte die zwei nach dem Baſſin mündenden Hellinge, auf deren Stapel Schiffe gebaut oder behufs einer Reparatur aufgeſchlippt**) werden können, und ſodann, wie wir oben beſchrieben, ein kleines und zwei große Trockendocks, die ebenfalls nach dem Baſſin münden.

Die Südſeite des Binnenhafenbaſſins iſt in ihrer weſtlichen Hälfte dem Departement des „Maſchinenbaues“ gewidmet, ſodaß am Quai Keſſel und Maſchinen direct aus der Werkſtätte den Schiffen eingeſetzt werden können***), und in ihrer öſtlichen Hälfte gehört ſie dem Departement für „Ausrüſtung“, das für Takelage, Anker, Ketten u. ſ. w. der ausgehenden Schiffe ſorgt†). Daneben, noch weiter öſtlich, und ſchon am Südufer des Hafencanals, der hier in das Baſſin ausläuft, kommen die allgemeinen Magazine, dann die Beamtenwohnungen, darauf das Proviantamt und ſchließlich der Kohlenhof. Schiffe, die blos Proviant auffüllen und gleich wieder in See gehen wollen,

*) Außer einem Bureau der Schiffsbaudirection, einem Arbeitsſchuppen, einer Schmiedewerkſtatt, einem Maſten- und Bootshaus auch zwei Holzmagazine, eine Tiſchlerei und Malerwerkſtatt, die zuſammen auf 247,000 Thlr. veranſchlagt ſind.

**) Am beſten wird man ſie, um für alle Eventualitäten Platz zu haben, blos für letzteren Zweck verwenden, die Neubauten dagegen ſämmtlich in Kiel und Danzig vornehmen.

***) Mit einem Bureau, zwei Maſchinenreparaturwerkſtätten, einer Keſſelſchmiede, einem Depot für Maſchinen und Keſſel, einem Kettenprobirhaus, einem Magazin für Eiſenabfälle — zuſammen auf 129,000 Thlr. veranſchlagt.

†) Dieſe Ausrüſtungsdirection bekommt ein Bureau, drei Ausrüſtungsmagazine, eine Blockmacherei (für Flaſchenzugrollen), eine Segelmacherei, ein Takelhaus, eine Reepſchlägerei und eine Theerküche, die zuſammen auf 288,000 Thlr. veranſchlagt ſind.

Digitized by Google

brauchen also gar nicht erst ins Binnenbassin zu kommen, was nur Zeit kosten und dort stören würde; und solche, denen blos die Kohlen ausgegangen sind, können noch weiter draußen liegen bleiben und noch eher wieder auslaufen*).

Gegenüber, am Norduser des Hafencanals und (weil auf der Ecke) zugleich am Ostufer des Bassins, hat das Departement der „Artillerie" seinen Platz erhalten, das die Schiffe mit Geschützen und Munition ausstattet, und daneben am Canal befindet sich die Abtheilung für Hafenbau**).

So ist denn am Binnenhafenbassin wirklich für alle Bedürfnisse der Nordseeflotte gesorgt, und sobald dasselbe mit seinen Werkstätten und Magazinen vollendet ist, wird die Jahde als Station für die Schiffe unseres Nordseegeschwaders und als Ausgangspunkt für alle unsere Schiffe, die durch den englischen Kanal und weiter segeln, nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Von den 3268 Fuß langen massiven Umfassungs- und Quaimauern des Binnenhafens, die sich wegen der Mündungen des Bootshafens und des Canals ungleich auf die 4 Seiten vertheilen (d. h. mit 1560, 520, 720 bez. 468 Fuß), waren zur Zeit der letzten officiellen Publication bereits 3196 Fuß Quaimauer in Angriff genommen, um wie die Docks 1869 fertig zu werden. Diese Quaimauern werden aus Klinkern mit Quadersandstein-Verblendung aufgeführt bis zu 16 Fuß Höhe über dem Hafenpegel, und die Fundamentirung, die übrigens nicht minder schwierig wie bei den Quaimauern des Vorhafens ist, wird an sechs Stellen noch derart stärker genommen, daß sechs schwere Krahne darauf zu placiren sind, wobei die Gesammtkosten der massiven Umfassungs- und Quaimauern des Binnenhafens auf 735,000 Thaler veranschlagt ist. Die Westseite wird nur am Schiffsbauplatz und zwar gleichzeitig mit den hier mündenden Docks massiv aufgeführt, sonst aber als gewöhnliches mit Steinen bekleidetes Ufer hergestellt, um eine spätere Erweiterung oder Anlage neuer Bassins nach Westen hin zu ermöglichen: außerdem bekommen also massive Quaimauern die beiden kurzen Seiten des Binnenhafens und des Hafencanals an der Artilleriedirection und der Magazinverwaltung, wo ja die Schiffe unmittelbar anlegen sollen.

Bereits oben bemerkten wir, daß die ganze Werft mit einer

---

*) Für die Magazinverwaltung werden erbaut: ein Bureau, ein Magazin für Rohmaterialien, zwei Magazine für Ausrüstungsgegenstände u. s. w., die zusammen auf 107,000 Thlr. veranschlagt sind.

**) Für diese Hafenbaudirection sind in Aussicht genommen: der Bau von einem Bureaugebäude, Bauutensilien- und Inventarien-Magazinen, Schmiede- und Schlosserwerkstatt, Maschinenreparaturanstalt, Arbeitsschuppen und Materialien- und Kohlenschuppen, was zusammen 75,000 Thlr. kosten wird. Für die Artilleriedirection dagegen Bureaux, Inventarienmagazine: ein Geschützhaus, eine Artilleriewerkstatt für Lafettenbau, eine Büchsenmacherei und ein Laboratorium im Gesammtkostenbetrage von 132,000 Thlr.

Digitized by Google

Umfassungsmauer umschlossen wird; da diese auf 57,000 Thaler veranschlagt ist und außerdem die theilweise bereits ausgeführten Nebengebäude und Cisternen für Sammeln des Regenwassers 214,000 Thaler kosten, stellt sich somit der Gesammtbetrag für die zu den Werften am Binnenhafen gehörigen Gebäude auf 1,246,000 Thlr. Doch treten hierzu noch 453,000 Thlr. für anderweite Hochbauten, nämlich ein auf 39,000 Thlr. veranschlagtes Gebäude für das Stationscommando, die auf 128,000 Thlr. veranschlagten Gebäude für das Proviantamt (Bureaugebäude, Schlächterei, Bäckerei, Proviantmagazin und Wohngebäude) und die auf 290,000 Thlr. veranschlagten Gebäude für die Garnison (eine Kaserne für die Seesoldaten, eine Kaserne für die Matrosen, ein Lazareth, ein Garnisonverwaltungsgebäude, Lootsenwohnungen u. dgl.), sodaß mit Einrechnung der 150,000 Thlr. für Beamtenwohnungen, Utensilien- und Materialienschuppen für den Bau und für 15 auf je 100 Mann berechnete Arbeiterhütten die Gesammtkosten aller Landbauten am Jahdehafen sich auf 1,849,000 Thlr. belaufen. Bereits erhebt sich von denselben im Norden des Binnenhafens oder vielmehr der Mündung des Hafencanals in diesen eine würdig, ja splendid ausgeführte hellschimmernde Kaserne, welche in diesen Tagen die 1. Seeartillerie-Compagnie (bisher in Danzig), die 2. nnd 4. Matrosen-Abtheilung (bisher in Kiel) und die 1. und 2. Compagnie des Seebataillons als Garnison der Jahdestation erhält. — Die Schilderung der Hafenstraße behalten wir dem nächsten Artikel vor.

Aus Bunsen's Denkwürdigkeiten

(Fortsetzung zu Nr. 29.)

Bald nach seiner Thronbesteigung berief Friedrich Wilhelm IV. Bunsen zu sich, um ihn in specieller Mission nach England zu senden; es handelte sich um die gemeinsame Begründung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem, auf welche der König große Hoffnungen setzte; sie erfüllten sich nicht und wir können uns deshalb versagen, auf die Einzelheiten der Verhandlung einzugehen, welche sich von dem kühlern Standpunkt unserer Tage wie ein diplomatischer Roman liest. Indeß die englischen Staatsmänner gingen auf den Plan ein, welcher von Lord Shaftesbury und Gladstone warm befürwortet ward, und Dr. Gobat ward als erster Bischof nach Jerusalem gesandt. Für Bunsen aber ward diese Mission von besonderer Wichtigkeit, weil sie ihm den Weg zum ständigen preußischen Gesandten am englischen Hofe bahnte;

Digitized by Google

der König zauderte freilich zuerst etwas vor einer Ernennung, die so sehr allen Traditionen des berliner Cabinets widersprach und präsentirte der Königin die Candidaten mit der Bitte, unter ihnen den zu wählen, welcher ihr als preußischer Vertreter am angenehmsten sein werde, aber die Königin erbat sich sogleich und in bestimmter Weise Bunsen, den sie bereits hatte kennen und schätzen lernen, und so durfte derselbe Ende 1841 sein Beglaubigungsschreiben übergeben. — Die zwölf Jahre, welche er in dieser Stellung verbrachte, fallen zusammen mit einem Höhepunkt der neuern englischen Geschichte. Die Loyalität der Nation war neu belebt seit eine Monarchin auf dem Thron saß, welche das langentbehrte Schauspiel eines fleckenlosen Familienlebens gab und dabei mit kluger Zurückhaltung ihren Ministern die Regierung überließ, wenngleich sie alles überwachte und da, wo es Noth schien, mehrmals mit fester Hand eingriff; die Nation war in einem mächtigen Aufschwung begriffen, der riesig wachsende Verkehr drängte zu Reformen und nacheinander fielen die Korngesetze, das Schutzzollsystem und die Navigationsacte. Noch standen die altbewährten Staatsmänner an der Spitze, Wellington, Peel, Russell, Palmerston, gefolgt von einer Schaar vielversprechender Schüler wie Gladstone, Cardwell, Herbert, Molesworth, Lewis u. A. m.; noch pochte die Demokratie nicht an die Thore des festgefügten Baues der englischen Gesellschaft, welche 1848 mit stolzer Ruhe dem Zusammenbrechen so mancher continentalen Throne zusah und 1851 mit der ersten Weltausstellung vielleicht ihren größten Triumph feierte. Man kann denken, mit welcher Befriedigung Bunsen sich der Theilnahme an einem politischen Leben hingab, welches seinen Sympathien so sehr entsprach; sein Verhältniß zum Hofe ward bald ein vertrautes, er weilte künftig als Gast in Windsor und Osborne und durfte sich mit voller Offenheit gegen die Königin und Prinz Albert aussprechen. Dabei vermied er es mit richtigem Takt, diese Beziehungen zu politischen Intriguen zu mißbrauchen, beobachtete vielmehr bei allen eigenen Geschäften den regelmäßigen Weg der Verhandlung mit den Ministern. Als z. B. 1847 der König ihm einen Brief an die Königin in Betreff Neuenburgs übersandte, legte er denselben zuerst Lord Palmerston vor, der den Einwand erhob, es sei ganz ungebräuchlich, daß ein fremder Fürst an den Souverän von England über Politik schreibe. „Aber" erwiederte Bunsen, „Sie rühmten doch neulich die Königin und Prinz Albert wegen ihres trefflichen politischen Briefes an die Königin von Portugal?" — „Ja, aber das war zwischen Verwandten." — „Und dies zwischen Freunden; Sie kennen den Brief, ich will wenn ich ihn der Königin überreiche nur einige höfliche Redensarten hinzufügen und werde dann am nächsten Tage in Ihrer Gegenwart die Sache meines Königs plaidiren in der Weise, in der die Königin es wünscht. Sind Sie damit einverstanden?" — „Vollkommen" war die Ant-

Digitized by Google

wort, und so ward es gemacht. — Bunsen stand mit den englischen Staatsmännern bald auf vertrautem Fuße. „Ich sehe Lord Clarendon fast täglich" heißt es in einem Briefe aus der spätern Zeit, „er empfängt mich Morgens in seinem Hause, Nachmittags kann ich auf dem auswärtigen Amt lesen, was ich will, bei Aberdeen habe ich die „petites entrées", ebenso bei Prinz Albert, wenn er in London ist." — Eine besondere Freundschaft verband ihn mit Sir Robert Peel, den er auch oft für deutsche Angelegenheiten zu Rathe zog, die der englische Staatsmann mit warmer Sympathie verfolgte; wie intim die Beziehungen beider waren, läßt sich daraus schließen, daß Peel auf seinem Sterbelager dreimal verlangte, Bunsen zu sehen. Vielfach finden wir ihn als Gast auf den Landsitzen der Aristokratie, in Drayton Manor bei Peel, in Broadlands bei Palmerston, in Woburn Abbey beim Herzog von Bedford, in Inverary Castle beim Herzog von Argyle; er genoß solche Ausflüge, wo sich die Schönheit der Natur mit dem Interesse der historischen Erinnerungen verband, ganz besonders als Ausspannung nach angestrengten amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten. — So gestaltete sich sein Leben in England bald auf das angenehmste. „Ich möchte Ihnen" schreibt er seinem römischen Freunde Kestner, „eine Idee von unserem Leben geben. Ich habe hier wieder wie in Rom die anerkannt schönste Lage für meinen Wohnsitz, auf dem Platz, wo Carlton House, einst die Residenz Georgs IV. stand; auf der einen Seite der breiten Straße ist ein Garten und jenseits die Paläste, Clubhäuser genannt, auf der anderen der St. James-Park mit seinem Grün und Wasserstreifen, rechts die Residenz der Königin, links die Ministerien, im Hintergrunde des Parks Westminsterabbey und die Parlamentsgebäude; mein jetziges Capitol liegt Gott sei Dank nicht in Ruinen. Die Entfernungen zu den Ministern kosten mir wenig Zeit, aber das Warten, selbst wenn eine Besprechung verabredet ist, desto mehr. Die Geschäfte sind unzählig, Besuche und Briefschreiben eine wahre Plage, mit einem Wort, die Arbeit ist enorm, doch hoffe ich mit der Zeit das Ungethüm zu bewältigen. Gegenwärtig habe ich nur einen Secretär und einen Schreiber; eben so ist es mit dem Gehalt, so viel als drei und ein halber preußischer Minister scheint viel und ist doch ungenügend. Abends sind wir oft allein, doch möchte ich einen capitolinischen Club für Freunde haben. Sie können denken, daß die gesellschaftlichen Beziehungen angenehm sind, wenn man von seinem König lancirt wird."

Der Besuch Friedrich Wilhelm's IV., der, damals in der Blüthe seiner Popularität, zur Taufe des Prinzen von Wales als Pathe nach England reiste, mußte natürlich für Bunsen's sociale Stellung sehr förderlich sein, er kam dadurch gleich mit den Spitzen der englischen Gesellschaft in Berührung, und Prussia House in Carlton Terrace ward bald in seiner Art so ausge-

Digitized by Google

zeichnet wie der Palazzo Caffarelli auf dem Capitol. Bunsen hatte nicht mit den Botschaftern Rußlands und Frankreichs an äußerem Glanz der Repräsentation zu wetteifern, aber er wußte sich rasch jenen gewünschten capitolinischen Club zu bilden, einen Kreis bedeutender englischer und deutscher Männer und Frauen, in dem er sich anregend und empfangend gern bewegte; kaum eine geistig hervorragende Persönlichkeit kam nach London, der man nicht in seinem Hause begegnete. Der mitgetheilte Brief einer Tochter (II, 270) schildert den Theetisch i. J. 1851, wo sich damals Wichern, Bernays, Waagen, Krummacher, Graf A. Pourtalès u. A. täglich zusammenfanden. Durch seine Heirath von den Engländern halb als der Ihrige betrachtet betheiligte Bunsen sich namentlich lebhaft an den wissenschaftlichen und religiösen Fragen, welche damals anfingen, die Geister zu bewegen und gewann bald entschiedenen Einfluß auf die jüngeren strebenden Leute wie A. Stanley u. A., indem er sie auf die Bedeutung der deutschen Wissenschaft für die Kritik verwies. Anderseits wirkte er thätig für die londoner Deutschen durch die Gründung des deutschen Hospitals und der deutschen Stadtmission.

Mehr als diese Dinge aber mußten Bunsen die Fragen der constitutionellen Entwickelung Preußens und der nationalen Gestaltung Deutschlands bewegen; er erörterte diese Capitel lebhaft mit Prinz Albert und dessen weisem Rathgeber Baron Stockmar, suchte auch die Ansicht bedeutender englischer Staatsmänner, namentlich Peel's einzuholen, um dadurch in Berlin zu wirken. Peel schloß eine längere Unterhaltung in Drayton Menor über diesen Gegenstand mit den Worten: „Ich hoffe der König wird bereit sein, den Wünschen seiner Unterthanen nachzugeben — es ist gut, Zugeständnisse zu machen, so lange dies möglich — viele Fürsten haben es zu beklagen gehabt, daß sie die Stunde der Concessionen haben vorübergehen lassen, welche nie wiederkehrt. Möge der König bedenken, wie Necker's geringschätzige Behandlung Mirabeau's die Revolution beschleunigte." — Aber derartige Rathschläge scheiterten an dem Widerwillen des Königs gegen eine geschriebene Verfassung, sein an sich oft sehr richtiger Blick erkannte die Schattenseiten einer Charte, wie sie in Frankreich bestand und damals vom deutschen Liberalismus als Panacee gefordert ward; aber er zögerte seinerseits mit den grundlegenden Reformen vorzugehen, er wollte nicht gedrängt sein und verfolgte die Tantalusarbeit, die Traditionen der Haller'schen und der Stein-Schön'schen Schule zu vereinigen; so schwand die Popularität rasch, welche ihn bei seiner Thronbesteigung begrüßt, und als Bunsen sich 1844 auf Einladung seines Gebieters nach Berlin begab, ward er erschreckt durch den Umschwung der Stimmung. „Die Dinge" schreibt er von Cöln, „nehmen hier eine düstere Wendung; bei den besten Absichten macht man fortwährend Mißgriffe, was geschieht wird getadelt, entweder weil es wirklich falsch ist oder weil

Digitized by Google

es nicht das ist, was man verlangt, nämlich Reichsstände, überall bilden sich Clubs, nicht für Aufstände aber für Agitation." — In Berlin suchte Bunsen dahin zu wirken, daß in der Verfassungsfrage endlich ein Entschluß gefaßt würde; er betonte, daß es unmöglich sein werde, allein mit Provinzialständen weiter zu regieren, „dies wäre als ob das Sonnensystem nur centrifugale Kräfte hätte." Er arbeitete auf den Wunsch des Königs über die Vorfragen der Verfassung einige Aufsätze aus, welche von der für diese Frage eingesetzten Commission gut geheißen wurden. Aber es kam zu nichts, „die entgegenstehenden Kräfte neutralisirten sich." „Am wahrscheinlichsten ist, daß nichts geschehen wird; will man etwas thun, so wird man vielleicht einige meiner Ideen benutzen, aber auch dann wird es gut sein, wenn man ohne mich handelt, denn ich tauge nicht für die Ausführung oder passe doch nicht für die Männer, mit denen ich zusammenzuwirken hätte. Ich kann nicht einmal begreifen, wie Geschäfte d. h. wirklich große und nothwendige Geschäfte hier vorwärts kommen können. Das tägliche Leben des Hofes und der Ministerien erleidet nicht einen Tag Unterbrechung, als ob wir in den gewöhnlichsten Zeiten lebten; und doch sagt Jeder, daß wir in einer Krisis sind. Oft schreckt mich das Gespenst des Hofes und Ministeriums in Frankreich 1788—1789; mein Trost ist nur, daß Preußen nicht Frankreich und Friedrich Wilhelm IV. nicht Ludwig XVI. ist." —

Bei so trüben Eindrücken begreift es sich, daß Bunsen aufs Neue in dem Gefühl befestigt ward, Berlin sei kein Ort zum Wirken für ihn — „ich würde am Ende von wenigen Jahren umkommen, wenn ich hier bleiben sollte" — und so kehrte er gerne nach England zurück. Auch das Wiedersehen mit dem Könige bei Gelegenheit des Besuchs der Königin von England führte nicht zu bessern Resultaten. „Des Königs Herz ist für mich wie das eines Bruders, aber unsre Wege gehen auseinander. Der Würfel ist gefallen und er liest auf meinem Gesichte, daß ich das Wie beklage." — Bunsen fühlte eben, daß, wie Beckerath sich treffend ausdrückte, König und Volk in ganz verschiednen Sprachen redeten und in verschiednen Jahrhunderten lebten, und so konnte ihn der Sturm des Jahres 1848 nicht überraschen, der den König zu dem Bewußtsein der wirklichen Lage aufrüttelte, nachdem so viele treue Diener jahrelang vergeblich Gehör gesucht hatten. „Mein geliebter König" schreibt er, „ist in der Lage Jemandes, der nicht zu seiner Zeit und Gelegenheit hat handeln wollen und nun gezwungen ist zuzusehen, wie die Nation für ihn handelt. Trotz aller Thatsachen, mit denen ich meine Hoffnungen zu stützen suche, ist es doch sehr möglich, daß ich die Vollendung des Werkes der Regeneration nicht erleben werde, aber ich habe doch den Anfang desselben gesehen, wie ich ihn mit den Freunden meiner Jugend und meinen verehrten Aeltesten Stein, Niebuhr, Gneisenau und

Anderen ersehnte — vor 34 Jahren, als alles hätte gethan werden sollen und alles in Frieden hätte gethan werden können. In England hat unsere Sache zwei große Feinde: die commercielle Eifersucht auf ein einiges Deutschland und die Apathie, welche das Kind des Egoismus und die Mutter der Unwissenheit ist." — In der letzten Bemerkung liegt unstreitig viel Wahres; indessen hatte das kühle Verhalten Englands zu der deutschen Bewegung doch auch andere Gründe. Die politisch reifen britischen Staatsmänner glaubten eben nicht, daß durch eine Revolution, die sich über ihre Ziele und Mittel so wenig klar war, praktisch dauernde Erfolge sich erreichen ließen und Bunsen's Bemühungen, ihre Zweifel zu widerlegen, blieben wesentlich deshalb ohne Resultat, weil man dem sanguinen Flug seiner Gedanken nicht zu folgen vermochte; ein charakteristisches Beispiel hierfür ist sein Brief an Mr. Reeve, den Herausgeber der Edinburgh Review, durch den er denselben zu überzeugen sucht, daß die deutsche Bewegung die Fortsetzung der Freiheitskriege sei — „descendit coelo" wiederholt er unablässig. — Bunsen sollte sich in diesen Hoffnungen schmerzlich getäuscht sehen. Zunächst in Frankfurt, wo er vergeblich auf Mäßigung und Verständigung mit Berlin drang, indem er vor Allem nach dem Programm von Kremsier den Ausschluß der Oestreicher aus dem Parlament verlangte, weit empfindlicher aber später in Berlin selbst, wohin er 1848 berufen war. Es wird über diese Episode ein interessanter Auszug einer von ihm verfaßten Denkschrift mitgetheilt. Bunsen, der mit Gagern im Sommer 1848 befreundet geworden war, sollte als Vermittler zwischen Frankfurt und Berlin dienen und es gelang ihm, den König zu Concessionen zu bringen, auf die er bisher vergeblich gedrungen; er eilte nach Frankfurt und einigte sich dort rasch mit Gagern; das Ergebniß dieser Verhandlung legte er nach seiner Rückkehr dem König in einem Berichte vor, dessen fünf Hauptpunkte waren: das erbliche Princip für das Reichsoberhaupt, die sofortige Revision der Verfassung, die Nothwendigkeit, daß Preußen sich bereit erklären solle, mit Ausschluß Oestreichs die Führung zu übernehmen, daß es aber gleichzeitig jedem anderen Gliede des früheren Bundes freistehen sollte, beizutreten oder nicht, endlich daß der frankfurter Hebel nicht zerbrochen werden dürfe. „Der König antwortete mir augenblicklich und in Eile, daß er von alledem nichts thun wolle, daß der vorgeschlagene Weg ein Unrecht gegen Oestreich sei; er wolle mit einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern sie dem frankfurter Ministerium überlassen; wenn die persönliche Frage (d. h. wegen Annahme der Kaiserkrone) an ihn gestellt werden sollte, werde er als ein Hohenzollern antworten und als ein ehrlicher Mann leben und sterben. Bald erhielt ich von den Ministern den Commentar zu diesen Aeußerungen; sobald ich Berlin verlassen, war der König wieder umgeschlagen: er führte eine geheime Correspondenz

Digitized by Google

mit Olmütz, die Existenz der Kammern und die Nothwendigkeit, sich mit ihnen zu verständigen, ward nicht länger in Betracht gezogen, der König wollte die Leitung der Politik nicht aufgeben, sondern im Gegentheil erst recht in die Hand nehmen. Ich kämpfte so gut ich konnte gegen Kummer und Unwillen und freute mich, meine Abreise schon angekündigt zu haben. Der König empfing mich gütig und las mir seinen Brief an Prinz Albert vor, den ich überbringen sollte, er sagte darin, daß er niemals einen Schritt so bereut habe, wie den, welchen ich ihm gerathen, er theilte mir ferner einen arglistigen Brief des Königs von Würtemberg mit, der nun ganz für Oestreich gewonnen ist: ich konnte sehen, daß alle Welt gegen Preußen war. — Mehr als je fühle ich mich fremd in der Hauptstadt meines Vaterlandes, abgestoßen selbst im Wohnhause meines Königs. Die Gesichter im Vorzimmer erinnerten mich an die Zustände von 1806; da war kein frischer Geist, kein freies Herz, keine menschlichen Sympathieen unter allen jenen menschlichen Gestalten, die umhersaßen oder glitten. (Folgt eine Aufzählung.) Endlich N. (Niebuhr?), jetzt das Werkzeug Meyendorfs für dessen Verbindung mit dem König, durch welchen derselbe jeden Morgen mit solchen Neuigkeiten gefüttert wird, die ihn verletzen und reizen müssen: bald die Rohheit der frankfurter Redner, bald die sogenannten aufrührerischen Pläne und Aeußerungen Gagerns, dann wieder die Klagen von Fürsten, Adligen und bedrückten Wohlmeinenden. Durch diesen Canal läßt der Kaiser von Rußland mündliche und schriftliche Drohungen an den König gelangen, und so wurden innerhalb des Königs eigenem Cabinet Pläne geschmiedet, gegen welche die Minister vergeblich kämpften und eine geheime Correspondenz geführt, welche die Politik zu nichte macht und die Diplomatie ruinirt. Schon vor 1848 hatte ich die Spuren dieses versteckten Spiels entdeckt, aber jetzt bin ich tiefer hinter die Scene gedrungen und konnte die zerstörenden Wirkungen der unablässigen geheimen Agitation verfolgen. Der Haß der officiellen Gesellschaft und der Adelspartei, welcher mich jetzt volle zwanzig Jahre verfolgt hat, kam in vollster Deutlichkeit zu Tage, ebenso wie ihre Unfähigkeit und Engigkeit, welche nach dem Schrecken, den ihnen 1848 eingejagt, nur um so schärfer hervortrat; die Gesichter, die mich umgaben, unterdrückten kaum ihre innerliche Wuth. Nirgends war ein wirklicher Staatsmann zu sehen und was hätte ein solcher auch bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Charlottenburg machen können? Der König ist entschlossen, alle Politik allein zu leiten, er möchte neben der Verfassung eine Dictatur üben und doch als ein liberaler und constitutioneller König gelten, während er wiederum das constitutionelle System als Betrug und Falschheit betrachtet. Die Idee, daß Unterthanen und gar solche, denen er sich an Fähigkeiten und Erfahrungen überlegen fühlt, seine Politik leiten oder auch nur im geringsten seine

Digitized by Google

Freiheit zu handeln beschränken sollten, ist ihm unerträglich. Was in früheren Tagen und selbst noch 1848 bei ihm als zufällig und vorübergehend erschien, nimmt jetzt einen festen, verhängnißvollen Charakter an; am schmerzlichsten vermißte ich das frühere königliche Bewußtsein des Rechtes, auch fühlte ich, daß seine Energie im Handeln nicht im Verhältniß zu seinem äußerlich entschiedenen Benehmen stand, es gab Augenblicke wo er mehr der Erschöpfung als Argumenten nachgab, was ihn andererseits doch wieder erbitterte. Ich fühle, daß ich ihm wie sonst durch Neigung und Dankbarkeit verbunden bin, aber das Band unserer Seelen ist zerrissen und die Hoffnung, die ich auf ihn gesetzt, war eine Täuschung. — Rund umher fand ich nur Mißachtung, Mißtrauen, Haß und Unwillen gegen den König; er sprach öfter von Abdankung, aber der Gedanke, daß dieselbe nothwendig werden müsse, war in den Herzen Tausender. Und das bei einem Souverän, der so reich begabt, so edel gesinnt, so hoch über seinen Genossen stand, geboren um das Juwel nnd die Zierde seines Zeitalters zu sein." —

Die Wochen dieses Aufenthalts in Deutschland nannte Bunsen selbst die traurigsten seines Lebens und sprach seinen festen Entschluß aus, wo möglich nie wieder nach Berlin zu kommen. Von London aus machte er noch schriftlich einen Versuch, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, erhielt aber als Antwort den Befehl, seine Beziehungen zu Frankfurt abzubrechen und eine Depesche, durch welche des Königs Ablehnung motivirt ward. Sir Robert Peel erwiederte hierauf, daß er die gewichtigen Einwürfe gegen die Annahme nicht unterschätze, daß aber die Ablehnung noch größere Gefahren bringen könne. Uebrigens hielt Bunsen sich seit der Rückkehr auf seinen Posten sehr still; er begegnete sich mit Stockmar in der Ueberzeugung, daß für ihn nichts zu machen sei und blieb nur in seiner Stellung, weil er hoffte, so lange die Dinge noch nicht einen Abschluß gefunden, hie und da nützen oder doch Schlimmes verhüten zu können, insbesondere weil er glaubte, seinen Feinden nicht das Feld räumen zu sollen, so lange er vom König gehalten wurde. — Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob er darin Recht gehabt, nachdem er doch selbst erkannt, daß die Berliner Politik zum willenlosen Werkzeug Rußlands und Oestreichs herabgesunken war; aber worüber unserer Ansicht nach kein Zweifel erlaubt ist, war das Verhalten Bunsens beim londoner Vertrage von 1852. Die Unterzeichnung desselben bildet die eigentlich dunkle Partie seines politischen Lebens und zugleich den unglücklichen Wendepunkt desselben. Am 31. Juli 1850, als zuerst die Idee des Protokolls discutirt ward, schrieb er seinem Freunde Care: Palmerston, in die Enge getrieben, hat erst Rußland, dann Frankreich nachgegeben, der Preis ist das Protokoll gewesen, das Opfer Deutschland; „they shall never have my signature to such a piece of ini-

Digitized by Google

quity or folly“: nach kaum zwei Jahren setzte er doch seinen Namen unter das Protokoll. — Auch die Herausgeberin der Memoiren gesteht zu, daß es dem Charakter Bunsen's angemessener gewesen wäre, seine Entlassung zu fordern, als sich zum Werkzeug eines Acts herzugeben, dessen Ungerechtigkeit er fühlte und dessen Gefahren er voraussah; er selbst scheint später so geurtheilt und sein Nachgeben bedauert zu haben. Um so mehr beklagen wir in dem Buche einen Brief Graf Usedom's zu finden, welcher Bunsen's Verfahren vertheidigt. Es heißt dort: da einmal Preußens Entschluß dem Vertrage beizutreten festgestanden, habe Niemand wünschen können, daß ein Staatsmann von Bunsen's Bedeutung um einer solchen Sache willen seine Stellung aufgebe; es sei eine Frage des Dienstes, nicht der Ueberzeugung gewesen. — Dies scheint uns keine staatsmännische, sondern eine subaltern-bureaukratische Auffassung; wer sich für sein Verhalten nur auf Befehle von oben berufen kann, mag überhaupt dem Anspruch entsagen, von politischer Gesinnung zu sprechen, und das Princip, da mitzugehen, wo das Gewissen dagegen spricht, weil sonst ein schlimmerer Mann an die Stelle träte, hat noch nie zum Heile gereicht; ein Politiker, der danach handelt, thut seinen Feinden den Gefallen, sich selbst langsam zu ruiniren, um dann desto leichter beseitigt zu werden. Mehr Gewicht scheint ein anderes Argument zu haben, durch welches auch Georg von Bunsen seinen Vater im preußischen Abgeordnetenhause zu vertheidigen suchte, nämlich, daß er unterzeichnet habe, um seinem König das Opfer, welches derselbe zu bringen hatte, nicht zu erschweren; seine Weigerung würde als eine Demonstration und ein Tadel gegen Friedrich Wilhelm IV. angesehen sein. — Wir erwidern hierauf, daß Niemand das Recht hat, für irgend einen Menschen seine Ueberzeugung zu opfern; ein Politiker kann freilich nicht bei jeder Differenz mit Entlassung drohen, wird sich vielmehr meist in Compromissen bewegen, aber bei entscheidenden Fragen muß er mit seiner Person eintreten: eine solche Frage aber war der Vertrag von 1852 für Bunsen im eminentesten Maße, um so mehr als er selbst den Pact gegen die Natur der Dinge erklärte und prophezeite, daß die nächste große europäische Bewegung ihn hinwegspülen werde. Und was hat ihm seine Nachgiebigkeit geholfen? Damals wäre er mit Würde, unter dem Beifall der Nation zurückgetreten, zwei Jahre darauf wurde er in Ungnade abberufen — „il pouvait sortir par la grande porte, on l'a fait sortir par la petite porte“ — heißt es von ihm; möge sein Beispiel eine Warnung und eine Mahnung für deutsche Staatsmänner sein, daß die erste Aufgabe ist, sich selber treu zu bleiben.

Die Krisis, der Bunsen damals ausgewichen, ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam wie bekannt durch die orientalische Frage. Es ließ sich erwarten, daß er mit Leib und Seele auf Seiten der Westmächte stand; schon bei Gelegenheit der krakauer Frage verurtheilte er scharf das Verfahren

Digitized by Google

seiner Regierung, er durchschaute die angebliche Uninteressirtheit Rußlands, welches Oestreich durch die gestattete Einverleibung compromittirte und durch diese Durchlöcherung der wiener Verträge sich den Weg für die Incorporation Polens bahnte. Er hat später den verderblichen Einfluß des Kaisers Nikolaus in den deutschen Dingen kennen lernen, sah in dem Verhängniß, das der Uebermuth desselben über sich heraufbeschwor, eine gerechte Strafe und begrüßte die Demüthigung Rußlands als eine Befreiung unseres Vaterlandes. Er arbeitete dahin, Preußen im Bunde der vier Mächte zu erhalten; im Februar 1856 erfolgte bekanntlich der Abfall in Berlin; Bunsen blieb beharrlich bei seiner Ansicht, daß nur im Bunde mit den Westmächten für Deutschland Heil sei und soll als Lohn Preußens die Erwerbung der Ostseeprovinzen in Aussicht gestellt haben. Manteuffel und die russische Partei benutzten dann den Unwillen des Königs über dies Project, seinen Schwager zu berauben und setzten seine Abberufung durch. In England ward dieselbe allgemein beklagt und begleitet von den lebhaften Sympathien des Hofes wie der Nation verließ Bunsen London im Juni 1854, um sich hinfort lediglich der Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen.

Die Theilhaberschaft des Arbeiters am Unternehmen.

Correspondenz vom Rhein.

Die Beziehungen des Fabrikinhabers zu seinen Arbeitern sind eine ernste Frage unserer Zeit geworden; sie beschäftigen wie bei uns gegenwärtig auch die industriellen Kreise der Schweiz aufs lebhafteste. Dort erholte man sich, was sehr natürlich ist, vor Allem bei den Vertretern der wirthschaftlichen Wissenschaft Raths über den Stand der Frage. Professor Böhmert, der über diesen Gegenstand einen Vortrag in Zürich gehalten hatte, ist gegenwärtig der Einladung zu einer Reihe gleicher Vorträge in St. Gallen nachgekommen. Seine Ansichten sind im Allgemeinen die der geltenden ökonomischen Theorie.

Ueber die Industrial Partnership (Theilhaberschaft des Arbeiters am Unternehmen), die auch bei uns mehrfach Aufmerksamkeit erregt hat, bemerkt er nach einer kurzen Darstellung derselben und Erwähnung des Borchert'schen Versuchs in Berlin: „Ich theile nicht die Ansicht, daß in der eben beschriebenen Form der Arbeitergesellschaft die Lösung der socialen Frage gefunden sei, weil ich an kein Universalmittel zur Beseitigung des Nothstandes glaube, weil sich ferner je nach der Verschiedenheit des Geschäftszweiges bald die eine, bald die andere Form der Unternehmung mehr empfehlen wird, und weil endlich zahlreiche Arbeitnehmer, mögen sie nun von Einzelunternehmern, von Actiengesellschaften, von Gemeinden oder vom Staat beschäftigt werden, die

Digitized by Google

Betheiligung an industriellen Geschäften nicht wünschen, sondern das Arbeiten für fremde Rechnung vorziehen und ihre Ersparnisse auf andere Weise anlegen wollen. Allein Niemand wird leugnen können, daß die Ueberführung von industriellen Einzelunternehmungen in Arbeitsgesellschaften ein eminent praktisches Mittel ist, um die Vortheile der Productivgenossenschaften mit den Vorzügen des jetzigen Alleinbesitzes zu vereinigen und die tiefe Kluft auszufüllen, welche in zahlreichen Fällen heute noch den Fabrikherrn von seinen Arbeitern trennt. Die Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden dann auch formell und juristisch zu Mitarbeitern, als welche sie sich immer betrachten sollten. Die bedauerlichen Arbeitseinstellungen und Gewerbestreitigkeiten werden durch solche Arbeitergesellschaften am besten vermieden und viele Fragen über Verkürzung der Arbeitszeit, über Errichtung von Kranken-, Alters- und Unterstützungscassen u. s. w. können so auf freundschaftlichem Wege gelöst werden."

Ganz so neu, wie die Meisten glauben, ist dieses Mittel der englischen „Industrial Partnership" zur Ausfüllung jener Kluft zwischen Capital und Arbeit übrigens nicht. Schon auf mehr als auf einem deutschen Gute besteht die Einrichtung, daß die Tagelöhner neben einer festen Bezahlung ihrer Arbeit auch noch einen Antheil am Jahresgewinn der Gutswirthschaft erhalten. Das erste und beachtenswertheste Beispiel dieser Art ist das Gut Tellow in Mecklenburg, wo der Vater des jetzigen Besitzers und Reichstagmitgliedes, der Verfasser des „Isolirten Staats", J. H. von Thünen, im Verfolg seiner socialen und praktisch-agronomischen Studien die bezeichnete Idee ergriff und mit so gutem Erfolge durchführte, daß, als im Jahr 1848 Alles aus Rand und Band ging, in Tellow die Tagelöhner sich gar nicht rührten. Ganz allgemein ist das Verfahren ferner beim Walfischfang und hat da zu der Anekdote Veranlassung gegeben, daß die Mannschaft eines Schiffes, der von der Beute je der sechsunddreißigste Theil angeboten wurde, diesen Satz zu niedrig fand und sich nicht eher beruhigte, als bis jedem Matrosen der vierzigste Theil versprochen wurde! Auch auf den Kuttern der ersten deutschen Nordseefischerei-Gesellschaft in Bremen fährt die Bemannung nach englischer Weise auf Parte, das heißt auf Antheile am Erlös des Fanges, deren es im Ganzen acht gibt, von welchen der Capitän $1^5/_8$, jeder der beiden Vollmatrosen $1^1/_8$ bekommt und den Rest als Inhaberin von Schiff, Netz, Eisvorrath ꝛc. die Gesellschaft.

Die Uebertragung dieser Theilnahme der Tag- oder Wochenlohnarbeiter am Gewinn des Unternehmens auf die Industrie ist, gleichwie das moderne Genossenschaftswesen, ein England zu verdankender gesellschaftlicher Fortschritt. Wenn sich überhaupt die Aufgabe, den Arbeitern und den Capitalisten der großen gewerblichen Unternehmungen durch eine Uebereinkunft zu

Digitized by

befriedigen, glatt lösen läßt, so wird sie ganz sicherlich in England zuerst gelöst werden. Eine Anzahl neuer Versuche haben in dieser Richtung dort bereits stattgefunden, auf die wir nicht dringend genug die Aufmerksamkeit lenken können. Darunter glänzt besonders ein Fall, wo in Folge einer Gewinntheilung mit den Arbeitern die Dividenden der Geschäftseigenthümer rasch und ansehnlich stiegen. Die Erfahrung in den Kohlenschürfen von Withwood und Methley ist überaus lehrreich. Diese Bergwerke gehörten der Firma der Herren Briggs, die sich seit dem 1. Mai 1865 in ein Actienunternehmen verwandelt hat, nach dessen Satzungen 10,000 Actien zum Nominalbetrag von 15 Pfd. Sterl., jedoch mit vorläufiger Einzahlung von nur 10 Pfd. Sterl. ausgegeben wurden, von denen sich die Gründer und bisherigen Eigenthümer 6450 vorbehielten: 1068 wurden vertheilt an Geschäftskunden, 1847 wurden öffentlich ausgeboten, 126 erhielten auswärtige Agenten, 264 wurden den Arbeitern angeboten und der Rest für sie aufgespart. — Hier ist also zuerst ein nachahmenswerthes Beispiel vorhanden, daß Arbeitern verstattet wird, ihre Ersparnisse in Actien der Unternehmung zum Emissionspreise anzulegen und dadurch zum Genusse der Gewinne zu gelangen. Nur 167 Bergleute haben diese dargebotene Prämie zu erwerben gesucht und zwar befinden sich 178 Actien in ihren Händen. Außerdem erklärten die Eigenthümer, alle Gewinne über 10 Procent zu gleichen Hälften mit sämmtlichen Arbeitern zu theilen. — Vor dieser Zeit hatte die Firma beständig Händel mit den Bergleuten, die sich unter den muthwilligsten Vorwänden durch gemeinsamen Beschluß Extrafeiertage zu bedingen pflegten, während deren natürlich die Pumpwerke zum Trockenhalten der Gruben in Thätigkeit blieben, was täglich 120 Pfd. Sterl. kostete. Im Anfang nach der Gewinnzusicherung blieben die Arbeiter mißtrauisch, und da die Brodherren als Bedingung der Gewinnberechtigung gefordert hatten, daß die Arbeiter ein Dienstbuch halten sollten, worin die Zahl der Arbeiter wie der geleisteten Arbeitstage eingetragen würde, waren nur 30 Procent der Leute willig, sich dieser Beaufsichtigung zu unterwerfen. Vor jener Zeit hatte das eingezahlte Gewerbscapital nie mehr als 10 Procent abgeworfen, im ersten Jahre nach dem neuen Vertrag wurden jedoch 14 Procent gewonnen, wovon die Eigenthümer 12 für sich behielten und zwei unter die genußberechtigten Arbeiter vertheilten. Jetzt, wo man an dem ehrlichen Ernst der Capitalisten nicht mehr zweifelte, meldeten sich nicht weniger als 80 Procent um Dienstbücher. Das zweite Jahr 1867 schloß hierauf mit einem Nutzen von 16 Proc., sodaß drei Procent den Arbeitern zuflossen. Seit jener Zeit herrscht die größte Eintracht und die Arbeiter vermeiden alles, was das Geschäft stören könnte, sie schonen ihre Werkzeuge viel besser als früher und thun ungeheißen alles, was irgend eine Ersparniß im Betriebsaufwande zur Folge haben könnte.

Digitized by Google

Eine andere Firma, die Herren Croßley, Teppichweber von Durham, haben ihren Arbeitern eine andere Prämie zugebilligt. Bis zum Jahr 1839 hatten beständig Reibungen zwischen Meistern und Arbeitern der durhamer Teppichwebereien stattgefunden. Damals schufen die Meister ein Schiedsgericht über Streitigkeiten, welches nach so gerechten Grundsätzen und mit solcher Unparteilichkeit entschied, obgleich es nur aus Meistern bestand, daß 27 Jahre lang beständig Frieden und gegenseitige Achtung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern herrschte. Zu den Gründern dieses Schiedsgerichts gehörten die obengenannten drei Herren Croßley, die ihre Weberei vor drei Jahren in ein Actienunternehmen verwandelten, begründet auf 110,000 Antheilen mit 10 Pfd. Sterl. Einzahlung (15 Pfd. Sterl. dem Nennwerth nach). Von diesen behielten die ehemaligen Eigenthümer 88,000 für sich zurück, die übrigen kamen auf den Markt mit Ausnahme von 5000, die für die Arbeiter zurückbehalten wurden; deren beschäftigen sie 4795, worunter jedoch nur 1881 erwachsene Männer sich befinden; der Rest sind Frauen und Minderjährige. Zum Ankauf der Actien streckte die Firma den Arbeitern Geld zu fünf Procent vor. Im ersten Jahre betrugen die Gewinne 15 Procent, im zweiten 20 Procent, sodaß also 10 Procent im ersten und 15 Procent im zweiten Jahre von der Actienschuld des Arbeiters gestrichen werden konnten, und daß, wenn die Gewinne in der Höhe von 20 Procent fortdauern, bis zum Jahr 1872 die Arbeiter sämmtlich Actionäre geworden sein werden.

Noch großmüthiger verfuhr die Firma Greening & Co. Auch sie verwandelte sich in eine Actiengesellschaft (4000 Actien zu 5 Pfd. Sterl. jede) und stellte den Arbeitern Actien zur Verfügung. Außerdem wurden die Gewinne getheilt und zwar fielen, da seit der Uebereinkunft der Geschäftsnutzen 15 Procent betrug, fünf Procent davon auf die Arbeiter, deren 70 vorhanden waren, darunter 30 erwachsene Männer bei einem Wochenlohn von 28 Schilling bis 2 Pfund Sterling.

Auch die Herren Forhead & Co., Eigenthümer eines großen Hütten- und Walzwerkes zu Newport, haben ihren Arbeitern einen Cooperativ-Vertrag mit folgenden Bedingungen proponirt: 1) die Arbeiter erhalten ihren Tag- und Stückarbeiterlohn wie bisher oder nach dem Arbeitslohn-Tarif, den die Iron Manufacturers Association zu entwerfen im Begriff ist, — jedoch unter der Voraussetzung, daß die Arbeiter keiner anderen Erwerbs-Genossenschaft sich anschließen. — 2) Von dem Jahres-Reingewinn des Geschäfts erhält die Firma vorweg 10 Procent als Entschädigung für die Zinsen ꝛc. des in den Grundstücken und Maschinen steckenden Capitals. — 3) Die übrigen 90 Procent des Reingewinns werden getheilt, die eine Hälfte fließt der Firma zu und die andere Hälfte den Arbeitern nach Verhältniß ihrer Leistungen. — 4) Beträgt der Reingewinn eines Jahres nur 10 Procent,

Digitized by Google

so müssen sich die Arbeiter mit den Löhnen begnügen, die sie empfangen haben, beträgt er aber weniger oder ist gar ein Verlust eingetreten, so wird der Ausfall auf das „Gewinn- und Verlust-Conto" des nächsten Jahres eingetragen und demnächst von dem Reingewinn desselben in Abzug gebracht. — 5) Sollte es in der Folge nöthig sein, das Betriebs-Capital zu vermehren und eine Anleihe für das Geschäft aufzunehmen, so werden die Zinsen derselben mit 5 Procent oder höher, falls höhere Interessen zu zahlen sind, ebenfalls vom Reingewinn in Abzug gebracht. — 6) Vor Berechnung und Auszahlung der Dividende ist ein Antheil des Gewinnes, welcher nicht mehr als $2^1/_2$ Procent des Gesammtwerthes der Hüttenwerke betragen soll, als Reservefonds festzustellen, der als sinking fund für etwaige Schulden und zur Deckung unerwarteter Ausfälle dient. — 7) Um die Werkführer und Arbeiter in den Stand zu setzen, selbst Capitalisten zu werden, wird die Firma auf Grund des Gesetzes vom Jahr 1865 (Partnership Amendement Act) den Arbeitern gestatten, ihre Ersparnisse in den Hütten anzulegen gegen eine Zinsvergütung von 5 Procent und mit der Berechtigung, auch an dem Gewinn verhältnißmäßig zu participiren, den die Firma als ihren Antheil an dem Jahres-Reingewinn von 90 Prozent erhält. Den Arbeitern steht das Recht zu, die Rückzahlung ihrer Capitalien nach sechsmonatlicher Kündigung zu verlangen. Um Mißbräuche zu vermeiden, soll der Firma die Bestimmung des Maximal-Einlage-Capitals der einzelnen Arbeiter freistehn.

Diesen ersten kühnen und hochherzigen Neuerern sind in England rasch eine Anzahl Anderer gefolgt, darunter hervorragende Kohlengruben- und Eisenwerksbesitzer. Hinter diesen englischen Industriellen und ihren Arbeitern steht das Gespenst der „Strikes", die sich bereits als eine höchst empfindliche Beeinträchtigung der Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt geltend machen, weil sie die ihnen ausgesetzten englischen Fabrikbesitzer in die Unmöglichkeit versetzen, größere und länger laufende Aufträge anzunehmen, ja mitunter selbst nur abgeschlossene Lieferfristen innezuhalten. Diese ihrer nationalen Industrie drohende Gefahr, welche mit einem allgemeinen Aufschwung der continentalen Industrie zusammentrifft, macht den Engländern gegenwärtig schwere Sorgen, wie zahllose Zeitungsartikel, öffentliche Reden und Reisen nach dem Festlande zur Ergründung der Ursachen kundthun. Von diesem mächtigen Drucke getrieben werfen die englischen Industriellen sich auf das neue System mit einem Eifer, der an sich weder mit ihren eigenen unmittelbaren Interessen an der Sache noch auch mit der thatsächlichen Reife derselben in Einklang steht.

Uebrigens lauten die bis jetzt damit gemachten Erfahrungen günstig genug; auch entspricht es ja nur der menschlichen Natur, wenn eine am Gewinn betheiligte Arbeiterschaft mit dem Rohstoff, den Werkzeugen und allem

Digitized by Google

ſonſtigen Material ſäuberlicher umgeht, als eine lediglich abgelohnte. Es erſcheint daher nicht unglaublich, daß eine einzige engliſche Kohlengrube 1500 Pfd. Sterl. im Jahr mehr einzunehmen hofft, ſobald ihre Arbeiter durch den Reiz des Gewinnantheils bewogen werden, die Kohle in hinlänglich großen Stücken ans Licht zu fördern. Nicht minder klar iſt es, daß eine ſolche Betheiligung am Reingewinn, mag ſie nun viel oder wenig Geld in des Arbeiters Taſche bringen, die Wirkung haben muß, ſein Mißtrauen und ſeinen Neid zu dämpfen, ſodaß man es begreift, wenn einer der zur Industrial-Partnership übergegangenen engliſchen Fabrikbeſitzer den Umſchwung in den Gefühlen der Arbeiter gegen ihn „unausſprechlich wohlthuend“ nennt.

Aber mit allen dieſen Vorzügen der Neuerung iſt man noch nicht über ihre mannigfaltigen Schwierigkeiten hinaus, die zwar theils in ihrer Neuheit liegen können, jedoch auch theilweiſe wenigſtens als unüberwindlich ſich herausſtellen mögen. Wir bemerken in dieſer Beziehung nur folgende Punkte.

Iſt es zweckmäßig, die Arbeiter in Geſchäfte zu verflechten, die ſich kaum innerhalb Jahresfriſt abwickeln, und bei denen der Nutzen und Reingewinn gleich Null ſein, ſich ſogar einmal in eine negative Größe, in einen „Malus“ verwandeln kann? Was dann? Denn wenn ſtatt eines Reingewinnes ein Reinverluſt ſich herausſtellt, dann müßten natürlich die Arbeiter nach Maßgabe des empfangenen Lohnes für die eine Hälfte des negativen Reingewinnes gemeinſchaftlich aufkommen. Dies iſt eine Eventualität, die offenbar auch möglich iſt, die aber von den Anhängern des Syſtems in England nicht ausreichend berückſichtigt worden. Dennoch iſt ſie in Betracht zu ziehen. Auf die Länge der Zeit würde kein Unternehmer im Stande ſein, nur das Licht, nicht aber gleichzeitig auch den Schatten ſeinen Arbeitern freigebig mitzutheilen. Befindet ſich ein Geſchäft in blühender, geſicherter Finanzlage, ſo iſt es für die Arbeiter kein großes Wagniß, nach dem neuen Syſtem zu arbeiten. Iſt aber ein Geſchäft weniger günſtig ſituirt, ſo kann die „Industrial-Partnership“ für die Arbeiter allerdings ſehr gefährlich werden.

Sodann auch genügt es in der Regel nicht, daß ein Geſchäft am Jahresſchluſſe ſeinen Gewinn redlich austheilt an Diejenigen, welche zur Empfangnahme berechtigt ſind, es muß auch für fortgeſetzte Capitaliſirung eines Theiles des Gewinnes im Geſchäft geſorgt ſein. Dieſen Theil immer richtig zu beſtimmen und ihn nicht zu klein zu bemeſſen, wird bei denjenigen Geſchäften, die einer ſo großen Zahl von Antheilinhabern gehören, ſehr ſchwierig ſein, viel ſchwieriger als bei denjenigen, die nur Einem Beſitzer oder einigen Wenigen gehören.

Das geſchäftlich Rationellſte wird oft für den einzelnen Arbeiter das Unrationellſte ſein, weil er ſeine kleinen Errungenſchaften häufig plötzlich

Digitized by Google

braucht und nicht leicht Jahre lang auf einen zu erzielenden Gewinn warten kann. Wenn das Geschäft überhaupt eine Erhöhung der Löhne vertragen kann, oder richtiger, wenn eine solche im geschäftlichen, stets beiderseitigen Interesse vortheilhaft ist — so warte man nicht Jahr und Tag mit der Auszahlung der Summe, sondern gewähre sie pro Rata des ordinären Lohnes.

Doch wir wollten nur zur Vorsicht ermahnen, nicht unsere Ansichten als Dogmen aufstellen. Die Praxis wird lehren, wer Recht hat, diese wird auch in Deutschland versucht werden, denn auch in unserem Vaterland mehren sich in Folge der internationalen Arbeiter-Association die Arbeitseinstellungen allenthalben und drängen immer mehr auf den Versuch hin.

Aus Königgrätz.

Wenn man um die Zeit der Abenddämmerung im blauen Stern zu Königgrätz und zwar in der gewölbten Vorderstube sitzt, deren Wände mit so viel verschiedenen und feinen Wurstgattungen als der Kaiserstaat Nationalitäten zählt verziert sind, so muß man oft über Alt- und Neuöstreich ein wenig nachdenken. Neuöstreich ist ein Kraft- und Zauberwort, womit Festredner und Zeitungsschreiber sich fleißig zu erinnern suchen, daß sie nicht träumen, sondern der Herrschaft Metternich's und Schwarzenberg's und Bach's und Cardinal Rauscher's wirklich entronnen sind. „Altöstreich ist todt, Neuöstreich ist erstanden!" läutet es früh und spät in den wiener Leitartikeln. — Sitzt man lange genug, um ein Seidel Bier oder Wein gemächlich auszuschlürfen, so treten währenddem zehn, zwölf „Burschen" d. h. Fourierschützen oder Offiziersdiener nach einander herein, um ein bescheidenes Abendbrot, gewöhnlich auf Borg bis zum Ersten, für ihre Herren zu holen. Plötzlich entsteht ein Geschrei, als wäre ein Racenkrieg ausgebrochen. Was fehlt der dicken Frau hinter dem Schenktisch? Sie schnappt mit halboffenem Munde nach Luft, ihre blassen fetten Wangen beben sichtlich vor Zorn und mit dem langen Küchenmesser gen Himmel drohend scheint sie eine Medea oder Wlasta, von Meisterhand in Speck gehauen. Die Sache ist, sie versteht so wenig von der Sprache Arpad's wie der Bursche vor dem Tisch von einer anderen, und ihr Bruder, der Wirth, der als Geselle in Pesth einige magyarische Brocken erworben hat, ist in Geschäften verreist. Der Bursche also begleitet jedes Wort zur näheren Erklärung mit einem starken „Bossomo" und stampft dazu kräftig auf den Boden; und „Nix Bossomo — Sakramenski" schreit jedesmal die schrille Stimme der Amazone zurück. Endlich hat der Soldat unverrichteter Dinge das Feld geräumt, aber noch kocht es

Digitized by Google

im Buſen der Siegerin, und allmählich erſt gelingt es ihr, den Lauf ihres zweiſprachigen Redeſtroms in ein geregeltes Bett zu leiten: — „Wart nur, ſatrazena duſche (vermaledeite Seele). Er denkt, mir ſolln ſich lernen ungriſch geſchwind, weil is kommen Molinar nach Königgrätz. Hundertmal ich hab geſaggt, Pan Obbelieutenant ſoll machen wie Pan Hauptmann und ſchicken Zeddulku (Zettelchen) kleine, dann ich wer wiſſen, zehn Greizer (Kreuzer) oder acht Parmeſan, ſechs Greizer oder ſieben Presburger Wurſt oder polliſche, weil kann ich ja Deutſch ſerr gut. J jo, wird ſchicken! Nix Zeddulku ſchicken, immer nur ſo Boſſomokerl fluchtigen. O Jeſchiſcha! (O Jeſus.) Is dos Kreuz!“ — „Aber Frau Nachbarin“ ruft es aus einer dunkeln Ecke, „wir haben dieſelbe Plack in jedem Gewölb am Ring, denn ſind lauter Stockungern beim Regiment Molinari. Und der Burſch, is nicht ſeine Schuld, daß er nicht kann reden böhmiſch. Denk ich manchmal, daß unſere böhmiſche Kinder auch nicht beſſer geht, wenns neinkommen ins Stockungern.“ — „Wie ſo neinkommen, Böhmiſche in Stockungern, Herr Vetter?“ — „Na, wenns commandirt werden, müſſens marſchiren.“ — „Immer marſch hin, marſch her, wozu? Warum nit Jeden laſſen da wo is er zu Haus?“ Warum? Das wiſſen die Herrn in Wien. Iſt mal die alte Scherere, Magyar muß nach Böhmen rein, Böhme muß nach Magyarei, Wallachei, Tatarei und Teufelei wohin.“ — „Jo, jo, verſteh ich ſchon, Alles wegen den Wien und die dumme Deutſchen“ brummt ſie mit einem mißtrauiſchen Blick auf mich, und das lange Meſſer fährt dem nächſtliegenden Schinken in den Leib.

Ein ſolides Stück Altöſtreich ſteht alſo noch feſt und aufrecht da. Das alte Uhrwerk mit ſeinen nationalen Gewichten und Gegengewichten geht den gewohnten Gang, und wenn auch das italieniſche Element daraus verſchwunden iſt, ſo bieten Deutſche, Magyaren und Slaven noch Mittel genug zu einer Mannigfaltigkeit politiſch-militäriſcher Combinationen. Die Kinder Palatzky's ſchrieen dieſen Sommer allzu laut nach der Wenzelskrone, der Ziskatrommel und anderem gefährlichen Spielzeug. Da hieß es, daß drei ungariſche Huſarenregimenter nach Böhmen und eben ſo viel böhmiſche Truppen in ungariſche Feſtungen verlegt werden ſollten; das Gerücht oder der Schreckſchuß iſt noch nicht verhallt. Es iſt aber ſchwer den Herren in Wien einen Vorwurf daraus zu machen, daß ſie zur Befeſtigung „Neuöſtreichs“ altöſtreichiſches Material verwenden. Selbſt ein reiner Staatenbund, wie ihn die ſlaviſchen Föderativen wünſchen, könnte mit einer bloßen an die Scholle gebundenen Miliz ſich auf dem Continent nicht behaupten. Jedes kleinere Reich, das aus dem Oſten der Monarchie ſich loszuſchälen vermöchte, wäre ein Stück Racenmoſaik und ein Wallenſtein'ſches Lager in Miniatur. Oder denkt man, daß jene Herren in Peſth, die von der Gründung eines

Digitized by Google

unabhängigen, durch die Bukowina, Galizien und Dalmatien abgerundeten Ungarreichs träumen, es immer vermeiden könnten, ihre nach Rußland schielenden raizischen, rumänischen und ruthenischen Mitbürger durch die polnische Lanze in Schach zu halten und den breiten magyarischen Reitersäbel in slovakischen Gespanschaften leuchten zu lassen?

Aehnliche Wahrnehmungen drängen sich einem auf andern Gebieten auf. In den böhmischen Landstädten sitzt die Hökerin bei ihrem Kram auf dem Markte, noch immer vertieft in das Studium ihres Traumbuchs — es gibt Traumbüchlein in beiden Landessprachen — und deutet sich die Visionen der vergangenen Nacht. Hat sie im Schlaf ein Schwein, einen Hund oder Mönch gesehen, so sagt ihr das Orakel aufs Genaueste, welche Nummern sie in die k. k. kleine Lotterie setzen soll. Jahraus jahrein darbt sich das arme Volk den letzten Kreuzer vom Leibe ab, um von einer Ziehung zur andern Luftschlösser zu bauen, während ihm das Stroh im Bette immer fauler wird. Aber mein Gott, schreit der Finanzminister, in dieser schweren Noth, bei solchen Deficits! — Ich begreife, ich entschuldige; sagt nur nicht, angesichts dieser kleinen Staatslotterie, die ohne Zweifel Millionen trägt, daß Altösterreich todt und begraben sei.

Kann man nicht ein hundert tausend hohe und niedere Staatsdiener in Reih und Glied aufmarschiren lassen und ihnen Mann für Mann mittelst amtlicher Proclamation einen funkelnagelneuen Geist einblasen? Nichts Einfacheres, nichts Leichteres auf der Welt, glauben Manche. Als der selige Kaiser Max von Mexiko einige Zeit vor seiner Thronbesteigung in Southampton in England war und die Stadtbehörden ihn feierlich begrüßten, versicherte er ihnen: „Wir Oestreicher haben jetzt eine Verfassung ganz wie die eure" (quite like your own). Welches Gesicht Bürger und Bürgermeister dazu machten, verrieth keine Zeitung; wahrscheinlich ein merkwürdiges, denn der erwartete Nachsatz: „and how about an Austrian loan?" (Wie wär's nun mit einer östreichischen Anleihe?) blieb dem armen Erzherzog in der Kehle stecken. Nicht minder phantasiereich ist die Versicherung großdeutscher wiener Patrioten, daß in Oestreich die persönliche Freiheit „ganz wie in England" gesichert sei und daß es nur noch darauf ankomme, die englische Achtung vor dem Gesetze „einzuführen." Natürlich gibt es und gab es hierzulande immer liebenswürdige Offiziere, höfliche Zollbeamte und sogar Polizeisoldaten, die im Stande sind, einen Handwerksburschen mit Herablassung zu behandeln. Wenn aber ein Arbeiter oder Kutscher sich einen Augenblick besinnt, einem erhitzten Hüter der Ordnung blindlings zu gehorchen, so kann es geschehen, daß der gnädige Herr Polizeimann seinen Säbel zieht — „ganz wie in England" nämlich — und den neuöstreichischen Staatsbürger auf altöstreichisch zusammenhaut. Dergleichen geschieht nicht alle Tage; zwei Beispiele der Art

Digitized by Google

sind jedoch kürzlich in Wien und Lemberg vorgekommen. Viel häufiger stößt man in den Blättern auf Localnachrichten mit der Ueberschrift: — „Das Waffentragen außer dem Dienst“ — „Der Säbel, der Säbel, schon wieder der Säbel!“ d. h.: Schon wieder haben einige Herren vom Militär in ihren Mußestunden an den Schädeln wehrloser Civilisten ihre Klingen probirt. Unmöglich! rufen Frankfurt a. M. und Schwaben; so was kann im unglücklichen verpreußten Deutschland vorfallen, aber in Oestreich?! — Nun, östreichische Blätter selbst erzählen es, und das ist es, wozu man dem Kaiserstaate am aufrichtigsten Glück wünschen darf. Bedenkt man, daß ehemals nach solchen Kleinigkeiten kein Hahn in der ganzen Monarchie krähen durfte, so ist die heute herrschende Oeffentlichkeit mit einem halben Staatsbankrott kaum zu theuer bezahlt. Die schreiende Ueberschrift: „Der Säbel, der Säbel!“ kann trotzdem noch lange in den wiener Blättern widerhallen. Vernünftige Oestreicher werden aus fremder Erfahrung wissen, daß es auch im freiesten Lande nicht genügt, auf einen Mißbrauch mit Fingern zu deuten, damit er verschwinde. Auch das hellste und reinste Licht der Oeffentlichkeit ist keine Aladdins-Lampe, mit der man über Nacht Sümpfe austrocknet und aus Wildnissen Paradiese schafft.

Manchmal wandelt der östreichische Fortschritt mit einem Fuß auf dem Pflaster, mit dem andern in der Gosse. Die Schuldenhaft ist, nach französischem Beispiel, aufgehoben; die Haft für politische und Preßvergehen gleicht der von Dieben und Mördern. So ist im Laufe dieses Sommers eine Anzahl Journalisten von den Prager Gerichten zu 6 monatlichem, 2-, 5- und 10jährigem „schwerem Kerker, verschärft durch periodisches Fasten“ verurtheilt worden. Das sind aber auch Ultraczechen, sagt Einer den dasselbe Schicksal übers Jahr als Ultradeutschen treffen wird. Bah, meint ein Anderer, der Scribent stellt sich krank und bekommt ein anständiges Zimmer. Recht erbaulich! Wie es sich damit verhalten mag, ist hier schwer zu ermitteln; gewiß ist nur, daß ein prager Redacteur, dem während seiner Gefangenschaft ein Söhnchen starb, vergebens die Erlaubniß nachgesucht hat, unter polizeilicher Begleitung auszugehen, um der Beerdigung des Kindes beizuwohnen. Angenommen, daß die Strafe, welche den Preßverbrecher Mördern und Räubern gleichstellt, nur auf dem Papiere stehe, so bleibt sie eine Beschimpfung der Presse. Kurz, der schwere Kerker des Journalisten riecht stark nach Altöstreich.

Eigenthümliche Erscheinungen hat der theilweise Sieg des Reichstages über das Concordat hervorgerufen. Unter dem häßlichen Namen „Noth-Civil-Ehe“ hat man eine Verbindung zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen entfernten Blutsverwandten oder Geschiedenen gestattet, unter der Bedingung, daß die Kirche vorher ihre Weigerung, das Paar zu trauen,

Digitized by

urkundlich bestätigt; und wie zu erwarten, finden die Geistlichen in dieser Clausel ein Mittel zu gelegentlichem Widerstand gegen die bürgerlichen Behörden. Eine Noth-Civil-Ehe zwischen Juden und Christen aber ist nicht gestattet. Fürchtet die Regierung vielleicht einen Aufstand der orthodoxen Juden? Empört hätte es die altgläubigen Rabbinen ohne Zweifel, das letzte Ghetto-Thor fallen zu sehen; denn die jüdisch-christlichen Mischehen wären unter den gebildeten Ständen sehr häufig geworden, und die halbsemitische Nachkommenschaft wäre in den meisten Fällen geräuschlos in der indogermanischen Race aufgegangen. — Während das Ehegesetz an zaghafter Halbheit leidet, ist das interconfessionelle mit fester Hand entworfen. Nichts erschwert mehr den Uebertritt von einem Glauben zum andern. Jüdische Hausirer und Krämer, die ein elender Polizeidruck von 1848 zur Taufe getrieben hatte, sind jetzt mit grauen Haaren in die Synagoge zurückgekehrt, mit der feierlichen Erklärung, daß sie im Herzen immer Juden geblieben seien. Daran ist es nicht genug. Das Renegatenthum erhebt unter dem apostolischen Zepter die Stirne so frei wie unter dem Halbmond. Seine Haupttriebfedern sind wie zu allen Zeiten der Hunger und die Liebe. Wenn aber bei dem wechselseitigen Verkehrsspiel das Christenthum noch immer am meisten Seelen gewinnt, so pflegt doch der Katholicismus dabei leer auszugehen. Juden oder Jüdinnen, die sich in ein christliches Herz verlieben, fallen nicht mehr der heil. Jungfrau zu Füßen, nein, sie werden protestantisch und schließen mit ihrem katholischen Gemahl eine „Nothcivilehe." Und was sagt ihr zu dem katholischen Romeo, der von den Reizen oder Dukaten einer jüdischen Julie angezogen sich der Procedur unterwirft, die der Erzvater Abraham in seinem 99. Lebensjahr an sich selbst vollzog, und welche die heutigen Reformjuden abschaffen wollen? Die Presse weiß schon von 6 oder 7 solchen Fällen bei germanischen und slavischen Jünglingen, die dereinst zum Kreuze zurückkehren werden, mit der aufrichtigen Erklärung, daß sie im Herzen stets Christen geblieben seien. Unerhört, großartig, nicht wahr? Wer hätte dies zu erleben gedacht! ruft der Neuöstreicher mit leuchtenden Augen. Nun, diese Früchte der Ehegesetzgebung munden dem ultramontanen Clerus gewiß wie Galle und Wermuth. Aber ist seine Macht gebrochen? Hoch ragen noch mehrere Pfeiler des Concordats; an die Satzungen, die aus der gesammten Clerisei eine wohl disciplinirte Armee machen, wagt keine Hand zu rühren.

Wunderliches, phantastisches Durcheinander von Gegensätzen! Ein Gemisch ungleichartiger Dinge und Menschenarten war Oestreich in den Tagen seiner patriarchalischen Karthäuserstille; dasselbe ist es natürlich noch jetzt, da es am Anfang seiner innern Kämpfe und Umwälzungen steht. Nicht Jeder ist Prophet genug, um aus dem Gewirr von Dissonanzen die Harmonie der Zukunft herauszuhören.

Jak. Gilben.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXVII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 39.

Ausgegeben am 25. September 1868.

Inhalt:

Die wirthschaftliche Lage Nordamerikas . . . . . Seite 481
Bunsen's Denkwürdigkeiten. III 488
Aus Schleswig-Holstein 494
Der Besuch des Königs in den Nordprovinzen 503
Brief aus Königgrätz 2. 506
Eine Biographie Rousseau's 513
Bericht der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger . . 518

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Literarische Beilage von Fr. Kortkampf in Berlin.

Leipzig, 1868.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die wirthschaftliche Lage Nordamerikas.

„Der in Nummer 28 Ihrer Zeitschrift erschienene Artikel über die „Wirthschaftlichen Zustände Nordamerikas" veranlaßt mich zu einigen Zeilen der Berichtigung, die für Ihre industriellen Leser nicht ohne Interesse sein dürften. Ich bemerke, daß ich seit beinahe zwanzig Jahren, als naturalisirter Amerikaner, mit dem Import, Export und Rhedereigeschäft der Vereinigten Staaten vertraut geworden und dem Fabrikwesen auch nicht ganz fremd bin.

Wenn wir statistische Angaben zusammenhalten mit den augenblicklichen Zuständen eines Landes, um Schlußfolgerungen für die Zukunft daraus zu ziehen, so müssen jene Zahlen möglichst genau bis zu der Zeit hinreichen, in welche die ihnen correspondirenden Verhältnisse gehören, besonders bei einem Lande wie die Vereinigten Staaten, in welchen ein Jahr hinsichtlich industrieller und mercantilischer Entwickelung oft gleich fünfen auf der östlichen Hemisphäre gilt. — Deshalb halte ich es zur richtigen Beurtheilung unserer Verhältnisse für unumgänglich nothwendig, daß die neuesten statistischen Grundlagen, in diesem Falle die von 1867, mit herangezogen werden, sowie auch die in den letzten sechs Monaten eingetretenen sehr wichtigen Veränderungen in unserem inneren Steuersysteme.

Berücksichtigt man, daß das Fiscaljahr der Ver. Staaten vom 1. Juli des einen Jahres bis zum 30. Juni des nächsten läuft, so wird man die Ab- und Zunahme des Imports in den Jahren von 1859—66, besonders das kolossale Anschwellen im letzten Jahre, d. h. vom 1. Juli 1865 bis 30. Juni 1866, dem goldenen Jahre der Importeurs, sich leichter erklären können. Zu irren glaube ich aber nicht, wenn ich annehme, daß in der in Ihrer Zeitschrift gegebenen Tabelle die Ziffern für den Import um ein Beträchtliches zu hoch angegeben waren; und doch ist selbst bei 367 Millionen Dollars (statt 637 Millionen) der Import um die Hälfte größer als im vorhergegangenen Jahre.

Das Jahr 1866—1867, dessen Resultate die Hauptbasis zu dem Anfang December eingereichten Berichte des Schatzsecretärs gegeben haben, hat eine

Digitized by Google

Abnahme der Zölle um 20 Millionen, demnach des Imports um 40 Millionen ergeben, und, da in den zwei dahin gehörenden Saisons Herbst 66 und Frühjahr 67 das Importgeschäft in fast allen Branchen sehr verlustbringend war, den Schatzsecretär die gerechtfertigte, vom Finanzcomité des Congresses getheilte Ansicht aussprechen lassen, daß eine Ermäßigung der bestehenden Zölle durch fiscalische Rücksichten nicht im entferntesten geboten sei. — Im Gegentheil wird von mehreren unparteiischen Staatsökonomen Amerikas eine Ermäßigung der Zölle jetzt für eine höchst gefährliche Maßregel gehalten, die nicht allein dem Staate die so nöthigen Revenuen zum Theil entziehen, sondern auch das Land in eine noch größere Schuldenlast für vermehrte Importe, hauptsächlich von Europa, stürzen würde. Man lächelt über die in einem Athem ausgesprochenen Schmähungen des amerikanischen Papiergeldsystems und der hohen Protectivzölle und fragt, ob denn schon der Beweis geliefert ist, daß die zur Führung des Krieges nöthigen Gelder in anderer Weise hätten geschafft werden können, und wenn so, ob bei einem Emissionscurse von 50 und 40 (auf 75 waren die Bonds bei Anfang des Krieges in New-York schon gefallen) die Schuldenlast der Ver. Staaten heute kleiner sein würde? Man weist auf die Verminderung unserer Staaten-Schuld um über 200 Millionen in drei Jahren, trotz des Papierschwindels, hin und fragt nach den monarchischen Staaten Europas, die in den letzten drei Jahren ihre Schuldenlast um beinahe den zehnten Theil verringert haben! Man möchte von den Feinden der Protectivzölle wissen, womit denn noch größere Importe in die Ver. Staaten, die natürliche Folge der empfohlenen Herabsetzung der Zölle, bezahlt werden sollen, wenn jetzt schon das Land nicht im Stande ist, durch die mit aller Kraftanstrengung erzeugten Producte, Baumwolle, Tabak u. s. w. (Farbehölzer gehören nicht zu den Producten der Ver.-Staaten, werden aber von Centralamerika via New-York nach Europa wohl öfters verschifft), den Anforderungen seiner Gläubiger gerecht zu werden und fortwährend durch den massenhaften Export von Gold sein Conto zu balanciren suchen muß. — Man fragt die Vertreter des Freihandels, was die Farmer im fernen Westen mit noch größerer Production von Mais, dem dortigen Stapelartikel, thun sollen, wenn sie ihn schon vor zwei Jahren massenweise als Brennmaterial benutzen mußten, weil der Transport, 2000 und 2500 engl. Meilen weit nach der Küste, mehr kostete, als dort selbst bei hohen Getreidepreisen für die Waare zu bekommen war. Man hält das Eintreten ähnlicher Zustände, selbst mit Weizen, für nicht ganz unmöglich, wenn die Production davon zu stark werden und eine Ueberfüllung der Weltmärkte, bei mäßig guten Ernten überall, eintreten sollte.

Wenn auch die leitende Ansicht bei obigen Fragen nicht immer die

Digitized by Google

richtige sein mag, so dürfte doch eine lösende Beantwortung der meisten derselben überhaupt schwer zu geben sein.

Was die Preise von Weizen und Mehl betrifft, die gleich denen aller anderen Artikel in Folge der jetzigen eigenthümlichen Verhältnisse in den Ver. Staaten so hoch stehen sollen und die wir besonders ins Auge fassen müssen, weil jenes die Producte sind, welche, wenn verhandelt, in viel größeren Massen exportirt werden könnten, so erinnere ich mich seit dem Jahre 1851 keines niedrigeren Preises für Extrastate-Mehl, die Qualität von welcher die größten Massen verkauft werden, als $3^1/_2$ Dollars in Gold, und jetzt kostet diese Waare $8,^{75}/_{100}$ Dollars Papier, macht bei einem Goldagio von 45% Dollars 6, 04 d. Gold; im vergangenen October kostete sie Dollars 10. — macht à 140 Dollars 7. 14 Gold. Den Preis von Dollars 8 und zwar in Gold hat der Artikel in New-York aber früher auch schon mehrmals erreicht und im Jahre 1855 um 1—2 Dollars Gold überschritten und die Octobernotirung ist jedenfalls denselben Factoren größtentheils zuzuschreiben, die in England und auf dem Continente seit längerer Zeit die Brodstoffe hoch im Preise gehalten haben, den halben und ganzen Mißernten der letzten Jahre. In England z. B. hat das Quarter Weizen in der letzten Woche des October in den Jahren

1863,	1864,	1865,	1866,	1867
40	38/6 d.	42/4 d.	52/6 d.	70/8 d.

gekostet, ohne daß Schutzzölle oder Papiergeld die Veranlassung dazu gegegeben hätten und trotzdem, daß England als Insel den Zufuhren aller Art, also auch von Brodstoffen leichter zugänglich ist als die meisten Staaten und deshalb dem möglicherweise entstehenden Mangel immer vorzugsweise leicht abhelfen kann. Die Preise von Weizen habe ich nicht angeführt, weil die des Mehls sie immer bestimmen.

Nimmt man 5 Dollars in Gold als den Durchschnittspreis des Mehls in den Vereinigten Staaten in der Dekade 1850—60 an, was gewiß nicht zu niedrig gegriffen ist, so findet man jetzt also bei $8^3/_4$ Dollars ohne das jetzige Agio von 45% zu berücksichtigen nur eine Steigerung von etwas über 50%, gewiß kaum so viel wie bei den meisten Ländern Europas seit zehn Jahren die Getreide- und Mehlpreise gestiegen sind. Darin liegt aber eine entschiedene Widerlegung der Ansicht, daß die Schutzzölle in den Ver. Staaten einen wesentlichen Einfluß auf die Steigerung aller Preise ausgeübt hätten.

Wie in allen civilisirten Ländern seit 15 Jahren durch die Massen des dem Weltverkehr aus Californien und Australien zuströmenden Goldes der Werth dieses edeln Metalls beträchtlich gesunken ist, andere Gegenstände von stabilerem Werthe, unter denen Grundeigenthum obenansteht, im Verhältniß

Digitized by Google

gestiegen sind, so auch bei uns. Es hat seit 1850 eine allgemeine Steigerung im Preise von Grundeigenthum stattgefunden, die durch große Speculationen in den Jahren 1855 und 1856 übertrieben wurde, bis ihr das Jahr 1857 ein höchst gebieterisches Halt zurief. Die Folgen dieses unglücksvollen Jahres machten sich, von einer magern Ernte 1858 unterstützt, bis zum Jahre 1859 sehr bemerklich und trugen stark zur Billigkeit des Lebens bei, sodaß 1859 der Unterschied zwischen Deutschland und den Ver. St. in den Kosten des Lebens lange nicht so stark war wie 1850.

Vom Herbst 1859 bis Anfang 1861 steuerte das Land auf höhere Preise los, aber der Bürgerkrieg begann und arbeitete dem natürlichen Gange der Dinge mit solcher Macht entgegen, daß in den Jahren 1861 und 1862 Häuser, Waaren und andere Werthobjecte billiger zu haben waren als seit Jahren. Mit dem Steigen des Goldagios und der daraus hervorgehenden Steigerung der Preise von begehrten importirten Waaren näherten sich auch Grundstücke ihrem früheren Werthe, um in kurzer Zeit bei den tollen Sprüngen des Goldagios als eine sichere Capitalanlage, wenn auch zu mäßigem Zinsfuße, bevorzugt zu werden. Der Krieg wurde beendigt und mit dem größtentheils nur imaginären Bedürfnisse nach Waaren und Arbeitern für den Süden, wenigstens rücksichtlich der Waaren, machte sich eine rapide Preissteigerung alles Kaufbaren, besonders aller zum Bau und zur Einrichtung von Häusern nöthigen Materialien, sowie auch eine starke Erhöhung der meisten Arbeitslöhne geltend. Die amerikanischen Fabriken bezahlten in Folge des starken Waarenabsatzes zu hohen Preisen, 25%—40% Dividenden, der gewöhnliche Gewinn an Importen, 10%, wurde doppelt, dreifach und in vielen Fällen in noch größerer Vervielfältigung realisirt. Aber die Masse des Volkes, die Arbeiter, mußten um leben zu können natürlich für ihr Product, das was sie jeden Tag mit ihren Händen hervorbringen konnten, besser bezahlt werden und wurden es auch um so leichter, als die aus den Reihen der Armee in das bürgerliche Leben zurücktretenden sieben oder acht Hunderttausend Männer sich im Herbste 1865 und dem darauf folgenden Winter sehr wenig um Arbeiten d. h. Produciren kümmerten, sondern sich größtentheils der angenehmen Aufgabe widmeten, den eben ausgezahlten rückständigen Sold mehrerer Monate sowie die ihnen vom Congresse und den einzelnen Staaten bewilligten Prämiengelder, einen Betrag von 100 bis 800 Dollars pro Mann, in möglichst kurzer Zeit durchzubringen.

Was der wirkliche und imaginäre Bedarf des Südens nicht that, das that im höchsten Grade der Norden durch Verschwendung der zurückgekehrten Krieger: eben den Schwindel auf die Spitze zu treiben.

Der Trunkenheit folgte die Reaction, die leider eine lange, zum Theil noch dauernde uud für Viele sehr bittere geworden ist. Die meisten Fabriken

bezahlen keine oder nur noch Dividenden vom reservirten Gewinne früherer Jahre; die Importeurs verlieren 10% und mehr anstatt so viel zu verdienen. Nur die Arbeiter in wenigen Branchen, wie Zimmerleute, Maurer, Anstreicher und sonst bei Häusern beschäftigte erhalten noch die früheren und zum Theil sogar höhere Löhne, werden aber auch bald ihre Ansprüche herabstimmen müssen. Diese Handwerker bestehen auch bei einem Lohne von 3½—5 Dollars pro Tag auf der Arbeitszeit von 8 Stunden, die von den Legislativen mehrerer Staaten zur gesetzlichen gemacht worden ist, weniger mit Rücksicht auf die Lage und Bedürfnisse des Arbeiters, als um seine Stimme bei den nächsten Wahlen der herrschenden Partei zu sichern. — Trotz dieser gesetzlichen Bestimmung wird der Bedarf nach Arbeit sehr bald entscheiden (und hat es in einzelnen Fällen schon gethan), daß der Arbeiter, auch in Amerika, durch 8 Stunden Anstrengung nicht eben so viel verdienen kann wie durch 10 Stunden.

Was nun die amerikanische Industrie betrifft, so werden die deutschen Fabrikanten, welche auf einen Verfall derselben sich vorbereiten, ihre Rechnung ohne den Wirth machen und die meisten Handlungshäuser, die viele Geschäfte mit den Ver. St. gemacht haben, sind wahrscheinlich mit mir über diesen Punkt einig. Nur Fabrikate, zu deren Anfertigung viel Händearbeit und große Aufmerksamkeit geübter Arbeiter nöthig ist, werden auch in Zukunft in die Ver. St. mit Nutzen importirt werden können.

Wollene Waaren werden jetzt schon nur in kleinem Maße eingeführt und mehrere Importeurs von Tuchen haben ihr Geschäft aufgegeben; das größte deutsche Importgeschäft New-Yorks, mit einem jährlichen Umsatz von sechs Millionen Dollars, hat seine Tuchbranche dieses Jahr fallen lassen, da nur die feineren Qualitäten sich noch mit Nutzen verkaufen, die geringeren jedoch, die früher massenweis gegangen sind, immer Verlust ergeben; der Zoll ist aber auch sehr hoch, er beträgt ca. 70—80% des Werthes, wenn man den nach dem Gewicht berechneten Zoll und den nach dem Werthe der Waare berechneten addirt.

Halbwollene Kleiderstoffe, Saxony Dreß Goods, die wie jedes Fabrikat, zu welchem Wolle wenn auch nur wenig verwandt ist, den hohen Zoll mit bezahlen müssen, haben beinahe aufgehört, in New-York importirt zu werden; ein Haus in dieser Branche hat trotz eines Gewinnes von ca. 500/m Dollars 1865, im vorigen Jahre fallirt, ein zweites in diesem Frühjahr liquidirt, ein drittes drüben eine Fabrik errichtet und das vierte große deutsche beschränkt sich jetzt auf den Import der feineren Qualitäten.

Aber nicht allein in den hoch besteuerten wollenen Waaren, sondern auch in den nur 35% bezahlenden baumwollenen ist die amerikanische Concurrenz nicht zu verachten. Chemnitz kann seine baumwollenen Strumpf-

Digitized by Google

waaren nur noch in den besseren Gattungen nach den Ver. St. verkaufen, während der frühere große Bedarf von ordinären durch das amerikanische Fabrikat gedeckt wird. — Stuttgart kann seine Corsets, wenigstens die Massenartikel, auch nur noch mit Schaden nach den Ver. St. ausführen.

Daß, wie in der erwähnten wiener Rede behauptet wird, die Amerikaner keine Stecknadeln fabricirten, kann ich nicht zugeben, sondern muß sogar im Gegentheil erklären, daß dieser kleine hübsche Artikel der deutschen Industrie mit rundem Kopfe, der durch Hunderte von Händen gehen soll, ehe er in den Welthandel tritt und in den Verdacht kommt, die Handelsbilanz der Ver. St. mit niederzudrücken, in Amerika nur ausnahmsweise vorkommt (ich habe ihn dort nie gesehen), dagegen durch einen Namensvetter, mit glattem Kopfe wie der eines Nagels, aber von amerikanischer Geburt vollkommen ersetzt wird.

An eine Reduction des Tarifs für fabricirte Waaren ist bei der Aussicht, daß General Grant zum Präsidenten erwählt wird und daß die republikanische Partei, die Schöpferin des hohen Tarifs, demnach am Ruder bleibt, in den nächsten vier Jahren nicht zu denken. Auf Rohstoffe dagegen mögen die Zölle herabgesetzt werden, wenn sich das mit den sonstigen Staatseinnahmen verträgt.

Die allgemeine Fabrikationssteuer von 5% auf die meisten Artikel, aber von einem viel höheren Satze auf einige, unter welcher die amerikanische Industrie seit etlichen Jahren geseufzt hat und die durch mehrfache wiederholte Auflegung auf einzelne durch verschiedene Hände gehende Bestandtheile einige anscheinend nur mit 5% besteuerte Artikel noch viel mehr belastet hat, ist im vergangenen März auf bei weitem die meisten Objecte ganz aufgehoben worden und damit wäre dieser Hemmschuh der amerikanischen Industrie beseitigt. — Die Steuer von 3 Cents pro Pfund auf die rohe Baumwolle hört mit dem 1. September dieses Jahres auf.

Als Curiosum führe ich hier an, daß das Axiom der Schutzzöllner in Amerika, der hohe Tarif werde eine stärkere Production und im Laufe der Zeit durch die Concurrenz viel billigere Preise herbeiführen, sich im Herbste 1867 bewahrheitet hat. Damals sind wollene Waaren in der um 30% entwertheten Papierwährung billiger verkauft worden, als sieben und acht Jahre vorher in Gold; freilich wurden diese Verkäufe in einer Waarenkrisis gemacht, die manchem Fabrikanten Haut und Haare weggenommen hat. —

Schließlich mache ich Sie noch auf einige Zahlen aufmerksam, die einer mit vollem Vertrauen zu betrachtenden Aufstellung des U. S. Special Commissioner of Revenue, David A. Wells, vom 9. Juli d. J. entnommen sind und der finanziellen Lage der Ver. Staaten ein recht günstiges Zeugniß ausstellen.

Digitized by Google

Einnahmen der Ver. Staaten vom 1. Juli 1867 bis 30. Juni 1868.

Zölle in Gold	Dollars	163,500,000
Steuern in Papier	„	193,000,000
Verschiedene Einnahmen, Papier	„	47,000,000
Länderverkauf, Papier	„	2,800,000
	Dollars	406,300,000

Ausgaben.

Zinsen auf die Schuld	Dollars	140,635,551
Alle anderen Ausgaben	„	229,914,674
	Dollars	371,550,225
Ueberschuß der Einnahmen	Dollars	35,749,775

Der Finanzminister in Washington macht in seinen Aufstellungen keinen Unterschied zwischen Dollars Gold und Dollars Papier. Zieht man von den in Gold gezahlten Zöllen die in Gold von der Regierung bezahlten Zinsen, im obigen Jahre höchstens 110,000,000 Pfd., ab, so bleiben noch ca. 50 Millionen Dollars übrig, deren Prämie, jetzt 45%, also ca. 22 Millionen, dem Ueberschuß noch hinzuzufügen wäre.

Das Budget von 1868—1869 stellt sich präsumtiv wie folgt:

Einnahmen.

Zölle in Gold, eher unter- als überschätzt	Dollars	160,000,000
Steuern in Papier, ebenso	„	130,000,000
Verschiedene Einnahmen, Papier	„	45,000,000
Länderverkauf	„	2,500,000
	Dollars	337,500,000

Die Steuern sind um ca. 60 Millionen geringer angenommen, als im vorigen Jahre, weil laut Congreßacte vom 3. Februar 1868 die Baumwollensteuer, im vorigen Jahre 23,769,000 Dollars, wegfällt, und laut Acte vom 31. März 1868 die Fabrikationssteuer von 5%, im vorigen Jahre ca. 43,500,000 Dollars, nur auf sehr wenige Artikel noch erhoben wird. Zu diesen wenigen zählen destillirte Getränke, die bisher mit 2 Dollars pro Gallone besteuert waren, jetzt aber nur noch 50 oder 60 c. pro Gallone zahlen. Die hohe Steuer wurde, meistens durch Bestechung, umgangen und brachte wenig ein, während von der heruntergesetzten Auflage größere Revenüen erwartet werden.

Ausgaben.

Zinsen in Gold	Dollars	126,000,000

ca. 15 Millionen weniger als im vorigen Jahre, weil die seit 3 Jahren aufgelaufenen Zinseszinsen auf die nun eingelösten Compound Interest Notes nicht wiederkehren; aber alle in Gold, weil die Papier zahlende Schuld fast nicht mehr existirt.

Digitized by Google

Civilliste, Congreß, Gesandte, Beamte u. s. w.	Dollars	36,000,000
Marine	„	17,000,000
Armee und Kriegsdepartement	„	33,081,000
Pensionen	„	25,000,000
Kriegsprämien	„	40,000,000
Hafenverbesserungen u. s. w.	„	1,500,000
Departement des Innern, Indianer u. s. w.	„	3,500,000
Vergütungen für während des Kriegs zerstörtes oder verbranntes Eigenthum	„	6,000,000
Freedmen's Bureau	„	500,000
	Dollars	288,581,000

Ueberschuß der Einnahmen ca. 50,000,000, wovon ca. 34,000,000 Dollars in Gold.

Bunsen's Denkwürdigkeiten.

(Schluß zu Nr. 38.)

Bunsen konnte nach seiner Verabschiedung die längstgehegte Absicht ausführen, sich ganz der Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Früher hatte er daran gedacht, sich in Bonn niederzulassen, indeß schien es ihm, so lange das Regiment des Ministeriums Manteuffel dauerte, gerathener, Preußen zu meiden und er wählte Heidelberg zu seinem Aufenthalt. Hier entstanden zunächst die „Zeichen der Zeit", der Fehdebrief, den er gegen die damals auf dem Höhepunkt stehende kirchliche Reaction richtete und durch den er mit vielen seiner früheren Gesinnungsgenossen offen brach. Die erste Veranlassung zur Entstehung dieser Streitschrift war vom Könige ausgegangen. Klagen über unerhörte Bedrückungen der Evangelischen in Oestreich und Toscana hatten das Herz des Königs ebenso empört, wie die damals betriebene Erklärung der unbefleckten Empfängniß Mariä zum Dogma; er wünschte, daß dagegen protestantischerseits ein umfassender Protest erlassen werde und hatte Bunsen aufgefordert, sich deshalb mit dem Erzbischof von Canterbury in Verbindung zu setzen. Letzterer lehnte ab und so ergriff Bunsen selbst die Feder; in sieben an Arndt gerichteten Briefen protestirt er gegen die kühner als je hervortretenden Anmaßungen der römischen Hierarchie. Der bekannte Bischof Ketteler hatte das Bonifaciusjubiläum zu einem Hirtenbriefe benutzt, in dem er den Abfall des deutschen Volkes vom Katholicismus durch die Reformation mit dem Abfalle des Judenthums durch die Kreuzi-

gung Christi verglich. Bunsen beleuchtete nun an der Hand der Geschichte die Stellung des Bonifacius, welcher nicht sowohl der Apostel der Deutschen als der Begründer der Hierarchie in Deutschland gewesen und dessen wesentliches Verdienst nur darin bestanden, daß er dem Despotismus der weltlichen Fürsten entgegengetreten sei, um die Hierarchie zur Erbin der christlichen Gemeindefreiheit zu bestellen. Die Entwickelung dieses Verhältnisses im Lauf der folgenden Jahrhunderte leitete dann auf den Kampf der Gegenwart über, wie er sich vornehmlich um die Forderungen des Episcopats entsponnen hat. Bunsen stellt sich demselben gegenüber unzweideutig auf die Seite des Staates, dessen gutes Recht in Ehesachen, in der Frage der Erziehung und des Unterrichts und der Ueberwachung des Vermögens von kirchlichen Corporationen er mit Wärme vertheidigt. Aber er rechtfertigt darum nicht die Mittel, die der Staat für sein Recht gebraucht. Man soll nicht einen Despotismus gegen den anderen setzen; was einst als schützende Bevormundung erschien, wird jetzt als drückender Eingriff in die individuelle Freiheit angesehen. Die einzige christliche Abwehr hierarchischer Uebergriffe ist gesetzliches Recht und Freiheit für Alle; der tiefere Grund des Streites liegt in dem Unrecht beider Gewalten, der Unterdrückung des Rechtes der kirchlichen wie der staatlichen Gemeinde, welches wiederhergestellt und umgebildet werden muß, weil nur in der Freiheit das Heilmittel für die Schäden der Unterdrückung liegt. Bunsen spricht hier aus eigener Erfahrung, er wußte vom kölner Kirchenstreit, daß Rom im Kampf mit fremden Cabineten nicht leicht in Nachtheil kommen wird, daß seine Schwäche vielmehr nur dem entschiedenen Willen einer Nation gegenüber zu Tage kommt, wie dies sich in Belgien und Sardinien zeigte.

Der Verfasser aber läßt es nicht bei den Angriffen gegen den Ultramontanismus bewenden, er kehrt sich auch gegen die protestantische Intoleranz, welche er in Stahl als ihrem bedeutendsten Repräsentanten angreift. Merkwürdig genug war gerade Bunsen es gewesen, der Stahl aus seinem beschränkten Wirkungskreise in Erlangen auf den größeren Schauplatz in Berlin gebracht hatte. Brandis warnte ihn, der Mann sei doch eigentlich ein Sophist; doch Bunsen war so voll von Stahl's Schrift über die protestantische Kirchenverfassung, welche sich seinen damaligen episcopalistischen Ansichten anschloß, daß er beim König die Berufung durchsetzte. Aber während Bunsen sich in den Kämpfen der Zeit zu einer freien Auffassung durchgearbeitet, war jener begabte Mann immer mehr zum Werkzeug der Kreuzzeitungspartei geworden und trieb diese Richtung in einer vor dem Hofe gehaltenen Rede über Toleranz auf die Spitze.

Die Toleranz, sagte Stahl, sei ein Kind des Unglaubens, ihr innerster Beweggrund kein anderer, als der Zweifel an der göttlichen Offenbarung

Digitized by Google

und damit aller ſicheren und bindenden religiöſen Wahrheit. Das Chriſtenthum ſei vielmehr die Religion der Intoleranz, ſein Keim die Excluſivität, ſeine Wirkungsart die Aggreſſion gegen alle anderen Religionen, die Propaganda unter allen Völkern. Es ſei genug, daß jeder Menſch für ſeine Perſon ſeines Glaubens leben könne, unbeſchadet ſeines menſchlichen Rechtes und ſeiner menſchlichen Ehre. Etwas ganz Anderes als dieſe perſönliche Religionsfreiheit ſei die Freiheit der religiöſen Vereinigung, welche das Gebiet der öffentlichen Lebensordnung berühre; hier ſei die Obrigkeit befugt und verpflichtet, die richtige Ausgleichung je nach dem Inhalt der betreffenden Religion und je nach den Verhältniſſen des Landes zu treffen.

Gegen dieſe Sätze erhebt ſich Bunſen, um die Toleranz als eine echt chriſtliche Tugend zu vertheidigen. Chriſtus ſei für die Freiheit, nicht für die Knechtung der Menſchen geſtorben, ſeine Jünger hätten nicht durch, ſondern unter Verfolgungen bekehrt. Die chriſtliche Toleranz verlange nicht blos, daß Menſchen „für ſeine Perſon“ geſtattet ſei, ſeines Glaubens zu leben, ſondern auch, daß er Gott nach ſeiner Weiſe öffentlich verehren dürfe, dazu treibe jede lebendige religiöſe Ueberzeugung. — Auch hier ſucht Bunſen die Rettung in der Neubelebung des chriſtlichen Gemeindebewußtſeins; dem ſchroffen Confeſſionalismus wird die freie Form kirchlicher Genoſſenſchaft entgegengeſtellt, in welcher weniger das Bekenntniß, als die religiöſe Durchdringung der Einzelnen zu betonen ſei.

Es läßt ſich gewiß nicht behaupten, daß Bunſen die Löſung der Schwierigkeit gefunden, und es liegt manches Begründete in den Vorwürfen der Stahl'ſchen Gegenſchrift, aber die „Zeichen der Zeit“ übten doch eine gewaltige Wirkung. Bunſen hatte früher für einen Mann der kirchlichen Reaction gegolten, der für die Uebertragung des hochkirchlichen Syſtems auf Deutſchland arbeite, darum ward er mit Stahl in einer Linie genannt. Er hatte dann freilich ſchon in ſeiner „Verfaſſung der Kirche der Zukunft“ eine Differenz mit der anglicaniſchen Kirche dargelegt, indem er die Nationalkirche der Staatskirche gegenüberſtellte, und ſich noch beſtimmter in ſeinem Hippolytus gegen die wiederauflebenden hierarchiſchen Gelüſte ausgeſprochen, aber ein Angriff von dieſer Schärfe auf die herrſchende Stimmung, und gar von einem perſönlichen Freunde Friedrich Wilhelm's IV. ward mit Recht als ein bedeutſames Ereigniß betrachtet und die Form des Buches in zwangloſen Briefen voll Schwung und Friſche förderte ſeine raſche Verbreitung nicht wenig. Bunſen ſelbſt war über den Erfolg im höchſten Grade überraſcht; aber derſelbe verleitete ihn nicht, die Polemik zu verfolgen, er wandte ſich vielmehr mit ganzer Kraft auf die poſitiven Aufgaben, die er ſich geſtellt. Nachdem er das große Werk über Egypten abgeſchloſſen, ging er an ſeine Offenbarungsphiloſophie, welche 1857 und 1858 unter dem Titel „Gott in der

Digitized by Google

Geschichte" in drei Theilen erschien und begann zugleich das Bibelwerk für die Gemeinde. Beide verfolgen den Zweck, die Offenbarung mit der modernen Bildung zu vermitteln, die Kluft zwischen religiösem und geschichtlichem Sinn, zwischen kirchlichem und wissenschaftlichem Gewissen zu überbrücken, indem der Buchstabenglaube aufgehoben und doch der Beweis versucht wird, daß die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte durch die Anwendung freier Kritik nicht beeinträchtigt wird. Bunsen hatte schon in Rom und Bonn beabsichtigt, eine Folge von Bibellectionen herauszugeben, bei näherer Betrachtung aber fand er es nöthig, die ganze Bibel in neuer berichtigter Uebersetzung mit Einleitung und Commentar herauszugeben: sein Zweck war, die Bibel dem Bewußtsein der Neuzeit wieder aufzuschließen und für das Gewissen der Menschheit wieder fruchtbar zu machen. Er ging an die Lösung der Aufgabe mit der festen Ueberzeugung, daß sie möglich und nothwendig sei; daß sie ihm gelungen, läßt sich schwerlich bejahen, zumal ihm nicht einmal vergönnt war, das Werk zu vollenden; daß es jedenfalls anregend gewirkt hat, wird schon durch die Essays and Reviews bewiesen.

Am politischen Treiben nahm Bunsen während dieser Jahre wissenschaftlicher Thätigkeit wenig Antheil. Nur einmal trat er aus seiner Zurückgezogenheit heraus als der König ihn dringend einlud, als sein Gast nach Berlin zu kommen, um der evangelischen Allianz beizuwohnen; dort sahen sich Beide noch einmal. Unmittelbar darauf erkrankte Friedrich Wilhelm, sein letzter Regierungsact war die Erhebung Bunsen's ins Herrenhaus, in welchem derselbe zu Beginn der Regentschaft seinen Platz einmal einnahm. Lebhaft verfolgte er die heranziehende Verwickelung in Italien; mit dem richtigen Instinct, den er so oft für anscheinend fernliegende Dinge zeigte, hatte er schon 1856 nach dem pariser Congreß an Cobden geschrieben: „Ich freue mich, daß ein Schritt in der ersten Richtung gethan ist, durch den Grundsatz, den Lord Clarendon vertheidigt hat — Schiedsrichterspruch und Nichtintervention. Politisch freilich haben wir nichts gewonnen. Polen und Italien, die beiden vergifteten Wunden Europas, sind geblieben wie sie waren und Italien ist jetzt überdies das unvermeidliche Object des nächsten von Louis Napoleon beschlossenen Krieges geworden." Jetzt aber, im März 1859 spricht er sich bestimmter aus: „Meine Ansicht ist unverändert — die östreichische Herrschaft in Italien und die militärische Occupation sowie die fortwährende Einmischung, in Staaten, die ihm nicht gehören, geht Deutschland nichts an und je eher dieser Gräuel aufhört, desto besser für Oestreich selbst. England und Deutschland sind stark genug um zu hindern, daß Italien eine französische Provinz werde. Vetter Michel ist von Tollheit ergriffen nach dem jahrelangen Vergiftungsproceß durch östreichische und ultramontane Unwahrheiten. Ist nicht von allen Seiten während 36 Jahren Alles auf-

Digitized by Google

geboten, Oeſtreich zur Vernunft zu bringen? Haben nicht alle wohlmeinenden und ſcharfblickenden Staatsmänner, Canning einbegriffen, vorausgeſagt, was ſich jetzt vollzieht? nämlich daß Oeſtreich unfehlbar die Macht Frankreichs provociren werde, um durch dieſes aus Italien verdrängt zu werden? Welche Sache wird durch die Agitation dieſer wüthenden Feinde Frankreichs gewinnen? Die des Papſtes und der Jeſuiten, die der öſtreichiſchen Tyrannei. Alſo ihre Tendenz iſt gegen unſer innerſtes Leben gerichtet, gegen den Proteſtantismus, Glaubensfreiheit, Preußen und den deutſchen Bundesſtaat. Frankreich und Rußland ſind letzterem entgegen, aber das Haus Oeſtreich allein iſt der Feind von Deutſchland ſelbſt. Es iſt das erſtemal, daß die öffentliche Meinung in Deutſchland verächtlich und bemitleidenswerth eine große und edle Sache aufgibt, ſich auflehnt gegen eine providentielle Fügung zu Gunſten eines ſchwergeprüften Volkes und daß Proteſtanten nicht nur die politiſchen, ſondern auch die geiſtlichen Feſſeln küſſen."

Bunſen wußte aus Erfahrung, was das öſtreichiſche Joch für Italien bedeute; ſo vergaß er in ſeiner Freude über die Wiedergeburt eines ihm theuern Volkes die ſtaatsmänniſchen Bedenken, die er ſonſt gegen Napoleon's Pläne gehegt. Hatte er doch 1838 Rom mit dem Scheidegruß verlaſſen:

Leb wohl und mögen deine ew'gen Pforten
Sie fallen ſehn, die ſich im Lammeskleide
Geſetzt auf deinen Thron, den Geiſt zu morden!
Die Gottes Land gemacht zu öder Haide,
Die Aufruhrs und Unglaubens Mutter worden!
Die Schuld an meines Volkes Blut und Leide!

Er hielt ſich an die ideale Seite der Erhebung und überſchätzte daher auch Garibaldi's Bedeutung, den er ſchlechtweg als den nationalen Helden und Befreier feiert, während er von Cavour faſt ganz ſchweigt.

So lebhaft bewegte ihn dieſe Frage, daß er Pläne machte, Italien noch einmal zu ſehen. Aber er ſollte ſie nicht ausführen; ein Herzübel, das ſich ſchon ſeit einigen Jahren gezeigt, trat jetzt mit beunruhigender Heftigkeit auf und die wiederholten Winteraufenthalte in Cannes vermochten wohl zeitweilige Linderung, aber keine Heilung zu ſchaffen. Nach der Ueberſiedelung von Heidelberg nach Bonn entwickelte ſich das Uebel raſch und nach ſchwerem Kampfe ſtarb Bunſen Ende November 1860, umgeben von den Seinigen, denen er noch Worte voll Troſt und Tiefe ſpendete. Er ruht an der Seite ſeines Meiſters Niebuhr. —

Ueberblicken wir nun noch einmal dies vielſeitige Menſchenleben und fragen wir, worin vornehmlich ſeine Bedeutung liegt, ſo dürfen wir mit den Worten antworten, die ein ihm naheſtehender Staatsmann noch kurz vor Bunſen's Tode ausſprach: „Sein Hinſcheiden wird eine große Lücke zurück-

Digitized by Google

laſſen. An Friſche der Anregung in großen Dingen erſetzt ihn Niemand. Seine Beſtimmung war, dieſe Anregung in unſer officiell wiſſenſchaftliches Leben überzuleiten und Organe zu finden, die ihm darin als praktiſche Ausführer dienen konnten." Treffender kann Bunſen nicht gewürdigt werden; ſeine Bedeutung lag in der Anregung, nicht in der ſelbſtändigen und conſequenten Durchführung. Obwohl reich an politiſchem Scharfſinn, fühlte er doch ſelbſt, daß er nicht zum eigentlichen leitenden Politiker geboren ſei. „Als Staatsmann im Vaterlande am Steuer zu ſtehen, halte ich durchaus nicht für meinen Beruf, dieſer iſt meiner Anſicht nach hoch auf dem Vormaſt zu beobachten, was für Land, was für Wellenbrecher, was für Zeichen eines kommenden Sturmes da ſind und dann dies dem weiſen und praktiſchen Steuermann zu künden" ſchrieb er 1855 an Keſtner. Sein raſcher, oft genialer Blick überſprang zu häufig die nothwendigen Mittelglieder zwiſchen der Idee und ihrer allmählichen Verwirklichung und er wußte oft nicht das Nützliche von dem Wünſchenswerthen zu unterſcheiden oder doch nicht entgegenſtehende Hinderniſſe richtig zu ſchätzen, ſo z. B. bei ſeinem Project, Californien von Mexico zu kaufen, gegen welches ſich Humboldt entſchieden erklärte. Zum Staatsmann fehlte ihm auch die nöthige Concentration auf die Politik; zu ſehr war er durch die mannigfachſten Intereſſen in Anſpruch genommen und er ſelbſt geſtand offen, daß die Wiſſenſchaft ihm im Vordergrunde ſtehe. Durch dieſe Vielſeitigkeit aber kam in ſeine geſammte Thätigkeit etwas Dilettantiſches. Wir halten für nicht angemeſſen, über ſeine theologiſch-hiſtoriſchen Arbeiten zu urtheilen, aber es iſt bekannt, daß die Stichhaltigkeit ihrer Reſultate von bedeutenden Autoritäten ſtark angezweifelt wird. Auch den Laien muß oft die Kühnheit ſeiner Behauptungen betroffen machen, wie wenn er z. B. II, p. 377 ſagt: „Ich kann jetzt beweiſen, daß das menſchliche Geſchlecht nicht älter als 25,000, nicht jünger als 20,000 Jahre iſt." Dabei bedient er ſich einer Schreibweiſe, die in ihrem Schwung und Bilderreichthum oft ſehr unklar wird; es fehlt ihm jene ſyſtematiſche Bildung und jene wohlthätige Nüchternheit, die nöthig ſind, der Phantaſie die Waage zu halten. Aber was für das geſchriebene Wort und für den praktiſchen Staatsmann eine Schattenſeite war, das wurde im perſönlichen Verkehr zum Reiz, ja oft zum unwiderſtehlichen Zauber, den Jeder erfahren hat, der mit ihm verkehrte. Dieſer anregende Verkehr war es auch, was vor Allem Friedrich Wilhelm IV. feſſelte, ihn, der einſt, als ein Höfling ſeinen Aerger über die Bevorzugung des Parvenus etwas zu ſehr merken ließ, ärgerlich ausrief: „Gönnt mir doch für ein paar kurze Tage den Genuß, einen geiſtreichen Menſchen um mich zu haben, der mich belebt, während ich doch Wochen lang Geduld habe mit ſo vielen langweiligen Geſellen, die mich drücken."

Digitized by

Bunsen hatte das seltene Glück, zweien Königen nahe zu stehen und durch sie bedeutenden Einfluß zu üben, aber wir sehen an ihm zugleich, wie mißlich es ist, wenn ein Staatsmann seine Stellung ausschließlich auf das persönliche Verhältniß zum Fürsten baut. Bunsen mußte selbst bekennen (II, 142), daß er nie Minister in Preußen werden könne, weil er keine Stellung im Lande habe. So litt er zwei Mal Schiffbruch, als die Fürsten, die ihn bisher gehalten, ihn fallen ließen, 1839 Friedrich Wilhelm III. in Rom, 1854 Friedrich Wilhelm IV. in London. Er wird bei diesen Gelegenheiten erkannt haben, daß persönliches Vertrauen des Souveräns, wie unschätzbar es für den Staatsmann ist, doch nie den festen Halt ersetzen kann, den eine sachlich begründete Stellung giebt.

So tritt uns Bunsen in dem vorliegenden Buche entgegen und das Gesammtbild wird wohl auch für die Zukunft wesentlich dasselbe bleiben. Aber erst die Veröffentlichung seines Briefwechsels, namentlich mit Friedrich Wilhelm IV., wird seine Stellung zu den politischen Tagesfragen klar machen.

Aus Schleswig-Holstein.

18. Sept.

„Das Thun interessirt, das Gethane nicht." Und so wird die in den preußisch-deutschen Staat endgiltig eingereihte Provinz Schleswig-Holstein mit ihrem ferneren Wohl und Wehe kaum noch etwas von der erregten Theilnahme unter dem deutschen Volke wiederfinden, die durch so lange Jahre die Geschicke der Herzogthümer überall begleitete, als noch um die Fragen Deutsch oder Dänisch? Provinz oder Kleinstaat? gerungen wurde. Der Mehrzahl der Deutschen hat sich ersichtlich sogar nach all' dem sympathischen Interesse der Vergangenheit ein entschiedener Ueberdruß bemächtigt, von dem gewonnenen Bruderstamme Weiteres zu hören, seit er zwischen die schwarzweißen Grenzpfähle gerathen und in normale königl. preußische Unterthanenschaft umgewandelt ist. Die politische Apathie ist ja heute endemisch geworden nnter uns. Und doch, wem die thatsächlichen Lösungen des Jahres 1866 den Sinn nicht stumpf gemacht haben für das innere Getriebe des politischen Körpers, Pulsschlag und Nerv des deutschen Volksthums, wer nur ein wenig in die Zeiten hinauszuschauen liebt, findet in dem heutigen Schleswig-Holstein noch immer des politisch Interessanten die Fülle. Es gibt in der That kaum ein zweites Stück deutscher Erde, auf dessen Oberfläche sich der

Digitized by Google

geheimſte Gedanke der modernen Staatskräfte und das ſtillſte Wirken der Blüthe und Verfall der Völker beſtimmenden Mächte freier und unverhüllter beobachten läßt, als gerade hier. Gerade in dieſer ſchleswig-holſteiniſchen Erwerbung fiel dem preußiſchen Staate ein Gebiet zu, ſtaatenloſer, als je eins zuvor, mehr als jede andere neue Provinz dazu geſchaffen, ungehindert durch Beſtehendes und Ueberliefertes und eine vorgefundene exiſtenzberechtigte Ordnung, unbeengt durch particulariſtiſche und dynaſtiſche Rückſichten ganz frei im beſten Stile des Jahrhunderts organiſirt und eingefügt zu werden in den großen Neubau des deutſchen Staats. Preußen gewann an Leuten einen wohlerhaltenen Reſt einſt niederſächſiſchen Volkswesens, noch feſt auf der breiten germaniſchen Baſis der Landgemeinde ruhend, in dieſem ſeinem Kerne bisher weder von demokratiſchem oder conſtitutionellem Fieber angekränkelt, noch durch Bureaukratie oder Junkerthum verderbt, in ſeinem politiſchen Denken ebenſo voll conſervativer Anlagen, wie in ſeiner ſocialen Zuſammenſetzung voll von Elementen des Selfgovernments. Muß nicht die ſich hier etablirende neue Staatsordnung, die Art, in der Land und Leute ſich hineinleben in das Regiment, die wirkliche Gravitation der Dinge in Deutſchland am zuverläſſigſten klar legen? Ich meine, ob der deutſche Staat der Zukunft unabänderlich angewieſen bleibt auf die Grundzüge, die Schwächen und Gebrechen des altpreußiſchen Hohenzollern-Staats, wie er auf den überlebten Fundamenten der landesväterlichen Monarchie mit conſtitutionellen Formeln widernatürlich verquickt ſich ſeit dem wiener Congreß entwickelt hat, ob das preußiſch-deutſche Volk denn nicht endlich hoffen darf, der engbrüſtigen Configuration ledig, in vollem Athemzuge des Schaffens das von der Monarchie überlieferte Material frei zu verwerthen zum Beſten des dem eigenſten Genius entſprechenden nationalen Gebäudes — für dieſe Prognoſe bleibt Schleswig-Holſtein ein überaus geeignetes Beobachtungsfeld. Zum Verſtändniß deſſen mögen die folgenden Mittheilungen etwas beitragen.

Politiſche Romantiker ſind die treuen Holſten wohl niemals geweſen. Sie hätten es ſich immerhin ein gut Stück Geld koſten laſſen, wenn die Welt ihnen geglaubt hätte, daß ſie es ſeien, und wenn ihnen durch zähes Feſthalten an dem Anſtammungsprincip des Erbprinzen von Auguſtenburg die kleinſtaatliche Behaglichkeit erhalten geblieben wäre. Nach dem Tage von Sadowa war es ihrem verſtändigen Sinn für das Unvermeidliche und für die Autorität geſchichtlicher Thatſachen vollkommen klar, daß es mit der Speculation auf den Kleinſtaat definitiv zu Ende ſei. Nicht, daß ſie nun flugs gute Preußen geworden wären; aber die Partei des Erbprinzen hörte *als ſolche* auf zu exiſtiren, das prinzliche *Erbrecht* war endgiltig beſeitigt aus dem Bereich des politiſchen Wirkens und Handelns, das Beamtenthum bemühte ſich eifrig

um die siegreiche Gewalt, und die Massen gingen wieder ruhig der Werktagsarbeit und dem bürgerlichen Erwerbe nach, völlig bereit, sich jede politische Organisation gefallen zu lassen, die ihnen das preußische Scepter bringen sollte. Mit dem dynastischen Particularismus schwand aber auch der Ansatz zu einem kräftigen und gesunden Provinzialgeist.

Die ersten Wahlen zum Reichstag und Landtag zeigten etwa folgende Physiognomie. Die nationale Partei war, Dank der „Schneidigkeit" des Barons v. Scheel-Plessen, längst viel zu deroutirt, um der Bevölkerung noch irgend einen Impuls zu geben. Neben dem noch etwas verschämten Gouvernementalismus, der für den Herrn Oberpräsidenten oder den Herrn Landrath Propaganda machte, existirte nur die verdrossene Thätigkeit der bisherigen Volksführer, einer ziemlich bunten Gesellschaft ehemaliger Augustenburger und Demokraten, die sich theils nach dem Programm von Neumünster, theils als deutsche Volkspartei charakterisirten und den Wahlkreisen ihre Candidaturen aufoctroyirten. Von einer eigentlichen Wahlbewegung war nirgends die Rede. Gleichmüthig ging man an die Wahlurne, wenn man gerade nichts Besseres vorhatte, und gab seine Stimme den leidlich bekannten Namen, die man an den Straßenecken oder in der Zeitung gelesen hatte. Das Ergebniß ist bekannt. Wir schickten eine bedeutende Zahl recht unbedeutender Leute nach Berlin, gerade gut genug, um Franke, Schleiden und Scheel-Plessen als Folie zu dienen und die äußerste Opposition gegen die Politik d. J. 1866 bei den Abstimmungen ein wenig zu verstärken. Obwohl, man durch die Vertrauensmänner, die im Herbst 1867 nach Berlin berufen worden waren, genügend informirt sein konnte über den Reichthum an Organisationsideen des Grafen Eulenburg, fehlten überall Fähigkeit und Kraft, um mannhaft einzutreten für die wahrhaften Bedürfnisse der Provinz gegen den centralisirenden Schlendrian der berliner Bureaukratie.

Unsere heutige Presse ist über alles Maß hinaus unselbständig charakterlos, von verwaschener Farbe. Sie vermochte auch nach Beseitigung der Polizeiwillkür und Einführung des preußischen Preß- und Verfassungsgesetzes keine Haltung zu gewinnen. Die „Itzehoer Nachrichten" unter Redaction von Dr. Endrulat haben sich vollständig aller eigenen politischen Ansichten zu Gunsten breitester Erörterung localer Kirchthurmsinteressen begeben und sind schließlich in jüngster Zeit durch Aufnahme einer Localnotiz aus der „Kieler Zeitung" dennoch nicht dem Schicksal entgangen, in einen Preßproceß und eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe verwickelt zu werden. Die „Flensburger Norddeutsche Zeitung" scheint von ihren früheren nationalen Freunden ganz verlassen zu sein und ist fast so gouvernemental wie ihre berliner Namenscousine. Die „Kieler Zeitung", durch ihren Eigenthümer Dr. Ahlmann noch in gewisser Beziehung zu den augustenburger

Digitized by Google

Herrschaften, begnügt sich damit, durch innigste Anlehnung an Personal und Richtung der berliner „Volkszeitung“ die Partei der Opposition, der Demokratie, der grundsätzlichen Verstimmung zu vertreten. Eine nicht abreißende Reihe höchst unerquicklicher Preßprocesse muß in Kiel den kleinen Krieg hauptsächlich ernähren. Von den beiden altonaer Blättern ist der „Merkur“ der reine Ableger der berliner Centralpreßstelle geworden, zwar durch die Insertionsgebühren der Behörden unterstützt, sonst aber auch officiös etwas stiefmütterlich behandelt, ohne Abonnenten und ohne jeden Einfluß. Die „Altonaer Nachrichten“ zeigen manchmal eine Anwandelung, in den Ton der „Kieler Zeitung“ zu verfallen, lassen sich aber doch überwiegend von den wirthschaftlichen Interessen der möglichst größten Abonnentenzahl und der möglichst meisten Annoncen leiten und repräsentiren daher das städtische Klatschblatt de pur sang. — Trotzdem ist das große Publikum mit seiner schleswig-holsteinischen Zeitungslectüre vollkommen zufrieden, und so wird es keine bessere verdienen.

Zu verwundern ist dann freilich auch nicht die unerhörte Gleichgiltigkeit, mit der die Bevölkerung sich in die eigentlich preußische Administration einschweißen ließ. Kam es einmal darauf an, die Verwaltung nach irgend einem vorhandenen Muster einzurichten, dann war sicherlich die hannoversche Aemterverfassung das gegebene Vorbild und nicht die altpreußische Landraths- und Kreisordnung. Wir haben weder die ritterschaftlich-kreisständischen Elemente, auf denen in den guten Zeiten das Landrathsamt gesund ruhte, noch die starken bureaukratischen Bedürfnisse, welche in schlechten Zeiten die Landräthe zu Kreispräfecten degradirt haben. Wohl aber bedurften wir in Schleswig-Holstein bei völlig unentwickeltem Städtewesen und ebenso reich wie mannigfaltig ausgebreiteter Land- und Fleckensgemeinde einer guten Zahl tüchtig organisirter localer Verwaltungsämter mit möglichst decentralisirtem selbständigen Wirkungskreise. Indessen mußte Herr v. Scheel-Plessen mehr dabei interessirt sein, dem Grafen Eulenburg keine Weiterungen zu verursachen, und den Brockdorff's, Reventlow's, Baudissin's, Levetzow's u. s. f. ihre respectablen, wohldotirten Stellungen zu erhalten, als sich mit sonstigen Eigenthümlichkeiten des Landes herumzuplagen. Und so wurde kurzer Hand Schleswig-Holstein in eine Zahl sehr ausgedehnter Kreise vertheilt, aus jenen Herrn Amtmännern wurden Landräthe gemacht, diese den Kreisen vorgesetzt, aus den alten Provinzen einige Kreissecretäre zu Hilfe herbeigezogen und die Organisation war im Wesentlichen fertig. Nach unten hin hatte man dann freilich noch den Einfall, im Anschluß an früher bestandene Jurisdictionsbezirke in jedem Kreise Arrondissements zu bilden, und diesen besondere Verwaltungsbeamte unter den wohlklingenden Namen von „Kirchspielvögten“ in Holstein, „Hardesvögten“ in Schleswig vorzustellen — natürlich

unter unbedingter Botmäßigkeit des Landraths. Hier sind vielverheißende Entwickelungskeime modernster Bureaukratie gelegt. So lange diese etatmäßig schlecht dotirten Vogteien sich noch meist in den Händen älterer, zum großen Theil studirter, persönlich gut besoldeter Beamter befinden, werden sie sich einige locale Unabhängigkeit bewahren. Nach dem Zurücktreten der jetzigen Inhaber muß sich unfehlbar hier dieselbe Art subalternen Schreiberwesens ablagern, wie es die Provinz Posen in ihren Districtscommissarien kennt. — Da wir einmal mit Oberpräsidenten und Landräthen ausgestattet waren, mußten wir auch Provinzial- und Kreisstände erhalten. Das bewährte Muster war in den alten Provinzen vorhanden, und daß die letzteren seine Wiederbelebung dem Ministerium Raumer-Westfalen verdanken, konnte füglich kein Bedenken abgeben; vielleicht hat man in Berlin und Kiel nur bedauert, daß wir eigentlich kein genügendes Material an Rittergutsbesitzern haben, um dem Muster ganz nahe zu kommen. Was man weiter mit den Kreisständen, denen fast überall schlechterdings jede Basis gemeinsamer Interessen abgeht, anfangen soll, darüber ist man sich wahrscheinlich noch ziemlich unklar. Der Provinziallandtag soll im nächsten Monat eröffnet werden. Bringen persönliche Verstimmungen nicht etwas Lebhaftigkeit in die Verhandlungen, so wird er schwerlich über die übliche Beschäftigung mit einigen Provinzialinstituten und einigen Landtagsdiners hinauskommen. Auf den Provinzialfonds können wir uns noch weniger Aussicht machen, als irgend eine andere Provinz, da wir dem Staate gar keine baaren Activa und übermäßig viel Passiva zugebracht haben. — Welche Art von Verfassung unseren Städten und den in Holstein ebenso wichtigen Flecken schließlich vorbehalten ist, darüber machen wir uns wenig Kummer. Inzwischen werden „Fleckenordnungen" nach kurzer summarischer Vorberathung mit den bisherigen Gemeindevorständen von Kiel aus octroyirt, die Stadtstatute aus der dänischen Zeit meist belassen, mitunter auch etwas ausgeflickt, Bürgermeister ein- und abgesetzt, und Magistrate wie Deputirtencollegien grundsätzlich nur als Executivbehörden der Provinzialregierung behandelt. Ob und wann einmal die Wahl aller Magistratsmitglieder der Bürgerschaft zufallen, ob und wo die Polizeiverwaltung der Stadt verbleiben oder ob sie für den Staat reservirt werden wird, für derartige wichtigste Lebensfragen ist kaum ein reges Verständniß bemerkbar. In Altona wird nach einem von der Regierung ad hoc genehmigten Wahlmodus von der Bürgerschaft Dr. Schleiden zum Syndicus erwählt. Er vertritt die Stadt im Reichstage, und, wie man auch über die hanseatisch-particularistischen Anschauungen des Mannes denken mag, an seiner Begabung und geschäftlichen Tüchtigkeit ist kein Zweifel; für die durch die Oligarchie einer Familien-Clique und unfähige Magistrate aufs Aeußerste verwahrloste Stadtverwaltung

Digitized by Google

Altonas war keine bessere Capacität zu finden. Indessen, als es sich um die Bestätigung Schleiden's in Berlin handelt, entdeckt man dort, daß durch diese Wahl der künftigen Städteordnung präjudicirt werden könne, versagt die Bestätigung, Altona mag sich vorläufig ohne Syndicus behelfen, Altona verliert auch wirklich kein Wort über den Vorgang und legt die Sache ad acta*). — Im Uebrigen war die öffentliche Meinung in Angelegenheiten der Administrativorganisation am lebhaftesten bei den Fragen betheiligt, ob der „Bureauchef", „Bevollmächtigte", „Canzlist" N. N. zum Regierungsassessor oder Regierungsrath ernannt, und ob die Regierung in Schleswig vereinigt werden würde. Bekanntlich ist die letztere Frage zu Gunsten der Vereinigung und Schleswigs entschieden worden, eine Entscheidung, über die sich weder Gutes noch Schlimmes sagen läßt. Im Grunde läuft alles auf leere Nützlichkeitsunterschiede hinaus. So lange unsere Regierungscollegien nur Commis der Präsidenten darstellen, wird ein verstärktes Colleg vielleicht eine etwas stärkere Gravitation zur centralisirenden Bureaukratie, eine Mehrzahl von Collegien aber noch keine Garantie der Decentralisation und der Selbstverwaltung ausdrücken.

Was auch der Graf zur Lippe sonst gesündigt hat gegen die hohe Dignität der preußischen Justiz und den Geist der Zeit: Schleswig-Holstein hat einigen Grund, ihm ein dankbares Andenken zu bewahren. Es gehörte ein tüchtiger Entschluß und eine zähe Ausdauer dazu, mit einem Ruck den tollen Wust dieser Jurisdictionsverhältnisse umzugestalten in die strammen gradlinigen Formen preußisch-hannöverscher Gerichtsverfassung, an die Stelle des staatenlosen Mittelalters plötzlich den complicirten Apparat modernster Amtsordnung zu setzen. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Beseitigung patrimonialer und municipaler Gerichtsbarkeit, die Aufhebung des Sportelwesens in seiner widerwärtigsten privatrechtlichen Gestalt, die Stabilirung fester und gleichmäßiger Grenzen örtlicher wie sachlicher Competenz der Gerichte, die Einfügung des gesammten richterlichen Beamtenthums in den vielgliedrigen Bau preußischer Staatsdienerschaft, die Einführung modernsten Strafrechts an Stelle planlosester gemeinrechtlicher Willkür, formellster Proceßgesetze im bürgerlichen wie im peinlichen Verfahren mit den durchgeführten Grundsätzen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, den Schwur- und Schöffengerichten — Reformen, die anderwärts durch ein Jahrhundert hindurch vorsichtig sich Bahn gebrochen haben, sie brachen hier ohne jeden Uebergang alle zusammen mit dem 1. September 1867 in das Land hinein, und heute nach Jahresfrist sind sie insgesammt in unbestrittener praktischer Uebung. Seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts und der napoleo-

*) Die Bestätigung Schleiden's ist, nachdem ein halbes Jahr seit der Wahl vergangen, jetzt plötzlich erfolgt.

Digitized by Google

nisch-revolutionären Aera ist eine so kolossale Umwälzung der ganzen Rechtsordnung in einem deutschen Lande, wie sie sich hier vollzogen hat, nicht erlebt worden. Wenn man vor den 2000 Seiten der preußischen Gesetzsammlung d. J. 1867 steht, und einen guten Theil der neu eingeführten Gesetze noch nicht einmal im Texte abgedruckt, nur ihrem altpreußischen Datum nach titulirt vorfindet, begreift man die ungeheuerlichen Zumuthungen kaum, die an das Fassungsvermögen der Beamten und der Bevölkerung gestellt werden konnten. — In Strafrecht und Strafproceß fiel allerdings den sechs Staatsanwälten der Provinz, ausschließlich altpreußischen Beamten, denen zugleich alle administrativen Functionen der Criminaljustiz übertragen wurden, die Hauptaufgabe der Neubildung zu. Da Graf zur Lippe in der Auswahl der Persönlichkeiten nicht unglücklich war, ist die Aufgabe wohl mit einigem Geschick gelöst worden, und im Allgemeinen hat diese classe dangereuse preußischer Bureaukratie sich hier mit Takt und gutem Willen in ein erfreuliches Einvernehmen mit der Bevölkerung zu setzen gewußt. Nur in Kiel und Flensburg ist ihnen durch die particularistische und dänische Presse die Position etwas verdorben worden. — Auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts wurde, von der nachträglichen Einführung des Handels-Gesetzbuchs abgesehen, Nichts geändert, Nichts codificirt, noch unificirt. Das eigenthümlichste Product deutscher Staatsentwickelung, das aus zweitausendjähriger Wissenschaft, Gewohnheit und Gerichtsgebrauch, aus Romanismus, Byzantinismus, Papismus nnd Germanismus ins Kraut geschossene sogenannte „Gemeine Recht" ist unangetastet geblieben. Dagegen ist der bürgerliche Proceß durch eine Verordnung reformirt, die, was man auch in Hessen mit Fug gegen ihren dortigen Werth eingewendet hat, für Schleswig-Holstein eine nothwendige und heilsame Verbesserung des bisherigen Verfahrens enthält. — Dagegen stellte die innere Organisation der Gerichtsbehörden und die Begründung des eigentlichen geschäftlichen Mechanismus ungemein harte Aufgaben an das hiesige Beamtenthum, die von dem letzteren aus eigener Kraft gelöst werden sollten. Der Präsident und die zwei Directoren, die aus Altpreußen hereinbefördert wurden, verdanken ihre Beförderung lediglich persönlichen Sentiments des Grafen zur Lippe, und brachten dem Organisationswerke herzlich wenig frische Kraft zu. Es war aber ein nicht hoch genug anzuerkennender gesetzgeberischer Gedanke des vormaligen Justizministers, daß er die schleswig-holsteinsche Gerichtsverfassung nicht auf das verdorbene altpreußische Collegialsystem der Kreisgerichte, sondern nach dem Vorbilde Hannovers auf das Princip selbständiger Einzelrichter, eine große Zahl localer Amtsgerichte basirte. Neben den fünf Kreisgerichten in Altona, Kiel, Itzehoe, Schleswig und Flensburg, die in ihrer Competenz und Stellung den hannöverschen Obergerichten ähnlicher sind als den gleich-

Digitized by Google

namigen altpreußischen Behörden, fungiren als eigentliche erste Instanzen 90 Amtsgerichte, 46 in Holstein, 44 in Schleswig, mit Sprengeln von durchschnittlich 10—12,000 Seelen. Die Vorzüge solcher auf dem Einzelrichteramt ruhenden Gerichtsverfassung, die innigere, menschlichere Beziehung zwischen Richter und Gerichtseingesessenen, zwischen der Gerichtsstelle und den örtlichen Bedürfnissen des Lebens, der seßhaftere Charakter des mit seinem Amtsbezirk verwachsenden Beamten: den Gewohnheiten und Anschauungen des Landvolkes dieser norddeutschen Gaue entsprechen sie so durchaus, daß man dreist behaupten kann, unsere Bevölkerung in Dorf und Flecken und Kleinstadt würde dem specifischen Kreisrichterthum niemals Verständniß und Respect abgewonnen haben. Freilich gehört dazu eine behäbigere sociale Stellung des Richters, als sie der preußische Justizetat gewährleistet, eine Stellung, wie sie unsere jetzigen Amtsrichter in ihren behaglichen alten Amtshäusern und mit ihren 2—4000 Thalern Jahresgehalt glücklicherweise noch genießen. — Was aber hier der schleswig-holsteinschen Justiz Gutes gegeben und gelassen worden ist, das ist ihr auf der anderen Seite von Seiten der berliner Bureaukratie reichlich wieder genommen und verdorben worden durch das Geschenk des bisher unbekannten Bureauwesens, die Importirung des subalternen Bureaubeamtenthums. Der holsteinsche Richter der vorpreußischen Zeit kannte durchgängig das Ding nicht, was man Bureau nennt. Er hatte sein „Comptoir", in dem er aus eigener Tasche zur Besorgung des Schreibwerks sich einen Schreiber oder „Bevollmächtigten" hielt und nach eigenem Geschmack sich eine Art Buchführung über seinen Geschäftsbetrieb, seine Einnahmen u. s. w. einrichtete; nur in größeren Jurisdictionsbezirken fungirte wohl auch ein junger Jurist als „Secretär", und manchmal sah das Ganze dem Betrieb einer Fleischbank ziemlich ähnlich. Jetzt stürzte plötzlich mit einer tüchtigen Zahl altpreußisch routinirter Subalternbeamter der ganze complicirte Apparat von Bureaureglements, Acteneinrichtung, Registern, Journalen, Controlen, Formularen, Kasseninstructionen, Decretiren, Expediren, Mundiren, Revidiren und Collationiren, Vortragsnummern und Kostenzetteln und wie die geheimnißvollen Dinge alle heißen, über das Unschuldsalter der Justiz hinein. Rasch verbreitete sich von den Kreisgerichten aus die subalterne Art von Dünkel, Ueberhebung, zähem Festhalten an der Schablone auch unter die Amtsgerichtssecretäre. Unsere alten Richter, denen es unerhört erschien, sich von unstudirten „Schreibern" in theils unverständliche, theils lächerliche Formalien einzwängen, sich bei jedem Schritt controliren und corrigiren zu lassen, kämpfen noch heute mit wirklicher Racenfeindschaft gegen die Subalternen und diesen unerträglichen Terrorismus des „Formenkrams". Für den entfernten Beobachter sind diese sich zahllos und endlos fortspinnenden Conflicte eine geradezu tragische Erscheinung. Ist es einem doch, als sähe

Digitized by Google

man den alten tiefen Widerstreit, der das Jahrhundert durchzieht, auch hier vor sich, den ungelösten Zwiespalt zwischen individueller Menschenkraft und der erbarmungslosen Uebergewalt der Maschine, zwischen dem Organischen und Mechanischen im Staatsleben, zwischen juristischem Handwerk und fabricativer Routine. Da ist schlechterdings keine Aussicht, daß der seelenlose subalterne Bureauapparat nicht über die ungelenke langsame Tüchtigkeit, die Bureaukratie nicht über das Richteramt triumphiren sollte!

So sehe ich überall eine einförmige, ideenlose, dabei ungeschickte und tappende Centralisation mit einer Art grundsätzlicher Fahrlässigkeit die Elemente des Selfgovernments auch da rettungslos untergraben, wo sie entwickelungsreich nur eines geringen guten Willens zur tüchtigsten Entfaltung bedurften. Ich sehe es in der Administration mehr, als in der Justiz, in den Männern noch mehr, als in den Maßregeln. Hätte man lediglich altpreußischen Verwaltungsbeamten des besseren Schlages das Organisationswerk überlassen — ich bin überzeugt, es wäre ein kräftigeres Gegengewicht gegen den berliner Ministerialismus, mehr Verständniß der Aufgaben, mehr Beherrschung des gesetzgeberischen Stoffs, mehr Unbefangenheit und natürliche Neigung für provinzielle Selbstverwaltung, Autonomie der Gemeinde, Decentralisation vorhanden gewesen. Das eingeborne Beamtenthum mit seinen dänischen, augustenburg'schen, gablenz'schen Antecedentien hatte weder gutes Gewissen, noch reformatorische Intelligenz für den bedeutungsvollen Beruf. Ihm war es stets in erster Reihe um die Conservirung der hohen Gehälter und in zweiter um bestmögliche Accreditirung in Berlin zu thun. Nehmen wir den hier zu Lande von jeher üblichen Beamtenhochmuth nach unten hinzu, so haben wir der bureaukratischen Krankheitselemente vollauf. Um vollständig zu sein, will ich nicht außer Betracht lassen, daß allerdings Elwanger, der von seiner Stadt aufgegebene Oberbürgermeister von Breslau Regierungs-Präsident ist, daß auch in Schleswig zwei altpreußische Beamte zu Landräthen und neuerdings in die vereinigte Regierung zwei weitere Altpreußen zu Abtheilungsdirigenten berufen worden sind. Daß aber diese Herren, die allerlei Zufall und Laune nach und nach hierher geworfen hat, kein Gegengewicht bieten können, sei es gegen die Uniformirungstendenzen der berliner Geheimräthe, sei es gegen den unberechenbaren Einfluß des Oberpräsidenten v. Scheel-Plessen, liegt auf der Hand. Dieses Oberpräsidium mußte noch hinzukommen, um die Zukunft Schleswig-Holsteins verhängnißvoll zu compromittiren. Während der Baron v. Scheel-Plessen als Chef der Administration nur ein unfähiger und lässiger Fachbeamter, während er als Staatsmann ohne Idee und Einsicht in die Bedürfnisse des Jahrhunderts, als Politiker ohne Grundsätze und Ziele, als Edelmann ohne Leutseligkeit und Freimüthigkeit, als Schleswig-Holsteiner ohne Liebe und Anhang unter seinen Stammesge-

Digitized by Google

noſſen iſt, will er doch von Allem etwas ſein, lähmt und hindert er überall, nur nicht wo es Noth thut, den Centralbehörden gegenüber. Die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung war ihm ein Gräuel, und er bringt der erſteren die ganze ſouveräne Mißachtung eines mecklenburgiſch-holſteinſchen Granden entgegen. Der große freie Zug der preußiſchen Geſetzgebung aus der Regenerationsepoche, die wir hier noch nachzuholen haben, der Liberalismus der norddeutſchen Bundesgeſetzgebung ſind ihm nicht minder unheimlich, wie ihm der Stil der Stein'ſchen Städteordnung, die Gedanken einer auf gleichem Recht und gleicher Pflicht ruhenden Selbſtverwaltung der Gemeinden fremdartig und überſpannt erſcheinen. Ihm verdanken wir vor Allem den abſcheulich ſchlendrigen, ſtückweiſen, alle Zuſammenhänge zerſetzenden Gang der Boruſſificirung, der nirgends eine ſchöpferiſche Kraft, oder den Anſatz eines organiſchen Neubaus zeigt. Wenn der Baron unter der allgemeinen auf ihm laſtenden Unpopularität nur fortregieren kann, ſcheint es ihm ziemlich gleichgültig zu ſein, in welcher Façon Graf Eulenburg ſeine Organiſationsdecrete fabricirt. — Es möchte hingehen, daß man im Sommer 1866 bei der damaligen Ueberſchätzung der politiſchen Capacität holſteiniſcher Stände und dem dröhnenden Gang der Ereigniſſe dieſem fähigſten unſerer Edelleute die Zügel der Provinzialregierung in die Hand gab. Daß man ihn aber demnächſt nicht bei Seite ließ, als es darauf ankam, den großen Bau des preußiſch-deutſchen Staats durch eine weiſe, freiſinnige und rührige Reformarbeit für das nationale Geſammtleben deutſcher Art einzurichten, war wohl nichts, als eine der vielen perſönlichen Velleitäten unter deren Einfluß wir ſtehen.

Der Beſuch des Königs in den Nord-Provinzen.

Ein Mitarbeiter d. Bl., welcher auf einer Reiſe in Schleswig-Holſtein an dem Tage der königlichen Ankunft in Kiel eingetroffen iſt, berichtet zunächſt gewiſſenhaft über die Eindrücke, welche er empfangen. Denn dieſer erſte Beſuch des Königs von Preußen hat in Schleswig-Holſtein noch eine andere Bedeutung als in den übrigen neuen Provinzen. Von dort gingen im Jahr 1863 die politiſchen Verwickelungen aus, welche die Schlacht bei Königgrätz und durch dieſe die Neugeſtaltung Deutſchlands verurſachten und durch einige Jahre diente die öffentliche Meinung Holſteins, erbittert gegen die preußiſche Regierung, faſt ganz unſeren Gegnern, dem deutſchen Separatismus und Oeſtreich oder den Dänen. Zwei Jahre haben viel geändert.

Das mußte Jedem auffällig werden, der am Abend des 14. September die erleuchtete Stadt betrat. Die Illumination war gerade so reich und vollständig, als sie bei ähnlichen Gelegenheiten in altpreußischen Städten zu sein pflegt, einige Häuser am Markt und wenige auf den Straßen demonstrirten durch Lichtlosigkeit. Von den meisten Häusern wehten Flaggen, in der Regel die populäre dreifarbige der Marine neben der schleswig-holsteinschen, darüber auch häufig die ernsten Farben Altpreußens. Das Gewühl auf den Straßen war so arg, daß man kaum durchzudringen vermochte, die Stimmung nicht enthusiastisch, aber heiter und behaglich angeregt. Wer einige Uebung hat, aus solchen Straßendemonstrationen auf die Meinung der Bevölkerung zu schließen, der konnte, wenn er Preuße war, sehr zufrieden seine Herberge aufsuchen. — In den nächsten Tagen erhöhte der persönliche Eindruck, welchen der greise König machte, wie in Kiel, so auf allen Stationen seines Aufenthaltes die gute Stimmung. Seine Worte wurden eifrig nacherzählt und sie gefielen; auch die feste Antwort, welche der König, afficirt durch die phrasenhafte Friedensbitte des Universitätsrectors gab und die seitdem in den stoffarmen Zeitungen endlose Commentare gefunden hat. Ferner wurde lebhaft gerühmt, daß der Monarch sich um so Vieles kümmerte, mit so Vielen sprach und nach allen Seiten fürstlichen Antheil zu erweisen wußte. Dazu kam bei Allen, auch den Mißvergnügten, der Gedanke, welch ein mächtiger Herr es war, den sie jetzt als ihren König begrüßten, ein Kriegsmann und in der ganzen Welt respectirt.

Es hätte dieser Gedanken kaum bedurft. Der Deutsche hat ein untilgbares Bedürfniß, zu lieben und zu verehren. Wird ihm die Gelegenheit dazu völlig genommen, so wird er mißvergnügt und aufsätzig, findet er irgend etwas Hohes, dem er sich hingeben kann, so entwickelt sich in ihm eine sehr achtungswerthe Gemüthswärme. Mögen die Holsteiner uns verzeihen, wenn wir ihnen auf den Kopf zusagen, daß sie darin grade so vielversprechend sind, als irgend ein anderer deutscher Mann. Sie sind jetzt freilich im Uebergange begriffen von einem Ideal zum andern und das fordert eine anständige Zeit, die sie, wie zu hoffen ist, uns nicht allzulang bemessen werden. Denn sie stehen jetzt unter einem Zwange, der ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt ihre realen Interessen und durch diese auch Stimmungen und Gemüth umformt. Unter allen neuen Provinzen ist grade Schleswig-Holstein diejenige, welche am schnellsten und stärksten den Segen fühlt, einem großen, starken Staate anzugehören. Kiel ist in so kräftigem Aufblühen wie wenig Städte, die Zahl der Neubauten, auch privater, ist ganz unverhältnißmäßig groß, ganze Straßen sind entstanden, die noch auf dem letzten Plan des wackern Bädeker nicht zu finden sind. Der Tagelohn in der Provinz ist hoch, an beiden Meeren so hoch wie in den größten Städten des Binnenlandes, Ver-

dienst leicht und lohnend, arbeitende Hände sehr begehrt, der Landwirth freut sich der guten Verwerthung seiner Producte nach dem Ausland, Rhederei und Handel fühlen den dänischen Druck nicht mehr und merken hoffnungsvoll die Vortheile ungehinderten Verkehrs mit den deutschen Hinterländern. Gerade dieser Provinz ist die Bundesflagge der Handelsmarine — einige flensburger Rheder ausgenommen — von unermeßlichem Werth. Niemand fühlt diese Wohlthaten mehr als der kleine Mann, der Landarbeiter der Schiffer, der Handwerker, und der friesische Matrose sieht freudig dem Tage entgegen, wo die stolzen Hamburger ihm nicht mehr ihre theure Steuermannsprüfung aufnöthigen werden, weil der Bund auch seine Interessen in die Hand zu nehmen verheißen hat. Preußen hat dem Herzen der Schleswig-Holsteiner in den Jahren des Erwerbes vielfach wehe gethan, aber es hat dem Lande die drei höchsten Güter eines Volkes gebracht: durch Einverleibung in den Großstaat einen weiten politischen Horizont und für jede Menschenkraft den freisten Spielraum, durch Einschluß in den Zollverein einen großen, freien Markt, durch die norddeutsche Bundesflagge eine angesehene Stellung zu fremden Nationen. Dieser neue Gewinn aber ist einer Generation geworden, welche bis jetzt die ausgezeichneten Tugenden ihres Privatcharakters in provinzieller Abgeschlossenheit oder im Kampf gegen den dänischen Staat entwickelt hat. — Dieser Segen ist wirksam trotz der gehäuften Mißgriffe, welche die preußische Regierung bei Besetzung wichtiger Stellen auch in dieser Provinz gemacht hat. Diese Uebelstände, der Aerger über Personen und einzelne verkehrte Maßregeln werden noch lange eine Verstimmung erhalten, und diese Unzufriedenheit wird unvermeidlich gesteigert durch das neue Ungewohnte vieler Einrichtungen, die an sich heilsam und ein Gewinn sind. Aber all' dieses Störende vermag schwerlich den schnellen Verlauf des Einverleibungsprocesses zu hindern, denn die Bewohner dieser Provinz sind gescheute Leute und wie ein Inselvolk gewöhnt, auf Wind und Welle zu achten; sie sehen sich jetzt eingeschifft auf einem großen festgefügten Fahrzeug von stolzem Bau und sie fühlen den günstigen Fahrwind. Schreiber dieses reiste nach Schleswig-Holstein mit der Empfindung, in das schwierigste und unbotmäßigste Gebiet des neuen Staates zu kommen, er hat in Wahrheit Mißbehagen, aber weit mehr junges Gedeihen und widerwillige Anerkennung gefunden, und er scheidet mit der Ueberzeugung, daß diese Provinz trotz allen Sünden und Fehlern der preußischen Politik eher und vollständiger mit den alten Landschaften des Staates verwachsen wird, als der größte Theil von Hannover und als Nassau. Sie wird noch eine Reihe von Jahren oppositionell wählen, aus Gewohnheit und weil ihr politische Personen überhaupt fehlen, aber in der Mehrzahl der Gewählten vollzieht sich in aller Stille derselbe Umschwung wie in den Wählern.

Digitized by Google

Die Rechtsansprüche des Hauses Augustenburg, welche die erste Veranlassung boten, die Herzogthümer von Dänemark zu lösen, mögen, so weit sie durch das Königsgeschlecht der Hohenzollern anerkannt worden sind, noch Gegenstand privater Abmachungen werden, auf die Zukunft der Provinz werden sie einen maßgebenden Einfluß nicht mehr ausüben. Weit hinderlicher ist in Nordschleswig die dänische Partei, denn sie besitzt das Selbstgefühl eines wirklichen Staates, dem sie anzugehören strebt. Auch hier ist nach den Berichten Solcher, welche die Verhältnisse kennen, die Mehrzahl der dänisch redenden Bevölkerung bereit, sich die neuen Verhältnisse gefallen zu lassen, aber eine Anzahl leidenschaftlicher Agitatoren stellt den Uebergang unter dänische Herrschaft immer wieder als unvermeidlich und nahe bevorstehend in Aussicht. Solche Unsicherheit hält zumeist in dem Hadersleb ener Kreise das Einströmen deutschen Capitales und deutscher Ansiedler auf, und dieser Umstand wird der Regierung noch durch Jahre Schwierigkeiten bereiten und die Fortschritte der deutschen Bevölkerung stören. Da wir aber im Westen die Insel Röm und das gegenüberliegende Festland aus zwingenden Gründen der Landescultur nicht aufgeben dürfen — es soll in einem späteren Artikel davon die Rede sein — und da wir das deutsche Christiansfeld und Hadersleben dem dänischen Fanatismus nicht opfern werden, so bleiben in der That nur wenige Quadratmeilen übrig, von denen bei einer Abtretung überhaupt die Rede sein könnte; und wir werden deshalb ruhig der Zeit überlassen müssen, welche auch dort für uns arbeitet, die dänischen Ansprüche zu stillen.

♀

Brief aus Königgrätz.

II.

Ueber Böhmen steht eine dunkle Wolke, die viele Gemüther ängstigt. Sie will nicht von der Stelle weichen, wiewohl sie oft im Windhauch Gestalt und Farbe wechselt. Kannegießer, wetterkundige Politiker, Eisenfresser, Polizei und Hasenfüße laufen fleißig auf dem Markt zusammen und beobachten das Gebild am Himmel. Ein seltsames Ding, diese schwarze Wolke mit dem schwefelgelben Saum. Hat sie nicht am Rand eine Nase, eine gerunzelte Stirn, einen breiten Mund? Sieht sie nicht ganz einem Portrait von Rieger ähnlich oder auch von Palacky? — „Ganz" bekräftigt der Stockczeche; „ganz ähnlich Vater Palacky oder auch Pan Rieger. Ist Alles eins. Einer

Digitized by Google

von sie kommt an Spitze von Ministerium und dann wern wir sehen. Kaiser muß Böhmen nachgeben, weil wir sind zu stark". — Einem furchtbar großen Bauernwagen gleicht die röthliche Wolke. Wilde Gestalten sitzen darauf; deutlich sieht man sie mit Hacke, Messer und Sense drohen. — „Nur zu deutlich" seufzt der furchtsame Bürger; „gebt acht, es wird tausendmal schlimmer als 1848. Bevor der erste Schnee fällt, haben wir blutige Krawalle im Lande, Mord, Brand und Plünderung. Ach, und das Militär wird überall zu spät kommen". — Meiner Treu, das Gewölk sieht aus wie ein beleibter Hanswurst, den Daumen an der Nase, vier Finger in die Luft gestreckt. — „Na, versteht sich" sagt der Herr Obrist. „Nichts als Flausen. Ihr Civilisten macht zu viel Wesens von dem Wenzel. Wie er eine Hand aufhebt, kriegt er ja eine Hinterladung ins Gesicht, die sich gewaschen hat. Das weiß der Wenzel — er wird sich hüten".

Die Volksstimmung, die so närrische Träume gebiert, dauert seit Jahr und Tag, und genährt wird sie durch die czechische Oppositionspartei, die kein Mittel oder Mittelchen spart, um sich in den Ruf hoher Macht und Gefährlichkeit zu setzen. Der czechomanischen Demonstrationen ist daher kein Ende, und wenn sie dem Fernstehenden manchmal kindisch und harmlos genug erscheinen, werden sie dem Deutschen, der mitten unter Slaven lebt, doch am Ende etwas mehr als langweilig. Mit einiger Philosophie lernt er dies kleine Ungemach verwinden, namentlich da ihm der Umstand zu Hilfe kommt, daß es den Ausbrüchen des Stockczechenthums selten an einer burlesken Seite fehlt. Eine Hauptrolle bei diesen Kundgebungen spielen gegenwärtig die Sokolaci. Welche Secte oder Brüderschaft dieses Wort bezeichnet, sollen Sie gleich erfahren. Vier, fünfmal die Woche werden die Straßen von Königgrätz Nachmittags durch ein mißtönendes Horn erschreckt. Das ist kein Alpenhorn und auch kein Waldhorn. Wenn der Kuhhirt seine Heerde austreibt, bläst er melodischer. Solch ein Mißklang im Lande Böhmen, wo ja schon die Kindlein in der Wiegen sich selber die Geige stimmen? Aber, du lieber Himmel, die Politik, deren Gewitterschläge die Milch der frömmsten Denkungsart in Essig verwandeln, kann auch ein gutes böhmisches Instrument verderben. Wir treten ans Fenster, und siehe da: 20 oder 30 Mann, junge Herrn und bejahrte marschiren mit ernster Miene in Reihe und Glied einher; manche in prosaischer Philisterkleidung, andere die nationale „Schamara" am Leibe und auf dem Haupt die „Podiebratka", eine polnisch aussehende Mütze, die mit einer kleinen Falken- oder gewöhnlichen Hühnerfeder verziert wird, voran der schreckliche Trompeter, der selbst ein Sokolak, also ein guter Czeche sein muß und dafür ein schlechter Musikant sein darf. Und was bedeutet der feierliche Marsch, was der Fanfarenschall? Er verkündigt das Ereigniß, daß die sämmtlichen Sokolaci wieder einmal ausgerückt

Digitized by Google

ſind, um baden, turnen und zu Biere zu gehen; und wenn daſſelbe Horn Abends um 10, halb 11 erklingt, ſo weiß man, daß ſie von ihren vaterländiſchen Anſtrengungen glücklich heimkehren. Alſo die Sokolaci ſind Mitglieder eines „Sokol“; und Sokol (Falke) iſt der Vogel, den ſich die czechiſchen Turnvereine als Sinnbild und Titel erkoren haben; daher auch die Hühnerfeder auf den Podiebratkas, die den nationalſten Theil der neuczechiſchen Nationaltracht bilden, denn die „Schamara“ ſcheint Vater Jahn's altdeutſchem Rock nachgebildet. Was den Gruß „Na zdar“ betrifft, deſſen ſich jetzt alle Claſſen in verſchiedenſtem Sinne bedienen, ſo iſt er eine Ueberſetzung des deutſchen „Gut Heil!“

Nun ging eines Tages ein Mann von der ſtädtiſchen Polizei umher und trat in gewiſſe Häuſer und Gewölbe, die im Geruch lauer Geſinnung ſtehen, und ſagte: Morgen hat Palacky Geburtstag. Ihr fragt, wer das iſt? Palacky iſt unſer Tatinek (Väterchen), alſo müßt Ihr heut Abend beleuchten. — Wir müſſen? — Ja, wenn Ihr dem Glaſer nicht Arbeit geben wollt, meinte er achſelzuckend. Dies war eine Anſpielung auf die jungen Herrn von der Hühnerfeder. Ganz Czechien beleuchtete, und in Königgrätz wurden Papa Palacky wenigſtens 11,000 dünne Talglichter geopfert. Eine Schaar Studenten ſtieg durch die Straßen, um nach dunklen Fenſtern zu ſpähen und kam auf den Johannisplatz, wo ſich die „Beſeda“ befindet, die auch „deutſches Caſino“ heißt. Letzteren Namen führt ſie, weil dort außer den zahlreichen Bürgerbällen und Concerten, bei denen das „Hey Slovane“ erſchallt, auch manchmal ein Offiziers- oder Beamtenball gegeben wird, und zweitens weil im Leſezimmer neben den ſlaviſchen Organen einige deutſch-öſtreichiſche Organe aufliegen. Die Höflichkeit der Leſegäſte läßt nichts zu wünſchen, denn beim Kommen und Gehen heißt es immer: „Ma utzda“ oder „Ich habe die Ehre“; den Reſt der Unterhaltung beherrſcht der Grundſatz, daß Schweigen Gold iſt. Weiß doch Niemand, ob er neben Feind oder Freund ſitzt, oder gar neben Einem, der ſtets mit den Wölfen heult. Tauſchen ein paar gute Bekannte ein halblautes Wort aus, ſo iſt es häufiger ein czechiſches als ein deutſches. Aber die zwei auf den Platz gehenden Fenſter dieſes „deutſchen Caſino“ waren finſter! Die Schuld muß an den Gäſten liegen, rief ein Student; denn Hollinka, der Caſinowirth, iſt ein ſtrammer Patriot. Hinauf! Donnernd und wetternd ſtürmten ſie in den erſten Stock und auf eine Thüre los, aus deren Ritzen ein Lichtſtrahl drang, als ſie plötzlich etwas hörten — was war das? Geraſſel! Wahrhaftig, Geklirr von Säbelſcheiden! Es ſaßen Offiziere darin. Verrath! Eine Falle! Rechtsum, kehrt! Und flugs und leiſe ſchwebten die Falkenritter wieder die Treppe hinab. Nicht immer indeß gewinnt die kaiſerliche Uniform, die hier allein das Deutſchthum vertritt, ſo leichte Siege. In einem Wirthshausgarten verlangten ein paar

Digitized by Google

Offiziere von einem wandernden Spielmann ein deutſches Lied. Es war viel verlangt und es erhob ſich ein dumpfes Gemurmel. Der Muſikant hätte das „Gott erhalte“ ſingen können, war aber nicht Diplomat genug, auf dieſen Ausweg zu verfallen, ſondern zauderte. Ein ältlicher Herr an meinem Tiſch, dem Anſcheine nach ein Beamter, ſchüttelte den Kopf und wiſchte verlegen an ſeiner Brille. Seine Gemahlin aber ſagte in gutem Deutſch: Ach, wenn die Deutſchen nur ſo klug wären, kein Aergerniß zu geben! Wozu die Demonſtrationen? — Freilich, freilich, bemerkte der Gatte; aber die Einen ſind wie die Anderen. In Wien, das muß ich ſagen, macht man wegen 100 ſlaviſcher Demonſtrationen kein' Lärm, hier fürchten ſie ſich vor einem Liedl, als könntens dadurch gleich germaniſirt werden. — Das iſt etwas ganz Anderes, warf ein gegenüber Sitzender, der die Schamara und einen langen Bart trug, mit bitterem Lächeln ein: Wien iſt eine große Stadt und Böhmen ein kleines Land. In dem engen Raume wenigſtens, den uns die Germania omnivorax gelaſſen hat, wollen wir eigene Herrn ſein. — Nix deutſch hier, nix deutſch hier, ſchrieen zehn, zwölf Stimmen, während das übrige Publicum neutral blieb. Der Spielmann ließ daher zu ſeiner Harfe lauter ſlaviſche Lieder hören, unter andern aber auch eines, das aus dem alten wieneriſchen „Wann ich Geld hab“ überſetzt iſt. Sogleich wurde ihm Schweigen geboten mit dem Ruf: Iſt nicht czechiſch, iſt aus dem Deutſchen! Und — ſagte der in der Schamara — es iſt eine Schande, die edle czechiſche Sprache mit ſolchen deutſchen Gemeinheiten zu entweihen! Die Offiziere ließen ihr Bier ſtehen und gingen.

Wenn der czechiſche Leu in einer Feſtung (mit einer Garniſon von 2000 Bayonnetten bei nicht mehr als 6000 Einwohnern) ſo niedlich girren kann, ſo darf man wohl glauben, daß er auf dem platten Lande ein famoſer Katzenmuſikant iſt. Seine Virtuoſitätenſtücklein ſind Ihnen gewiß aus den öſtreichiſchen Blättern bekannt; ob dieſe Berichte zu ſtark auftragen oder nicht, kann ich unmöglich beurtheilen. Ich will daher nur Einiges von dem erwähnen, was in den Kreis meiner eigenen Beobachtung fiel, und dies hat glücklicher Weiſe keinen tragiſchen Charakter. Wenige Tage nach der Beleuchtung brachte mir Viala eine wichtige Neuigkeit. Viala iſt ein Barbier wie er ſein ſoll: vielwiſſend, mittheilſam und bemüht, Leuten jeden Schlages mit Sanftmuth um den Bart zu gehen. Herr, wiſſen ſchon? begann er ſchmunzelnd, indem er Schaum ſchlug. Sonntag wird ſein große Verſammlung mit Verbrüderung in Chlum. — Verbrüderung? Mit wem? — J, ham wir ja die Deutſchen alle geladen zu kommen, weil wir wollen uns mit ſie verbrüdern. — So, ſo! — Ja, und iſt ganz recht. Deutſcher iſt auch Menſch und was kann armer Teufel dafür, daß iſt ſo geboren? Wenn Einer iſt auch nicht Czech, wenn nur iſt ordentlich und brav, kann meinetwegen ſein Deut-

ſcher, Jüd oder Türk. — Viala, Sie ſind ein Philoſoph, ſagte ich. Die Nachwelt wird Sie den Weiſen von Königgrätz nennen. Weniger konnte ich ihm auf ſeine Complimente nicht zurückgeben; aber es wurde mir etwas ſchwül zu Muthe, und ich fürchtete ſchon, daß Krſchitſcheck, der verſoffene alte Schneider, und Ptatſchek, der verrückte Bierwirth, und andere wohlklingende Patrioten aus ihren Gewölben ſtürzen und mir um den Hals fallen würden, ſobald ich vor die Thür ging. So gefährlich ſtand es indeß mit der Verbrüderung noch nicht. Krſchitſchek zwar fiel noch am ſelben Tage einer Perſon um den Hals und lachend erzählte meine Wirthin, die ein Stubenmädchen aus Reichenberg hat, wie der greiſe Knabe die Kleine auf der Treppe angriff und um einen Kuß anflehte, mit dem Verſprechen, ſie dafür ritterlich zu beſchützen, wenn es gegen die Deutſchen losgehe. In einer Nacht — ſeit 20 Jahren würde dazu Alles vorbereitet — würden ſämmtliche Deutſche und Juden aus Böhmen hinweggefegt werden. Es iſt ein dummes Gerede, ſetzte die Frau hinzu, aber man hört es ſelbſt von Leuten, die verſtändiger ſein ſollten. Die Ausrottung der „Fremden", die in Czechien zerſtreut leben, iſt eine Idee, die in vielen hirnverbrannten Köpfen ſpukt; ſie ſchwebt ihnen wie eine ruhmvolle That vor, mit der die wirkliche Wiedergeburt des Slaventhums in Böhmen anheben müſſe. Der wildere Theil des gemeinen Haufens denkt dabei an eine Wiederholung der Plünderungsſcenen von 1867 in größerem Maßſtabe. Manchmal, wenn ein Fanatiker mit friedlich geſinnten Czechen ſtreitet, tritt ſie als Prophezeiung eines unabwendbaren Ereigniſſes auf; ein andermal bricht ſie als Drohung aus dem Munde einer frechen Dienſtmagd, die wegen allzu langer Finger von einer jüdiſchen Madame den Abſchied erhält. „Es wird nicht beſſer", hörte ich einen gut gekleideten Mann unter den Lauben rufen, „nicht beſſer, bis wir unſern eigenen König haben und die Fremden los ſind. Traut nur den Juden nicht. Sie haben kein czechiſches Herz. Sie radebrechen das Czechiſche zum Uebelwerden und wenn es einige des Geſchäfts wegen richtig gelernt haben, was reden ſie zu Hauſe bei Weib und Kind, was unter einander? Deutſch und immer deutſch. Ich ſag' Euch, alle Juden ſind Deutſche, und alle Deutſche ſind Juden." Der erſtere Theil des Satzes iſt nicht grundlos. Mit ſehr wenigen Ausnahmen empfinden die böhmiſchen Juden keine Sympathie für das Czechenthum. Ich ſage nicht, daß ſie für die ſlaviſche Sache dulden und kämpfen würden, wenn ſie gerechter wäre, oder daß ſie für die deutſche Sache freiwillig ihr Blut vergießen werden. Hauſirer, Krämer und Geſchäftsleute ſind in der Regel keine Helden, auch wenn ſie von den Makkabäern abſtammen. Aber Thatſache iſt, daß ſie hier wie in Mähren und Polen an ihrem ererbten, obſchon oft verderbten Deutſch feſthalten. Sie haben Intelligenz genug, um zu jener Seite zu neigen, wo mehr Licht uud Heiterkeit des Lebens iſt.

Digitized by Google

Die deutsche Bildung flößt ihnen Respect, das deutsche Wesen Vertrauen ein, während sie den Czechen fürchten.

Aber Viala hatte Recht. Fortwährend wurden Massenversammlungen unter freiem Himmel angesagt, welche die Regierung verbot, und jedesmal erklärten die czechischen Organe, daß jene Meetings den Zweck gehabt hätten, die Deutschböhmen zur Verbrüderung aufzufordern. Sie werden sich einst mit Geschick auf diesen Beweis ihrer edlen Gesinnung berufen. Oder sieht der deutschböhmische Michel wirklich so dumm aus, daß die Kinder Palacky's im Ernste zu ihm sagen konnten: „Wir sehen jetzt ein, daß Ihr 2,000,000 zählt. Wir sind 3,000,000, aber nicht genug. Helft uns also, das liberale Ministerium stürzen, damit wir auch Mähren und ein Stück Schlesien unter die Wenzelskrone bringen und einen größern Majoritätsprügel in die Hand bekommen. Ihr sollt dann über unsere Großmuth erstaunen." Die Verbrüderungskomödie war schlecht gespielt; ebenso schlecht spielt Czechomanien den Marquis Posa oder die jüngste unter den unterdrückten Nationalitäten. Zum Himmel schreit in der That das Elend, welches die Verfassung vom December 1867 über Böhmen gebracht hat! Sie hat die Vielregiererei, den Steuerdruck, das Monopol- und Protectionswesen und andere Vermächtnisse einer traurigen Vorzeit nicht im Nu abgeschafft; sie hat ein hartes Preßgesetz bestehen lassen, das Vereinsrecht, welches sie gab, ist nach der wiener, nicht nach der englischen Elle zugemessen. Die Verfassung ist überhaupt nicht das Ideal, zu welchem großdeutsche Festredner sie verhimmeln, aber sie ist eine treffliche Grundlage, auf der sich bald ein schöner Bau erheben könnte. Wenn nur schon die günstigen Bedingungen vorhanden wären, die sich Oestreich erst erobern muß! Dem philiströsen Deutschen mag sie als ein Anfang herrlich scheinen, für den Michel ist ja Alles gut genug: dem hochfliegenden Geist des Ruthenen, dem ritterlichen Slovenen, dem theatralischen Hussiten, der dem Adel und Clerus die Schleppe trägt, ist sie zu wenig demokratisch, d. h. zu wenig ruthenisch, slovenisch, czechisch und panslavisch. Die altösterreichischen Liberalen pflegten auf die deutsche Einheit zu trinken, bekämpften aber jede erreichbare Form der Einheit, die nicht Oestreich die Herrschaft über Deutschland gab. Eine ähnliche Politik der Verneinung möchte die czechische Opposition gegen die Consolidirung Oestreichs anwenden. Man thut den Slaven kaum Unrecht mit der Vermuthung, daß sie entweder die Herrschaft oder die Rückkehr ins patriarchalische Zeitalter wollen. Im Schatten des Absolutismus blühte ihr Weizen; das System, welches aus dem Deutschösterreicher ein politisches Musterschaf machte, trieb den nichtdeutschen Nationalitäten Proselyten zu. Wenn das deutsche Element allmählich an der Luft der Freiheit erstarkt, könnte das Blatt sich wenden. Dies scheinen sie richtig zu erkennen, und doch fangen sie sich oft selbst in den Netzen

Digitized by Google

ihrer kleinen Schlauheit. Sie rechneten auf die ſchwankende Geſinnung des Hofes, und doch begingen ſie den Fehler, ihn zu beleidigen. Kaum ſchien die Macht des Hauſes Habsburg Anno 1866 zu ſinken, als ſie aus der Kataſtrophe die verwegenſten Schlüſſe zogen. Noch taktloſer iſt das Pochen auf die Sympathien Rußlands, des gegenwärtigen Erzfeindes von Oeſtreich. Dieſe Haltung der Czechen wird vielleicht nicht am wenigſten dazu beitragen, die Feſtigkeit des Hofes gegen die Einflüſſe der Thun, Belcredi und Genoſſen zu erhöhen.

Verbrüderung, nein. Mit den Czechen kann der Deutſche in Eintracht und Frieden leben, nicht mit den Czechomanen oder, was daſſelbe bedeutet, den Panſlaviſten. Die Redlichſten unter ihnen ſind Schwärmer, die an der fixen Idee leiden, daß nur der deutſche Druck ſeit Jahrhunderten die Slaven hindere, in Politik, Wiſſenſchaften und Künſten ſich mit den größten Nationen der Erde zu meſſen. Welchen Werth kann für ſie etwas mehr oder weniger Freiheit deutſchen Urſprungs haben? Ihren unſeligen Groll und Haß werden Vernunftgründe nicht beſiegen; langſam wird er an den thatſächlichen Beweiſen ſeiner Ohnmacht ſterben. Für den Augenblick jedoch übt er Gewalt über Tauſende, und daher die dunkle Wolke von der ich im Eingang geſprochen habe. Ein hieſiger Bürger erwiederte auf meine Frage, ob auch er einen Aufſtand fürchte: „Lächerlich, — aber käme es dazu, ſo wäre es das Ende des Czechenthums, ein Ende mit Schrecken. Wir haben einen böſen Pöbel, ſeine Hand würde der Bewegung einen garſtigen Stempel aufdrücken. Der Dämpfung des Aufruhrs würde eine moraliſche Reaction ohne Gleichen folgen; ſie würde das Czechenthum ein Menſchenalter zurückwerfen. Adieu dann Podjebratkas und Falkenfedern, ja und czechiſche Gymnaſien! Ich glaube ein anſtändiger Bürger würde ſich ſchämen, öffentlich czechiſch zu reden, damit man ihn nicht für einen verrückten Sokolak halte.“ So denkt natürlich nicht dieſer Mann allein. Und es gibt redliche, gebildete Czechen in Menge, die der deutſchen Cultur und Sitte aufrichtig zugethan ſind und das czechomaniſche Treiben tief beklagen; aber ſie haben jetzt nicht das Wort oder nicht die Energie, es ſich zu verſchaffen. Kann man ſie deshalb ſchelten, wenn man ſieht, welche Apathie noch oft den Deutſchen im Kaiſerſtaat anklebt? Auch dies muß in Geduld ertragen werden; es iſt ja ein Vermächtniß Altöſtreichs.

J. Gilben.

Eine Biographie Rousseau's.

Fast gleichzeitig sind das Leben und Wirken Diderot's und Rousseau's von der Hand deutscher Gelehrter beschrieben worden. Auf das bekannte Rosenkranz'sche Werk über den Encyklopädisten folgte heuer der zweite Band des F. Brockerhoff'schen Buches: Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke.

Es liegt nahe, beide Schriften mit einander zusammenzustellen, da die eine, wie Rosenkranz sagt, den Mann behandelt, der „zwischen den Orgien der Regentschaft und den Schaffotten der Revolution steht", die andere den Prediger der Revolution selbst. Die Gunst des Publikums wird auch nach Vollendung des noch ausstehenden dritten Bandes der Rousseaubiographie dem frischen, leicht und gewandt geschriebenen Werke über den allzeit liebenswürdigen Diderot erhalten bleiben. Genug, daß durch die im Wesentlichen schwerere, in ihrem literarischen Theil undankbarere, durch die wunderliche Persönlichkeit ihres Helden weniger anziehende Arbeit, der sich Herr Brockerhoff unterworfen hat, eine wirklich gefühlte Lücke in der Literatur ausgefüllt und in diesem „ersten Versuche", auf welche Kategorie der bescheidene Verfasser den Werth seines Werkes beschränkt, das Mögliche geleistet worden ist. Es scheint, daß bisher eine allgemeine Darstellung Rousseau's theils durch seine „Bekenntnisse", die zunächst eine Lebensbeschreibung von anderer Hand überflüssig zu machen schienen, theils durch das unabsehbare Geschäft, mit seinen einander so entlegenen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft angehörigen Leistungen ins Reine zu kommen, hingehalten worden ist. Das sich gerade in den letzten Jahren häufende Material für eine gründliche Biographie, das von Jahr zu Jahr fühlbarer werdende Bedürfniß nach einer kritisch gesichteten Darstellung seiner Schicksale, die sich mehrende encyclopädische Bildung mußten die Lösung einer der deutschen Literatur längst obliegenden Aufgabe endlich herbeiführen.

Herr Brockerhoff bringt zu seiner Arbeit unumgängliche Erfordernisse mit: viel Wärme für den Gegenstand und Verständniß für seinen Helden. Individuelle Sympathie und historische Objectivität, ernster Wahrheitssinn des Forschers und gemüthliche Theilnahme an Person und Schicksal des Menschen sind in schönem Gleichgewicht mit einander. Eine erschöpfende Würdigung Rousseau's fehlt zwar noch, da erst der dritte Band „mit einer allgemeinen zusammenfassenden Charakteristik seiner Persönlichkeit wie seiner geschichtlichen Stellung" abschließen wird, aber in welchem Grade die Anschauung des Verfassers dem dargestellten Gegenstande wirklich gewachsen ist, dafür mag eine Stelle in der Vorrede S. VIII. f. angeführt werden. Dort

Digitized by

heißt es: „Republikaner in einer unbeschränkten, tief in Geschichte und Gesinnung der Nation wurzelnden Monarchie, Demokrat in Mitte eines Volkes, das mit neidischem, aber auch mit begehrlichem Auge zu seiner mächtigen Aristokratie hinaufsah, Protestant nicht dem Dogma, aber dem Geiste nach unter gläubigen und ungläubigen Katholiken, vor Allem eine bestimmte, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, ein lebendiger Typus der eigenartigen Individualität unter Menschen, die zunächst und wesentlich nicht sie selbst, sondern sich gegenseitig bedingende Mitglieder der Gesellschaft sind und sein wollen — das war Rousseau unter den Franzosen seiner Zeit. Kein Wunder, daß er mit ihnen, wie mit sich selbst, in unlösbare Conflicte gerieth, die das Glück und die Ruhe seines Lebens untergruben, aber auch als ein heilsames Ferment seine geistigen Kräfte in jene fruchtbare Gährung versetzten, aus welcher seine weltbewegenden Gedanken hervorgegangen sind."

Der Erfolg bei den beiden Seiten, in welche die Darstellung des Lebens und der Werke Rousseau's zerfällt, ist in den zwei Bänden des vorliegenden Buchs etwas ungleich, was besonders im zweiten Bande, der neben Kleinerem auch den Brief über die Schauspiele und den „Emil" bespricht, fühlbar wird. Sichtlich hält die wissenschaftliche Kraft des Verfassers nicht ganz gleichen Schritt mit seiner novellistischen Anlage, seiner künstlerischen Begabung für die Erzählung, für die Biographie im engeren Sinne. Bei dem letzteren Fach unterstützt ihn eine reiche Lebens-, Welt- und Menschenkenntniß, eine große Fertigkeit in der psychologischen Analyse, viel Beweglichkeit der Reflexion, ein angenehmer Fluß der Rede, eine stets edle Diction und eine in seltener Weise gewandte, auch der Auseinandersetzung der verwickelsten und delicatesten Verhältnisse gewachsene Darstellung. Der Verfasser ist der ihm vorliegenden Aufgabe, in einer der interessantesten Laufbahnen das unmerkbare Wachsthum eines Zöglings des Lebens und der Studien, eines scharf ausgeprägten Genius an der Hand von lauter regellosen Fäden einer völlig planlosen Lebensführung zur Anschauung zu bringen, in der meisterhaften Entwickelung, die er von Rousseau's Jugendgeschichte gibt, völlig gerecht geworden. In der Eruirung des äußeren Thatbestands und der leitenden inneren Motive zeigt er viel Geschick und Ausdauer; bei streitenden Berichten wägt er das Für und Wider gewissenhaft ab; bei dem genauen Detail und der gründlichen Untersuchung, worin er mit Recht, Angesichts des schon durch das Detail der Confessions und der Correspondenzen bei dem Leser angeregten Interesses, einzugehen pflegt, ist er meistens im Stande, eine überzeugende Entscheidung zu fällen, wohl aber auch fähig, zu Zeiten mit einem non liquet abzuschließen. Zu vermissen ist, daß in den zwei Bänden, deren jeder 496 Seiten zählt, für die Orientirung des Lesers so gut wie nichts gethan ist, sodaß es schwer hält, etwas ohne Mühe und Zeitaufwand aufzufinden. Kein

Digitized by Google

Register, keine Ueberschrift der vier großen, bis jetzt gelieferten Abschnitte, geschweige, daß die einzelnen Seiten mit einer Inhaltsangabe versehen wären! Man muß es im Kopf behalten, daß der erste Abschnitt bis zum bleibenden pariser Aufenthalt im Jahr 1741, der zweite bis zur Uebersiedelung in die Eremitage, der dritte bis zu derjenigen nach Montmorency, der vierte bis zur Flucht von da geht. Das heißt doch die Objectivität der Erzählung, das Fürsichsprechenlassen der Thatsachen seitens des Erzählers, der sich nach fünf Jahren Unterbrechung zwischen dem ersten und zweiten Band nicht einmal in einem kurzen Vorwort zum letzteren vernehmen läßt, zu weit treiben!

Anstoß nehmen wir in diesem biographischen Theil an der Bemerkung I, 131: der Verfasser des contrat social sei seines Schwures, nie an einem Bürgerkampf Theil zu nehmen oder je einmal die innere Freiheit durch Waffengewalt sicher stellen zu lassen, nicht immer eingedenk geblieben. Notorisch ist ja in Rousseau der theoretische und der praktische Politiker zeitlebens auseinander gegangen, sodaß in ihm der radicalsten Theorie stets die jungfräulichste Scheu vor Bürgerkrieg und Revolution zur Seite gegangen ist. Ferner die etwas weit getriebene Parteilichkeit des Verfassers für seinen Helden, den er wie ein zärtlicher Vater sein Kind vor allem Nachtheiligen von Bedeutung, das auf ihn kommen könnte, hütet. Im Benehmen gegen Frau v. Epinay hätte von der Beschuldigung der Undankbarkeit wohl mehr, als geschehen ist, auf Rousseau's Schultern liegen bleiben dürfen; bei dem Bruch mit Diderot ist II, 221 eine offenbare Härte des Mannes, der nach sieben Jahren der zwischen alten Freunden eingetretenen Verstimmung die dargebotene Freundeshand zurückweisen konnte, in Schutz genommen, und S. 350 und 352 in den Beziehungen zu dem Marschall von Luxemburg das ungerechte Mißtrauen, das Rousseau gegen diesen grundguten Mann hegte, wie absichtlich verschleiert.

Nach der Vorrede „erörtert der bibliographische Theil unseres Buches Anlaß und Ursprung der Werke, deckt die mehr oder minder engen Beziehungen auf, in welchen sie zu dem Geist- und Gemüthsleben ihres Verfassers stehen, gibt eine genaue und vollständige Analyse ihres wesentlichen Inhalts, fixirt die Stelle, die sie in der gesammten Culturentwickelung ihrer Entstehungszeit einnehmen, und stellt ihre zeitlichen Wirkungen wie den bleibenden Werth fest, auf welchen die in ihnen ausgesprochenen Grundsätze und Meinungen Anspruch haben." Versicherungen, die lange nicht in ihrem ganzen Umfange zutreffen, da zu einer Einreihung der Rousseau'schen Leistungen in ihre culturgeschichtliche Stelle Wesentliches, wie eine Uebersicht über die Vorarbeiten der Vorgänger, vor Allem die Darlegung des Rousseau'schen Princips und die Erfassung seiner leitenden Gesichtspunkte fehlt. Es ist eine

Digitized by Google

schwierige Aufgabe, vor die sich der Biograph gestellt sieht, wenn er ein Bild von den schriftstellerischen Erzeugnissen eines Rousseau geben soll. Die Schwierigkeit liegt hier sowohl in der einander parallel laufenden Wichtigkeit von Form und Inhalt der Werke, als in der Verschiedenheit der von dem Autor angebauten Gebiete, welche eine gleichmäßige Vertrautheit des Berichterstatters mit der jeweiligen Materie fast zu einer Unmöglichkeit macht. Es hilft nichts: um ein anschauliches Bild von Rousseau's Leistungen durch eine objective Würdigung derselben zu liefern, bedarf es einer längeren methodischen Versenkung in die einzelnen Fächer, die er nach einander behandelt hat, und in deren Geschichte. Der Herr Verfasser, der sich dieses Bedürfniß nicht deutlich gemacht hat, läßt es auf den Zufall seiner größeren oder geringeren Vertrautheit mit den von seinem Autor in die Hand genommenen Gegenständen ankommen, und so wird der Werth seiner Referate ein verschiedenartiger, je nachdem er mit Fächern, in denen er zu Hause ist, wie mit den musikalischen und poetischen Unternehmungen Rousseau's, oder mit dessen ästhetisch-kritischen und pädagogischen Arbeiten, von denen solches nicht gleichermaßen gilt, zu thun hat. Was den gleichmäßigen Anspruch auf Berücksichtigung betrifft, den Form und Inhalt der Schriften erhebt, so hat Rosenkranz bei seinem Diderot es gut machen, „durch Auszüge aus seinen Schriften dem Leser soviel möglich eine eigene Einschau in ihren Inhalt und zugleich eine Vorstellung ihrer Form zu geben." Bei Rousseau's wissenschaftlichen Productionen ist es unmöglich, beiderlei Forderungen immer in gleicher Weise nachzukommen. Um dem Leser etwas von seiner Form verständlich werden zu lassen genügt es im Allgemeinen, bei dem Referat über Kleineres den Faden des Autors einzuhalten. Bei den größeren, auch schon bei den überhaupt systematischeren Erörterungen ist der Inhalt so fest und compact, daß er mit Zerschlagung der Form, in der er gegeben ist, hervorgehoben werden muß. Da tritt er in den Analysen, wie sie Herr Brockerhoff auch von Hauptwerken geliefert hat, nicht gehörig hervor. Bei einem bahnbrechenden, Neues aufstellenden, Neues anregenden Geist, wie Rousseau, ist es mit Auszügen und angeknüpften Sonderbemerkungen nicht gethan; so bekommt man nur Gedankenbüschel, aber nichts Einheitliches in die Hand. Vielmehr müssen die vom Autor oft versteckten leitenden Instanzen aufgesucht, die Folgerungen und Ergebnisse unter ihren Einheitspunkt gerückt, die etwaigen vereinzelten Abweichungen vom Princip, um dieses im Ganzen durchleuchten zu lassen, gebührend zurückgestellt, die Hauptmomente concentrirt, die Nebendinge ihnen untergeordnet oder ganz übergangen werden. Wir denken nicht daran, hier die Arbeit des Herrn Verfassers nach der genannten Richtung ergänzen zu wollen. Aber darauf machen wir aufmerksam, daß das von uns vorgeschlagene Zurückgehen auf die grundlegenden Sätze das oft ermü-

Digitized by Google

dende Detail der Auszüge und der Einzelreflexionen darüber nicht unwesentlich reducirt, sowie auch ein letztes Verfolgen des Rousseau'schen Arbeitsprocesses die Urtheile über seine verschiedenen Leistungen in einen Brennpunkt vereinigt hätte. Wir finden nämlich das Charakteristische dieses Arbeitsprocesses darin, daß Rousseau, durch seine ganze Entwicklung in eine Oppositionsstellung gegen die schlechte Wirklichkeit, besonders Frankreichs, gerückt, Staat, Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft, Theater, sociale Erziehung, unfähig, das Wesen der Dinge begrifflich objectiv zu ergründen, im Princip bekämpft hat. Er hat als ein blos räsonnirender Denker, der von dem empirischen Thatbestand, und nicht von den Positionen des Gedankens ausgeht, die Corruption im einzelnen Fall auf alle Fälle übertragen, den Abfall von dem reinen Urzustand zum verwünschten Weltgesetz erhoben, jedweder Entwicklung sein moralisches Anathem entgegengeschleudert, die Depravation für eine Nothwendigkeit, für die Substanz alles menschlichen Fortschreitens erklärt.

Statt zu ergänzen, erlauben wir uns nur, einige Schiefheiten der Auffassung und Würdigung in dem vorliegenden Buch zu berichtigen. Es ist unrichtig, was dasselbe II, 364 f. seinem Helden nachredet, daß der Hofmeister des „Emil" nur eine Fiction sein soll. Wenn man an die Wohnstube Pestalozzi's sich erinnert, so ist es eine nothwendige Consequenz des Planes, den Zögling im Interesse reinster Selbstbestimmung völlig zu isoliren, ihn keiner Wärme des Familienlebens theilhaft werden zu lassen. Dagegen dürfte S. 373 f. der eudämonistische Zweck Rousseau's bei dem Ziele der Erziehung nicht mit Recht betont sein. Nicht dem subjectiven Zweck des „Selbstgenusses", sondern dem ewig objectiven Zwecke eines lebensfrischen Daseins soll die hier angerathene Behandlung des Kindes in den ersten Lebensjahren dienen. Bei der Besprechung des Briefs an d'Alembert über die Schauspiele stimmt der Verfasser unter Angabe seiner Gründe im Ganzen Rousseau zu. Sein Urtheil kommt S. 251 darauf hinaus: „Er habe auf alle Fälle dargethan, daß es nicht so leicht ist, das Drama vom Standpunkt der Ethik aus zu rechtfertigen und eben damit bewiesen, daß seine Berechtigung auf seinem eigenen Boden, dem der Aesthetik festzustellen sei". Bei dieser gewaltsamen Auseinanderreißung des Guten und Schönen haben Beide, diesmal auch der Beschützer und nicht blos der Schützling, den Fehler begangen, den abusus für den usus zu nehmen. Wenn Rousseau und die Pariser, verführt durch den reichlichen Liebeszunder der französischen Busen, bei scenischen Vorstellungen leicht Feuer fangen, darum bleibt es doch wahr, daß es ein interesseloses, sittliches Wohlgefallen am Schönen gibt. Wenn der Alceſt Molière's dem ordinären Zuschauer eine lächerliche Figur wird, darum schlägt doch die Substanz des ausgezeichnet

Digitized by Google

achtbaren Mannes hinter dem Accidens seiner Sonderbarkeiten für den ächten Schönheitssinn durch. Ganz ungehörig wird die Welt des Scheins auf der Bühne und die Welt der Wirklichkeit auf dem Schauplatz vermischt, wenn S. 232 bemerkt wird: „Die Neigung, sich in einer fremden oder eingebildeten Welt zu bewegen, entsteht nur da, wo die gegebene Wirklichkeit nicht befriedigt." Als ob die Bewegung in jenem und in diesem Gebiete nicht eine ganz verschiedenartige, dort das Spiel der freien Kräfte der Imagination, hier die Bethätigung der gebundenen Kräfte des Willens wäre und beide Bewegungen sich nicht ganz füglich, gleich Arbeit und Erholung, successiv ablösen dürften.

Im Uebrigen verdanken wir dem Herrn Verfasser seine ausführliche Besprechung des leicht zu übersehenden und doch für Rousseau's Gottesbegriff und Lebensanschauung höchst wichtigen Briefs an Voltaire über das Erdbeben in Lissabon, sowie seine klare Auseinandersetzung der Anlage der neuen Heloïse und die mancherlei feinen und instructiven Bemerkungen darüber. Ein Eingehen auf die Stellung, die dieser Roman in der Literaturgeschichte überhaupt einnimmt, konnte in Anbetracht anderweitiger Erörterungen dieses Punkts entbehrt werden.

E. F.

Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat in jüngster Zeit still und unmerkbar erhebliche Fortschritte gemacht. Als im Mai 1865 das Unternehmen begründet wurde, das seitdem schnell und sicher zu einem wirklich nationalen entwickelt worden ist, war es von den bestehenden Localvereinen nur der bremische, der dem großen Ganzen unverzüglich und ohne Bedenken sich anschloß. Die beiden älteren Vereine hielten sich fern von der neuen Vereinigung, sowohl der ostfriesische, März 1861 begründet, wie auch der hamburgische, August 1861 gestiftet; es war, als solle sich trotz der Erhebung des Rettungswesens zu einem Nationalwerke die alte Zersplitterung doch noch fortpflanzen; man hielt die Thätigkeit eines „Central-Comite's" für überflüssig, glaubte sich selbst genug zu sein und gab dadurch ein bedenkliches Beispiel, dem dann auch am 10. Novbr. 1865 einer der neueren Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger nachfolgte: der für Neuvorpommern und Rügen.

In unserem Berichte über die diesjährige Generalversammlung hoben wir hervor, daß die dort gefaßten Beschlüsse voraussichtlich eine Einigung aller deutschen

Digitized by Google

Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger herbeiführen würden und dieſe Vorausſicht iſt bereits jetzt zum größten Theil Wirklichkeit geworden.

Am 22. Juli d. J. beſchloß der Verein für Neuvorpommern und Rügen, der in Stralſund ſeinen Sitz hat, die bisherige iſolirte Stellung aufzugeben und Bezirksverein der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu werden; am 31. Auguſt faßte der Verein für die oſtfrieſiſche Küſte den nämlichen Beſchluß.

Zwei der wichtigſten Küſtengebiete ſind ſomit in das Bereich der deutſchen Rettungsgeſellſchaft gezogen; ertranken doch noch im vorigen Jahre 18 Perſonen in den oſtfrieſiſchen Gewäſſern, 14 vor den Küſten von Neuvorpommern.

Der emdener Verein führt dem Unternehmen 10 fertige Rettungsſtationen zu: die zu Borkum-Weſtland und Borkum-Oſtland, zu Juiſt-Weſtland, Juiſt-Oſtland, Norddeich-Utlandshörn, Norderney, Baltrum, Langeroge, Spiekeroge und Friedrichsſchleuſe. Dieſe Stationen ſind ſämmtlich mit ſogenannten Francis-Patent-Böten verſehen. Auf Oſtland-Norderney wird jetzt bereits unter finanzieller Beihülfe der deutſchen Rettungsgeſellſchaft eine neue Bootsſtation errichtet, welche mit einem Boote der Bonneſen'ſchen Conſtruction verſehen werden ſoll, dem erſten dieſer Art, das auf den deutſchen Küſten ſtationirt worden iſt. Außerdem iſt eine Raketenſtation auf Juiſt in Ausſicht genommen. Bisher ſind durch die Stationen des oſtfrieſiſchen Vereins im Ganzen 102 Perſonen aus Seegefahr gerettet worden; möge er auch als Bezirksverein der deutſchen Rettungsgeſellſchaft (Bezirksvorſteher Herr Oberzollinſpector Breuſing) ſegensreich wirken. Der neue Bezirksverein Stralſund (Bezirksvorſteher Herr Regierungspräſident Graf von Kraſſow) hat unſerer Nationalgeſellſchaft außer der von ihm ſelber begründeten Doppelſtation Putgarten noch folgende ſechs Rettungsanſtalten zugeführt, die ehedem von der preußiſchen Regierung geſtiftet, aber jetzt der Verwaltung jenes Vereins unterſtellt ſind: die Doppelſtationen Darſerort und Hiddens-Oie, die Mörſer-Stationen Neu-Mukran, Glowe und Göhren, ſowie die Bootsſtation Zingſt. Eine Statiſtik über die bisherigen Leiſtungen dieſer Anſtalten liegt unſers Wiſſens noch nicht vor; in den beiden letzten Jahren iſt keine derſelben mit Erfolg thätig geworden. Es iſt jedoch in Ausſicht genommen, die meiſten der angeführten Geſchützſtationen mit den neuen Raketen der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu verſehen.

Außerhalb des nationalen Verbandes ſteht jetzt nur noch der Verein unſerer erſten Seeſtadt, der hamburgiſche, der zwei Stationen, Duhnen und Cuxhaven, unterhält. Der Eintritt dieſes Vereines in den nationalen Verband wird übrigens gewiß in kürzeſter Zeit erfolgen. Zu dieſer Hoffnung befugt uns eine Erklärung, welche ſchon früher von der Direction des Vereines abgelegt worden iſt. In derſelben heißt es: „Wir ſind der Anſicht, daß die Wirkſamkeit Ihrer Geſellſchaft ſich als eine höchſt erſprießliche bewährt hat; Sie haben in doppelter Richtung gewirkt: einmal, das Binnenland zur thatſächlichen Betheiligung an dem Rettungswerk veranlaßt und zweitens an verſchiedenen Küſten die Nothwendigkeit, Rettungsſtationen

Digitized by Google

zu errichten, zur praktischen Durchführung gebracht; auf diese Weise ist das Rettungswesen zu einer wirklich nationalen Sache erhoben. Ihre Bemühungen sind ferner darauf gerichtet, die verschiedenen vereinzelten Bestrebungen unter ein System zu bringen. Diese Bemühungen haben bereits sehr nützliche Folgen gehabt und werden ersichtlich noch weitere und umfassendere herbeiführen. Die von Ihnen mit so großer Umsicht geleitete Centralisation hat dem deutschen Rettungswesen eine bestimmte Gestalt gegeben; im Austausch der Meinungen und Erfahrungen unter den verschiedenen einzelnen Vereinen, die Sie unter Ihrem Vorsitz zur gemeinschaftlichen Berathung vereinigt haben, hat zur Förderung der Sache ein Jeder von dem Anderen gelernt. Die von Ihnen in Bezug auf die Geschäftsbehandlung, Signale u. s. w. erlassenen allgemeinen Bestimmungen werden auf allen Stationen ausgeführt: in Ihrem Vorstande findet sich ein Mittelpunkt, wo alles auf das Rettungswesen Bezügliche einen Anhalt findet, wo man einerseits sich Kenntniß von dem, was geschehen und was die Erfahrung als erprobt bezeichnet, verschaffen und andererseits mit Aussicht auf Erfolg Vorschläge über das, was noch etwa geschehen sollte, anbringen kann. Die durch Ihre Bemühungen erzielten, für das Rettungswesen im Allgemeinen ersprießlichen Erfolge erkennen wir dankbar an, sie würden in dem Maße von den einzelnen Vereinen niemals erreicht worden sein, und wir bezeichnen die auf solche Weise durch Sie herbeigeführte Centralisation als eine Nothwendigkeit für die fernere durchgreifende Wirksamkeit des deutschen Rettungswesens, und wie bisher, so werden wir auch ferner auf das Bereitwilligste uns Ihrer Oberaufsicht unterwerfen."

Im nächsten Jahre wird die Generalversammlung der deutschen Rettungsgesellschaft in Bremen abgehalten werden; alsdann steht die Wahl eines neuen Gesellschaftsvorstandes auf der Tagesordnung. Wir freuen uns, daß der jetzige Vorstand die Zusammenfassung aller für das Rettungswesen zur See wirksamen Kräfte schon jetzt so gut wie erreicht hat und hoffen, daß im Mai 1869 dies Einigungswerk durch den Beitritt Hamburgs völlig zum Abschluß gebracht sein wird. —

Bremen, Sommer 1868.

Mit **Nr. 41** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1868.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Epileptische Krämpfe (Fallsucht) heilt der Specialarzt für Epilepsie Dr. **O. Killisch, Berlin,** Jägerstr. 75/76. Auswärtige brieflich. Schon über Hundert geheilt.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Theodor Gerding,
Taschen-Wörterbuch der Technologie.

1. Lief. 1. Hälfte. Preis 12 Ngr.

Dieses Werk, welches in 5—6 Lieferungen complet wird, ist bei den Fortschritten der Technik und Industrie ein Bedürfniß der Zeit und wird besonders **Technikern, Fabrikanten, Chemikern, Gewerbtreibenden, Pharmaceuten, Kaufleuten, Photographen** ꝛc. außerordentlich willkommen sein.

Im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Adalbert von Chamisso's
Poetische Werke.

2 Bände 8°.
Preis 16 Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Winterfeld, A. v., Herr von Filz. 1 Thlr. 15 Ngr.
—— —— Ein gutmüthiger Mephisto. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr.
Mund, E. D., Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr.
—— —— Erlebnisse eines Arztes. 4 Bde. 4 Thlr.
Schirmer, Ad., Verschollen. 3 Bde. 4 Thlr.
—— —— Lütt-Hannes. 2. Ausgabe. 3 Bde. 3 Thlr.
Merx, E., Asyl Lea-Hof. 1 Thlr. 10 Ngr.
Katsch, Ad., Vitibuck. 2. Ausgabe. 3 Bände. 3 Thlr.
Herbert, Luc., Nikolaus und Metternich. 6 Bände. 8 Thlr.
Diehl, Ludw., Ballenheim. 2 Bände. 2 Thlr.
Braun, T. S., Aus der Ehewelt. 3 Bände. 4 Thlr. 15 Ngr.
Kessel, C. v., Der Diogenesclub. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr.
Pichler, L., Bei Lampen- und Sternenschein. 2. Ausgabe. 2 Bände. 1 Thlr. 20 Ngr.
—— — Unter dem Lindenbaum. 2. Ausgabe. 1 Thlr.
Hemsen, Th., Die Czarentochter. 2. Ausgabe. 4 Bände. 4 Thlr.
Wartenburg, K., An trüben Tagen. 2. Ausgabe. 2 Bände. 2 Thlr.

Diese gediegenen Neuigkeiten der beliebten Autoren werden dem Lesepublicum bestens empfohlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dommer, A. v., Handbuch der Musikgeschichte. 3 Thlr.
Gerding, Th., Geschichte der Chemie. 3 Thlr.
Huhn, E. H. Th., Volkswirthschaftslehre. 3¼ Thlr.
—— —— Finanzwissenschaft. 1⅓ Thlr.
—— —— Staatsrecht. 1 Thlr. 24 Ngr.
—— —— Völkerrecht. 1 Thlr.
—— —— Politik. 2 Thlr.
—— —— Statistik. 2 Thlr. 24 Ngr.
Mohs, C., Goldkörner für Offiziere. cart. 20 Ngr.
Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. 3 Bde. 8½ Thlr.
—— —— Geschichte des geistigen Lebens. 2 Bde. 7⅔ Thlr.
—— —— Geschichte der französischen Literatur. 2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr.

Hierzu als Beilage:
Prospect der **Specialkarte von Deutschland**, in 12 Blatt, von **L. Ravenstein.**
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.)

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ANNEX
FORRESTAL

Digitized by Google